

Heimat
Buch
des Kreises
Löwenberg
in
Schlesien

Stadt-Bibliothek
Friedberg + Stamm

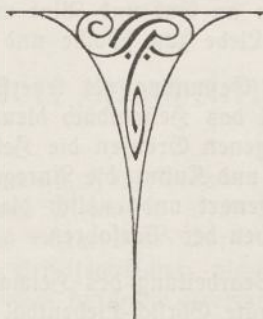
I



Rathaus
in
Löwenberg

Heimatbuch

des Kreises Löwenberg i. Schlef.



Städt. Volksbücherei
Friedeberg i. Sfergeb.

Herausgegeben von

Lehrer i. K. A. Groß in Greiffenberg i. Schlef.

JK 5

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Alle Rechte vorbehalten!

POLITECHNIKA WROCLAWSKA
ZAKŁAD ARCHITECTURY POLSKIEJ
Nr. Mus. 53. n

Verlag: Kreisaußchuß des Kreises Löwenberg.
Für den Buchhandel: Sferverlag Friedeberg/Queis.

Vorwort zur ersten Auflage.

In schwerer Zeit, da das deutsche Volk um sein Dasein ringt, übergibt der Arbeitsauschuß für das Heimatbuch des Kreises Löwenberg dieses Buch der Schule und dem Hause. Es ist aus der Erkenntnis heraus geschaffen worden, daß in aller Not der Nachkriegszeit und nach so großen Verlusten an Gut und Blut uns nur noch eines aufrechterhalten kann: die Liebe zum Volke und zur Heimat.

Der Aufgabe, diese Gesinnung als teuerstes Gut zu hüten und lebendig zu erhalten, soll das Heimatbuch dienen. Zu diesem Zwecke will es in den ihm gezogenen Grenzen die Heimat betrachten in dem Werdegange ihrer Natur und Kultur, die Anregung geben zum Schauen ihrer Schönheit und Eigenart und endlich die Ehrfurcht stärken vor den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren.

Der Ausschuß zur Bearbeitung des Heimatbuches bildete sich auf Anregung der Kreis schulräte Görlich-Liebenthal und Schulz-Löwenberg, die auch weiterhin die fortschreitende Arbeit tatkräftig förderten. Die Schwierigkeiten, welche der Herausgabe eines solchen Buches wegen der hohen Herstellungskosten im Wege standen, konnten dadurch überwunden werden, daß die Kreisbehörden von vornherein in erfreulicher Bewertung des Unternehmens eine bedeutende Summe zur Verfügung stellten. Für ihre Bewilligung hat sich der Landrat Schmiljan besonders verdient gemacht. Um das Buch mit Bildschmuck zu versehen, gewährten die Städte des Kreises, sowie der Reichsgraf Schaffgotsch in dankenswerter Weise ansehnliche Beihilfen.

Mit der Leitung der Arbeiten beauftragte der Ausschuß den Lehrer i. R. U. Groß-Greiffenberg, der durch viele Wanderungen und langjährigen Umgang mit Land und Leuten ein vertrauter Kenner aller heimatklichen Verhältnisse ist und bereits manche wertvollen Beiträge zur Heimatkunde geliefert hat. Ihm stellten sich zahlreiche eifrige Helfer zur Verfügung, die in völlig uneigennützigter Weise den Inhalt des Buches bereichern halfen. In gleicher Selbstlosigkeit schmückte der Maler Neumann-Hegenberg in Görlich das Buch mit Zeichnungen, die den Inhalt reizvoller und wertvoller gestalten dürften.

Die Sichtung und Ueberarbeitung der einzelnen Aufsätze erfolgte durch den Herausgeber, wobei er von seinem Sohne, dem Lehrer K. Groß-Görlich, in umfassender Weise unterstützt wurde.

Der Ausschuß ist sich wohl bewußt, in dem Buche nichts Vollkommenes und Mustergültiges geschaffen zu haben. Er würde deshalb für alle Verbesserungsvorschläge und Berichtigungen sehr dankbar sein. Sie sollen in einer neuen Auflage verwertet werden, die sich leicht als notwendig erweisen dürfte, falls das Buch wird, was es werden soll: nicht nur ein Schulbuch, sondern ein Familien- und Volksbuch.

Im Juni 1922.

Der Arbeitsausschuß für das Heimatbuch des Kreises Löwenberg.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Was der Arbeitsausschuß im Vorworte zur ersten Auflage erwartete und erhoffte: neue Mitarbeit, Verbesserungsvorschläge und sachliche Beurteilung, das wurde dem Werke in überaus reichem Maße zuteil. So kann der Arbeitsausschuß, nicht zuletzt dank der geldlichen Sicherstellung des Druckes durch die Kreisbehörden und dank der nachhaltigen Förderung der guten Sache durch den Vorsitzenden des Kreis-ausschusses, Landrat Schmilian, schon nach Verlauf von 3 Jahren das Heimatbuch in 2. Auflage der Schule und dem Hause darbieten.

Ziele und Aufgaben des Buches sind dieselben geblieben. Es soll auch fernerhin sein ein liebes Lesebuch, ein gern aufgesuchter Berater, ein nirgends fehlendes Hausbuch, eine zuverlässige Quelle.

Der Inhalt wurde wesentlich vermehrt und verbessert. Trotzdem erhebt das Buch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die Aufsätze sind nur Beispiele für eine eingehende Betrachtung der Heimat. Literatur zu den einzelnen hier vertretenen Sachgebieten ist in ansehnlicher Zahl vorhanden; doch wird von ihrer Aufzählung abgesehen, da sie ja nur wenigen Lesern zugänglich ist. Nur für ein Gebiet sei eine Ausnahme gestattet, weil die betreffenden Werke als gern gelesene Heimatbücher angesehen werden können. Wer sich über geschichtliche Dinge weiter unterrichten will, findet reichlichen Stoff in den Chroniken der einzelnen Städte und bei Heinze „Uebersicht des Löwenbergischen Kreises“ (1825). Dabei sei besonders hingewiesen auf die Geschichte Löwenbergs von Sutorius, die zwar schon weit über 100 Jahre alt ist (erschienen 1784 und 1787), aber immer noch eine zuverlässige Grundlage für den Geschichtsforscher bietet. Dagegen kann vor den Schriften Bergemanns nicht genug gewarnt werden, weil sie unzuverlässig sind und ihr Inhalt vielfach reine Erfindung des Verfassers ist.

Auch der neuen Auflage ist eine Karte des Kreises beigelegt. Zu den Federzeichnungen ist als Buchschmuck eine Anzahl künstlerisch wertvoller Lichtbilder getreten. Als eine besondere Bereicherung erscheint zum ersten Male ein geologischer Querschnitt des Kreises von dem Geheimen Bergrat Professor Dr. Ernst Zimmermann-Berlin, der in amtlichem Auftrage die geologischen Spezialkarten unseres Gebietes aufnimmt.

Der Arbeitsauschuß genügt nicht nur einer Pflicht, sondern kommt einem Herzensbedürfnis nach, wenn er an dieser Stelle allen denen dankt, die Hand ans Werk gelegt haben. Dank sei allen Mitarbeitern für Ihre Beiträge, dem nimmermüden Leiter der Arbeit, Lehrer i. R. A. Groß, der als Herausgeber zeichnet, sowie seinem Sohne, Lehrer K. Groß in Görlich, der auch bei der neuen Auflage seine Liebe zum Heimatkreise durch umfassende und aufopferungsvolle Mitarbeit betätigte. Besonderer Dank gebührt auch den Schulräten Schulz und Görlich sowie dem San.-Rat Dr. Siebelt, Flinsberg, für eifrige Werbetätigkeit, Beschaffung und Sichtung des Stoffes und Besorgung des Bildschmuckes und der Lehrerschaft des Kreises für Verbreitung des Buches und Auswertung seiner Gedanken in Haus und Schule. Möchte auch die 2. Auflage des Buches eine freundliche Aufnahme finden. Möge das Buch werben für Heimatkennntnis und Heimatforschung, möge es der Heimatpflege und dem Heimatschuß dienen und überall Heimatgefühl und Heimatliebe erwecken.

Im Juli 1925.

Der Arbeitsauschuß für das Heimatbuch des Kreises Löwenberg.

A. G r o ß, Lehrer i. R., Greiffenberg.
Studienrat E n n e n - Löwenberg, Schulrat G ö r l i c h - Liebenthal,
Lehrer K. G r o ß - Görlich, Hauptlehrer G ü n t h e r - Krummöls, Lehrer
K o c h - Löwenberg, Schulrat S c h u l z - Löwenberg, Sanitätsrat Dr.
S i e b e l t - Flinsberg, Lehrer V o l k m a n n - Friedeberg, Prorektor
V o l k m e r - Liebenthal.

Heimat.

Von Adolf Hofst.

Dich will ich singen, dir will ich sagen,
Die du mir heilig und lieblich bist,
Wo sie mich liebend zur Taufe getragen,
Wo meiner Toten Schlummerstatt ist;
Wo deiner Aecker Brot sie mir brechen
Und meiner Mutter Sprache sprechen:
Heimat, Heimat, o Heimat.

Nirgends doch blühen die Gärten so wonnig,
Rauschen die Wälder so wunderbar,
Als wo dein Himmel, selig und sonnig,
Hoch über meinem Haupte war.
Land meiner Liebe du, Land meiner Lieder,
Immer und immer grüß' ich dich wieder:
Heimat, Heimat, o Heimat.

Lockt auch die Fremde verheißend die andern,
Trühtig zu stürmen zu fernerm Strand,
Laßt sie doch sehnen und singen und wandern
Bis sich vor Heimweh ihr Herze verbrannt!
Wer dich geliebt einst, wer je dich besessen,
Keiner, ach keiner kann dich vergessen:
Heimat, Heimat, o Heimat.

Du bist die Kraft uns, du bist die Stärke,
Süß wie ein Traum und wie Felsen so fest,
Sonne und Segen zu täglichem Werke,
Trost uns und Treue, die nimmer verläßt!
Drum auch gefreu dir in Glück und Verderben
Dir will ich leben, dir will ich sterben:
Heimat, Heimat, o Heimat, teure Heimat —

Die heimatliche Erde und ihre Schätze.

Die Entstehung des Bodens der Heimat.

Wenn wir das Werden unsrer Heimat im Wandel der Zeiten verfolgen wollen, so ist es notwendig, zuvor einen Blick zu tun auf das Antlitz unsrer weiten Erde. Denn die Oberfläche des Kreises Löwenberg ist ja nur ein verschwindend geringer Teil davon, und Entstehung und Umbildung des heimatlichen Bodens sind untrennbar verbunden mit den wechselnden Schicksalen des Erdbodens überhaupt.

Droben am Himmel ziehen die Sterne ihre Bahnen von Ewigkeit in Ewigkeit. Es sind Sonnen gleich der unseren. Und vielleicht mit jeder von ihnen wandeln kleine Sterne wie eine Kinderschar mit ihrer Mutter. Die Erde ist ein Kind unsrer Sonne; mit ihren Geschwistern, den Planeten, schwingt sie sich um die Sonne. Die Beobachtung lehrt, daß alle Weltkörper eine bestimmte Entwicklung durchlaufen: Gasnebel von ungeheuren Ausmaßen leuchten neben glutflüssigen Fixsternen, Planeten unsers Sonnensystems zeigen Erstarrungsrinden über dem noch glühenden Kern. Der Mond ist ein gänzlich erstarrter Himmelskörper. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß auch unsre Erde vor Jahrmillionen ein glühender Gasball war, der allmählich glühendflüssig wurde und sodann unter der Wirkung des eiskalten Weltraumes eine Erstarrungskruste erhielt. Darauf schlug sich bei weiterer Abkühlung die Wasserdampfhülle nieder als Meer. — Die Erdrinde ist im Laufe der Erdgeschichte gewaltigen Veränderungen unterworfen worden. Sie zerbrach in Schollen, die absanken, aufwärts gehoben oder seitlich verschoben wurden. Manche Schollen wurden seitlich so zusammengedrückt, daß sie sich zu Gebirgen und Mulden falteten. Niederbrechende Erdrindenstücke drückten auf den darunterliegenden glutflüssigen Schmelzfluß und trieben ihn in den Schollenspalten empor. (Vergl. damit die in Schollen niedergebrochene Eisdecke eines Teiches). Sank ein Einbruchsfeld tief genug, so sammelte sich das Meer in der entstandenen Senke, lockerte mit seiner Brandung die Gesteine und nagte sie aus, löste und zerstörte sie, spülte sie fort, und lagerte sie ab als Sediment- oder Bodensatzgesteine. Wurde ein Stück Erdrinde hochgetrieben, so war es der Verwitterung und Abtragung durch Wasser, Hitze, Frost und Wind ausgefetzt. Ganze Gebirge sind im Wandel der Jahrhunderte tausende zu niedrigen Hügelländern eingeebnet worden, weite Festländer sind unter den Meeresspiegel abgesunken und manchmal wieder herausgehoben worden. Zu allen Zeiten haben gewaltige

Umlagerungen des Gesteinmaterials auf der Erde stattgefunden bis auf diesen Tag. — Bei der Bildung der Erdschichten wurden vielfach die zur Zeit gerade lebenden Pflanzen und Tiere in die Gesteinsmasse eingebettet. Sämtliche Bodensatzgesteine enthalten solche Ueberreste; man nennt sie Versteinerungen. In unsern heimischen Museen und in Privatbesitz sind zahlreiche derartige Funde vorhanden, z. B. Muscheln, Abdrücke von Fischen und Insekten, Knochenpanzer, Knochengeriiste. Auch Kohle und Bernstein gehören dazu.

Wie die erste Erstarrungskruste der Erde beschaffen war, wissen wir nicht. Die ältesten Gesteine, die wir kennen, sind Glimmerschiefer und Ton-schiefer. Es sind uralte Bodensatzgesteine, die in unendlich langen Zeiträumen zu festgefügtem Kristallgemenge sich umbildeten. Zwischen diese Schieferschichten drangen aus der Tiefe heiße Granitmassen und erstarrten unter dem Druck der umgebenden und darüberliegenden Gesteinsdecken zu schiefrigem Gneis. — Wie eine große Insel ragen solche Gesteine in unsrer Gegend aus den jüngeren Schichten hervor. Sie erfüllen das Gebiet des heutigen Iser- und Riesengebirges, dazu das ganze Vorland, begrenzt von der Linie Lauban—Bunzlau—Jauer—Striegau. Nicht überall besteht jetzt freilich dieses Gebiet unter der Ackerkrume aus Urgestein; der Grundstock aus Schiefer ist nämlich an vielen Stellen von späteren Gesteinschichten überdeckt worden. Im Kreise Löwenberg ist es die als Ausläufer des Bober-Kaßbach-Gebirges nach Westen bis Lauban an den Queis ziehende Wasserscheide, die aus Urgestein, aus Ton-schiefer, besteht. Im Süden der Schieferplatte erheben sich die beiden nördlichen Kämme des Isergebirges: der Hohe Iserkamm und der Kemnikkamm, die aus Gneis und Glimmerschiefer bestehen. Diese beiden Bergzüge und die Höhenreihe der Wasserscheide sind somit die ältesten Stücke sichtbarer Erde unsers Kreises. Ihre Gesteine waren eher da als die des Riesengebirges und die Sandsteinberge um Löwenberg; die zu Tage tretenden Gneis- und Schieferfelsen dieser Höhen sind Zeugen der Oberflächenbildung unserer Heimat seit uraltester Vorzeit. Ein Naturdenkmal dieser am weitesten zurückliegenden Zeit ist der Totenstein bei Steine. Er ist eine in die Gneisplatte eingelagerte Quarzschicht oder das Ende eines Quarzgangs, ähnlich dem Gipfel der Weißen Steinrücke auf dem Hohen Iserkamme. Der Quarzfelsen des Totensteines hat der Verwitterung ungleich länger standgehalten als der Gneis der Ebene von Friedeberg ringsherum. Daher erhebt er sich als ein Hügel über die Verwitterungsprodukte des Gneises, der ihn ursprünglich umgab.

Da die Erdkugel sich unter der Wirkung der allmählichen Abkühlung zusammenzog, runzelte sich die um das glutflüssige Innere liegende feste Rinde wie die Schale eines trocknenden Apfels. Die Erdkruste lockerte sich, zerbrach, und klaffende Spalten fielen sich auf. Aus der Tiefe aber drang zur Erdoberfläche heiße, mit glühenden Gasen geladene vulkanische Schmelze und wölbte sie quer durch ganz Mittel-

europa zu einem alpenhohen Gebirge empor, von dem unsre deutschen Mittelgebirge und die Sudeten nur noch spärliche Ueberreste sind. Damals stieg im Gebiet des heutigen Riesengebirges und des südlichen Isergebirges eine gewaltige Masse glühender Gesteinschmelze empor, drang in die Gneis- und Schieferschale ein, blähte sie zu einer riesigen Blase auf und erstarrte, ehe sie die Oberfläche erreichte, zu einer kristallischen Masse. Dieses Gestein ist der Granit, der jetzt, nachdem die ehemals darüberliegende Kappe von Wind und Wetter abgetragen worden ist, die Höhen des Riesengebirges und der böhmischen Kämme des Isergebirges, aber auch die Tiefen des Hirschberger und Reichenberger Kessels bildet. Die zum Teil als grobe Gerölle, zum Teil als Sand und Schlamm abgetragenen Massen bildeten am Fuße der Gebirge mächtige Schotter-, Sand- und Tonlager, die sich zu Schiefer-tonen, Sandsteinen und Konglomeraten erhärteten.

Das Meer, das in diesem Anfang der geologischen Zeitrechnung bei uns wogte, wich nach Norden und Osten aus, und in den zurückgebliebenen sumpfigen Niederungen bis weit nach Böhmen und Oberschlesien hinein entwickelte sich unter dem Einflusse großer Wärme und Luftfeuchtigkeit, die damals noch auf der Erde herrschten, eine seltsame Pflanzenwelt. Aus schlammigen Lagunen erwuchsen dichte, düstere Urwälder, bestehend aus baumartigen Farnen, bärlappartigen Schuppenbäumen, riesigen Schachtelhalmen und gewaltigen besenförmigen Narbenbäumen. Wo in solchen Lagunen und Tälern die Pflanzenleiber durch Fluten luftdicht verschüttet wurden, entstanden die Steinkohlenslager. Im Kreise Löwenberg fand sich allerdings dazu keine Gelegenheit, wie etwa im Waldenburger Gebiet; denn unsre Gegend lag wohl noch zu hoch und verfiel weiterer Abtragung. Vielleicht sind auch die Steinkohlenschichten, die sich einst hier bildeten, durch spätere Wasserfluten hinweggespült worden.

Gegen Ende des Altertums der Erde, bald nach der Bildung der Steinkohlen, trafen noch andre bedeutame Veränderungen der Oberfläche unsers Kreises ein. Es erfolgten im Niederkreise Durchbrüche feurigflüssiger Lavagesteine: des Porphyr's („Purpurstein“, wegen seiner meist rötlichen Grundmasse) und des Melaphyr's oder Grünsteinporphyr's. Porphyr bildete östlich der Raabach in der Schönaner Gegend große Kuppen und Bergrücken, z. B. den Willenberg. Melaphyr breitete sich als Lavadecke über das Urgestein der Löwenberger Mulde und über die ältesten Schotter und Sande. Der Melaphyr tritt jetzt nur noch zu Tage in einem breiteren Streifen von Anhöhen, der vom Scholzenberg bei Süßenbach über den Pfaffenberg bei Wiesenthal, Dippelsdorf, Speerberg bei Märzdorf bis Niederschmottseiffen reicht, und in mehreren schmalen Streifen, deren erster einerseits von hier über den Zwickelberg, Mittel-Görzseiffen bis zu den Seiffenhäusern zieht, andererseits sich nach Südost bis zum Südausgang des Löhner Tunnels fortsetzt, während ein zweiter bei Karlsthal beginnt und nordwestwärts über Kl.-Röhrsdorf, Oberschmottseiffen,

Friedrichshöhe, die Obermühle in Göriseiffen und den Hopfenberg sich verfolgen läßt bis Hagendorf. Der Melaphyr, an sich ein düsterfarbiges Gestein, zeichnet sich häufig durch zahlreiche kleine, aber auch zuweilen bis kopfgroße Blasenräume aus, die mit schönen Bergkristallen oder Amethysten ausgefüllt sind, wie es besonders die Bahneinschnitte bei Schmottseiffen gezeigt haben. Daß die Melaphyr-Lavadecke heute nur in verhältnismäßig geringen Ausmaßen sichtbar ist, rührt daher, daß neue Massen von Sand und Schotter sie zum größten Theile zudeckten. Diese Konglomerate, d. s. Gesteine, die aus abgerundeten Geröllen zusammengesetzt sind, die durch ein Bindemittel miteinander verkittet wurden, setzten sich in einer Trockenzeit der Erde ab. Sie zeigen darum die rothe Farbe vieler Wüstensande. Man bezeichnet sie als *Rothliegende*. — Bald drang aber wieder das Meer in unser Gebiet ein und setzte über diesen festländischen Schottern Kalk und kalkreichen Mergel ab. Wir bezeichnen ihn jetzt, nachdem er zu festen Gesteinsplatten erhärtet ist, als *Zechstein*. Hierher gehören die Kalklager, die ehemals bei Cunzendorf u. W., Nieder-Göriseiffen, Nieder-Mois, Siebeneichen und an den Schmottseiffener Feldhäusern ausgebeutet wurden. Es mag ein seichtes Meeresbecken gewesen sein, was sich damals von Neuland her in das Kreisgebiet hinein erstreckte; es setzte hier das geringmächtige Gipslager von Neuland ab, das sich bis Logau a. Qu. hinzieht, während gleichzeitig im Norden Deutschlands, wo das Meer tiefer war, die mächtigen Salz- und Kalilager entstanden. Gips, d. i. schwefelsaurer Kalk, kommt als Senkstoff des Meeres zumeist in Gemeinschaft mit Salz vor. In unsrer Gegend, die dem damaligen Ufergebiet angehörte, hat sich wohl garnicht Salz abgesetzt. Es ist aber auch möglich, daß auch bei uns einst Salzschiefer ausgeschieden, aber von späteren Meeresfluten wieder aufgelöst und weggeführt worden sind.

Unermessliche Zeiten vergingen. Dem Altertum der Erde folgte eine neue Zeit der Sedimentbildungen, das Mittelalter der Erde. Diesen großen Zeitabschnitt kennzeichnen folgende Schichtgruppen: 1. die Trias, d. i. die Dreieit des Buntsandsteins, Muschelkalks und Keupers, 2. die Juraschichten, 3. die Kreideformation — so genannt nach der darin vorkommenden Schreibkreide — mit den in ihre Zeit fallenden Sedimenten von Quadersandstein, Ton, Plänerkalk und Mergel. Unser Kreis weist aus dieser Zeit *Buntsandstein*, *Quadersandstein*, *Ton*, *Pläner* und *Mergel* auf. Keine Ueberreste aus diesem Zeitalter besitzt der Oberkreis. Entweder sind sie später wieder völlig zerstört worden, oder der Oberkreis ist höher gelagert gewesen als seine Umgebung, so daß dem Meere keine Gelegenheit gegeben war, Senkstoffe abzusetzen. Aber im Niederkreis entstanden Gesteinsbildungen und Bodenarten von solcher Mannigfaltigkeit und Eigenart, daß diese Gegenden zu den interessantesten Gebieten steinkundlicher Beobachtungen geworden sind. Ueber dem Zechstein bildete sich hier zunächst *Buntsandstein*. Seine Zone wird bei Schlesi-

Haugsdorf vom Queis, bei Siebeneichen und unterhalb Jobten vom Bober durchschnitten. Höfel und Plagwitz stehen darauf. Die Bodenfarbe des roten Berges bei Petersdorf und des Sockels, auf dem der Heilige Berg bei Armenruh steht, kennzeichnen die weitere Richtung dieser Buntsandsteinablagerung. Auch bei Karlsthal, Lähn und Waltersdorf trifft sie wieder auf. Die Schichten des Muschelkalkes, bei Groß-Hartmannsdorf in großen Brüchen aufgeschlossen, breiten sich nicht bis in den Löwenberger Kreis aus. Die oberste Abteilung der Trias, der Keuper, ist bei uns nirgends entwickelt, nur rechts der Oder ist er nachgewiesen worden. Auch die Schichten der darauf folgenden Juraformation sind hier nirgends erhalten. Wahrscheinlich haben sie dem Kreisgebiet überhaupt gefehlt; das würde bedeuten, daß es zu ihrer Zeit wieder Festland gewesen ist.

Als das Meer von neuem, und zwar zum letzten Male, in unser Gebiet drang, im Beginn der jüngeren Kreidezeit, verarbeitete seine Brandung die Sande des Buntsandsteins und die aus der langdauernden Verwitterung von Granit und Gneis entstandenen Sande und lagerten sie zu Quadersandstein um. Es sind drei Lager des Quadersandsteins mit zwei Zwischenlagern von Ton und Mergel zu unterscheiden. Die Tone und Mergel bilden bei ihrer Verwitterung einen fruchtbaren, fetten Mergelboden, z. B. in den Wiesen zwischen Flachenseiffen und Langenau, bei Ludwigsdorf und Groß-Rackwitz. Ihr Kalkgehalt stammt her von Milliarden kleiner Kalkschalen von Muscheln und kleinsten Tierchen, die damals im Meere lebten. Gegen Ende der Kreidezeit war das Meeresbecken mit Sanden und Mergeln bis oben zugefüllt und verlandete allmählich. Das Salzwasser wurde, wie die versteinerten Muscheln bezeugen, brackisch, dann süß, und es bildeten sich Sümpfe und Moore, deren Torf sich weiterhin in Pechkohle verwandelte. Hierher gehört das dünne Kohlenlager von Groß-Walditz und von Wenig-Rackwitz, das also jünger als die Steinkohle und älter als die Braunkohle ist.

Großen Reichtum an Landschaftsformen bieten die Quadersandsteinbildungen. Am Südrande der Lähner Mulde erreicht der Quadersandstein seine höchste Höhenlage in der steilen Kuppe des Grunauer Spitzberges. Löwenbergs Bürger nennen die ausgedehnten Sandsteingebilde bei ihrer Stadt „Löwenberger Schweiz“. Die massigen, eigenartigen Felsen mit ihren Zerklüftungen und Auswaschungen, in denen die Quadersandsteinschichtungen sichtbar werden, verleihen der Landschaft einen romantischen Reiz. Das Gestein enthält vielfach Abdrücke von größeren und kleineren Meeresmuscheln; auch im Plänermergel der Umgegend fand man Muscheln, Haifischzähne und Seeigel. Nach Nordwesten zieht der untere Quadersandstein vom Löwenberger Schießhaus über die Neuländer Harte, wo ehemals große Mühlsteinbrüche betrieben wurden, hinüber zum Queis, nach Südoften bis an den Bober bei Höfel. In spitzem Winkel umzieht er dann Plagwitz und den Luftenberg und streicht über den Hirseberg nach Lauterseeifen. Der

obere Quader bildet rechts des Bobers den Hufarenstein, schuf im Schottenstein eine prächtige Felswarte und trägt auch Schloß Hohlstein. Im Westen des Bobers erschließen ihn die großartigen Steinbrüche von Wenig-Rackwitz, aus denen die Steine des Reichstagsgebäudes in Berlin entnommen sind.

Mit dem Ende der Kreideperiode und damit auch mit dem Ausgang des Erdmittelalters beginnt für Schlesien eine lange Festlandszeit. Aber nach langer Ruhe trafen dann neue Spannungen in der Erdrinde ein; es entstanden Sprünge, Senkungen und Faltungen. In dieser Zeit sind der Hirschberger und Friedberger Talkessel eingebrochen. Die Hochfläche von Reibnitz senkte sich; auch bildete sich damals die große Längsfurche, der jetzt nach Osten der Kleine Zacken und nach Westen der Queis folgen. Im Niederkreis senkten sich die Schichten vom Kolliegenden bis zur Oberkreide in mehreren, parallelen, schmalen, durch ebenfalls parallele Spalten getrennten Mulden. Insbesondere sind zu nennen die Löwenberger und die Löhner Mulde. An den Rändern der Mulden richteten sich dabei die ursprünglich horizontalen Schichten auf, z. T. zu völlig senkrechter Stellung (z. B. an der Teufelsmauer). — Gleichzeitig oder kurz darauf machten sich auch die vulkanischen Mächte des Erdinnern wieder geltend. Die lockeren Stellen im Gefüge der Erdrinde benutzend, drangen an zahlreichen Stellen des Kreises und der Umgegend in mächtigen Schußkanälen neue Gutmassen aus der Tiefe und türmten sich zu den vielen *Basaltkegeln* auf als eindrucksvolle Male jener Erdkatastrophe. Bei Greiffenberg erhob sich der Galgenberg, bei Gebhardsdorf der Rietstein. Aus einer gradlinigen Spalte der Friedberger Ebene stiegen drei Gipfel empor: der Märzberg bei Friedberg, der Greiffenstein und der Kapellenberg bei Neundorf. Dieselben vulkanischen Gewalten, die bei Querbach und Kunzendorf den Kahlen Berg emportrugten, durchbrachen die Erdoberfläche auch bei Birngrüß, Johnsdorf, Hennersdorf, Ullersdorf-Liebenthal und in der Löhner Mulde. Sie schufen den Heiligen Berg bei Armenruh, den wundervoll geformten Probsthainer Spitzberg und den schönen Grödißberg als die jüngsten Berge unter ihren Nachbarn. Auch bei Sirgwitz drang eine breite Basaltmasse zur Oberfläche. Die Kraft des Schmelzflusses reichte selbst dazu aus, hoch oben auf der Iser an der Landesgrenze den Buchberg (999 Meter) aufzubauen. Von nun an grüßte auch aus dem Westen die Landeskronen bei Görlich herüber. — Ein feuchtwarmes Klima ermöglichte in dieser sogenannten Tertiärzeit, d. i. die dritte Erdperiode, die Entwicklung einer reichen Tier- und Pflanzenwelt. Maler haben versucht, diese Zeit uns im Bilde wiedererzählen zu lassen. Diese Bilder muten uns an, als wären wir im Märchenlande. Palmen reckten ihre Wipfel zu schwindelnden Höhen; in den Wäldern wucherten immergrüne Laubbäume und Lorbeer- gewächse. Unsr Laubbäume Eiche, Buche und Erle teilten den Waldboden mit Mammutfichten, Cedern, echten Kastanien, Weinreben, Feigenbäumen und Sumpfyypressen. Die Rieseneidechsen der Kreidezeit

waren verschwunden; große tapirähnliche Dickhäuter und hirschähnliche Zweihufer belebten die Landschaft; Affen hielten sich im Gezweige auf, und in den Dickichten hatten Schweine, Wildhunde und Wildkagen ihr Versteck. — An vielen Stellen Deutschlands haben Wasserfluten mit ihren Sanden und Schottern die Pflanzenwelt begraben. Sie stauten Laub- und Nadelhölzer in Senken und Tälern zusammen und deckten sie mit Erdschichten luftdicht zu. Es entstanden die Braunkohlenslager, von denen die uns benachbarten bei Siegersdorf und Lauban-Lichtenau abgebaut werden. Der in der Bildungszeit der Braunkohlensflöze häufigste Baum war die Sumpfpypresse.

Noch einmal wurde unsre Heimat einer tiefgreifenden Veränderung unterworfen. Stetig und unaufhaltsam wandelte sich das warme Klima um zum kalten. Unwirklich wurde es im Lande. Schneestürme brauseten aus dem Osten, und von Mitternacht her zog das nordische Eis heran. Eine Gletschermauer von riesenhafter Dicke und Ausdehnung schob sich südwärts, breit wie ein Meer, aber auf festem Lande dahingleitend, und deckte ganz Nordeutschland zu bis an die mitteldeutschen Gebirge. Die Eiszeit brach herein. In ihrem Eise trugen die Gletscher bis an das Gebirge heran gewaltige Blöcke skandinavischer Granits, Gneises, Porphyr, Quarzits, Kalksteins, auch massenhaft Knollen von Feuerstein und seltener solche von Bernstein. Die nach Süden vorwärtswärtigen Eismassen schliffen Steine und Felsen ab und wälzten ein Geschiebe von Sand, Ton, Lehm und Geröll zu uns weit vom hohen Norden her. In Lehmgruben des Hirschberger Tales und der Friedeberg-Greifsenberger Ebene liegen, untermengt mit nordischem Granit und Gneis, mit Porphyr, Schiefer und Kalkstein von Gotland, auch Basalte und Melaphyre Niederschlesiens, ebenso Löwenberger Sandstein. Bei Riemendorf fand sich ein Kalkblock, der von Großhartmannsdorf stammt. Bei Kauffung liegt der höchste bis jetzt bekannte nordische Block in 590 Meter Höhe. So hoch war das ganze Gelände mit Gletschereis überzogen, aus dem nur die wenigen über 600 Meter hohen Gipfel herausragten. — Die Eiszeit bedeutete für unsere Gegenden eine völlige Unterbrechung alles Lebens. Die bisher unter einem warmen Klima gediehene Pflanzenwelt ging zugrunde, und die Tiere entwichen in südliche Länder.

Wie lange mag wohl unsere Heimat unter der starren Eisdecke geschlummert haben? Man schätzt jetzt die Dauer der Eiszeiten auf mehrere hunderttausend Jahre. Doch endlich kam der Frühling: das Eis schmolz, die Gletscher tauchten ab und wichen nach Norden zurück, eine Wüste zurücklassend, in der die Flüsse z. T. einen ganz anderen Lauf hatten als heute. In breiten Ufern flutete der Queis als Gletscherstrom zu Thal und grub sich seitwärts nach Westen den Weg durchs Queistal vor den Gletschern und deren Aufschüttungen, die ihm den Weg versperrten. Verstreut über das Land lagen die „Findlinge“ oder erraticen, d. h. von ihrem Ort verirrten Steinblöcke des Nordens. Geschiebelehm, der Schmelzrückstand der Gletscher, und Ge-

schiebekies und -sand, der Schlemmrückstand aus jenem Lehm, bedeckten weithin den Boden. Am Fuße der Wasserscheide, von Schosdorf über die Fluren von Groß-Stöckigt und Krummöls bis Hennesdorf lagerte eine mächtige Sand- und Kiesbank. Um Kapellenberg und Graiffenstein bis Egelsdorf und an den Fuß des Kemnizkammes war ein weites Lehmlager abgesetzt worden. Unsrer heimatliche Erde war wüst und leer, und der Mensch, der in dieser Zeit die Gebiete Böhmens durchstreifte, wird sich mit Scheu und Schauder wieder südwärts gewendet haben, wenn ihn sein Fuß auf den Gebirgsrand der schlesischen Einöde frug. — Doch der Boden war zu neuem Leben bereitet. Ein Streifen Erde nach dem andern wurde frei für den Anflug der Keime einer neuen Pflanzenwelt. Diese war freilich lange Zeit dürftig genug; denn unter der Fernwirkung des nur ganz allmählich zurückweichenden Eises blieb das Klima kalt.

In die Nacheiszeit, als der Eisrand an der nördlichen Grenze Schlesiens lag, fällt die Bildung des Löß, eines porösen, lockeren, oft zwei Meter und mehr mächtigen, in senkrechten Wänden abfallenden Bodens. Sein Ursprung ist in den trockenem Stürmen zu suchen, die vom Eisrande herab nach Süden wehten und aus dem Vorlande, vor allem aus den weiten Flächen der Talsande, die die Flüsse mit ihren Hochwassern schufen, den Staub ausbliesen. Der Staub setzte sich an den Talseiten und im Windschatten der Hochflächen nieder, über die er hinweggesetzt wurde. Das Gras, mit dem sich allmählich das Erdreich bedeckte, hielt den Staub fest und sammelte ihn in den Lößlagern an. Die zahlreichen windgeschliffenen Dreikanter unter dem Löß weisen auf seinen Windursprung hin. Die Umgebung von Görlitz, insbesondere die mittelschlesische Ackerbauebene ist guter Lößboden. In unserm Kreise ist er freilich nur lückenhaft verbreitet. — Zu dieser Zeit hielten das zottige Mammuth, das dichtbehaarte Nashorn, der heute noch in der Polarzone vorkommende Moschusochse, der Riesenbirschkäse und das Renntier ihren Einzug; die Waldungen durchbrachen Bär und Wisent, und ihnen folgte als Jäger, ausgerüstet mit Stein- und Knochenwaffen, der Mensch.

Seit der Eiszeit ist kein Ereignis eingetreten, das gewaltsam die Form der Heimatscholle verändert hat. In ruhigem Verlaufe bildete sich das fruchtbare, bebauungsfähige Erdreich unserer Tage. Es geschah dies durch Verwitterung, wenn Wettereinflüsse, wie Regen, Wärme und Frost, die Gesteine mürbe machten und in ihre Bestandteile auflösten, durch Vermoderung, wenn Pflanzen- und Tierreste wieder zur Erde wurden, und durch Zersetzung, wenn Sauerstoff und Kohlensäure den Zusammenhang der Stoffe zerstörten. Auf diese Weise erhielt der Kreis Löwenberg fast alle Arten des Bodens: Sandboden auf den Kiesbänken der Eiszeit, am südlichen Fuße der Wasserscheide und auf weiten Flächen der Hochebene im Unterkreise, auch im Gebiete des unteren Quadersandsteins, Sumpfboden und Moorboden in den nur langsam abwässernden Niederungen

des Schwarzbachs, des Langwassers, des Delsebaches und der Jvenitz, Lehmboden bei Schosdorf, Krummöls, Baumgarten, Groß-Stöckigt, Egelsdorf und an vielen Stellen auf den Hochebenen und auf den Talböden des Niederkreises, Kalk- und Mergelboden in den Mulden von Löwenberg und Lahn und an den Abhängen der Wasserscheide. Ueberall im Kreise finden wir fruchtbaren Humusboden da, wo verwesende Pflanzen sich mit verwitterten Gesteinen mengen.

Nun hat das Menschengeschlecht die Erde erfüllt und in menschlichen Grenzen sich untertan gemacht. Auch unsere Heimat sah im Wandel vieler Jahrtausende Völker gehen und kommen, sah der Menschen wilden Waffenkampf und schaute ihre harte Arbeit im Ringen ums Dasein. Je mehr aber die Geisteskraft der Menschen sich entfaltete, desto mehr wurde er ein Umbildner der ursprünglichen Natur, die er in seinen Dienst zwang und zu seinem Nutzen formte. Uralte Wälder fielen unter der Art und machten seinen Siedelungen Platz. Sein Pflug durchfurchte den Boden, seine Ausfaat zwang ihn zum Tragen fremder Früchte. Ackerwirtschaft und Industrie haben besonders in neuester Zeit die Erdoberfläche umgeformt, freilich sehr oft zum Nachteil des schönen Landschaftsbildes. Sümpfe und Moräste sind zwar vielfach entwässert und in nuzbringenden Ackerboden verwandelt worden, gleichzeitig aber verschwanden üppiggrüne Wälder und wasserreiche Teiche, die wie klare Perlen so manche Ortschaft umgaben. Die Eisenbahn trug ganze Hügel ab und füllte mit ihnen Tal-furchen aus oder schüttete sie zu graden, unschönen Dämmen auf. Bergbau und Steinindustrie zersprengten viele Berge und schufen dafür wüste Schutt- und Geröllhalben. Auch die den Kreis kreuz und quer durchziehenden vieldrahtigen und vielmastigen elektrischen Leitungen tragen wenig zur Verschönerung der Gegend bei.

Und dennoch liegt in all dem Menschenwerk auch für den Freund der unverbildeten, ursprünglichen Natur etwas Versöhnendes; denn an jeder Scholle, überall, sehen wir die Merkmale reger, fleißiger Arbeit und die Spuren sauren Schweißes. — Noch können wir mit unserer Heimat wohlzufrieden sein, noch prangt sie in einer Fülle von Herrlichkeiten, die andern Gegenden nicht beschieden sind. Unter ragenden Berggipfeln liegen blühende Gelände und Auen, mit Ortschaften reich geschmückt. Aufs schönste verbinden sich gesegnete Wiesen-gründe und lauschige Haine. Forellenbäche rinnen durch die Täler; heilkräftige Quellen entspringen dem Erdreich, die die entchwindende Lebensfreude und den gesunkenen Lebensmut heben und beleben. — Da liegen sie vor uns ausgebreitet, die Heimaffluren — wie ein Buch, darinnen ihre wechselvollen Schicksale eingeschrieben sind. Versuchen wir es, aus seinen Seiten herauszulesen, was es uns von dem Ent- stehen und Werden der Heimateerde verkündet. Weit aufgeschlagen für alle ist das Buch der Natur.

R. Groß-Görlitz.

Der geologische Aufbau des Kreises Löwenberg,

kurz erläutert im Anschluß an einen Querschnitt.

Um ein Bild vom geologischen Aufbau eines Gebietes zu bekommen, sind geologische Querschnitte ebenso nötig wie geologische Karten; ja, erstere sind dem Laien meist noch leichter verständlich als die Karten.

Für den Kreis Löwenberg gibt es noch keine ihn ganz umfassende, neuere Karten; vom Oberkreis sind die Spezialkarten 1:25 000 Blatt Flinsberg, Schreiberhau und Friedeberg nach den Aufnahmen von Professor Dr. G. Berg schon erschienen,*) die übrigen Blätter sind sämtlich erst in Bearbeitung. Eine Uebersichtskarte kleineren Maßstabes könnte zwar schon geliefert werden, ist aber so kostspielig, daß hier davon abgesehen werden muß.

Zum Glück ist aber der geologische Bau des Blattes im großen ganzen so einfach, — dadurch nämlich, daß fast sämtliche einzelnen Formationen (von den jüngsten, dem Tertiär, Diluvium und Alluvium, abgesehen in ziemlich geraden, von SO nach NW ziehenden Streifen angeordnet sind —, daß schon ein einziger Querschnitt von SW nach NO genügt, um den größten Teil des Kreises geologisch kennen zu lernen. Der in unserem Bilde dargestellte Querschnitt beginnt im SW an der Kl. Iser, durchschneidet den Mittel- und Hohen Iserkamm und den Kemnitzkamm, zieht sich weiter über die Hochfläche von Querbach und Rabishau nach Liebenthal, dann über die Schmottseiffener Berge nach Löwenberg und verläuft endlich über Deutmannsdorf und Großhartmannsdorf nach Kaiserzwaldau.

Die Süd- und Nordhälfte zeigen einen gänzlich verschiedenen Aufbau, sowohl nach dem Material wie nach der Bauart.

Die Südhälfte, also der Oberkreis, ist vorwiegend aufgebaut aus einem flaserigen Gneis (gn g)**) der als ein durch Druck schiefzig (flaserig) gewordenen Granit aufzufassen ist. Stellenweise ist dieser alte Granit noch ungeschiefert erhalten geblieben (gn y). Ganz im Süden wird der Gneis von einem mächtigen Stock jüngeren, niemals geschiefertem, also niemals gneisartig gewordenen Granites (G) durchsetzt, der den Mittel-Iserkamm und weiterhin das eigentliche Riesengebirge bildet und danach als Riesengebirgsgranit vom Isergebirgs- oder Gneisgranit unterschieden wird. Aus demselben großen Schmelzflußbehälter im Erdinnern, aus dem der Riesengebirgsgranit empordrang, sind als Nachzügler, auf schmalen Spalten, Gänge von Granitporphyr (Py), Kerfankit (K) und

*) Mit Erläuterungen zum Preise von je 8 Mk. zu beziehen von der Vertriebsstelle der geologischen Landesanstalt, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44.

***) Die in Klammern gesetzten Buchstaben-Bezeichnungen stimmen mit denen der amtlichen geologischen Karten überein und sind deswegen auch hier verwendet worden.

Opetit (Sy) emporgedrungen, andere Spalten sind mit Quarz (O) erfüllt worden.

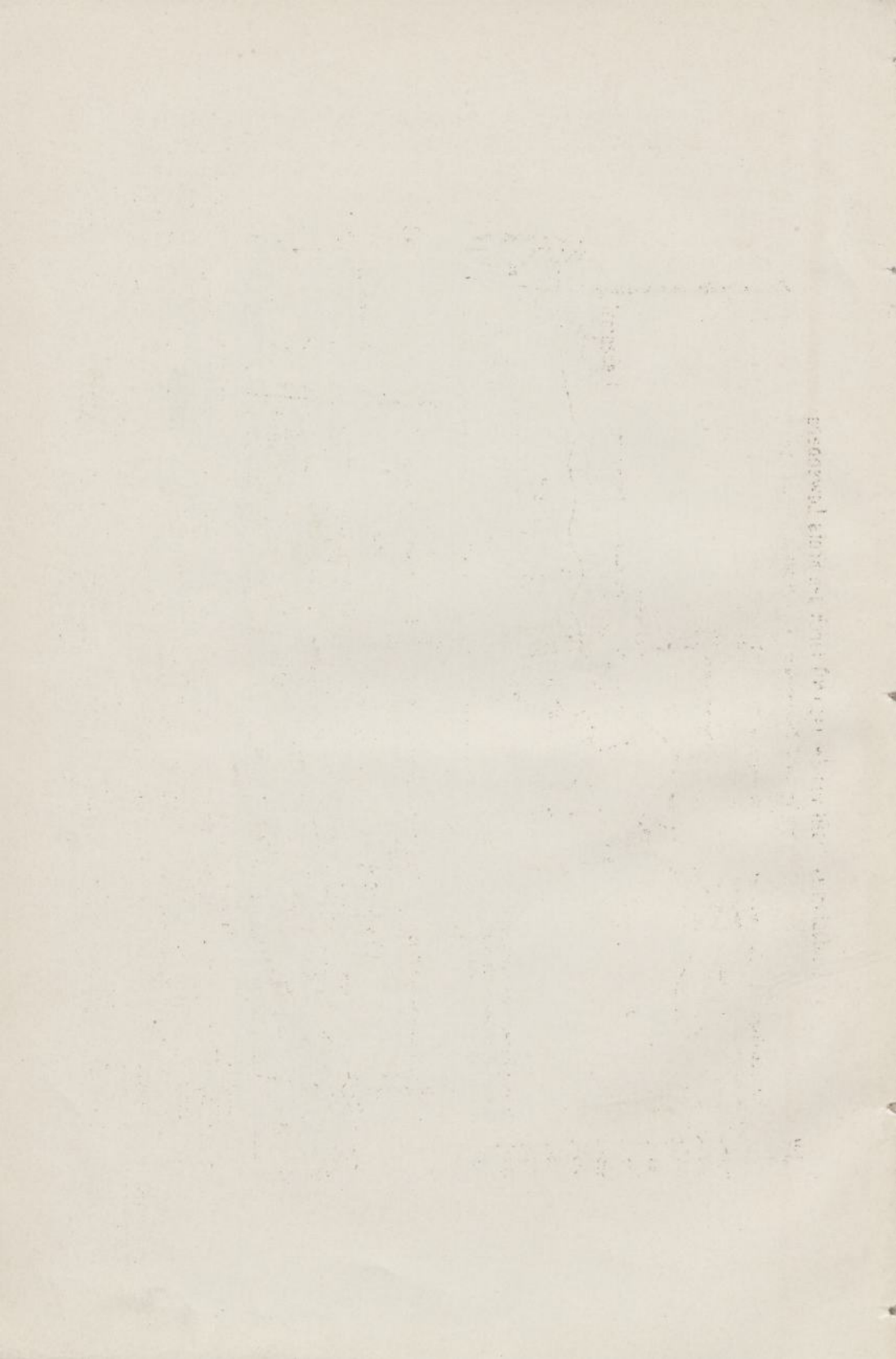
Am Nordfuß des Kemnikammes entlang wird der Gneis von einer großen Spalte, der Hochgebirgsrand-Verwerfung, durchzogen, an der seine nördliche Hälfte um mindestens 600 Mtr., wahrscheinlich sogar über 800 Mtr. in die Tiefe gesunken ist. Man hat sich vorzustellen, daß sich die Hochfläche von Rabishau-Liebenthal in ihrer ursprünglichen Höhe ehemals, bevor sie nieder sank, südwärts über den Hohen Iserkamm, überhaupt das ganze Iser- und Riesengebirge, fortsetzte; sie ist hier aber nicht mehr als große, ziemlich ebene Fläche erhalten geblieben, sondern durch die hier mit viel stärkerem Gefälle wirksamen Bäche in die verschiedenen „Kämme“ zerschnitten worden. Wann sich diese ziemlich ebene Hochfläche gebildet hat, geht daraus hervor, daß auf ihr (bei Friedeberg) sich Sande und Tone der Braunkohlenzeit oder des Tertiärs abgelagert haben, die entstanden sind aus dem vertonten (kaolinisierten) Gneis, wie er bei Steine gewonnen wird. Die Hochfläche ist demnach wohl am Anfang der Tertiärzeit gebildet, also verhältnismäßig jung, die genannte Verwerfung aber ist noch etwas jünger (etwa mitteltertiär).

Im Anschluß an diese Spaltenbildung und Verwerfung, zu der wir alsbald noch mehrere parallele, zu demselben „Spaltensystem“ gehörige kennen lernen werden, sind auch die Basalte (B) in gewöhnlich zylindrischen Röhren („Schloten“) hochgekommen, von denen unser Profil den Basalt des Buchbergs und des Wickensteins getroffen hat, während es weiter im Nordosten nahe am Basalt des Größißberges vorbeiläuft.

Ehe wir den Südtteil des Gebietes verlassen, ist noch nachzuheben, daß sich am Nordfuß des Kemnikammes, südlich neben der Verwerfung, jener schmale Streifen von Glimmerschiefer (gl) von Blumendorf über Querbach und Viehren nach Krobsdorf hinzieht, der sich in einer gewissen Zone durch seinen Reichtum an Granatkrystallen (G) und durch die Führung feinverteilter Kobalt- und Zinnerzes auszeichnet, so daß darauf früher Bergbau umging.

Nördlich, nahe bei Liebenthal, verläuft — als die Grundlage für die natürliche Trennung des Ober- und Unterkreises — eine zweite große Spalte durch die Erdkruste, die auf dem Profil als die „Inner-sudetische Hauptverwerfung“ bezeichnet ist. Nördlich von ihr ist kein Granit, Gneis oder Glimmerschiefer mehr zu finden, erst mit über 1000 Meter tiefen Bohrungen würde man diese Gesteine wohl antreffen. Um mindestens diesen Betrag ist also wieder das nördliche Gelände gegenüber der Rabishau-Liebenthaler Hochfläche abgesunken.

Während wir aber sehen, daß die Hochgebirgsrandspalte bei Querbach erst nach der Bildung der Rabishauer Hochfläche entstanden ist, dürfen wir annehmen, daß die inner-sudetische Hauptverwerfung vorher entstanden ist, weil sich die Fortsetzung jener Hochfläche wahrscheinlich nordwärts über das ganze Kreisgebiet hin-



weg gezogen hat, ohne daß an der Spalte ein erheblicher Niveauunterschied noch sichtbar ist. Wenn die Hochfläche hier jetzt fast nirgends mehr deutlich erkennbar ist, so beruht dies darauf, daß sie auch hier (wie im Iser- und Riesengebirge) durch die Flußerosion und sonstige jüngere Abtragungen wieder zerstört ist. Hier wirkte aber nicht so sehr (wie im Gebirge) das starke Gefälle, sondern die meist bestehende Weichheit der die Oberfläche bildenden Gesteine der Zerstörung in die Hände. Darum sehen wir auch, daß diejenigen Gesteine, die besonders fest und widerstandsfähig sind, weniger tief unter jene Hochfläche hinab abgetragen sind als die weicheren Gesteine. Wegen der schon eingangs erwähnten, nordwestlich verlaufenden streifigen Verbreitung der einzelnen Gesteine bilden darum die harten und festen Felsarten Bergwälle, Rücken oder Kämme, die weicheren aber Einsenkungen und Täler. Zu den ersteren gehören die Tonstiefer (ps), die bei Oberschmottseiffen u. a. D. Kalklager (*) einschließen, ferner die Melaphyre (M) und die Quadersandsteine, besonders der Untere Quadersandstein (c 01) und der Obere (c 05), bei Braunau auch der Mittlere (c 03). Am höchsten ragt noch der Tonstiefer empor, der darum auch die „Wasserscheide“ im größten Teile ihrer Erstreckung bildet.

Dieser Tonstiefer (ps) ist eines der ältesten Gesteine, welches sich auf dem Gneis und Glimmerschiefer abgelagerte. Zwar sind aus ihm noch keine Verfeinerungen bekannt geworden, aus denen wir seinen Bildungsraum und seine Bildungszeit bestimmen könnten. Doch ist es wahrscheinlich, daß er aus dem Meere als Schlamm abgesetzt worden ist und der sogenannten Silurzeit angehört. Es ist möglich, daß die noch bevorstehende Spezialkartierung darüber noch sicheren oder auch anderen Aufschluß gibt. — Wie während der nun folgenden Devon- und Steinkohlenzeit*) unser Gelände ausgesehen hat, ob es Festland oder Meer war, darüber könnten nur sehr unsichere Vermutungen aufgestellt werden, die wir hier lieber weglassen. Nur das ist sicher, daß die ursprünglich horizontal abgelagerten Tonstieferschichten in dieser Zeit durch einen gewaltigen Gebirgsbildungsvorgang zu engen Falten zusammengepreßt worden sind und dabei ihre besondere schiefrige Beschaffenheit angenommen haben.

Das erste, was wir wieder sicher wissen, ist, daß sich in der Rotliegendzeit auf festem Land und in Süßwasserkümpeln Schutt, Flußgeröll und Schlamm abgelagert hat, in denen sich Zweige und Stämme von Nadelhölzern, Farnkräuter, Muscheln und Fische versteinert finden (berühmte Fundorte sind Klein-Neundorf und Wänschendorf bei Lauban) und daß damals aus Vulkanflocken mächtige und weitausgedehnte Ströme und Decken einer schwarzen Lava ausgeflossen sind, die als Melaphyr (M) erstarrt sind. Die vormelaphyrischen Rotliegendeschichten werden als Unterrotliegendes

*) Funde von Steinkohlenbröckeln, die bei Dörings Vorwerk gemacht worden sind, dürften auf künstlicher Verschleppung beruhen.

(r u), die nachmelaphyrischen als Oberrotfliegendes (r o) bezeichnet. In den Blasenräumen der schlackigen Melaphyre haben sich aus den heißen der Eruption folgenden Dämpfen oft schöne Achate, Bergkristalle und Amethyste ausgeschieden, z. B. bei Schmottseiffen und Lähn. Die weite Erstreckung der Melaphyrdecke ergibt sich daraus, daß sie selbst noch am Mönchsberg bei Gröbzigberg zu beobachten ist.

Wieder wandelte sich die Szenerie am Schluß der Rotliegendzeit: von Rußland her brach ein Meer in unser Gebiet herein und überflutete es weithin, wenn auch mit vielleicht nur geringer Tiefe (wohl kaum über 200 Mtr.) Aus ihm setzte sich der Kalkstein ab, der bei Moiss, Niedergörisseiffen, Cunzendorf u. W. u. a. O. abgebaut wird und sich nach seinen Verfeinerungen (im Kreisgebiet sind sie allerdings spärlich und unansehnlich, schöner und besser bei Gröbzigberg, Gießmannsdorf und Neukirch) als Zechstein (z) erwiesen hat. Zur selben Formation gehören auch noch bunte Letten- und Sandsteine, sowie der Gips von Neuland und der an letzterem Ort den Gips bedeckende Plattendolomit.

Ueber dem Zechstein lagerte sich eine mächtige Folge von zu unterst roten, höher oben weißen, dünngeschichteten und meist mürben Sandsteinen ab, die als Buntsandstein (s) bezeichnet werden, über deren Bildungsraum und Bildungsbedingungen gerade in unserem Gebiete vorläufig nichts Sicheres zu sagen ist. Für Mitteldeutschland darf man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß damals ein weites flaches Becken mit Wüstenbeschaffenheit, Wüstenstürmen, aber auch gelegentlich mit Wüstenüberschwemmungen bestanden hat, ähnlich dem heutigen Tarimbecken in Innerasien.

Auf dem Buntsandstein lagerte sich — jetzt nur noch außerhalb des Kreises, bei Großhartmannsdorf und Hermsdorf erhalten geblieben — der Muschelkalk (mu) ab, der sich durch seine Gesteinsbeschaffenheit und seine zum Teil sehr bemerkenswerte Verfeinerungsführung wieder sicher als Bildung eines Meeres kundgibt, und zwar eines Meeres, das mit dem zu gleicher Zeit sich über die Gebiete der heutigen Karpathen und Alpen ausdehnenden Mittelmeer irgendwie zusammenhing. — Wie lange es über Niederschlesien bestanden hat, kann man nicht sagen, denn seine jüngeren Ablagerungen wie auch etwaige der Keuper- und Jurazeit sind wieder vollkommen zerstört worden. Denn in letzterer Zeit haben ungleichmäßige Bodenbewegungen stattgefunden, die große Teile des Gebietes aus dem Meere heraus hoben und so der Abtragung aussetzten.

Letzteres dürfen wir daraus schließen, daß, als infolge neuer solcher Bewegungen unser Gebiet wiederum (nun also mindestens schon zum 4. allerdings letzten Male) unter den Meerespiegel unter sank, die ersten neuen Ablagerungen sich nur bei Hermsdorf und Großhartmannsdorf auf unteren Muschelkalk, sonst meist auf Buntsandstein, bei Flachenseiffen sogar auf Schiefergebirge auflegten. Diese Ablagerungen gehören nach ihren Verfeinerungen an Muscheln, Schnecken, Am-

monshörnern, Secigeln, Fischen u. a. der Oberen Kreideseformation (c 0) an; da sie sich aber in Strandnähe bildeten, z. T. so dicht am Strand, daß sie von den Wellen immer ausgewaschen werden konnten, bestehen sie nicht aus Kalkschlamm (Kreide), sondern aus reinem Sand und Kies, oder aus sandigem, z. T. auch kalkhaltigem Ton (Mergel) oder aus reinerem Ton (Letten). Der reine Sand und Kies erhärtete zu dem in mächtige Bänke abgesonderten und viel später von Querklüften durchsetzten Quadersandstein. Wir unterscheiden bei Löwenberg einen Unteren Quadersandstein (c 01), den man der Stufe des Cenomans zurechnet (Steinbruch bei Moiz, Löwenberger Schweiz, Hirseberg, Harde bei Neuland, Teufelsmauer bei Lahn), ferner einen zur Stufe des Turons gestellten Mittleren Quader (c 03) (Gegend östlich von Braunau), endlich einen (von vielen großen Steinbrüchen ausgebeuteten) Oberen Quadersandstein (c 05) (Herzogswaldau, Wenig-Rackwitz, Hohlstein, Gehnsdorf, Hockenberg, Bergwarthau, Rynberg bei Lahn und Brunauer Spitzberg). Der Mittelquader ist am Hospital-, Popel- und Mittelberg z. T. durch sandigkalkigen Mergel ersetzt, zwischen c 01 und c 03 liegt teils (Lettengrube bei Löwenberg) weicher dunkler Ton (Letten), teils heller, harter sogen. Pläner (c 02); zwischen c 03 und c 05 liegt sandiger Mergel und Ton von dunkler Farbe, die oft verfeinerungsreicher sogen. Neuwarthauer Schichten (c 04), endlich liegt über dem Oberquadersandstein noch (ganz im Nordteile des Kreises und nach Bunzlau zu) die mächtige Folge der sogen. Ueberquaderschichten (c 06), in denen weiße, meist mürbe Sandsteine und weiße bis bunte Tone miteinander wechseln und im tieferen Teile 2 dünne Pechkohlenflöze eingelagert sind (Wenig-Rackwitz, Groß-Walditz, Ottendorf). Diese Flöze wie auch die Verfeinerungen weisen für die Ueberquaderschichten eine Entstehung in brackischem oder gar Süßwasser nach. In dieser Zeit, die wissenschaftlich als Schonzeit bezeichnet wird, ward unser Gebiet also wieder Festland und blieb es seitdem dauernd. — Wie weit das Meer der Kreidezeit (Cenoman, Turon und Senon) sich ursprünglich nach Süden ausgedehnt hat, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt; d. h. es ist noch fraglich, ob das Iser- und Riesengebirge aus ihm als Insel aufgeragt haben oder von ihm bedeckt waren, denn in Böhmen südlich dieser Gebirge finden sich den unsrigen ähnliche Kreideschichten in sehr großer Ausdehnung wieder.

Aus der bisherigen Schilderung über die Entstehung der Schichten in unserem Kreise von der Rotliegend- bis in die Kreidezeit muß man schließen, daß sie sich alle in breiten Flächen horizontal übereinander gelagert haben und daß darum im wesentlichen nur die oberste, jüngste sichtbar sein müßte, die älteren aber nur an den Abhängen tiefer Täler; ja, um noch das älteste Rotliegende aufzuschließen, hätten diese Täler, der Gesamtschichtenmächtigkeit entsprechend, gegen 600 Meter tief sein müssen!

Wie kommt es nun, daß wir alle diese Schichten nicht bloß an den doch ziemlich niedrigen Talwänden unseres Unterkreises, sondern auch auf den Hochflächen zwischen den Tälern antreffen, und zwar nicht bloß über-, sondern vor allem auch nebeneinander, und nicht sowohl in breiten Flächen als in schmalen parallelen von NW. nach SO. verlaufenden Streifen? Das erklärt sich aus einer — übrigens ziemlich flachen, weiten — Zusammenfaltung all der genannten Schichten, einschließlich der senonischen, zu abwechselnden Sätteln und Mulden durch einen von SW. nach NO. gerichteten Druck, wobei auch einzelne, den Falten mehr oder minder parallele Spalten auftriffen und die so entstandenen Schollen sich an den Spalten auf- oder abwärts verschieden tief verschoben (verworfen). Man kann diese Falten und Spalten kaum je unmittelbar mittels der Anschauung erfassen, man erkennt aber die ersteren aus der wechselnd nach entgegengesetzten Richtungen schiefen Lage und aus der zu einer Mittellinie (Sattel- oder Muldenachse) symmetrischen Wiederkehr gleicher Schichten, die letzteren (d. h. die Verwerfungen) an dem unmittelbaren Aneinanderstoßen von ursprünglich nicht benachbarten Schichten. Unser Querschnitt zeigt nebeneinander die Löwenberger, Goldberger und Großhartmannsdorfer Mulde, zwischen den ersten beiden den Plagwitzer Sattel, und an Verwerfungen die Schmottseiffener, die Steinberg-Höfeler, die Hermsdorfer und endlich die sudetische Ostrandspalte. Die Schmottseiffener Spalte gabelt sich südöstlich von der Schnittlinie unseres Profils und nimmt zwischen ihren Gabelästen noch eine vierte Mulde, die Lähner *), auf.

Aber auch durch diese Faltungen und Verwerfungen wäre die streifige Grundlage zu dem heutigen Kartenbilde noch nicht sichtbar geworden, wenn nicht durch eine gewaltige Abtragung aller Sattelscheitel und hochstehenden Verwerfungslippen jene ziemlich ebene Hochfläche entstanden wäre (im Beginn der Tertiärzeit), von der wir schon oben gesprochen haben. Diese Hochfläche wurde erst dadurch wieder uneben, daß sich einerseits die Basaltkegel über sie erhoben, andererseits atmosphärische Kräfte eine oben auch schon erwähnte feinere Herausmodellierung der härteren Gesteine aus den Senken der weicheren bewirkten, und daß endlich die Flüsse sich ihre — im Laufe der Zeit ihre Lage 3. T. stark wechselnden — Täler eingruben.

Bezüglich der Zeit sei nochmals zusammengestellt, daß die Faltung, Spalten- und Schollenbildung nach der Unterjuronzeit, die Abtragung zur Hochfläche etwa im ältesten Tertiär erfolgt sein muß, daß ferner wohl in dem „Miocän“ genannten Teile des Tertiärs die Tone und Sande bei Steine und nördlich außerhalb des Kreises, hier mit Braunkohlen, (3. B. bei Siegersdorf) sich bildeten

*) Die Löwenberger und Lähner Mulde sind also geologische Gebilde, die mit den heutigen Landschaftsformen nichts zu tun haben.

und die Basalte allenthalben emporbrachen; auch sind wohl in dieser oder einer noch etwas jüngeren Zeit neue Verschiebungen an älteren Brüchen erfolgt, wie z. B. an der Sudetischen Ostrandspalte, an deren NO.-Seite des Tertiär tief absank. Die Talbildung aber setzte mit voller Kraft erst am Ende der Tertiärzeit ein.

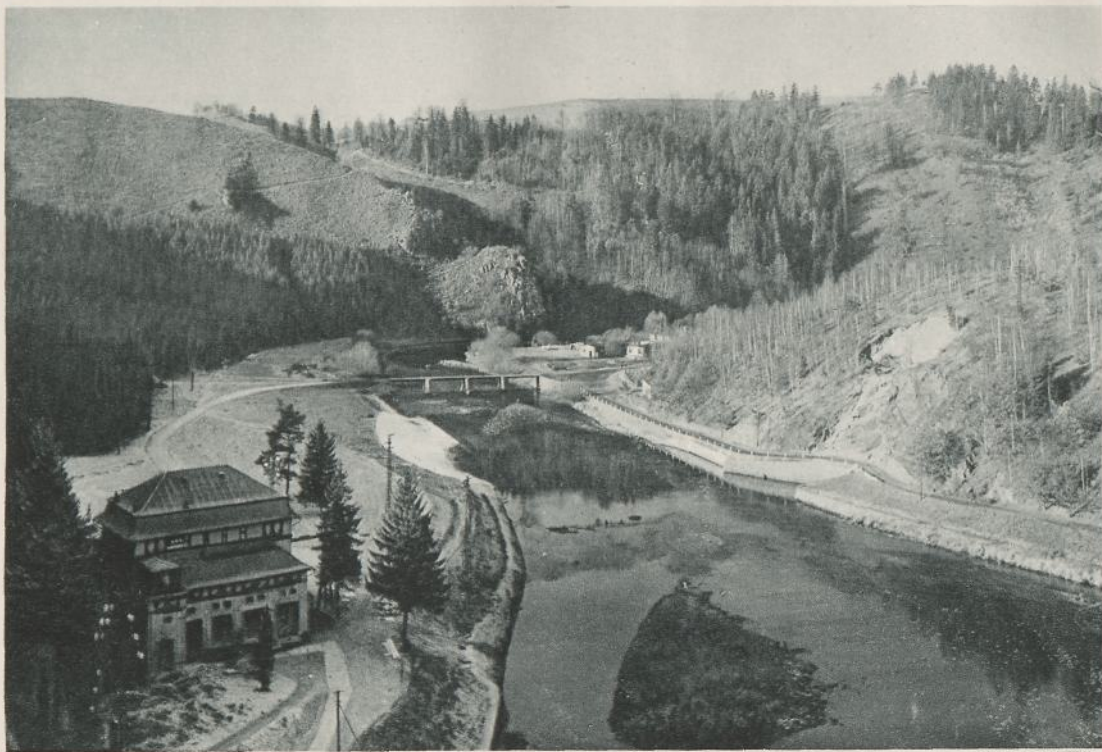
Damit hatte die Landschaft schon im großen ganzen ihr heutiges Bild erreicht. Es wurde aber in der Diluvialzeit noch dadurch merklich abgewandelt, daß von Norden (Skandinavien) her das Inlandeis hereinbrach und gewaltige Massen von grobem und feinem Schutt und Schlamm mitbrachte und bei seinem Abschmelzen teils als Lehm und Kies-Moränen (dm), teils als Schmelzwasserkies und Sand zurückließ, wo sich dann auch einheimischer Flußschotter zumischte. Bis nach Friedeberg und Warmbrunn hin ist das nordische Eis vorgegangen, wie einzelne „erratische Blöcke“ bezeugen, so daß man annehmen darf, alles bis 400 Mtr. Meereshöhe gelegene Gelände unseres Kreises sei einst von dem Inlandeis bedeckt gewesen. Merkwürdigerweise frug aber das Iser- und Riesengebirge zur gleichen Zeit nicht auch eine Eisdecke, sondern erst später, als das nordische Eis nur bis an den Fläming vordrang, bildeten sich im Riesengebirge einige kurze Gletscher, während das Isergebirge (nach unserer bisherigen Kenntnis) auch damals gletscherfrei blieb.

E. Zimmermann - Berlin.

Der Bober.

In unserm Heimatkreise Löwenberg ist der Bober der bedeutendste Wasserlauf. Er überschreitet die Grenze des Kreises oberhalb des Dorfes Tschischdorf, am Fuße des steil aus dem Flusse aufragenden granitenen Bernskensteins. Bis zu dieser Stelle aber hat er schon einen weiten Weg durchgemessen. Am Ostabhange des Rehorngebirges, bei dem böhmischen Dorfe Bober, in einer Seehöhe von 864 Meter ist seine Quelle. Nach kurzem Laufe im Nachbarlande Böhmen betritt er schlesisches Gebiet und durchfließt nun, oft seine Richtung wechselnd, eine Reihe von Hochtälern, die trockengelegten Seenbecken vergleichbar sind. Sie liegen stufenförmig übereinander und sind durch enge Bergschluchten, die die nagenden Wasser des Bobers schufen, miteinander verbunden. Das erste dieser Hochtäler ist das Oppauer Tal. Seinen östlichen Talrand durchbricht der Bober am Scharfenberge bei Buchwald. Hier sind zum ersten Male dem talwärts dringenden Flusse Zügel angelegt worden durch Einbau einer Talsperre. Es schließen sich an das Liebauer Tal, das Landeshuter und Hirschberger Tal. Aus

dem Liebauer Tale tritt der Bober durch die Schlucht bei Blasdorf hinaus. Verstärkt durch den Ziederbach bei Landeshut und den Lässigbach bei Ruhbank erzwingt er sich den Ausgang aus dem Landeshuter Tale in der Bergenge bei Rudelstadt zwischen dem Nordrande des Landeshuter Kammes und den Bleibergen. Dem jugendstarken Bober eilen im Hirschberger Tale schnellen Laufes von der Schneekoppe her die Lomnitz und von Schreiberhau her der wasserreiche, reißende Zacken zu. Gemeinsam verschaffen sich beide, Bober und Zacken, den Ausweg aus dem Hirschberger Tale in der Sattlerschlucht und der dem Flusse wehrenden Felsenpforte „Weltende“. — Kraftvoll überwindet nun der Bober bis zu unsrer Kreisgrenze gewaltige Hindernisse: er durchbricht Bergriegel, kämpft ungefüm gegen Berg und Fels und gräbt sich in das feste Gestein enge Talsfurchen. Die Ebene drunten ist sein Ziel. Dort will er wandeln durch grüne Auen, aber auch oftmals sich austoben, wenn seine Kraft durch Schneeschmelze oder anhaltende Regengüsse im Gebirge zu erschreckender Größe angewachsen ist. In solchen Tagen sahen die Bewohner der flußabwärts gelegenen Ortschaften früher mit Bängen und Entseken die wildanschwellende Hochflut herniedergehen, die, mit rasender Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben durch das starke Gefälle des Oberlaufs, Gut und Leben des Menschen bedrohte und vernichtete. Dem jetzt lebenden Geschlechte sind die Verheerungen der Sommerslut im Jahre 1897 noch in erschütternder Erinnerung. Heute ist nach menschlichem Ermessen diese Gefahr durch die Talsperre bei Mauer abgewendet. In ihrem riesigen Sammelbecken beruhigen sich die Wildwasser; die unheilvolle, zerstörende Naturkraft wird in ruhbringende Arbeit verwandelt. — Hier im Stausee der Talsperre vollendet der Bober seinen Oberlauf. Der Durchbruch durch den südlichen Vorgebirgsbogen des Riesengebirges ist beendet, und der Fluß beginnt seinen Mittellauf, der beim Husarensprunge unterhalb Sirgwitz seinen Abschluß findet. Dort gewinnt der Bober den Durchfluß durch den nördlichen Vorgebirgsbogen. Von der „siebenzipfeligen Mauer“ ab, wie der Ort Mauer im Volksmunde genannt wird, weitet sich das Flußtal zur Löhner Mulde. Der Bober zieht hier vorüber an Waltersdorf, Kleppelsdorf, dem hochgelegenen Arnberg und der freundlichen Taubenstadt Lähn. Der alte Bergfried der Burgruine Lehnhaus schaut immer noch seit den Tagen der Ritterzeit schirmend und schützend ins schöne Tal. Noch einmal schließt sich unterhalb Lähn das Tal zusammen; bei dem Dorfe Schiefer engen der Loreleyfelsen und ihm gegenüber der Arnberg das Flußbett derart ein, daß beim Bau der Bobertalbahn große Felsprengungen vorgenommen werden mußten, um für den Bahnkörper Raum zu schaffen. Bald durchfließt der Fluß eine freie Aue, die zwischen Siebeneichen und Zobten am weitesten sich ausspannt. Hier berührt der Bober links das obstreiche Märzdorf, das alte villa St. Martini, wo der mit einem Burgwalle gekrönte Frauenberg steil zu ihm abfällt. Vom rechten Talrand schaut die Kolonie Lerchenberg in die Aue herab. Unten am Flusse liegt abwärts



PHOT. H. KLETTE.

Bobertal bei Mauer

die Kolonie Sandau. Es folgen Dippelsdorf, das ehemals dem Kloster Liebenthal gehörte, und Zobten, das alte slavische Sobota.

Das Bobertal zeigt unterhalb der Engen von Mauer einen reizenden Wechsel von erweiterten Becken und schmalen Einschnürungen. Die weichen Windungen des Flusses, seine wallenden Wellen, die ihn begleitenden Berg- und Hügelreihen und die schmückenden Ortschaften vereinigen sich zu einer überraschend schönen und überaus lieblichen Landschaft. — Vom Boberflusse einerseits und von einer Naturmauer von Sandsteinbergen im nahen Halbkreise andererseits schützend umgeben, hat sich hier in einer Talmulde die vieltürmige Stadt Löwenberg erhoben, die älteste deutsche Stadt Schlesiens. Löwenberg liegt da, wo die seit uralter Zeit von Raumburg a. Qu. durch den Durchlaß des Bergguges bei Langenvorwerk heranziehende Straße den Bober erreicht und jenseits des Flusses bei Plagwitz zwischen zwei Sandsteinbergen eine natürliche Pforte in der Richtung auf Goldberg sich öffnet. Das Dorf Plagwitz gegenüber der Kreisstadt Löwenberg ist bekannt durch seine Erinnerungen an das Jahr 1813 und durch die Provinzialheil- und Pfllegeanstalt. Am rechten Ufer des Bobers liegen innerhalb der Löwenberger Talmulde noch die Ortschaften Braunau und Sirgwitz. Jenseits des Husarensprunges ist als letztes Boberdorf des Kreises das Dorf Groß-Walditz zu nennen. Zwischen Sirgwitz und Hohlstein, dessen altes Schloß auf dem „hohlen Stein“ erbaut worden ist, türmt sich, 259 Meter hoch, der Schottenstein (Schattenstein, Scharstenstein) auf und schaut als kühne Warte ins Bobertal hinein. Drüben auf dem linken Ufer breiten sich die Dörfer Groß-Rackwitz, das „steinreiche“ Wenig-Rackwitz und Wenig-Walditz aus, wo die alte Schwedenschenke an den Siegeszug Karls XII. von Schweden im Jahre 1706 erinnert. — Nachdem der Bober die Löwenberger Talmulde verlassen hat und hinter Groß-Walditz in den Bunzlauer Kreis eingetreten ist, beginnt er seinen Unterlauf. Die Ufer erweitern sich. Sie verlieren völlig ihren Gebirgscharakter und nehmen die milde Form erhöhter Talränder an, die den Fluß in gleichmäßiger Entfernung fast bis zur Mündung begleiten.

Auf seinem 34 Kilometer langen Laufe durch den Kreis Löwenberg nimmt der Bober zahlreiche Bäche auf. Oben an der Kreisgrenze beim Bernäckenstein hilft der Kemnitzbach den Talsperrensee füllen. Bei Mauer empfängt er den Kirchbach. Am Nordfuße des Lehnhausberges mündet der dem Kalten Brunnen entspringende Kupferbach. Weiterhin sind auf dem linken Ufer zu nennen der Grundbach bei Märzdorf und der das Dorf Kesselsdorf berührende Kesselbach bei Wenig-Rackwitz. Bedeutender sind die beiden Wasserläufe, die ebenfalls von links her in der Talmulde von Löwenberg sich mit dem Bober vereinigen. Es sind dies der Moiser Bach, dem Hellbach, Zwicker- und Wolfsbach zuzufließen, und der Görzseiffenbach, der aus Görre und Seiffen entsteht. — Von Osten her fließen dem Bober in unserm Kreise zu der aus Molkenwasser und Zippelbach sich bildende Engelbach bei Waltersdorf, der Klinkbach bei Dippelsdorf, der Jordan bei Zobten, das von Hart-

liebsdorf, Deutmansdorf und Ludwigsdorf herkommende Ludwigsdorfer Wasser bei Sirgwitz und endlich das Giersdorfer Wasser auf der Grenze des Löwenberger Kreises gegen den Kreis Bunzlau.

Unterhalb Löwenberg wird der Abfluß des Bobers unentschieden: er teilt sich mehrere Male und bildet kleinere Arme und zwischen ihnen viele Lachen und Rinnsale. Von Neuen im Kreise Bunzlau ab strömt er dann wieder als ein Wasserlauf durch die niederschlesische Ebene der Oder zu, vorüber an den Städten Bunzlau, Sprottau, Sagan, Christianstadt, Naumburg und Bobersberg.

Reicher und ansehnlicher wird die Wasserfülle des Bobers in seinem Unterlaufe; denn ein erhebliches Gebiet Niederschlesiens wässert zu seiner Flußniederung ab. Bei Eichberg unterhalb Bunzlau vereint sich mit ihm sein Namensvetter, der in den Hügeln südwestlich vom Gröbzigberge entspringende Kleine Bober. Bei Sprottau erhält er durch die Sprotte aus dem nimmer versiegenden weiten Primkenauer Bruche stetigen Zufluß. Vor Sagan, bei Silber, reicht ihm der Queis die Bruderhand zur gemeinsamen Wanderung, und hinter Sagan führt ihm die Tschirne die braunen Wasser der niederschlesischen Heide zu.

Bei der Stadt Krossen in der Provinz Brandenburg ergießt sich der Bober in die Oder. 263 Kilometer lang ist sein Lauf von der Quelle bis zur Mündung. Es ist interessant, sein Gefälle an der Hand von Zahlen zu verfolgen. Die Seehöhe der Quelle beträgt 864 Meter. Bis Liebau ist er auf 488 Meter hinabgestiegen. Bei Landeshut liegt der Wasserpiegel 422 Meter hoch, bei Rudelsdorf 404 Meter, am Sattler 322 Meter, bei Mauer 240 Meter, bei Lähn 227 Meter, bei Löwenberg 209 Meter, bei Bunzlau 175 Meter, bei Sprottau 120 Meter, bei Sagan 93 Meter und an der Mündung 39 Meter.

Der Name Bober ist slavischen Ursprungs. Zu der Zeit, da Slaven unsere Heimat bewohnten, bedeckten die Gegend weite Sumpfund Waldgründe und Teichlandschaften, in denen der bobr, d. i. der Biber, sich heimisch fühlte. Die Ufer des Bobers mag dieses Nagetier, das von deutscher Erde fast ganz verschwunden ist, besonders bevorzugt haben; deshalb nannten ihn die Slaven den Biberfluß. Als die Slaven den nach Westen abziehenden Germanen folgten, war das Bobertal eine natürliche Gasse für das Vordringen slavischer Siedelungen von der Niederung her bis in den Hirschberger Kessel. Die Landgebiete zu beiden Seiten des Bobers vom Gebirge bis zur Ebene bildeten den Gau Boborane.

A. G r o ß - G r e i f f e n b e r g .

Der Queis.

Wie ein blondes, helläugiges Kind des Gebirges kommt dem Wanderer, der von Greiffenberg oder Friedeberg aus den Iserbergen zutreibt, ein Fluß entgegengesprungen. Es ist unseres Oberkreises bedeutendstes Gewässer, der Queis. Rein und klar sind hier seine Wellen, der flinken Steinforelle Aufenthalt. Der Name Queis ist hergeleitet von dem altslavischen Qwizd (z = s), später Quiz, d. h. der zischende, rauschende Fluß. — 10 Kilometer aufwärts von Flinsberg, an den Nordabhängen der „Weißen Steinrücke“ (Weißer Flins) hat der Queis seine Quellen. Er fließt aus drei Quellbächen, den Queiszwiefeln, zusammen. Ein reizvolles Bild entrollt sich vor dem Wanderer, der von der glänzenden Quarzhöhe der „Weißen Steinrücke“ Umschau hält. Drüben, dicht hinter der Talfurche des Queis, zieht der dem Iserkamm vorgelagerte Kemnitzkamm dahin, dessen Bergreihe nach rechts zum Zackenkamm übergeht. Ein schmaler Felsrücken führt ins Tal hinab und weist die Wasser nach Westen hin zum Queis und nach Osten zum Kleinen Zacken. Kleine Wasserfälle bildend, springen und hüpfen sie die Abhänge hinunter. Wie ein helles Band zieht tief unten zwischen dunklem Wald die Queisstraße dahin. Da, wo der Felsrücken im Tale endet, liegt einsam die Ludwigsbaude. In ihre Räume kehren gern die Gäste Flinsbergs und der umliegenden Sommerfrischen zu stärkender Rast ein. Still und schweigend steht der dunkelgrüne Wald; von fernher hallt gedämpft ein Büchsenknall; der Lockruf eines Vogels dringt kaum durch die Einsamkeit, und das Rauschen der Quellbäche klingt wie ein ruhevolleres Schlummerlied. — Durch viele kleine Zuflüsse verstärkt, eilt der Queis in nordwestlicher Richtung über Felsblöcke brausend und schäumend, an dem Forstorte Grafentafel vorüber, dem Badeorte Flinsberg zu. Der Flußlauf gestaltet das Hochtal um Flinsberg, das schlesische Engadin, besonders schönheitsreich. Hier nimmt der Queis den Steinbach, der in der Nähe des Kurhauses einen Wasserfall bildet, und den Dorfbach auf. Er lenkt nun aus der nordwestlichen Richtung in eine nordöstliche ein und behält sie bis Greiffenberg bei. An Ullersdorf gräflich vorbeifließend, wo sich das kleine Schaumloß oder das „heilige Bad“ in ihn ergießt, verläßt der Queis den Flinsberger Talkessel, bricht zwischen dem Hasenberg und dem Haumberg hindurch und tritt in die Friedeberg—Greiffenberger Hochebene ein. Bei Krobsdorf mündet rechts der dem Hellbrunnen bei Regensberg entspringende Hell- oder Hellbichtsbach. Weiter abwärts am Queis liegt dem größeren Dorfe Egelsdorf das kleinere Dorf Steine gegenüber, wo der aus Quarz bestehende Totenstein an altheidnische Kultur erinnert. Bald sehen die Türme und hellen Häuserreihen Friedebergs freundlich und friedlich auf den eilenden Fluß hinab. Der Stadt gegenüber liegt das Dorf Röhrsdorf gräflich mit einer Garnspinnerei und dem Stauhweiher des Langwasser-

baches, der östlich des großen Kirchdorfes Langwasser entspringt und hier in Röhrsdorf mündet. Dem Langwasser fließt der von Rabishau kommende Vogtsbach zu. Er nimmt zuvor das Nonnenwasser, die Quirbich (Querbach), die Girbich (Giehrenbach) und von Hayne her die Fuge auf. Unterhalb Friedeberg, gegenüber von Birckicht, empfängt der Queis den an der Tafelsichte entspringenden Schwarzbach, dem sich von Messersdorf und Wigandsthal her der Lausitzbach zugesellt hat. Bald strömt der Queis in geringer Entfernung an dem 423 Meter hohen Basaltkegel des Greiffensteins und der 426 Meter hoch gelegenen Leopoldkapelle über dem Dorfe Neundorf grfl. vorüber. Träumerisch und sinnend schauen die grauen Gemäuer hinab zu den blühenden Silberwellen des Flusses, die stürmisch, vorbei an dem ehemaligen kleinen Wade Baumgarten und den dazugehörigen stattlichen Gebäuden des Sanatoriums Birkenhof, in die Berge um Greiffenberg eindringen. Mit ihnen hat der Queis vor Jahrtausenden einen langen, heißen Kampf gekämpft um seinen Abfluß nach dem Meere.

Als dereinst die von den Iserbergen im Süden und vom Klingenberg, Galgenberge und Ramsen im Westen begrenzten nordischen Eismassen nach Norden zurückwichen, hatte der mit Langwasser und Schwarzbach vereinte Queis wohl Kraft genug, sich zwischen Birckicht und Karlsberg einen Weg zu bahnen für seinen natürlichen Drang zur Ostsee. Aber bei Greiffenberg stieß er auf den unbezwinglichen Widerstand des Burgberges, und nordostwärts versperrten ihm die vor dem Eisrand aufgetürmten Sandmassen den Weg. Der Queis füllte das Tal, welches jetzt die von Haynvorwerk über Allersdorf (Liebenthal), Geppersdorf und Krummöls kommende „Krumme“ Delse durchfließt. Auch die Gewässer der Talmulde von Liebenthal-Krummöls und der Talmulde des Winterseiffens bei Ottendorf und Groß-Stöckigt, die alle der Delsebach mit sich führt, drängten nach Greiffenberg und stauten den Queis zum großen See. Mit vereinter Kraft erzwangen die Wassermassen im rechten Winkel einen Durchbruch nach Westen. Seitdem strömt unser Fluß in einem engen Wald- und Felsental auf Markkliffa zu, immer noch kampfbereit losend, im Zickzack von einem Talrande zum andern geworfen. Wer auf der Queisbrücke bei Greiffenberg dem Wasserlauf nachsieht, wird sich wundern, daß das Wasser nach den Bergen hin fließt und nicht umgekehrt von dort her nach der Stadt zu, wie es der Abfall der Berglehne zu fordern scheint. So sehr täuscht sich das Auge über den natürlichen Abfluß. Steigt man aber zum Kienberge oder zum Galgenberge hinauf, so springt die Gewaltthätigkeit des Durchbruchs deutlich in die Augen. — Heute ist die Gegend, die ehemals der Queissee ausfüllte, ein „liebes Tal“ geworden, von Liebenthal's hochragender Klosterkirche überschaut. Oben auf dem Berge, der einstmal's so gewaltsam den Queislauf wendete, entstand die freundliche Stadt Greiffenberg, und die Niederung der Delse und das tiefe Flußbett des Queises wurden ihr durch manche Zeit hindurch zum schützenden Wallgraben.

Hart hinter Greiffenberg verläßt der Queis nach einem 26 Kilometer langen Laufe den Kreis Löwenberg und tritt in den Kreis Lauban ein. Am Ramsenberge, der steil von den Ufern bis zu einer Höhe von 436 Meter ansteigt, und dem auf hohem Talrande gelegenen Marktflecken Goldentraum vorüber, fließt der Queis dem Talkessel Markkliffa zu. Unterwegs grüßen ihn rechts die malerisch liegende Neidburg und weiterhin links der trutzige Bergfried des Schlosses Tzschocha, das als böhmische Grenzburg gegen Polen erbaut wurde. Es ist den Bergen nicht gelungen, des Queises Durchbruch zu verhindern; tiefer und tiefer grub er sein Felsenbett, und ungehindert fluteten seine Wasser, oft Verderben bringend, zu Tal. — Da vollbrachten Menschenhände das Riesenswerk: oberhalb Markkliffa schufen sie eine gewaltige Talsperre, die 15 Millionen Kubikmeter Wasser zu fassen vermag, und vor kurzer Zeit ist eine zweite Talsperre bei Goldentraum vollendet worden, die 12 Millionen Kubikmeter Wasser aufnehmen kann. Sie sammeln die bei anhaltenden Regengüssen vom Gebirge niederströmenden Wasserfluten in den riesigen Staubecken und regeln ihren Abfluß. Sie erschließen im Verein mit der Bobertalsperre bei Mauer eine elektrische Kraftquelle für die gewerbliche Arbeit im Queistale und seiner Nachbarschaft und für die Beleuchtung der Ortschaften im weiten Umkreise. Sie wenden die Verheerungen der Hochfluten ab; sie brechen die oftmals harte Herrschaft des Queises und wandeln sie in Segen um. Aus dem Wildbach ist ein Nutzbach geworden.

Das Kesseltal von Markkliffa, wo der Queis den reißenden Schwertbach und das Hartmannsdorfer Wasser empfängt, hat einen offenen Ausgang nach Norden. Er erlaubt dem Flusse, wieder in seine natürliche Richtung nach Norden einzulenken. Die verfolgt er auch ungehindert bis zur Vereinigung mit dem Bober. Unterwegs nimmt er noch zwei Bäche auf, die im Löwenberger Kreise ihren Anfang haben: unweit Lauban, bei Wingendorf, mündet die „Lange Delse“ mit dem Welkebach, die Lange Delse von Schosdorf und Langenöls, der Welkebach von Welkersdorf kommend. Bei der Töpferstadt Raumburg vereinigt sich die von Hagendorf, Cunzendorf u. W. und Neuland herbeieilende wasserreiche Ivenitz (Flutgraben) mit dem Queis. Hinter der Stadt Lauban treten die Höhen zurück, das Tal verbreitert sich, und in ruhigem Laufe fließt der Queis in die niederschlesische Heide hinein, einmal nur in dem mehr und mehr stetigen Gleichmaß seines Ganges unterbrochen durch das Teufelswehr bei Wehrau, einer das Flußbett durchziehenden Quarzitwand. Bei dem Dörfchen Silber nimmt der Bober den Queis in seine Arme auf, und gemeinsam fließen beide weiter zum großen Oderströme.

Weit war der Weg, 120 Kilometer lang, und bedeutend das Gefälle, besonders im Oberlaufe bis Markkliffa. In rund 1000 Meter Seehöhe brechen die Queisquellen aus den Bergen hervor. Bei Flinsberg liegt der Wasserspiegel 482 Meter hoch, bei Friedeberg 346 Meter, bei Greiffenberg 263 Meter und bei Markkliffa 220 Meter.

Bei Lauban ist der Fluß bis auf 211 Meter hinabgestiegen, und an der Mündung beträgt die Höhe über dem Meerespiegel noch 110 Meter. — Unten in der Heide ist der Queis nicht mehr derselbe wie in den Bergen: sein helles, durchsichtiges Bergwasser ist durch den Zulauf brauner Heidegewässer dunkel und trübe geworden. Es befriedigt uns aber, daß wenigstens der Name des letzten Ortes am Queis, Silber, seiner Laufbahn einen sinnigen Abschluß gibt.

Wer hat nicht auch schon von den Perlen im Queis gehört? Die Fluß-Perlmuschel, die Erzeugerin dieser Kleinode, ist alten Nachrichten zufolge vielfach im Queis angetroffen worden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hielt sich der kurfürstlich sächsische Perlenfischer Treublut in Marklissa auf, um im Queis und seinen Nebenflüssen Perlen zu fischen. Verschiedene Aufzeichnungen bestätigen, daß kostbare Perlen besonders bei dem Flecken Goldentraum gefunden wurden. Die Verunreinigung durch Abwässer und die Regulierung der Flüsse haben gewiß auch hier der Perlmuschel die Lebensbedingungen genommen und sie vermindert und ausgerottet.

Nicht vergessen wollen wir, daß der Queis eine hohe geschichtliche Bedeutung gehabt hat. Vom Jahre 1635 an bildete er die Grenze zwischen der damals sächsischen Oberlausitz und dem damals österreichischen Schlesien. Schlesien diesseits des Queises wurde durch den Großen König preußisch, und 1815 wurde auch die Oberlausitz zu Preußen geschlagen. Seitdem ist der Queis Schlesiens Fluß, nicht Schlesiens Grenze.

A. G r o ß - G r e i f f e n b e r g.

Die Iser.

Der Hohe Iserkamm ist ein Teil der Wasserscheide zwischen Oder und Elbe. Alle vom Hohen Iserkamm nach Norden hinabfließenden kleinen Bäche und Rinnale sammeln sich im Queis und in dem Kleinen Zacken. Die vom Südabhang herabkommenden Wasser vereinigen sich in der Iser und im Großen Zacken. — Auf der südlichen Lehne der Tafelsichte hat die Iser ihren Ursprung. Ihre beiden Quellarme umschließen gabelförmig das Zank- und Streitstück. Dieses fast 1000 Morgen große Moor- und Waldgebiet war Jahrzehnte hindurch Gegenstand eines heftigen Grenzstreites zwischen den Grafen Schaffgotsch (Warmbrunn) und Klam-Gallas (Friedland). Im Jahre 1845 endlich teilte man es, so daß jetzt die Reichsgrenze zwischen den beiden Quellbächen hindurchführt. Die Iser bildet 6 Kilometer lang gegenüber der Kolonie Groß-Iser die Grenze unsers Heimatkreises gegen Böhmen und bei den

Kolonien Karlsthal und Hoffnungsthal, wo sie in einem wildromantischen Felsenbette dahinschäumt, die Grenze des Kreises Hirschberg gegen das Nachbarland. Aus dem Kreise Löwenberg empfängt sie von links das Lämmerwasser und das Kobelwasser, von rechts aus Böhmen die Kleine Iser und die Kamnitz. Die kleine Iser scheidet den Mittleren Iserkamm mit der Zimmerlehne (1017 Meter) von dem Welschen Kamm, so genannt nach den Walen, d. s. italienische Schafsucher, die die ersten Ansiedler dieser Gegend waren. An der Mündung der Kleinen Iser in die Iser erhebt sich der Buchberg (999 Meter), der höchste Basaltkegel des nördlichen und mittleren Deutschlands. Es tritt hier einer der wenigen Fälle ein, daß der Basalt den Granit des Hochgebirges durchbricht und durch seine Verwitterung die Entwicklung einer von der des Granits abweichenden vielartigen Pflanzenwelt ermöglicht hat. Hier wird auch in Form von Körnern im Schwemmsande des Flusses oder in Gestalt von Blättchen im Geröll des Berges der seltene Iserin, d. i. kristallisiertes Titaneisenerz, gefunden, das zu Schmucksachen, vor allem zu Trauerschmuck verarbeitet wird. Im Quellgebiet der Iser liegt das weite Isermoor. Es ist ein Hochmoor, welches das Material zu den bekannten Wädern Flinsbergs liefert. Längst verschwundene Pflanzen aus der Eiszeit haben sich hier erhalten, und das Knieholz findet man hier schon in einer Höhe von 830 Meter. — Von da an, wo die Mummel bei der Kolonie Strickerhäuser in sie mündet, fließt die Iser ganz auf böhmischem Gebiete. Sie berührt die Städte Turnau, Münchengrätz und Jungbunzlau und trennt durch ihre Talfurche die Hochländer von Gitschin und Dauba. Nach einem 128 Kilometer langen Laufe nimmt die Elbe unsern südlichen Grenzfluß auf und führt seine Wasser zurück ins reichsdeutsche Land, hinein ins Deutsche Meer.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Land- und Forstwirtschaft.

Heil euch, die hinter dem Pfluge gegangen
 Auf einsamem Felde, vom Winde geseget,
 Heil euch, die ihr mit Hoffen und Bangen
 Die grün aufkeimenden Saaten gepflegt.
 Heil euch, die emsig in glühenden Tagen
 Die Sense geschwungen, die Sichel gerührt —
 Und die ihr den schwankenden Erntewagen
 Mit Stolz und mit Dank in die Scheune geführt!

(M. Eyth.)

Bauernfaust und Bauerngeist,
 Ob auch selten man sie preißt,
 Sind des Staates Quell und Macht,
 Sind die Sieger in der Schlacht,
 Wohl dem Staat, der das bedacht.

(S. Sohnren.)

Wir mögen unsern schönen Heimatkreis durchwandern nach welcher Richtung wir wollen, von dem welligen Hügellande des Nordens bis zu den Bergtälern des Südens oder von den lehnigen Höhen des Langenauer Gebirges im Osten bis zu den Felsenschroffen des Queisdurchbruches im Westen, überall treten uns schmucke Obst- und Gemüsegärten, wohlgepflegte Wiesen und gutbestellte Aecker entgegen und begleiten unsere Schritte. Ueberall führt die schwielige Hand des Landmanns in freuer, fleißiger Arbeit den Pflug und die Egge und birgt den Erntesegen in Scheuer und Miede.

In langen Reihen ziehen sich an Straße und Bach die saubern Gehöfte entlang, und kräftige Pferde, „der Rinder breitgestirnte, glatte Scharen“ und die ganze Reihe der hegeften und gepflegten sonstigen Haustiere füllen die Stallungen. Vom nächsten Hügel aus aber schweift das Auge über grüne, ozonreiche Wälder, Land- und Forstwirtschaft innig verbindend.

Die Landwirtschaft ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner unsers Kreises, besonders des platten Landes. Ihr Erfolg richtet sich nach der Beschaffenheit des Bodens, die sehr wechselnd und verschiedenartig ist. Man kann darin drei Abschnitte unterscheiden. Im ersten Abschnitte, dem Gebirge, findet sich fast überall ein schwerer, kalter Lehmboden, der vielfach mit Steinen und Gerölle vermischt ist. Fruchtbarkeit und Erträge sind daher sehr mäßig. Begrenzt wird dieser Abschnitt bogensförmig nach Norden zu von den Gemarkungen der Ortschaften Hernsdorf gräfllich, Ullersdorf gräfllich, Krobsdorf, Giehren, Querbach, Kunzendorf gräfllich, Blumendorf und Antoniwald. Im zweiten Abschnitte, dem mittleren, der sich bis zu den Höhen der Wassertheide hinzieht, ist der Boden wesentlich besser, wenn ihn auch oft moorige Strecken wie bei Rabishau, Mühlseifen, Krummöls, Liebenthal und Ullersdorf (Liebenthal) unterbrechen. Er besteht meistens aus einem schweren, zum Teil zähen und nassen Lehmboden, der dort mild und fruchtbar wird, wo die Gneisformation aufhört. Im dritten Abschnitte, dem sogenannten Niederkreise, ist der Boden mit wenigen Ausnahmen ein durchweg humusreicher Lehmboden, der namentlich in den weiten Tälern und Niederungen, welche der Bober auf seinem Laufe unterhalb Märzdorf durchfließt, eine große Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit zeigt. Dort befinden sich auch neben ergiebigen Ackerflächen die schönsten, vielfach dreischürigen Wiesen.

Auf den Feldern werden überall die üblichen Getreidearten (Weizen, Roggen, Gerste und Hafer), Hackfrüchte und Futterpflanzen angebaut. Im Frühlinge erfreuen hier und da die goldgelbblühenden, weithin leuchtenden Rapsfelder größerer Güter und im Sommer seit einigen Jahren Beete buntblühenden Mohns unser Auge. Der Flachsbau hat fast ganz aufgehört, und auch der Anbau der Zuckerrübe hat zu keinem dauernden Erfolge geführt. Das früher beliebte und vielbegehrte Krummölser Kopfkraut wird nicht mehr angebaut. Die Getreidebestände werden meist gegen Hagelschlag versichert. Auf der Hochfläche des Iserkammes wird nur Viehwirtschaft getrieben.

Im Betriebe der Landwirtschaft sind in den letzten Jahrzehnten dadurch umfassende Verbesserungen eingetreten, daß, selbst in kleineren Wirtschaften, geeignete Werkzeuge und Maschinen angeschafft, die chemischen Düngemittel vermehrt angewendet und selbst Ackerflächen von geringem Umfange durch Entwässerung trockengelegt und ergiebiger gemacht worden sind. Auch der Sorge für reines Saatgetreide, kräftige Futtermittel und gutes Zugvieh schenkt der Landmann immer größere Aufmerksamkeit.

Der Viehbestand war in unserm Kreise von jeher gut. Am 1. Dezember 1920 wurden bei der Allgemeinen Viehzählung trotz der vorausgegangenen, der Viehzucht nicht günstigen Kriegszeit 5151 Pferde, 36 260 Rinder, 4836 Schafe, 14 586 Ziegen und 13 912 Schweine gezählt. Die Viehzählung am 1. Dezember 1924 hatte folgendes Ergebnis: 5529 Pferde, 34 664 Rinder, 5103 Schafe, 12 426 Ziegen, 20 705 Schweine.

Was die Pferdezucht anbelangt, so werden im Kreise Löwenberg meist nur Pferde vom Landschlage gehalten, die größtenteils durch Händler zugeführt werden. Aufzucht wird wenig betrieben, obgleich einige Pferdebesitzer ihre Stuten in den staatlichen Beschälstationen durch gekörte Hengste decken lassen. Die Gutsbesitzer des Niederkreises halten auf starke, gutgepflegte Pferde. Die schweren Pferderassen (Belgier, Oldenburger, Holsteiner, Mecklenburger) bleiben seit dem Aufhören des früheren schweren Frachtfuhrwerks auf die Güterspeditionen der Eisenbahnen und großen Städte und einige größere Güter beschränkt. Luxusperde sind selten anzutreffen. Die Ortschaften Seitendorf, Groß-Rackwitz, Deutmannsdorf, Hartliebisdorf, Langneundorf und Schmoltseifen sind durch ihren guten Pferdebestand im Kreise bekannt.

Auf den Domänen des Kreises befließigt man sich seit längerer Zeit mit der Züchtung fremder Rindviehstämme. Dabei wird den Schweizer- (Simmenthaler) und schwarzbunten Ostfriesen-Rassen der Vorzug gegeben. Die übrigen Viehbesitzer züchten zumeist den schlesischen Rotviehschlag; doch beginnen viele durch Ankauf fremder Rassen und guter Kreuzungen in dieser Beziehung Fortschritte zu machen. Die Rindviehzucht ist bestrebt, durch gute Fütterung und Pflege einen möglichst kräftigen Körperbau und reichlichen Milchertrag zu

erzielen. Diese Bestrebungen werden vielfach dadurch ungünstig beeinflusst, daß die Kühe kleinerer Besitzer zu sehr als Zugvieh benutzt werden. Eine Aufzucht für andere Gegenden findet nicht statt, vielmehr muß für viele Viehbesitzer eine nicht unbedeutende Einfuhr aus Ostfriesland, den Marschen und Ostpreußen durch die Händler herbeigeführt werden. Die Milch wird, sofern sie nicht schon als solche genossen, teils im Hause, teils in den vielen Molkereien des Kreises zu Butter und Käse verarbeitet. Besondere Krankheiten trafen in letzter Zeit unter dem Rindviehbestande nicht auf. Rindviehmast findet nur auf einigen Dominien statt. Die meisten Grundbesitzer verkaufen ihre überzähligen Tiere in gut genährtem Zustande bald an die Händler oder Fleischer. Seit einer Reihe von Jahren sind auf den mittleren und größeren Gütern behufs besserer Aufzucht und Ernährung des Viehes die „freien oder fetten Weiden“ in Aufnahme gekommen. Die erste größere derartige Weide wurde im Jahre 1910 von der Weidengenossenschaft des Kreises Goldberg-Haynau auf den Grundstücken des Berghofs in Krummölz angelegt. Um größeren Schädigungen bei Krankheiten oder Unglücksfällen vorzubeugen, wird das Vieh versichert. Zur Verbesserung des Viehbestandes sind im Kreise Körbezirke und Bullenstationen eingerichtet worden.

Die Schafzucht ist gegen früher bedeutend zurückgegangen. Während sonst, besonders im Niederkreise, selbst von mittleren Gutbesitzern Schafherden gehalten wurden, findet man solche gegenwärtig nur noch auf einigen Dominien (z. B. auf dem Biberhose in Nieder-Kesselsdorf) und einigen größeren Gütern, und auf vielen Bauernhöfen erinnert nur der Name „Schaffall“ an die einstige Schafhaltung. Im Unterschied zur letzten Zählung konnten im Jahre 1912 noch 7805 und im Jahre 1861 gar 36 141 Schafe gezählt werden. Vielleicht drängt die Not der Zeit dazu, auch diesem Zweige der Landwirtschaft wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Ziegenzucht war in den schweren Kriegsjahren, da Milch- und Fleischmangel herrschten, bedeutsam emporgekommen. Die Ziegenzahl des Jahres 1920 überstieg die der Zählung vom Jahre 1912 (7805) fast um das Doppelte. Die letzte Viehzählung am 1. Dezember 1924 läßt jedoch wieder ein beträchtliches Sinken der Zahl erkennen. Die Ziegenrassen sucht man durch Einführung der Schweizer Saamenziege zu verbessern.

Die Schweinezucht ist in unserm Kreise unerheblich. Nur einige Dominien und größere Grundbesitzer beschäftigen sich damit. Meistens findet nur Schweinemast statt. Bevorzugt werden dabei die milden englischen Rassen und neue deutsche Züchtungen, wie das westfälische Landschwein. Die Mast der großen polnischen und galizischen Schweine hat fast ganz aufgehört. Der Schweinebestand des Kreises hat seit der Zählung 1920 eine gewaltige Zunahme erfahren. Vor dem Genuß des schädlichen Fleisches erkrankter Tiere schützt die ge-

fezlich angeordnete Fleisch- und Trichinenschau. Den Körper verendeter Tiere verarbeitet die Kadaverstation in Bober-Röhrsdorf, Kreis Hirschberg.

Ungefähr zwei Drittel der Kreisfläche sind Ackerland, und ein Drittel ist Wald. Der Wald ist über den Kreis sehr günstig verteilt. Die Iserberge und weite Teile des Vorlandes bedecken die reichsgräßlich Schaffgotsch'schen Forsten (Oberförstereien Allersdorf grfl. und Bad Flinsberg), denen sich nach Norden und Nordwesten die Forsten von Schosdorf, Welkersdorf, Löwenberg, Neuland und Hohlstein anreihen, während im Osten und Nordosten die Waldungen von Liebenthal, Maßdorf, Lehnhaus, Langenau, Wiesenenthal, Jobten, Höfel und Lauterseeffen sich nach der Grenze des Goldberg-Haynauer Kreises hinziehen. Die bedeutendsten Forsten sind die der Herrschaften Greiffenstein (9710 Hektar), Hohlstein und Neuland und die Kommunalforsten von Löwenberg (1249 Hektar), Liebenthal (310 Hektar) und Welkersdorf (252 Hektar).

In den Waldungen wachsen fast alle deutschen Waldbäume. Die Fichte nimmt zwei Drittel der Gesamtfläche ein. Sodann herrscht die Kiefer vor. An der grünen Koppe ist ein Versuch mit Anpflanzung der alpinen Zirbelkiefer gemacht worden. In den Laubholzbeständen wachsen die Rotbuche, die Eiche, die Birke und die Erle. Der Lärchenbaum wird untermischt und als Waldsaum gepflanzt. Die Tanne findet sich hauptsächlich im Gebirge in schönen Beständen vor. Im Löwenberger Walde stößt man wiederholt auf die weniger kultivierte Hain- oder Weißbuche. Auf den steinigten Höhen und Berglehnen bei Krummöls, Geppersdorf, Schmotzseeffen, Huhdorf und Lehnhaus ist der Wacholder in dichten Gebüsch und bei letzterem Orte und im Schloßpark von Nieder-Wiesenenthal auch die Eibe noch in einigen Exemplaren anzutreffen.

Die Nadelhölzer werden je nach den Verhältnissen des Standortes in einem Umtriebe von 50 bis 120 Jahren, die Laubhölzer als Niederwald in einem von 12 bis 15 Jahren ausgenutzt. In den größeren Forsten sind regelmäßige Schläge zur Abholzung bestimmt. Bedeutende Forstschäden sind außer Wind- und Schneebruch in den letzten Jahren seit der Nonnenplage im Jahre 1908 nicht vorgekommen. Die Holzpreise sind in letzter Zeit insolge der Holzstoffgewinnung und des anhaltenden Kohlenmangels abnorm in die Höhe gegangen.

Der Betrieb von Torfstichen ist in unserm Kreise unbedeutend. Früher wurde bei Rabishau, Mühlseeffen, Groß-Stöckigt, Krummöls und Radmannsdorf Torf gewonnen. Jetzt geschieht dies nur noch bei Rabishau. Die Erdmassen des Isermoors bei der Kolonie Groß-Iser werden zur Herstellung der Moorbäder im Bade Flinsberg benutzt.

Der Wildstand hat sich nur in den größeren Forsten, wo man ihm die erforderliche Schonung und Pflege angedeihen läßt, gehoben. In den kleineren Jagdbezirken ist er durch zu große geschäftliche Ausnutzung herabgesunken. Der Hirsch wird im Niederkreise selten ange-

trossen, im Isergebirge jedoch kommt er in starken Rudeln vor. Hauptwild sind Reh und Gase. Von Geflügel behaupten sich immer noch in Wald und Feld trotz eifriger Nachstellung das Rebhuhn, der Fasan und das Birkhuhn. Seit einer Reihe von Jahren sind das wilde Kaninchen und der Hamster bei uns heimisch geworden. Schwarzwild ist nicht vorhanden. Zur Hebung des Wildstandes sind vor einiger Zeit Mufflons in den reichsgräflich Schaffgotsch'schen Forsten bei Hain i. R. ausgesetzt worden. Die Talsperre bei Mauer dürfte im Laufe der Zeit Wasserwild herbeilocken.

Von Raubtieren wird zuweilen ein Fuchs erlegt. Auch Marder und Iltisse gehen oft in die Falle. Größere Raubvögel werden selten beobachtet. Auf alten Kiefern oder Fichten an Waldsäumen haben oft noch der Turmfalke, der Sperber und der Lerchenfalke oder Stöher ihren Horst.

Die Bestimmungen des Jagd- und Wildschongesetzes schützen den Wildbestand vor völliger Vernichtung und Ausrottung.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Landwirtschaftliche Nebenbetriebe.

Das Bobertal mit seinem milden, warmen Klima, seinen sonnigen Berglehnen und geschützten Tälern und seinem fruchtbaren Boden eignet sich vorzüglich zum Gartenbau. Fast alle größeren und kleinen Landwirte haben daher bei ihren Besitzungen Obst- und Gemüsegärten angelegt, und an den Feldwegen ziehen sich weit hinaus Obstalleen. In Löwenberg, Harthe-Langendorferwerk, Görisseifen, Neundorf-Liebenthal, Braunau, Plagwitz, Moiz und Schmottseifen, in Höfel, Jobten, Hohndorf, Dippelsdorf, Radmannsdorf, Märzdorf, Wiesenthal, Gieshübel, Langenau und Flachsenseifen wird viel Obst angebaut. Die geernteten Mengen werden theils im Kreise abgesetzt, theils an Händler verkauft oder weithin versandt. Der Obstbau ist für die Volksernährung so wichtig, daß die Provinzen, Kreise und Gemeinden fortfahren, Kunst- und Landstraßen mit Obstbäumen zu bepflanzen. Daß in den Schulen im Unterrichte auf die Wichtigkeit desselben hingewiesen wird, ist selbstverständlich. Im Frühlinge prangen die Obstgärten und Obstalleen im herrlichsten Blüten Schmucke, und Scharen von Fremden kommen, um sich an ihrem Anblicke zu erfreuen. Und welch prunkendes herbstliches Bild ist es, wenn an den Zweigen Apfel an Apfel in den verschiedensten Farben und Formen sich reihet und zu fröhlichem Genusse einladet! Darum wurde auch von jeher in unserm Kreise nach dem bekannten Worte gehandelt:

„In jeden Raum pflanz' einen Baum
und pflege sein. Er bringt dir's ein!“

Der Gemüsehau wird hauptsächlich in Löwenberg und den umliegenden Ortschaften wie Harthe-Langenvorwerk, Braunau, Plagwitz und Moiss betrieben. Er beschränkt sich zumeist auf die Erzeugung von Blumen, Grünzeugpflanzen und Frühlingsgemüse, z. B. Salat, Gurken, Zwiebeln, Radieschen. Die bekannten Küchenkräuter Dill, Kümmel, Majoran und Petersilie werden weniger angebaut. In vielen Orten des Kreises finden im Laufe des Herbstes Obst- und Gemüseausstellungen statt, um durch Auszeichnungen die Aussteller zu immer besseren und umfangreicheren Leistungen anzuspornen.

Die Fischerei unseres Kreises ist in den letzten Jahren sehr zurückgegangen, weil die kleinen Teiche fast durchgehends entwässert und in Wiesen- und Ackerland verwandelt worden sind. Der Kiefern- und Mühlteich bei Mühlseiffen und einige kleinere Teiche bei Greiffenstein, Rabishau, Baumgarten, Liebenthal und Neuland werden noch zur Karpfenzucht benützt. In den Flüssen und Bächen des Kreises, die früher äußerst fischreich waren, sind edlere Fische nur noch selten anzutreffen, weil die Regulierungen und die Abwässer der Fabriken ihnen die Lebensbedingungen genommen haben.

Das Langwasser, die Krumme Delse, die Ivenitz, der Göriseiffenbach und der Engelbach, die von verseuchenden Einflüssen bisher unberührt blieben, weisen noch kleine Bestände von Forellen, Barschen, Schleien, Weißfischen und Hechten auf. In Tschischdorf und Liebenthal befanden sich früher künstliche Fischzuchtereien. Bei Lähn wurden Aale und Krebse gefangen.

Einen erfreulichen Aufschwung hat im Kreise die Bienenzucht genommen. Die bienenwirtschaftliche Ausstellung im Jahre 1906 in Greiffenberg hat sie so gefördert, daß die vorhandenen älteren Imkervereine zu Cunzendorf u. W. und Jobten, sowie die neueren zu Greiffenberg, Friedeberg und Lähn seit dieser Zeit in der Zahl der Mitglieder und Bienenvölker um mehr als das Doppelte gestiegen sind. Sie können der Nachfrage nach ihren Erzeugnissen kaum genügen.

Sehenswert ist der Bienenstand des Gutsbesizers Vogt in Höfel, der von einem seiner Vorbesizer, dem weit über die Grenzen unseres Kreises hinaus bekannten Bienenzüchter Gottfried Uberschär, angelegt wurde. Die Bienenstöcke stellen in Holz geschnitzte menschliche Figuren in den verschiedensten Trachten dar.

Der Geflügel- und Kleintierzucht wird in unserm Heimatkreise ebenfalls ein großes Interesse entgegengebracht. Die Taubenmärkte in Lähn und Liebenthal sind von alters her bekannt. Ihnen haben sich im Laufe der Zeit solche in Greiffenberg, Löwenberg und Friedeberg angeschlossen. Die durch die dortigen Geflügel- und Kleintierzuchtvereine auf den Märkten und Ausstellungen zum Verkaufe

und zur Schau gestellten Exemplare der Gänse, Enten, Hühner, Tauben und Kaninchen erregen stets die Freude und Bewunderung der Besucher. Bei der Geflügelzählung am 1. Dezember 1920 wurden in unserm Kreise allein 98 039 Hühner gegen 86 603 im Jahre 1912 gezählt. Am 1. Dezember 1924 waren im Kreise Löwenberg vorhanden: 105 338 Hühner, 16 256 Gänse, 2211 Enten, 2302 Trut- und Perlhühner.

U. G r o ß = Greiffenberg.

Der Schmottseiffener Obstbau.

Unter den vielen Obstbau treibenden Dörfern des Löwenberger Kreises steht Schmottseiffen an erster Stelle. Die Obstkultur unserer Gegend reicht weit in die Vorzeit zurück. Schon die mittelalterlichen Klöster brachten sie auf eine ansehnliche Höhe, und die Regierung Friedrichs des Großen übte gleichfalls einen fördernden Einfluß aus. Die geschützte Lage des ringsum von Höhen eingeschlossenen Schmottseiffener Tales machte den Ort vorzüglich für den Obstbau geeignet. Während in Gärten hauptsächlich edle Sorten von Äpfeln, Birnen und Pflaumen gedeihen, sind an Feldwegen und Abhängen vorwiegend Alleen von Süßkirschen aller Art zu finden.

Einen ganz besonderen Reiz bietet unser Dorf im Lenz zur Zeit der Baumblüte. Wer in der Blütezeit mit der Bahn durch Schmottseiffen fährt, dem tut sich eine Blütenfülle von unvergleichlicher Pracht auf. Ueberschwenglich reichgekleidet in Rosa und Weiß sieht er das Tal. Alle Gehöfte, alle einzelfstehenden Häuschen versinken im Blütenmeer. Der Zug streift manchmal sogar die blühenden Zweige, so daß man sie vom Fenster leicht erhaschen könnte. Recht lohnend ist auch ein Spaziergang von der Haltestelle Oberschmottseiffen über den Hohberg nach dem Mitteldorf. Dort versäume man nicht, den Stationsberg zu besteigen. Der Blick auf das in Blütenschnee eingebettete Dorf und über die in Blütenherrlichkeit stehenden Anhöhen wird jedem Naturfreunde unvergänglich bleiben. Kilometerweit reichen die blühenden Obstbaumalleen zu beiden Seiten des Tales bis weit in die Felder hinein. Wer jemals zur Baumblüte in Schmottseiffen war, den wird es immer wieder nach diesem blütenreichsten Dorfe des Löwenberger Kreises ziehen.

Der Obsthandel Schmottseiffens war bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ein Haupterwerbszweig seiner Bewohner. Heinze berichtet in seiner „Uebersicht des Löwenberg'schen Kreises“: „Die meisten Häusler dieses obstreichen Ortes treiben den Obsthandel“. In neuerer Zeit hat der hiesige Obstbau noch bedeutend an Ausdehnung

gewonnen. Wer den Obstreichtum Schmottseiffens aus nächster Nähe kennen lernen will, der sollte zur Obstzeit einmal unsere Gegend kommen, und er wird staunen, welche gewaltige Mengen Obst täglich von hier mit der Bahn nach auswärts versandt werden. Meist sind es Kirschen, die Schmottseiffen als Obstort so berühmt gemacht haben; aber auch Äpfel, Birnen und Pflaumen kommen hier zur Vollreife und zu einer Zartheit des Aromas, daß sie hinter dem vielgerühmten rheinischen Obst kaum zurückstehen. Man könnte Schmottseiffen ebenso als „Obstkammer“ bezeichnen wie Werder a. S. oder unser schlesisches Grünberg.

B. Becker.

Höfeler Kirschen.

Dem Wanderer, der mit offenem Herzen und empfänglichen Sinnen zur Zeit der Obstblüte die Höhe des Steinberges von Löwenberg herkommend überschreitet, bietet sich ein Bild, das jeden Naturfreund fesselt und entzückt. Durch das satte Grün der Saaten schlingen sich volle Girlanden in reinstem Weiß und zartestem Rosa, und darüber wölbt sich der tiefblaue Himmel. Durch Blütenbüsche lugen die Häuser des Bergdörfchens Höfel. Voll süßen Duftes ist die Luft, und tausende fleißiger Immen sammeln unter heimlichem Gesumm dem Bienenvater die erste Ernte. Versonnen schlendert der Wanderer unter den Blütenbäumen dahin und staunt über das Schöpfungswunder. Seine Seele schwingt und klingt in des Dichters Frühlingslied:

„Aus Blütenglanz und Duft gewoben
Sinkt mir der Frühling in das Herz,
Ein Lerchentrillerliedchen droben
und weiße Blüten allerwärts!“

Der Obstbau ist für das Dörfchen schon von alters her eine reich fließende Erwerbsquelle.

Am besten gedeiht die mit dem trockenen sandigen Untergrund vorliebnehmende Süßkirsche. Von den im Jahre 1913 gezählten 6000 Obstbäumen, die sich auf eine Fläche von nur etwa 40 Hektar verteilen, sind mehr als 4000 Kirschbäume. Da sind alle Sorten vertreten, von der Maikirsche bis zur späten Knorpelkirsche. Zur Zeit der Kirschenernte reihen sich die mit den leckern Früchten angefüllten Spankörbe vor den Obstbuden und harren der Abfuhr nach der Bahn. Der Markt von Berlin und Dresden ist ihr Ziel. Die weichen Sorten halten oft den Bahntransport nicht aus und sind dann nur noch für die Marmeladenfabriken verwendbar. Besonders wertvoll ist die harte

Knorpelkirsche. Sie eignet sich am besten zum Einlegen und erzielt höhere Preise als die andern Arten. Die Gesamternte der Kirschen stellt in guten Jahren einen nicht unbedeutenden Wirtschaftsfaktor in unserm Kreise dar.

Der Anbau von anderm Obst geht nicht über das Mittelmaß hinaus und bringt nur Mittelware hervor. Für edle Äpfel und Birnen fehlt der tiefgründige, gute Boden.

Zwei frohe Tage sind im Leben unsers Dörfchens mit dem Obstbau von lang her verknüpft: Das Blütenfest und das Kirschenfest. An beiden Festtagen ergießt sich ein Strom von Fremden ins Dorf, das Blütenwunder zu schauen oder sich zu laben an den süßen Früchten.

Leider wird die Obsternte oft in Frage gestellt durch Frostspanner und Apfelblütenstecher, die dann so zahlreich auftreten, daß die blühenden Bäume nach und nach ein schmutziges Braun annehmen und die Blätter wie von wütenden Stürmen zerplückt aussehen. Später lassen sich dann unzählige der ekelhaften Frostspannerraupen an feinen Fäden von den Bäumen hernieder. Die Hoffnung auf eine gute Obsternte ist dann vernichtet. Trotz aller Gegenmaßnahmen ist es noch nicht gelungen, des Ungeziefers Herr zu werden, was wohl in der Nähe des Waldes und in der Beschaffenheit des die Wärme zusammenhaltenden Sandbodens seine Ursache hat.

Werner-Höfel.

Die Pflanzenwelt des Kreises.

Die Abhängigkeit der Pflanzendecke von der Bodenbeschaffenheit und vom Klima einer Landschaft tritt nirgends so sichtbar in die Erscheinung, wie beim Uebergang von der Ebene zum Gebirge. Der Kreis Löwenberg gehört beiden an, auch sind die Witterungsverhältnisse in seinen höchstgelegenen Teilen erheblich andere als in den tiefer gelegenen. Stellt nun auch der größere, nordöstliche Teil durchaus nicht ausgesprochene Ebene dar, trägt andererseits der kleinere, südwestliche Zipfel nicht gerade Hochgebirgscharakter, so sind die Unterschiede der Erhebungen über die Meereshöhe doch bedeutend genug, um ein wesentlich verschiedenes Bild der Pflanzenwelt hier wie dort hervorzubringen. Auch dem botanisch weniger geschulten Wanderer fällt das Schwinden gewisser, in tiefer gelegenen Gegenden zahlreich zu bemerkenden Blütenpflanzen auf, je mehr er sich den Höhen des Jferkammes nähert. Dafür treten ihm eine Reihe seltsamer Gewächse entgegen, die er „dort unten“ nirgends hat wahrnehmen können. Ja, er wird so manchem blühenden Pflänzlein begegnen, das er bisher als Bewohner des ech-

ten Hochgebirges anzusprechen gewohnt war. Schön und mannigfaltig sind die Landschaftsbilder unseres Kreises. Doch dem aufmerksam durch die blühenden Fluren schweifenden Blicke wird nicht entgehen, daß größere Gebiete eine gewisse Gleichförmigkeit der Flora zeigen. Einzelne Arten von Blütenpflanzen treten so massenhaft auf, daß sie den floristischen Charakter einer Gegend geradezu bestimmen. Da zeigen sich unseren Augen blütenreiche Wiesen, die im Frühjahr von Wiesenschäumkraut, Kuckuckslichtnelken, Hahnenfuß, Knabenkräutern, später von weißen Bucherblumen, blauen Glockenblumen oder rotschimmerndem Sauerampfer geradezu überfüllt sind; steinige Abhänge zeigen eine überreiche Fülle von Nacht- und Königskerzen, gelbem Fingerhut, roten Pechnelken und Weidenröschen; die zahlreichen Bächlein und Rinnsale werden in ihrem Laufe auf weite Entfernung hin durch die massenhaft sie begleitenden Sumpfdotterblumen und weißen Spierstauden kenntlich gemacht; die lichtereren Stellen der Wälder sind von Blaubeersträuchern, Wald- und Hainwachtelweizen und Kreuzkraut (Waldgreis) fast ausschließlich eingenommen, während die Nachbarschaft der Gärten stellenweise eine alles andere überwuchernde Fülle von Giersch, Ehrenpreis und roten Taubnesseln aufweist. Die blühenden Unkräuter der Aecker sind durch die in der heutigen Zeit sorgfältiger vorgenommene Bodenkultur und durch die Saatreinigung mehr und mehr zurückgedrängt, so daß dem oberflächlichen Blick meist nur Ackersens, Federich, Täschelkraut, Stiefmütterchen u. Hundskamille, später Kornblumen, Aden, Mohn u. Rittersporn in größerer Fülle sichtbar werden.

Wenn wir nach der Ursache dieser Gleichförmigkeit in der blühenden Pflanzenwelt forschen, so ergibt es sich, daß sie begründet ist in der Entstehung des Bodens aus zumeist denselben mineralischen Bestandteilen, in dem Fehlen von größeren talbildenden Strömen, dem Mangel an Landschaften, Laubwäldern, ausgebreiteten Sandebenen und Brüchen, wenn wir die Torfbrüche bei Rabishau und Radmannsdorf ihrer geringen pflanzlichen Ausbeute halber außer Betracht lassen. Dagegen zeigen Gegenden, in denen Kalk und Basalt verwitterten, größere Mannigfaltigkeit an Pflanzenschätzen. Die höher gelegenen Teile des Kreises bieten zwar einen geringen Artenreichtum an Pflanzen, zeigen dafür aber zum Entzücken des Botanikers manches seltene Gewächs.

Das Vorkommen von Blütenpflanzen und Gefäßkryptogamen des Kreises beschränkt sich auf etwa 1600 Arten, worunter sich freilich recht bemerkenswerte Seltenheiten befinden. Eine der Hauptfundstätten solcher nicht häufig vorkommenden Pflanzen ist das **Robertal** mit seinen Seitenschluchten und den begleitenden Anhöfen. Im Flusse selbst finden wir neben dem massenhaft seine weißen Blüten zeigenden Wasserhahnenfuß die zierlich aussehenden, aber über 4 Meter lang werdenden Stengel des flutenden Hahnenfußes, *Ranunculus fluitans*. Bei Mauer hat sich an ruhigen Wasserstellen die Kanadische Wasserpest, *Elodea canadensis*, eingefunden,

dort wurde auch die traubenblütige *Lysimachia thyrsoiflora* gefunden. Wie eine schöne Gartenblume mutet uns auf dem *Garteberge* bei Mauer und weiter bei Siebeneichen und Plagwitz der bunte Sturm- und Eisenhut, *Aconitum variegatum*, an. Durch seinen stattlichen Wuchs, die weißen Blütentrauben und später durch seine saftigen, schwarzglänzenden, aber giftigen Beeren fällt das ährige Christophskraut, *Actaea spicata*, in die Augen, wenn wir östlich von Mauer die Höhen des Bober-Katzbach-Gebirges besteigen oder das Queistal entlang wandern. In der Gegend von Liebenthal können wir noch ziemlich oft den Berberitzenstrauch, *Berberis vulgaris*, mit seinen gelben, starkduftenden Blütentrauben und roten Steinfrüchtchen beobachten, der für unsere Mehrenfelder als Stammpflanze des Getreiderostes so gefährlich ist und daher in deren Nähe ausgerottet werden muß. In stehenden und langsam fließenden Gewässern um Löwenberg finden wir zahlreiche gelbe, wohlriechende Seerosen, *Nuphar luteum*, deren seltenere, an die Lotosblume erinnernde, weiße duftlose Schwester, *Nymphaea alba*, in den Teichen bei Krummöls, Mühlseifen, Rabishau und am Greiffenstein vorkommt. Im ganzen Kreise zerstreut, um Liebenthal sogar recht häufig, wächst der schöne braune Storchschnabel, *Geranium phaeum*, der anderswo recht selten ist. In Anlagen und Hecken, bei Löwenberg sicher wild, sieht man den bis 5 Meter hoch wachsenden Wimpernußstrauch, *Staphilea pinnata*, der mit den aufgeblasenen grünen Fruchtkapseln ebenso auffällig als schön wirkt. Von sonst nicht gerade häufigen Blütenpflanzen findet man auf der Basalthöhe des Lehnhäusberges die wunderschöne Waldwicke, *Vicia sylvatica*. Wegen ihrer Kleinheit leicht übersehen werden der mittlere Lerchensporn, *Corydalis intermedia*, das kleine Fingerkraut, *Potentilla supina*, und der winzige Schneckenflee, *Medicago minima*. Einen Schmuck sonst öder Begränder und nur mit Heidekraut und dürren Gräsern bedeckten Lehnen und Abhängen bildet die stengellose Stacheldistel, *Carlina acaulis*, die als Wetterdistel bei sonnigem Wetter ihren silbernen Strahlenkranz öffnet, die blaue Berg-Jasione, *Jasione montana*, und die seltene Mondraute, *Botrychium Lunaria*. An feuchten Stellen des Waldes sieht man aus der Familie der Orchideen das $\frac{1}{2}$ Meter hoch wachsende Waldvöglein, *Cephalanthera grandiflora*, die braune Neottia nidus avis mit ihrer einem Vogelneft gleichenden Wurzel, die fremdartige *Listera cordata* und *Platanthera viridis* (Grüne Ruckucksblume). Auch den prächtigen Türkenbund, *Lilium Martagon*, aus der Familie der Liliengewächse findet man hier zuweilen besonders auf Kalk- und Basaltboden.

Außer diesen Orten sind in unserem Kreise noch als Fundorte bemerkenswerter Pflanzen die *Garte*, ein hügeliges Sumpf- und Waldgebiet zwischen Greiffenberg und Liebenthal, der *Boizenberg* bei Hagendorf, der *Garteberge* bei Neuland, der *Worwerkbusch* bei Löwenberg und das obere Queistal be-

kannt. In der Garte werden neben vielen der schon genannten Pflanzen auch die haarblättrige Bärmurz, *Meum athamanticum*, der gebräuchliche und kleine Baldrian, *Valeriana officinalis* und *dioica*, der Seidelbast, *Daphne Mezereum*, der mit seinen rosafarbenen Blüten schon in den ersten Frühlingstagen prunkt, das Leiterblatt, *Polemonium coeruleum*, die Haselmurz, *Asarum europaeum*, die gebräuchliche Pestwur, *Petasites officinalis*, das Sumpferzblatt, *Parnassia palustris*, die giftige vierblättrige Einbeere, *Paris quadrifolia*, der Sumpf-Borst, *Ledum palustre*, die Sumpf-Moosbeere, *Oxycoccus palustris*, der Feld-Enzian, *Gentiana campestris*, die gebräuchliche Hundszunge, *Cynoglossum officinale*, das gebräuchliche Lungenkraut, *Pulmonaria officinalis*, das Sumpf-Blutauge, *Comarum palustre*, der kletternde Nachtschatten, *Solanum dulcamara*, der europäische Siebenstern, *Trientalis europaea*, und das gemeine Helmkraut, *Scutellaria galericulata*, gefunden. Am Boitzenberge findet man noch den vielbegehrten, wohlriechenden Waldmeister, *Asperula odorata*, das ausdauernde Bingelkraut, *Mercurialis perennis*, die zarte, rosafarbige Frühlings-Platterbse, *Orobis vernus*, und das bittere, heilkräftige Tausendguldenkraut, *Erythraea Centaurium*. Der Harteberg bei Neuland bietet dem Pflanzenkundigen neben verschiedenen Pflanzenseltenheiten auch das dreilappige, frühlingstfrohe Leberblümchen, *Hepatica triloba*, die weiße, bedeutungsschwere Mistel, *Viscum album*, den gelben, oft an Wegen wuchernden Odermennig, *Agrimonia Eupatoria*, und das bekannte Allheilmittel Sanikel, *Sanicula europaea*. Der Borwerkbusch bei Löwenberg, wo Wald, Wiese und Wasser eine reiche Pflanzenwelt schaffen, zeigt uns außer vielen anderen pflanzlichen Raritäten die gemeine Schuppenwur, *Lathraea Squamaria*, das liebliche Maiglöckchen, *Convallaria majalis*, das Bisamkraut, *Adoxa Moschatellina*, den weißen Honigklee, *Melilotus alba*, und das rundblättrige Wintergrün, *Pirola rotundifolia*. Von jeher durch seinen Reichthum an eigenartigen Pflanzen bekannt ist das obere Queistal. Es seien hier nur noch erwähnt die flüchtige Rüdbeckie, *Rudbeckia laciniata*, deren goldgelbe Blütenköpfe die Ufer des Queißes und seiner Nebenbäche schmücken, die grüne Nieswur, *Helleborus viridis*, die phrygische Flockenblume, *Centaurea Phrygia*, der Kreuz-Enzian, *Gentiana cruciata*, die Teufelskralle, *Phyteuma spicatum*, und der Germer, *Veratrum album*.

Von seltener vorkommenden Blütenpflanzen, die über den ganzen Kreis zerstreut sind, seien noch genannt: Der Geißbart, *Aruncus sylvester*, der zur Blütezeit herrliche deutsche Ginster, *Genista germanica*, der unscheinbare Bauernsens, *Teesdalea nudicaulis*, das Gebirgspennigkraut *Thlaspi alpestre*, das bei der Berührung den Samen aus auffpringenden Schoten verstreuende Springschaumkraut, *Cardamine impatiens*, die akeleiblättrige Wiesenraute, *Thalictrum aquilegifolium*, der beerentragende Taubentropf, *Cucubalis baccifer*, die Berg-Heilmurz, *Seseli Libanotis*, der weiche Storch-

schabel, *Geranium molle*, der maßliebenblättrige Feinstrahl, *Stenactis annua*, die sprossende Hauswurz, *Sempervivum soboliferum*, die quirlblättrige Weißwurz, *Polygonatum verticillatum*, die sprossende Felsnelke, *Tunica prolifera*, die gebräuchliche Schwalbenwurz, *Vincetoxicum officinale*, der sparrige Mant, *Inula Conyza*, der Bärenlauch, *Allium ursinum*, die Glockenheide, *Erica tetralix*, der Berg-Wohlverleih, *Arnica montana*, die gelbe Gauklerblume, *Mimulus luteus*, der gemeine Wasserschlauch, *Utricularia vulgaris*, die röhrige Rebendolde, *Oenanthe fistulosa*, die Bisam-Hyazinthe, *Muscari comosum*; von seltenen Gräsern und Seggen: die schmalblättrige Hainfimsse, *Luzula angustifolia*, das graue Silbergras, *Weingärtneria canescens*, die zarte Binse, *Juncus tenuis*, die zittergrasartige und gefiederte Segge, *Carex brizoides* und *digitata*; aus der Kryptogamenflora: der Berg-Schildfarn, *Aspidium montanum*, der Rippenfarn, *Blechnum Spicant*, das Streifenfarn, *Asplenium Trichomanes*, die Mauerraute, *Asplenium Ruta muraria*, das Tüpfelfarn oder Engelsfuß, *Polypodium vulgare*, der feulige Bärlapp, *Lycopodium clavatum*, und der becherförmige Schachtelhalm, *Equisetum Telmateja*.

Wenn wir zu den Höhen des *Sjergebirges* emporsteigen, so kommen wir in eine Gegend mit ganz verändertem Vegetationscharakter. Besonders die Hochmoore der großen und kleinen *Sferwiese* zeigen eine ganz eigenartige Flora. Der ungewohnte Anblick fremdartiger Gewächse erinnert den Beschauer an gewisse Regionen der Alpen. Auf den *Sferwiesen* findet man die wunderschöne Trollblume, *Trollius europaeus*, mit ihren gelben Köschchen, das seltsam gelb blühende zweiblütige Weilchen, *Viola lutea*, und den in der Ebene und auch im Hügellande gar nicht zu findenden Alpen-Milchlattich mit seinem blauen Blütenschopfe. Mehrere Holzgewächse erreichen auf dem *Sfergebirge* eine nur ganz geringe Höhe, wie das von Reisenden leider häufig herupfte Knieholz, *Pinus pumilio*, das mit seinen bogig aufstrebenden Nestern recht dekorativ wirkt und daher mit seinem Verwandten, dem Zwerg-Bachholder, *Juniperus nana*, in den Anlagen angepflanzt wird. Nur im *Sfergebirge* gefunden wird die bis 1 Meter hohe Zwergbirke, *Betula nana*, ihrer Seltenheit wegen leider stark verfolgt und auf wenige Standorte zurückgedrängt. Den Charakter der Gebirgsflora betonen noch die eigenartige Krähen- oder Kauschbeere, *Empetrum nigrum*, mit den lederartigen, nadelähnlichen Blättchen und schwarzen, kugeligen Früchten, der zierliche, blaue Augentrost, *Euphrasia coerulea*, der stattliche Meisterwurz, *Imperatoria ostruthium*, der an einzelnen Bauden angepflanzt ist, das den Namen seines Standorts tragende *Sfer-Habichtskraut*, *Hieracium iseranum*. Neben dem an sumpfigen Stellen, auch in der Ebene sehr verbreiteten rundblättrigen Sonnentau, *Drosera rotundifolia*, der bekannten fleischfressenden Pflanze, wird der Botaniker vielleicht die höchstseltenen Art *Drosera intermedia* (mittlerer Son-

nentau) finden. Ebenso selten ist die fadenwurzelige Segge, *Carex chordorrhiza*; sie ist nur im Isergebirge heimisch. Von Gefäßkryptogamen sind der Frauensarn, *Athyrium alpestre*, der Tannenbärlapp, *Lycopodium selago*, und der zierliche Moosfarn, *Selaginella spinulosa*, zu nennen.

Mit dieser Aufzählung ist die Reihe seltener und merkwürdiger Pflanzen, die sich im Kreise finden, bei weitem nicht erschöpft. Der Naturfreund wie der Botaniker werden noch manchen überraschenden Fund machen in der äußerst interessanten Flora dieses Gebietes.

S o h m a n n = Liebenthal.

Der Pilzreichtum unserer Wälder.

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß das Volk immer mehr die so nahrhafte, billige und wohlschmeckende Pilzkost schätzen lernt. Hier hat der Krieg und die mit ihm verbundene Lebensmittelknappheit erziehlich eingewirkt. „Not macht erfinderisch!“ sagt das Sprichwort, und es hat auch in der Pilzfrage wieder einmal recht behalten. Ueberall sucht man sich Pilzkenntnisse zu verschaffen, da man zu der Einsicht gekommen ist, daß die mangelhafte Kenntnis der allseitigen Ausnützung im Wege steht. Heute sammelt man viele früher unbrachtete oder für giftig gehaltene Pilze, um dem oft recht einfachen Küchenzettel mehr Abwechslung zu geben, die vorhandenen Speisen schmackhafter zu machen oder die geschätzten Waldprodukte durch Trocknen, Sterilisieren, Einlegen, Mahlen usw. in Dauerware für den Winter zu verwandeln.

Nicht nur von einsichtigen, wohlmeinenden Volksfreunden, sondern auch von den um die Volksernährung besorgten Behörden wurde wiederholt auf diese Gelegenheit der Nahrungsmittel-Vermehrung hingewiesen. Der Rat war gut, aber seiner Befolgung stand ein zweiter Umstand entgegen, der es mit sich brachte, daß der Pilzreichtum unserer Wälder nur sehr wenig Kundigen voll zugute kam, der großen Menge der Verbraucher aber versagt blieb, nämlich die Furcht vor Vergiftungen. Zu ihrer Beseitigung und zur Anbahnung einer bessern Pilzkenntnis durch Belehrung in Schrift, Wort und Tat wurden daher während des Krieges und auch in der bedrängten Nachkriegszeit an verschiedenen Orten des Kreises Pilzwanderungen in die benachbarten Wälder unternommen. In Greiffenberg veranstaltete man sogar im Jahre 1919 eine in jeder Hinsicht gelungene Pilzausstellung.

Die Pilzausstellung, die das Bild eines Waldes mit seinem mannigfaltigen Pflanzen- und Tierleben darstellte, sich in vier Abteilungen: natürliche Pilze, Pilzmodelle, Pilzgemüse und Pilzliteratur, gliederte und

145 heimische Pilzarten aufwies, war bei den damaligen äußerst schwierigen Ernährungsverhältnissen für die Bevölkerung der Stadt, der Umgegend und weiterer Kreise von besonders hoher Bedeutung, und es dürfte auch jetzt noch angebracht erscheinen, auf sie immer wieder als zur Nachahmung geeignet hinzuweisen.

Es gibt bekanntlich zwei große Pflanzengruppen, die offenblütigen oder Phanerogamen und die blütenlosen oder Kryptogamen. Zu den letzteren gehört der Pilz. Was wir gemeinhin mit dem Namen Pilz bezeichnen, ist nicht die Pflanze selbst, sondern nur deren Fruchtkörper. Die Pflanze befindet sich im Erdboden als ein weißes, fadenförmiges Gewebe mit kleinen knoten- oder knollenartigen Gebilden. Finden diese Teile nun einen passenden Nährboden und geeignetes Wetter, nämlich Feuchtigkeit und Wärme, so wachsen aus ihnen die Fruchtkörper schnell empor: der Pilz steht da, der in den röhren- oder blätterartigen Lamellen die Sporen als Früchte trägt.

Da sich der Kreis Löwenberg lang und verhältnismäßig schmal von den sandigen und moorigen Ebenen des Bunzlauer Kreises bis zu den felsigen Höhen des Fergebirges erstreckt, sind auf den einzelnen Stufen die verschiedensten Bodenarten und Waldbestände anzutreffen. Dies ist besonders auf den Gemarkungen der „Wasserscheide“ der Fall, und daher fällt dort der Pilzreichtum der Waldungen am deutlichsten in die Augen. Nicht jede Boden- und Waldart bringt alle Arten Pilze hervor, sondern jeder Pilz beansprucht seinen besonderen Nährboden. So findet man z. B. die Rothkappe (Rothhäubchen) und den Birken- oder Kapuzinerpilz hauptsächlich in der Nähe von Birkengebüschchen. In kurzgrasigen Waldwegen und in Schonungen trifft man den Butterpilz, den Blutreizker, den duftenden Milchling und den Schmerling, auf sandigen, mit Humus bedeckten Waldstellen den Steinpilz, den Grünling, den Sandpilz und den Kuhpilz. Am Fuße alter Nadelbäume wächst die Krause Glucke und der Krenpling. In lichtem Nadelhochwald mit Moospolstern und niedrigem Gesträuch suchen wir den Pfifferling (Selbschwämmchen), den Maronenpilz, den Semmelpilz, den gelben Ziegenbart, den Habichtschwamm, die Milchlinge und Täublinge, in Laubwäldern die Trichterlinge, Ritterlinge, die Ziegenlippe und Schirmpilze. Auf mehr trocknen Wiesen, an Wegen, auf denen Pferde gehen, und freien Weiden ist der Champignon und Wiesenellerling daheim. Auch sind die nach Süden und Südwesten zu gelegenen Waldteile durchgängig an Pilzen ertragreicher als die Nord- und Ostseite.

Es soll bei Betrachtung dieser Verhältnisse nicht geleugnet werden, daß die Wälder des Niederkreises, die von Hohlstein, Neuland, wo am Wege nach Kesselsdorf ganze Familien von Steinpilzen angetroffen wurden, von Zobten, Dippelsdorf, Wiesenthal, Lehnhaus und Langenau, große Schätze an genießbaren Pilzen bergen; auch die Waldungen der Vorberge, wie die von Maßdorf, Liebenthal, Langwasser, Greiffenstein, wo die Spizmorchel zu finden ist, Rabishau, Kunzendorf gräfl. und Giehren, werden von Pilzsammlern fleißig und mit gutem Erfolge aufgesucht, aber den eigentlichen Pilzreichtum des Kreises bergen die Forsten

von Klein-Neundorf, Weltersdorf, Schosdorf, die Harte bei Groß-Stöckig und vor allem der Löwenberger Stadtwald. Diesen Wäldern entstammte zumeist die große Anzahl der auf der erwähnten Ausstellung in Greiffenberg zur Schau gestellten natürlichen Pilze, die die ungetheilte Bewunderung der Besucher erregte.

Von den vielen eßbaren Pilzen, die in den Wäldern unsers Kreises gefunden werden, seien hier nur die wichtigsten, im Haushalte zu verwendenden genannt: Der Steinpilz, *Boletus edulis*, der Birken- oder Kapuzinerpilz, *Boletus scaber*, das Rothhäubchen oder die Rothkappe, *Boletus rufus*, der Butterpilz, *Boletus luteus*, der Maronenpilz, *Boletus badius*, die Ziegenlippe, *Boletus subtomentosus*, der Kuhpilz, *Boletus bovinus*, der Sandpilz, *Boletus variegatus*, der schöne Röhrling, *Boletus elegans*, der Semmelpilz, *Polyporus confluens*, der Stopfepilz, *Hydnum repandum*, der Brätling, *Lactaria volema*, der duftende Milchling oder Maggpilz, *Lactaria glyciosma*, der Edel- oder Blutreizker, *Lactaria deliciosa*, der Feld-Champignon, *Psalliota campestris*, der Speisetaubling *Russula vesca*, der Hegenpilz, *Boletus luridus*, der Pfifferling oder das Gelbschwämmchen, *Cantharellus cibarius*, der große Schirmpilz, *Lepiota procera*, der Hallimasch, *Armillaria mellea*, der kahle Kremppling, *Paxillus involutus*, der Sammetfuß-Kremppling, *Paxillus atrotomentosus*, der gelbe Ziegenbart, *Clavaria flava*, die Krause Glucke, *Sparassis ramosa*, der Pantherpilz, *Amanita pantherina*, der Perlpilz, *Amanita rubescens*, der Habichtschwamm, *Hydnum imbricatum*, die Spitz- und Speisemorchel, *Morchella conica*, und *Morchella esculenta*, der Lauchschwindling oder Musseron, *Marasmius alliatus*, und der Grünling, *Tricholoma equestre*.

Außer diesen Speisepilzen und den vielartigen, ebenfalls zu den genießbaren zählenden Eller-, Tint-, Trichter-, Ritter-, Schneck-, Por- und Täublingen, beherbergen unsere Wälder aber auch noch eine Anzahl ungenießbarer und giftiger Pilze. Zu den ersteren gehören als die bekanntesten der dem Steinpilze täuschend ähnliche Bitterpilz, *Tylophorus felleus*, der an seiner hellblauen Farbe kenntliche Liladickfuß, *Inoloma traganum*, der in weißer Milch tropfende Giftreizker, *Lactaria torminosa*, der in Farbe und Geruch gleich häßliche grüngelbliche Mordschwamm, *Lactaria necator*, der gelbe, auf alten Baumstümpfen wuchernde Schwefelkopf, *Hypholoma fasciculare*, die an ihrem Verwesungsgeruche und eisförmigem Fruchtgebilde (Hegenei) kenntliche Stinkmorchel, *Phallus impudicus*, der dem Habichtschwamm ähnliche, bittere Gallenstacheling, *Phaeodon amarescens*, der gesellig in Laubwäldern auftretende große Pfeffermilchling, *Lactaria piperata*, der rotgelbe, falsche Pfifferling, *Cantharellus aurantiacus*. Als giftige Pilze sind anzusehen der gefährliche, dem Champignon täuschend ähnliche Knollenblätterschwamm, *Amanita bulbosa*, der in den verführerischsten Farben prangende, dem Hegenpilz ähnliche Satanspilz, *Boletus satanas*, der blutrote, am Hutrande gefächerte Speiteufel oder Speitäubling, *Russula emetica*, der an seinem hellroten, weißbetupften Hute kenntliche Fliegenpilz, *Amanita muscaria*, und der den Kartoffeln äußerlich und den Trüffeln innerlich ähnliche, auch

unter dem Namen „falsche Trüffel“ vielfach benützte Kartoffelbovist, Scleroderma vulgare. Die häufigen Fälle von Pilzvergiftungen, über deren traurige Folgen die Zeitungen immer wieder berichten, sind zumeist auf die Verwechslung des Knollenblätterchwammes mit dem Champignon zurückzuführen. Sie mahnen zur größten Vorsicht und zur Beherzigung des alten Sprichwortes: „Pilzlein, bist du noch so schön, kenn' ich dich nicht, laß ich dich stehn!“ — Die Krone aller Pilze, die Trüffel, ist bei allem Reichtum an sonstigen Pilzen in den Wäldern unseres Kreises noch nicht angetroffen worden.

Wer Sinn und Empfindung für das Leben im Walde hat, wird beim Anblick der feck und seltsam aus dem Moose oder schalkhaft unter dem Heidekraut hervorlugenden Pilze seine Freude haben. Mit ihren braunen, gelben oder roten Hüten erscheinen sie uns wie eine Schar kleiner Kobolde. Sie erwecken in uns zu einem guten Teile die Märchenstimmung, die uns im Walde umfängt. Sangen wir doch schon in der Jugendzeit in dem kleinen Rätselliede, dessen Lösung die „Nagebutte“ wie der „Pilz“ sein kann:

„Ein Männlein steht im Walde,
Ganz still und stumm;
Es hat von lauter Purpur
Ein Mäntlein um.
Sagt, wer mag das Männlein sein,
Das da steht im Wald allein
Mit dem purpurroten Mäntelein?“

Und zur Winterszeit, wenn ein Pilzgericht, ja schon eine mit dem schlichten Magginwürfel gewürzte Suppe auf den Tisch kommt, wenn Geruch und Geschmack der Pilze uns den gleichen Genuß bereiten, da wird die Erinnerung an den grünen Wald und die bunten und seltsamen Pilzgestalten durch den Sinn ziehen, und der Entschluß wird wach werden, aufs neue vom nie endenden Pilzreichtum unserer Wälder zu schöpfen und dabei zu empfinden Farbenschönheit und Sammelfreude.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Von der Tierwelt des Kreises.

In der frühesten Zeit waren Bären, Wölfe, Luchse, Wildkazen und Auerochsen die Bewohner unserer Wälder, und der Biber schuf im Bober und seinen Nebengewässern seine künstlichen Dämme und Wohnungen. Diese Tiere sind ausgerottet oder in nördlichere Gegenden verdrängt worden. Später verschwanden auch der Steinadler, der Kolkrabe und der Uhu. Der Bär behauptete sich im waldreichen Hergebirge bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, ebenso der Wolf.

Während so viele charakteristische Tierformen unserer Heimat verloren gegangen sind, ist durch Einfuhr und Einwanderung fremder Arten auch eine Bereicherung unserer Tierwelt herbeigeführt worden. Im Jahre 1912 wurde das einzige europäische Wildschaf, der auf Sardinien und Korsika heimische Mufflon, im Riesengebirge ausgefetzt; herumstreifend gelangt es bis ins Isergebirge. Das aus dem Südwesten unsers Erdteils stammende wilde Kaninchen war in Schlesien noch am Ende des 16. Jahrhunderts unbekannt. 1567 wurde der in den pontischen Ländern vorkommende Edelfasan in unserer Heimatprovinz als Jagdwild eingeführt. Die Schaffung einer Kultursteppe, wie man die Umwandlung größerer Waldgebiete in Ackerland genannt hat, ließ Steppentiere und körnerfressende Freunde des Getreidebaues an die Stelle der dahinschwindenden Waldtiere treten. Der Hamster, die Lerche, die Wachtel, der Hausperling, vielleicht auch das Rebhuhn dürften zu diesen Einwanderern gehören. Der Hamster wurde z. B. erst 1905 in der Feldflur von Ullersdorf-Liebenthal beobachtet. Angemeldet ist die von Ostern her zuwandernde Fieselmaus, die bereits auf dem Übungsplatze bei Lamsdorf im Kreise Falkenberg heimisch geworden ist.

Wenn wir nun der Tierwelt unsers Kreises näher treten, so ist dabei nicht beabsichtigt, alle Tiere, die bei uns vorkommen, aufzuzählen. Es sollen nur die wichtigsten Vertreter der einzelnen Arten genannt werden.

Der Wildbestand ist durch die Jagdliebhaberei stark gefährdet, und es ist wahr, wenn bei uns von einigen Gegenden behauptet wird, daß es dort mehr Jäger als Hasen gibt. Der listige Reinecke entgeht noch häufig den Nachstellungen des Menschen und hilft dem Jäger getreulich die Zahl der Hasen und Hühner verringern. Ein kurzbeiniger Sohlengänger mit scharfen, zum Ausgraben von Höhlen und zum Herausheben von Mäusen, Engerlingen und Regenwürmern trefflich geeigneten Krallen ist der Dachs. Er ist noch in unsern größeren Forsten zu finden. Aus der Reihe der kleineren Raubsäugetiere seien genannt: Marder, Iltis, Wiesel. Sehr selten sieht man eins von ihnen, und doch erkennt man ihr schädliches Treiben an dem Verhalten der kleinen Säugetiere und Vögel. Die außerordentlich versteckte Lebensweise der kleinen Säger und die große Scheu und immerwährende Unruhe der Vögel kann man in erster Linie auf die genannten Räuber zurückführen. Wie selten sieht man z. B. im Walde eine Maus, und doch fehlt sie nicht, wie es die Gänge im Boden verraten. Ueber die Verbreitung der nützlichen Fledermäuse, der verschiedenen Mäuse und der vom Volke so wenig gekannten Spitzmäuse in unserer Gegend sind wir nur ganz oberflächlich unterrichtet.

Wenden wir uns nun der auffallendsten aller Tiergruppen, der Klasse der Vögel zu. Sie treten dermaßen in den Vordergrund, daß jeder, der ohne noch weitere Übung zu besitzen hinausgeht, um Tiere zu beobachten, fast nur Vögel sehen wird. Auf den weiten, vom

Verkehr abgeschlossener Wald- und Moorstrecken des Isergebirges hat das Auerwild seine Heimstatt, während das Birkhuhn auch in den Vorbergen vorkommt. Ihre lyraförmig gebogenen, prachtvollen Schwanzfedern mit dem gleißenden Metallschimmer bilden eine begehrte Zierde für den Jägerhut. Die Iserwiese ist der Standort des Wasserpiepers, der nach Bachstelzenart ins seichte Wasser wafel und unfer schönem Gesange in die Höhe steigt. An den klaren, kiesreichen Bächen unserer Heimat wohnt die Wasseramsel, ein stargroßer, brauner Vogel mit weißem Brustlaß. Die Wasseramsel ist dem Naturfreunde deshalb besonders ans Herz gewachsen, weil sie ihr fröhliches Lied auch mitten im Winter erkönen läßt. Ihr Nachbar ist der farbenschöne, smaragdgrüne Eisvogel, „der fliegende Edelfein“ unserer Gewässer. Als dritter im Bunde findet sich an den gleichen Vertlichkeiten die schwefelgelbe Bergstelze mit dem schwarzen Kehlfleck. Der ursprünglich in den Mittelmeerländern einheimische Girtliß, seit vielen Jahren einer der gemeinsten unserer Vögel, wird bis 1828 für Schlessien gar nicht erwähnt. Erst 1866 ist er bis Löwenberg vorge drungen. Ebenso ist die kleine Uferschwalbe, die für die Anlegung ihrer Nist röhren an Stelle abgebrochener hoher Flußufer mit den Wänden größerer Sand- und Kiesgruben vorliebnimmt, erst seit einigen Jahrzehnten bei uns heimisch geworden. Die Amsel, früher ein scheuer Bewohner einsamer Waldpartien, ist neuerdings sogar in die Gärten der Städte eingewandert und entwickelt sich allmählich aus einem Zugvogel zu einem Standvogel. Die Königin der gefiederten Sänger, die Nachtigall, die früher bei Neu land, Hohlstein und Zobten nistete, ist dort seit Jahren nur auf der Durchreise beobachtet worden und läßt dann in stiller Nacht ihren herrlichen Gesang erkönen. Als Stubenvögel werden hier und da im Kreise, besonders im Gebirge, der Kanarienvogel, der Stieglitz, der Gimpel, der Zeisig, der Hänfling, das Rotkehlchen und der Kreuzschnabel gehalten.

Die Lurche sind wie überall auch bei uns zahlreicher vertreten als die Kriechtiere. Selten sichtbar sind die scheuen, vorsichtigen Schlangen. Am häufigsten unter diesen ist die giftige, an dem dunklen Zickzackstreifen auf dem Rücken kenntliche Kreuzotter. Weniger zahlreich ist im Kreise die Ringelnatter, die man leicht an dem gelben Nackenflecke erkennen kann, auf den wohl alle die hübschen Sagen von der Schlangenkönigin mit dem goldenen Krönlein zurückzuführen sind. Noch seltener als die Ringelnatter ist die Schling- oder Glottnatter. Vielleicht ist sie aber infolge ihrer versteckteren Lebensweise nur weniger bekannt.

Auch das Geschlecht der Eidechsen hat seine Vertreter bei uns. Zu ihnen gehört die harmlose Blindschleiche, die nur blinde Unwissenheit für giftig hält. Die bewegliche Zauneidechse mit ihrem schöngezeichneten, schlanken Schuppenleibe ist häufig. Zahlreicher vertreten ist bei uns die holzbraune Wald- oder Bergeidechse mit gelbem oder rotem

Bauche. Von ihr kommen im Kreise zwei Abarten vor: die schwarze Waldeidechse und die grünliche Bergeidechse, die ziemlich selten ist.

In Mengen finden sich in feuchten Gärten und Wiesen, Weihern und Sümpfen der braune Grasfrosch, der grüne Wasserfrosch und der gefleckte Moorfrosch. Sie lassen dort in lautem Gequak ihre Lenzgesänge erschallen. In Gebüsch und Hecken hält sich der hellgrüne, als Wetterprophet geschätzte Laubfrosch auf. Trichterweise als giftig gefürchtet sind die lichtscheuen Kröten, obwohl sie sich in den Gärten als höchst nützliche Schneckenvertilger bewähren. Bei uns gemein ist die braune, warzige Erdkröte, seltener die grüne Kröte. Die Molche sind in unserm Kreise durch drei Arten vertreten. Der stattlichste Geselle unter ihnen ist der Kamm-Molch. Er wird 12—17 Zentimeter lang. Das Männchen besitzt einen hohen, gekerbten Hautkamm. Nach einem warmen Regen oder unmittelbar vor einem solchen erscheint mancherorts der rundschwänzige, schwarz und gelb gefleckte Erd- oder Feuer-salamander, der sonst versteckt unter Steinen, in Bächen und mit Vorliebe unter faulenden Bäumen sitzt.

An Fischen ist unser Kreis nicht reich. Nur wenige Teiche weisen noch eine reguläre Fischzucht auf. In klarem Wasser treibt die schlanke, rotgefleckte Forelle ihr munteres Spiel, während Hechte, Karpfen, Schleien und Barmen oder Barben tieferes, moorigeres Wasser bevorzugen. Im Bober geht dem Angler oft die Alte oder Döbel an den Haken. Sie erreicht ein Gewicht von vier Pfund und mehr. Auch Hale, besonders aber Rotaugen und Rotfedern, zwei Weißfischarten, werden häufig gefangen. Viel wertvoller als diese beiden ist die ganz ausgezeichnete Aesche, eine kleine Lachsart, also eine Verwandte der Forelle. Sie kommt nicht selten vor, und geschickte Angler erbeuten im Jahr zweihundert Stück und mehr davon. Der Talsperrensee zieht durch seinen immer mehr zunehmenden Fischreichtum Sportangler von weit her an. Leider ist die Sperre dem Fischbestande unterhalb nachteilig, denn sie hindert das Auf- und Absteigen der Fische vor und nach dem Laichen. Da außerdem ihre Abflussmenge je nach dem Bedarf täglich mehrmals wechselt, so ändert sich auch der Wasserstand unterhalb fortwährend, und diese Unruhe beeinträchtigt das Gedeihen der Fische. In den Forellenbächen fand sich früher auch die Flussperlmuschel, die heute nur noch im Quellengebiet des Queis vorhanden sein soll. Den Queisperlen wurde im 16. Jahrhundert besondere Schönheit nachgerühmt.

Die Insekten sind unzählbar. Wiesen und Wälder wimmeln von den zahlreichen Arten der Käfer. Die Laufkäfer zeigen überall ihr gewalttätiges Wesen, die Totengräber und Aaskäfer machen sich allenthalben nützlich, und die Wasserkäfer beleben das kühle, feuchte Element. Verschiedene Blattkäfer, Rüssel- und Borkenkäfer schaden in Gärten und Wäldern. Für die Iserwiese sind von Käfern *Liodes silesiaca* und *Micropeplus tesseraula* bemerkenswert. Der Riese unserer

Käferwelt, der Eich- oder Hirschkäfer, der früher in den Eichenbeständen des Kalten Busches bei Schosdorf, des Löwenberger Stadtwaldes und des Harteberges bei Neuland anzutreffen war, ist seit Jahrzehnten dort und anderswo im Kreise nicht mehr beobachtet worden. Bunte Schmetterlinge gaukeln von Blumenkelch zu Blumenkelch und sind in ihrer Farbenpracht so recht die Perlen der Tierwelt. Von Seltsamkeiten fliegen auf der Iserwiese der zu den Schwärzlingen gehörige *Erebia euryale*, die Perlmutterfalterart *Argynnis pales* var. *arsilache* und die Motte *Elachista stagnalis*. Die Zwergbirkenmotte *Phylloporia bistrigella* und *Epithectis peruinosa* haben dort ihren einzigen schlesischen Standort. Unser größter Schmetterling, der Totenkopf, wird nur höchst selten im Kreise angetroffen; er ist bei uns nicht heimisch, kann also in solchen Fällen nur in unsre Gegenden verschlagen worden sein.

In warmen Sommerabenden fliegen die Männchen unsers einzigen Leuchtkäfers, des Johanniskäfers, über Gärten und Grasplätzen oft in großer Menge umher. Die Wiesengründe sind belebt von hüpfenden und schwirrenden Heuschrecken, und unter Steinen und aus Erdlöchern tauchen Scharen von Bienen, Erdhummeln und Wespen hervor und führen untereinander ihren alten mörderischen Krieg. Das wimmelnde Geschlecht der Ameisen baut und schafft überall.

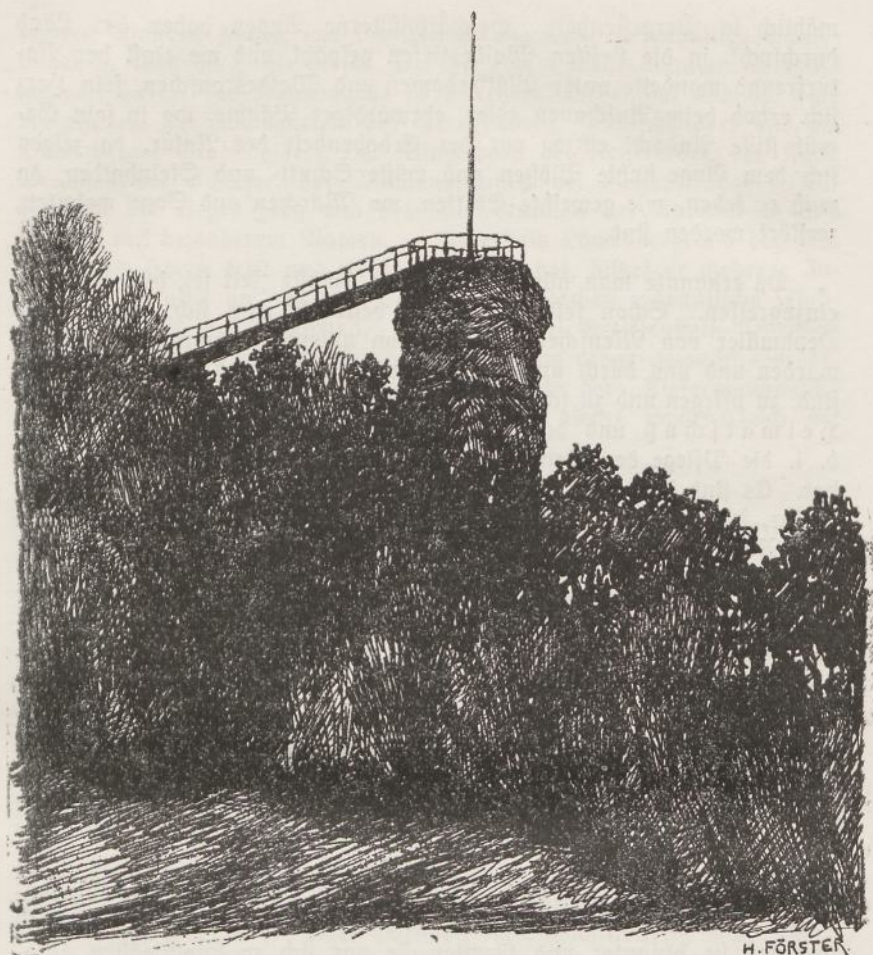
Wichtiger als jedes andere Insekt ist die Honigbiene. Schon bei den slavischen Bewohnern des Kreises hatte sich aus der gelegentlichen Ausbeutung wilder Bienenvöcke eine eifrig betriebene Waldbienenzucht entwickelt. Aber erst die deutschen Kolonisten legten den Grund zu jener unter dem Namen der Zeidelweide bekannten gewerbmäßigen Bienenzucht.

Im Wasser leben sehr viele mikroskopisch kleine, mit unbewaffnetem Auge nicht oder kaum wahrnehmbare Tiere. Der Mehrzahl nach sind es sogenannte Klein-Krebse, die sich fast alle von mikroskopisch kleinen Pflänzchen und Tierchen nähren. Der Hauptbewohner der Wasseransammlungen des Isermoors ist *Poliphemus pediculus*.

Pr z i b i l l a = Ullersdorf = Liebenthal.

Naturdenkmäler im Kreise Löwenberg.

Rasslos und rücksichtslos zwingt der Mensch die Kräfte der Natur in seinen Dienst. Er durchwühlt die Erde nach ihren Schätzen an Kohle und Metallen. Der Luft entnimmt er wichtige Stoffe. Die Pflanzen- und Tierwelt stellt er herrisch in den Dienst seiner Wirtschaft. Er sprengt mächtige Felsmassen, gräbt Flußläufen neue Bette



H. FÖRSTER
1924.

Der Schottenstein

und sammelt sie in gewaltigen Becken zu gewerblichen und industriellen Zwecken. Die gegenwärtige Kultur der Menschheit kennzeichnet ein weltumspannender Handel und Verkehr, eine gewaltige Industrie, eine wunderbare Technik und eine hochentwickelte Wirtschaft.

Jedoch aller Stolz und alle Hochgefühle über eine solche großartige Entwicklung haben einen bitteren Nachgeschmack. Die fortschreitende Kultur ist für die ursprüngliche Natur verhängnisvoll geworden. So manche seltene Pflanze, manches schöne Insekt, mancher nützliche Vogel, manche anmutige Landschaft und manche kulturgeschichtliche Stätte fielen ihr zum Opfer. Sie leben nur noch in Sammlungen oder in der Erinnerung fort, und auch die gerät in dem hastigen Zeitenlaufe all-

mählich in Vergessenheit. Geschäftslüsterne Augen haben das Land durchsucht, in die tiefsten Waldestiefen gespäht, und wo einst der Naturfreund wandelte unter Blätterdomen und Waldestrauschen, sein Herz sich erhob beim Anschauen edler, ehrwürdiger Bäume, wo in sein Gemüt stille Andacht einzog vor der Erhabenheit der Natur, da zeigen sich dem Auge kahle Blößen und wüste Schutt- und Steinhalden, da muß er sehen, wie geweihte Stätten, wo Märchen und Sage wohnten, zerstört worden sind.

Da erkannte man allmählich, daß es höchste Zeit sei, hier schützend einzugreifen. Schon seit langer Zeit bestrebte man sich, Werke und Denkmäler von Menschenhand, die von unseren Altvordern errichtet wurden und uns durch unsre Vorfahren erhalten und bewahrt worden sind, zu pflegen und zu schützen. Nun setzte auch die Bewegung für den Heimatschutz und daneben die Naturdenkmalpflege ein, d. i. die Pflege der Denkmäler, die die Natur einstmals aufgerichtet hat. Es sind denkwürdige und kennzeichnende Gebilde der heimatlichen Natur, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt.

Der Kreis Löwenberg reicht freilich nach Zahl und Eigenart seiner Naturdenkmäler nicht an so manche andre Gegend Deutschlands heran, auch nicht an benachbarte Kreise, z. B. die Kreise Hirschberg und Landeshut. Das Habichtslieb des Riesengebirges ist solch ein ewigschönes Naturdenkmal, das uns überkommen ist aus einer früheren Pflanzenwelt. Das Riesengebirge selbst in seiner jetzigen Gestalt stellt sich dar als ein riesenhaftes Naturdenkmal aus der Eiszeit. Die liegt schon Zehntausende von Jahren zurück. Mächtige Firnpolster bedeckten damals das Gebirge, und Gletscher hingen wie die Zipfel eines Tuches von ihnen herab. Ihre abwärtsgleitenden Eismassen hobelten den Untergrund ab und gaben den Hochflächen des Kammes ihre abgerundeten Formen. Alles durch Verwitterung entstandene Steingeröll schafften sie hinunter und türmten sie vor sich zu Steinwällen, Moränenwällen auf. Sie ließen hinter sich Vertiefungen zurück, die von Teichen und Seen ausgefüllt wurden, als die Gletscher der Eiszeit den milderen Lüften der Gegenwart erlagen. Die schönsten und größten Teiche sind der „Große und Kleine Teich“. An der Kante des Kammes, wo die Eisströme über die Gehänge hinabglitten, sind gewaltige Gruben ausgewaschen worden, so die Teichränder und die Schneegruben. — Solche Naturdenkmäler, wie Moränen, Strudellöcher, Gletscherschrammen, Höhlen und enge Schluchten, die die Hochgebirgskreise aufweisen, befinden sich nicht in unserem Kreise. Bekannt sind jedoch der „hohle Stein“, eine größere Grotte, über der das Schloß in Hohlstein erbaut ist, sowie Felsen von Quadersandstein mit wabenähnlichen Anwitterungsflächen in der Löwenberger Schweiz und über der Chaussee nach Jobten. Am Fuße des Harteberges bei Neuland liegen verschiedene große Sandsteinblöcke und auch Findlinge. An merckens-

werten Wassern finden wir die „Mineralquellen“ (eisenhaltige Säuerlinge) in Flinsberg, die diesen Ort zu einem weltbekannten Badeort gemacht haben, die Hannaquelle in Ullersdorf-Liebenthal und die bald vergessenen zu Baumgarten bei Greiffenberg, Wünschendorf und im Löwenberger Stadtwalde. Der Klingelborn bei Kesselsdorf, der Kalte Brunnen bei Schiefer, der Molkenbrunnen bei Hufsdorf, der Hellsbrunnen bei Regensberg und der Karlsbrunnen bei Antoniwald sind Quellen mit besonderem Namen. — Unterhalb Löwenberg, wo der Bober in die Ebene tritt und weniger Gefälle hat, bildet er mehrere Inseln. Auch alte, an den noch vorhandenen Lachen erkenntliche Flußbette sind dort wahrzunehmen. Die früher bei Greiffenstein liegenden vielen Teiche sind meistens durch Entwässerung urbar gemacht worden. Der bedeutendste der noch vorhandenen dürfte der „Kiefern Mühlteich“ bei Mühlseiffen sein. Geschichtlich ist der kleine Spörnerteich bei Lehnhaus.

An ausgezeichneten Bodenarten, Aufschlüssen, Gesteinsarten und Versteinerungen ist unser Kreis reich. Wir finden da Basalt, der bei Sirgwiß säulenförmig auftritt und bei Lehnhaus säulig zerklüfteten Sandstein einschließt, Quarz, der den Gipfel der Weißen Steinrücke (weißer Flins) auf dem Hohen Iserkamm und den Totenstein bei Steine bildet, Granit, Sandstein und Kalkstein, die an verschiedenen Orten des Kreises wie Krobsdorf, Mühlseiffen, Wenig-Rackwiß, Deutmannsdorf, Plagwiß, Moiß, Lehnhaus, Lengenau, Wünschendorf, Geppersdorf und Schmottseiffen gebrochen werden, Gips mit Fasergips und Alabaster (Marienglas) bei Neuland, früher auch Gold in den Sandzehen bei Höfel, Lauterseiffen und Seitendorf, Ocker bei Ober-Göriseiffen, Eisen bei Schmottseiffen und Wünschendorf, Kobalt bei Querbach, Zinn bei Viehren, Arsenikkies bei Hufsdorf und verschiedene Halbedelsteine wie Topas, Achat, Bergkrytall, Amethyst, Hyazinth u. a. bei Ober-Göriseiffen, Schmottseiffen, Dippelsdorf, Deutmannsdorf, Steine und Greiffenstein. Bei Kesselsdorf und Wenig-Rackwiß wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Steinkohle gebaut. In der Kleinen Iser findet sich das seltene Titaneisen oder der Iserin. Bei Rabishau befinden sich Torfbrüche. Im Sandstein bei Hufsdorf und Moiß und im Kalkstein bei Friedrichshöh und Giersdorf wurden vielfach Versteinerungen (Muscheln, Fische) gefunden. — Hervorragende Naturdenkmäler der Gesteinsgruppe dürften sein der „Husarensprung“ bei Sirgwiß, eine 20 Meter senkrecht aus dem Bober aufsteigende Sandsteinwand, über die in den Schlesischen Kriegen ein von Oesterreichern verfolgter preußischer Husarentrompeter hinabsprengte, glücklich das jenseitige Ufer gewann und unter fröhlichen Fanfaren den Feinden entkam, der „Schotten- oder Schattenstein“ bei Hohlstein, eine aus Quaderjandstein bestehende turmartige Felsenäule, sodann die zerklüfteten Sandsteinfelsen der „Schweiz“ und des „Jungfernstübchens“ bei Löwenberg, der „Kaltestein“, eine

Felsgruppe bei Lähn, die der dortigen Kolonie den Namen gab, weiter der geschichtliche „Ruhestein“ am Hedwigssteige bei Lehnhaus, auf dem die heilige Hedwig ausruhte, wenn sie aus der Kirche in Lähn zum Schlosse zurückkehrte, der Granitkegel des „Bernskenssteins“ bei Riemendorf, der „Totenstein“ bei Steine, der womöglich eine altheidnische Opferstätte gewesen ist, und endlich der „Wickenstein“ bei Rabishau, ein Basaltfelsen mit schwarzem Augit.

Wir schauen nun auf die Denkmäler, die die Natur in der Pflanzenwelt unseres Kreises ausgerichtet hat. Auf dem Hohen Iserkamm befindet sich das bekannte Isermoor, ein Hochmoor, das dem Badeort Flinsberg das Material zu den Moorbädern liefert. In dem Isermoor wachsen eine Anzahl seltener Pflanzen: der Zwergwacholder (*Juniperus nana*), die Zwergbirke (*Betula nana*), das Knieholz (*Pinus mughus*), die fadenwurzelige Segge (*Carex chordorrhiza*), das Iserhabichtskraut (*Hieracium iseranum*), der Sumpf-Bärlapp (*Lycopodium inundatum*), u. a. Dort zeigt sich der seltene Fall, daß eine Knieholzfläche, von Hochwald umgeben, auf 830 Meter herabsteigt. Beachtenswert sind der schöne Buchenbestand am Hengstberge im Löwenberger Stadtwalde und im Vogtsbachtale bei Querbach, der alte, leider bis auf winzige Reste niedergelegte „Eichenbestand“ im „kalten Busche“ bei Schosdorf und die Wachholderbüsche auf den Schanzen bei Krummöls und Geppersdorf. Als alte Zeugen vergangener Zeiten sind zu erwähnen die „große Buche“ bei Klein-Neundorf, die „runde Buche“ bei Birngrüh, die „drei Husaren“ bei Ober-Görzseiffen, d. i. eine weit hin sichtbare Fichtengruppe auf dem Lindenberge bei diesem Orte, die „Eiben“ in Nieder-Wiesenthal, Lähn, Lehnhaus und Mauer, endlich eine gewaltige, 6½ Meter im Umfang messende Linde am Parkeingang von Ober-Wiesenthal. Verschwunden sind leider die „Bettelfichte“ bei Höfel, eine Stätte opferwilligen Wohltuns bei Kriegs- und Hungerznot, und die „Laudonfichte“ bei Kuttenberg. Auch der baumartige „Ephen“ am Wehrturm der alten Stadtmauer in Greiffenberg und die Gruppe edler Kastanien im Schlosspark zu Maßdorf sind wert, erhalten zu werden. Wie gern lenkt der Wanderer seine Schritte hinauf zu der Höhe über Groß-Stöckigt, wo an der Straße nach Liebenthal mehrere über hundert Jahre alte Linden, die ein Kreuz umgeben, stehen, und läßt seinen Blick über Wälder und Täler hinweg nach den Höhen des Riesen- und Isergebirges schweifen, wo in grauer Vorzeit der Hirt Gotfche die gefürchtete, auf der „Maleiche“ horstende Greifenbrut vernichtete. Die „Harte“, ein hügeliges Sumpf- und Waldgebiet zwischen Greiffenberg und Liebenthal, der „Vorwerksbusch“ bei Löwenberg und die „Guhre“, ein waldiges Wiesental bei Maßdorf, sind als Standort seltener Pflanzen bekannt. Dort wachsen Haselwurz, Seidelbast, Weißwurz, Pestwurz, Lungenkraut, Siebenstern, Waldmeister, Bergwohlverleih, Enzian, Einbeere, Moosbeere, Sonnentau. In den „Fuchslöchern“, einem Waldteil bei Mühlseiffen, trifft das Geißblatt wildwach-

fend oder verwildert auf. Wegen ihres merkwürdigen Wuchses wird die „Stelzenfichte“ bei Antoniwald viel besucht. In der verdienstvollen Schrift von Prof. Dr. Schube „Naturdenkmäler aus dem Regierungsbezirk Liegnitz“ findet sich die Abbildung einer aus Kopfweide wachsenden Fichte im Engelkale bei Lähn. Leider hat der Besitzer der angrenzenden Wiese den Stamm abgesägt und damit dieses Naturdenkmal vernichtet. In derselben Schrift ist auch eine Schlangenfichte dargestellt, d. i. eine kümmerliche Form der Fichte, bei der die Äste schlaff und mit Nadeln nur dünn besetzt sind. Sie steht unweit des Lochsteiges bei Spiller.

So mancher Naturfreund erfreute sich an dem alten, baumartigen „Kreuzdorn“ am Schützengarten zu Greiffenberg, an der „Luisenfichte“ an der Straße von Ullersdorf nach Klein-Röhrsdorf, die an den Besuch der Königin Luise im Jahre 1800 erinnerte. Sie sind ebenso wie die mit Eagen aus der ersten christlichen Zeit unserer Gegend unwohnbare „Kreuztanne“ bei Kunzendorf grfl. und die riesige „Buche“ auf der Höhe von Welkersdorf ein Opfer der Unkenntnis, der Holznutzung oder des Alters geworden. Die weiße Seerose ist infolge Trockenlegung vieler Teiche verschwunden, der Bestand des Enzians ist durch mehrmaliges Abmähen der Wiesen gefährdet, und Waldmeister und Maiglöckchen sind infolge des Abpflückens ohne Maß an vielen ihrer früheren Standorte nicht mehr zu finden.

An Naturdenkmälern der Tierwelt ist der Kreis Löwenberg nicht besonders reich. Er steht hinter den wald- und wasserreichen Kreisen der Ebene vielfach zurück. Es mag dies daran liegen, daß unser Klima ziemlich rauh ist, viele Teiche trockengelegt, Flüsse und Bäche reguliert, ganze Waldteile abgeholzt und pfluggängig gemacht worden sind. Gebüsch wurde gelichtet und alte, hohle Bäume gefällt. Dadurch nahm man vielen Tieren, besonders den Vögeln, die Lebensbedingungen. Längst ist der Biber vom Bober verschwunden. Früher hat man am Bober, Queis und Delsbach vielfach den Fischotter, im Löwenberger Walde den Uhu und in alten Eichenbeständen den Hirschkäfer angetroffen. Einzelne seltene Vögel, z. B. der Eisvogel, die Wasseramsel, der Seidenschwanz, die Mandelkrähe und der Schwarzspecht besuchen uns nur vorübergehend. Auch die Nachtigall wurde wiederholt an verschiedenen Orten des Kreises gesehen, aber immer seltener erkönt ihr süßes, schmelzendes Lied. Dasselbe gilt von dem traulichen Lockruf der Wachtel. Den Fischbeständen unserer fließenden Gewässer bringen die anliegenden Fabriken mit ihren abgeführten giftigen Stoffen den Untergang.

Der Naturdenkmalpflege im heimlichen Kreise ist dieser Aufsatz gewidmet. Er verfolgt den Zweck, in Stadt und Dorf und Hof Augen und Herzen zu öffnen für die Denkwürdigkeiten der Natur. Er will die Auffassung verbreiten, daß nicht nur ein Denkmal von Menschen-

hand, sondern ebenso ein Stück schöner Natur wohlgeeignet ist, dankbare Herzen in Gegenwart und Zukunft zu erwerben. Wir wollen die Heimat kennen lernen, wir wollen wandern und sehen, wir wollen Theilnahme suchen an der Heimat Schönheit und Wohlfahrt, wollen diese Theilnahme in anderen Personen erwecken von Mund zu Mund, in Schule und Vereinen, bei ländlichen und städtischen Verwaltungen. — Wer dann die heimatlichen Denkmäler der Natur geschaut hat, wird ihnen Achtung und Ehrfurcht zollen und den Wunsch hegen, daß sie geschützt werden und erhalten bleiben. Von alters her wird dem Deutschen Liebe zur Heimat und Natur nachgerühmt. In seinen Märchen und Sagen klingt das innige Verhältnis zwischen ihm und der Natur wider. So manches seiner Volkslieder sagt von der Zaubermacht der Natur, die sie auf die Menschen ausübt, so mancher Sang erinnert an die Zeiten, wo die Menschenseele in der Natur lebte und webte, wo der Mensch in der Natur war und sie in ihm, erinnert an das Wirken des Ewigen in der Natur, seine Wunder zu sehen in Berg und Wald und Strom und Feld. Gehe nur hin an die lieben Stätten, wo die Natur ein Denkmal aufgerichtet hat! Und kommst du dorthin mit einfachem Gemüt, ohne des hastenden und jagenden Lebens in Unruhe zu gedenken, dann wirst du bald nicht mehr allein sein: Das Märchen wird zu dir geschritten kommen mit seinen verträumten, glücklichen Augen, und du wirst sein im wunderseligen Kinderland, wo am stillen, tiefen Waidsee die Nixen locken, die Elfen auf grüner Waldwiese den Reigen tanzen, wo im dunklen Wald unter Felsgestein ein Zwerglein den Sonntagskindern die Pforte aufthut zu den Schätzen seines Reiches. — Gehe hin an die kulturgeschichtlichen Stätten, wo Frau Sage weilt. Höre zu und sieh! Sie wird dir die Zeichen deuten, die die Natur in ihre Denkmäler eingegraben hat; vernehmen wirst du von längst verschollenen Zeiten, da die Kräfte der Natur allein unsre Heimat schufen und bildeten. Sie wird dir Bilder von jenen Jahrhunderten wachrufen, da unsre germanischen Vorfahren ihre leuchtenden Augen auf Bergeshöhen zum Allvater Wodan emporhoben oder in heiligen Hainen in dem Windestrauschen des deutschen Baumes die Stimme des Göttlichen vernahmen. Durch Jahrtausende wird dich die Sage hindurchführen, Stimmen wirst du hören aus der Zeit, da finstere Mächte die Fackel des Glaubenskampfes von unsern heimatlichen Bergen leuchten ließen hinein in friedliche Städte und Dörfer, stille Täler, einsame Schluchten und geheime Waldgründe. Die Geschichte wird dich mit geistigem Auge die Zeit schauen lassen, da des großen Königs strahlendes Auge über unsrer schönen Heimat wachte, als sein Feuergeist seine Armee durchglühte und jeden Einzelnen zu hohen Thaten fortriß, davon jenes Felsgestein bei Sirgwiß und die Höhen von Kaltenvorwerk zu sagen wissen. Vernimmst du nicht noch im Rauschen des Bobers den Jubelruf der Sieger, die den Stein- und Lettenberg hinabstürzten und der Freiheit eine Gasse schufen? — Und wenn heute im ungestümen Vorwärtsdrängen der Kultur manches Denkmal der

Natur dahingeschwunden oder gefährdet ist, haben wir um so mehr die Pflicht, das, was noch zu retten ist, für uns und unsere Nachkommen zu erhalten; denn die Liebe zur heimatlichen Natur ist die Hauptwurzel der Heimatliebe insgesamt und somit auch der Vaterlandsliebe, die das edelste Gut ist, was außer der Religion ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

H. G r o ß = Greiffenberg.

Die Torfgewinnung bei Rabishau.

In Nieder-Rabishau, unweit der sogenannten Wiesen- oder Torfhäuser, liegt ein Torfstich. Schon von weitem sieht man die schwarzbraunen Torfmassen lagern. Die Torfherstellung war seit dem Jahre 1905 eingestellt worden; denn die Kohlen hatten so niedrige Preise, daß sich die Torfgewinnung nicht mehr lohnte. Während des Weltkrieges waren die Steinkohlen teurer geworden und schwer zu bekommen. Daher wird seit Mai 1920 wieder Torf gewonnen.

Die Herstellung des Torfes geschieht durch Handbetrieb. Will man zur Torfmasse kommen, muß erst der Rasen abgestochen werden. Dann wird soviel Torfmasse herausgegraben, wie man in 1 bis 2 Tagen verarbeiten kann. Sie wird tüchtig mit Wasser begossen und mit einer Hacke so lange durchgearbeitet, bis keine Knoten mehr darin sind. Die fertige Masse kemmt auf den Streichtisch. An einer Ecke des Tisches steht ein Gefäß mit Wasser. Nun nimmt man die Form. Das ist ein Kasten, der durch Zwischenwände in 4 Teile geteilt ist. Die Form wird befeuchtet und die Torfmasse hineingedrückt. Hierauf zieht man die Form vom Tische ab und legt die Torfziegel auf den Rasen. In 4 bis 6 Tagen sind sie soweit übertrocknet, daß man sie aufkanten kann. Nach einigen Tagen werden sie in großen Stößen zum Trocknen aufgeschichtet.

Wir gehen hinaus auf die Torfwiese. Sie ist mit Sumpfsgräsern bewachsen. Dazwischen wächst das Torfmoos. Seine Pflänzchen haben sich mit Wasser vollgesogen wie ein Tafelschwamm. Trittst du auf den grünen Teppich, so quillt braunes Wasser hervor und rieselt über deinen Fuß. Wir ziehen ein Torfpflänzchen heraus, um es näher zu betrachten. Oben ist es grün und unten braun. Es wächst nämlich oben weiter, und unten stirbt es ab, verkohlt und sinkt unter. Auf den verwesten Pflanzen gedeihen neue und immer neue. Torf bildet sich also aus verwesten Pflanzenteilen.

Steiner = Rabishau.

Der Bergbau bei Giehren und Querbach.

„Es grüne die Tanne,
Es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen
Ein fröhliches Herz!
Glück auf!“

Dieser alte Bergmannspruch des Harzes galt einst auch für unsere engere Heimat; denn zu den im Gebiete des Riesen- und Isergebirges liegenden schlesischen Kreisen, in denen früher Bergbau getrieben wurde, gehört auch der Kreis Löwenberg.

Schon zur Zeit Heinrichs des Värtigen, also um das Jahr 1200, wurde in der Umgebung von Löwenberg goldhaltiger Sand gegraben. Fränkische Ansiedler haben wahrscheinlich den Bergbau eingeführt. Doch besteht die Möglichkeit, daß schon früher dort Goldfunde gemacht worden sind; der Name von Zobten gibt wenigstens der Vermutung Raum. Als Fundorte sind bei Löwenberg zu nennen die alten Zechen bei Höfel, Lauterseiffen und Seiffendorf. Vielleicht kommen auch die Seiffenhäuser bei Cunzendorf u. W., Ober-Göriseiffen, Schmottseiffen und Wünschendorf in Betracht. Die Goldgräber trieben Gruben wie Brunnen bis zum goldhaltigen Sande hinab; dann wuschen sie diese „Seiffenerde“ in den Bächen bis zum feinsten Schliche aus, um schließlich einige Goldkörnchen zu gewinnen. Die Sandschicht, welche die Seiffenerde deckte, hatte bei Löwenberg eine geringe Höhe. Darum legte man nur flachgehende Schächte und Stollen an, deren Ueberreste noch heute auf den alten Zechen in großer Anzahl zu sehen sind. Von dem Bergbau bei Flachenseiffen sagt zwar der Chronist Sutorius in seiner „Geschichte der Stadt Löwenberg“, daß daselbst im Jahre 1479 zwei Bergwerke angelegt worden seien mit dem Namen „Heilige Auferstehung“ und „St. Elisabeth“, doch läßt sich darüber, ob es wirkliche waren und worauf gegraben wurde, nichts Bestimmtes sagen. Daß die Stadt Löwenberg einer bergbaulichen Anlage, „der Löwe“ genannt, ihren Ursprung und Namen verdanken soll, ist sicher unzutreffend.

Lange, lange Zeit ahnte man nicht, daß auch in unserm Isergebirge unter dem glänzenden und gleißenden Gewande des Glimmerschiefers gediegene Erze lagern. Da kamen von Süden um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Walen oder Wälschen in die Berge unsrer Heimat, untersuchten sie geheimnisvoll mit Wünschelrute und Klinghammer und gruben als Erkennungsmerkmale die runenhaften Walenzeichen in Steine und Felswände. Verwundert schauten die Kobolde und Wichtlein, hinter Felsgestein und in Erdspalten verborgen, ihrer Tätigkeit zu, strichen sich keck den kleinen grauen Spitzbart, spreizten herausfordernd die Beine und rückten das grüne Hütlein mit der nickenden Sah-

nensfeder verwegen aufs Ohr. Aber mochten sie auch noch so oft heraufstauchen und unter drohenden Gesten oder höhnischen Grimassen wieder verschwinden, noch so oft Nebel und Unwetter heraufbeschwören, um die Menschen in ihrem Tun und Treiben zu stören: ihr unterirdisches Reich wurde erschlossen, der Morgen des heimischen Bergbaues brach an.

Die Orte, bei denen im Kreise Löwenberg nachweislich zuerst wirklicher Verbau getrieben worden ist, sind die am Kemnitzkamm gelegenen Dörfer Giehren und Querbach. Bei Giehren baute man auf Zinn (Zinngraupen), bei Querbach auf Kobalt (Glanzkobalt im Chlorit-schiefer mit Mangan und Arsenikkies).

Wie so manche wichtige Entdeckung dem Zufall zu verdanken ist, so ist es auch bei dem Zinnbergwerk in Giehren gewesen. Es wurde im Jahre 1517 durch die beiden Bergleute Hans Weise und Matthias Söhnel aus Joachimstal in Böhmen, wo damals der Bergbau in hoher Blüte stand, beim Graben eines Brunnens entdeckt. Ihre Namen wurden später zur dankbaren Erinnerung in einem Stollen der „Altvafergrube“ eingehauen, wo sie im Jahre 1843 noch zu lesen waren. Trotzdem sich bald viele wohlhabende Leute aus der Umgegend zum gemeinsamen Betriebe des Bergwerks vereinigten, auch mehrere Kaufleute sich dem Unternehmen anschlossen, konnten doch erst 1575 die Gruben „Altvafer“ und „Hundsbrücken“ förmlich eröffnet werden. Sie wurden von Bergleuten aus Schneeberg in Sachsen mit so reicher Zinnausbeute betrieben, daß die Unternehmer große Reichthümer erwarben. Wie Magister Kaspar Tralles zu Giehren berichtet, sollen Teilhhaber am Bergwerk aus Görlich von ihrem Gewinn große Summen zum Ausbau der dortigen Peterskirche geschenkt haben. Die Erze wurden in Kupferberg ausgeschmolzen und lieferten ein Zinn, das dem englischen an Güte nicht nachstand. Aus diesem Metall sollen auch die zwei alten Altarleuchter der evangelischen Kirche zu Giehren hergestellt worden sein. Noch jetzt ist in dieser Kirche an der Chorbrüstung über dem Eingange ein bergmännisches Wappen zu sehen. Der Bergbau war damals so lebhaft, daß bei einer Glockeneinholung der Gemeinde Giehren im Jahre 1578 gegen 400 Bergknappen und Arbeiter im Zuge gingen. Um diese Zeit ward auch der Ort Greiffenthal oder „Bergfreiheit“ gegründet, den Bergleuten zum Wohnsitz überwiesen und mit manchen Rechten und Freiheiten ausgestattet. Später wurden noch die Gruben „Johannes“, „Morgenröte“ und „Reicher Trost“ betrieben. Die letztere war so ergiebig, daß 60 Fuder Zinnstein (Zinnzwiffler) 8 Zentner reines Zinn gaben und ein Zentner Zinn 3 Mark reines Silber enthielt. Aber 1676 wurde sie, weil der Abbau nicht mehr lohnend war, verlassen.

Nachdem sämtliche Gruben lange Zeit in Fristen gelegen hatten, unternahm es 1751 Bergleute aus Greiffenthal, den „Hundsbrücken“ wieder zu befahren. Doch mußten sie ihre Tätigkeit schon 1753 ein-

stellen, weil die vorhandenen unvollkommenen Maschinen der sogenannten „Wasserkunst“ das mit der Tiefe zunehmende Wasser nicht bewältigen konnten. Im Jahre 1786 übernahm die preußische Regierung den Betrieb auf ihre Kosten. Aber auch diesmal mußte er bald wieder, es war 1791, aus demselben Grunde aufgegeben werden. Und als ob der erzürnte Berggeist dafür, daß man es gewagt hatte, ihn in seiner Ruhe zu stören und seine Schätze anzufassen, ein Opfer haben müsse, wurde beim letzten Ausfahren der Bergleute der Vollhauer Johann Gottlieb Weise, ein Nachkomme des Entdeckers Hans Weise, von herabbrechendem Gestein erschlagen.

Als letzter Versuch wurde 1811 am Hellbichts- oder Hellbache bei Krobzdorf der „Leopoldstollen“ aufgefahen und die Bergverwaltung von Greiffenthal nach Giehren verlegt. Doch schon 1816 wurde auch hier der weitere Abbau eingestellt. Seit dieser Zeit liegt der Bergbau bei Giehren in Ruhen.

Zuher noch als in Giehren wurde der Bergbau bei Querbach eröffnet, nämlich im Jahre 1551. Die erste Grube hieß die „Drei-Brüder-Zeche“. Sie lag in der Nähe des Vogtbaches auf reichsgräflich Schaffgotisch'schem Gebiet. Man fand ein Erz, von dem man lange Zeit nicht genau wußte, ob es Blei, Zinn oder Silber sei. Eine wissenschaftliche Kommission, die im Jahre 1751 die Untersuchung vornahm, erklärte es schließlich für Kobalt, ein Erz, das bekanntlich eine schöne blaue Farbe, die Schmalze, liefert. Die 1768 in der Glashütte zu Schreiberhan angestellte Probe, diese Farbe bei der Herstellung des blauen Glases und einer Glasur für Töpferwaren zu verwenden, fiel gut aus. Den Abbau der Kobalterze nahm man daraufhin in größerem Umfange auf, und es wurden dazu die Grube „St. Maria Anna“ und mehrere Pochwerke in Querbach und Rabishau angelegt. Der Betrieb dauerte bis zum Jahre 1840. Der Rest der bergbaulichen Tätigkeit war die Schmalzefabrik zu Rabishau-Mühlhof, das sogenannte Blaufarbenwerk, das 1853 geschlossen wurde. Die Gebäude, ein Beamtenhaus, ein Hüttengebäude, ein Pochwerk und mehrere Vorratsschuppen, wurden einige Jahre darauf abgebrochen und die Grundstücke an die angrenzenden Besitzer verkauft.

So ist es in unsern Bergen allmählich still geworden. Wo einst der Bergmann mit Schlägel und Eisen zur Schicht zog, um der Erde die Schätze abzugewinnen, bestellt der Landmann sein Feld, weidet der Hirt seine Herde oder schreitet der Jäger auf moosigem Waldpfade dahin. Nur das Dörfchen Greiffenthal, das Kochhaus, d. i. ein kleines Wirtschaftshaus in der Nähe des alten „Leopold-Stollens“, die „Radstube“ bei Regensberg, das ist der Ort des ehemaligen Wasserhebewerkes und Fördereschachtes, die „Bergschmiede“, eine mit einer kleinen Gastwirtschaft verbundene Schmiede in Rabishau-Mühlhof, und mehrere alte Halden und Schachtsöffnungen erinnern noch an den einst blühenden Bergbau.

Nun geht ein Raunen und Flüstern durch die alten Föhren und Buchen, die das Gelände des Kemnitzkammes umsäumen. Sie wollen uns erzählen von den unerfüllten Wünschen und getäuschten Hoffnungen, die einst der zauberschwere Gabelzweig in den Herzen wachrief und nährte. Sind die erträumten Schätze wie die im Märchen von der versunkenen Glocke nur tiefer gesunken, um sich in der sicheren Huf des Bergeistes weiter dem Auge der Sterblichen zu entziehen? Oder warten sie in ihrem strahlenden, granatgeschmückten Kleide nur der glücklichen Hand, welche sie hebt und in schönem Glanz ans Licht des Tages bringt? — Da die Erzlager beider Bergwerke, wie der bergmännische Ausdruck lautet, nur „ersoffen“, nicht erschöpft sein sollen, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß auch in den Iserbergen früher oder später noch einmal der Berge uralte Zauberwort „Glück auf!“ erkönt.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Seltene Mineralien der Heimat.

Der Kreis Löwenberg wird oft, und das mit Recht, als ein „steinreicher“ Kreis bezeichnet. Er ist nämlich wie wenig andere Kreise Schlesiens an nützlichen Steinen reich. Basalt, Granit, Sandstein und Kalkstein finden sich an zahlreichen Orten und werden zu Häuser-, Brücken- und Straßenbauten im In- und Auslande verwendet. Bei Regensberg werden mächtige Glimmerschieferplatten gebrochen als Belag für Brücken und Stege. Am Kesselberge bei Regensberg wurde vor kurzem Quarzspat gefunden, ein Mineral, das sich vorzüglich zur Verarbeitung zu Porzellan eignet. Der Reichtum unseres Kreises an den verschiedensten Gesteinsarten erklärt sich daraus, daß alle Perioden der Erdgeschichte mit ihren sie kennzeichnenden mineralogischen Bildungen an der Gestaltung der Oberfläche des Kreises Löwenberg mitgearbeitet haben; (siehe „Entstehung des Bodens der Heimat“).

Es gab einmal eine Zeit, da der Ruf von den Bodenschätzen unserer Gegenden in weite Fernen drang. Das war vor dem Jahre 1200. Das Goldland um Löwenberg, Bunzlau, Goldberg und Striegau lockte Goldgräber aus dem deutschen Westen herbei. Auf dem weiten Gebiet der „Zeche“, d. i. der bergmännische Ausdruck für Grubenfeld, zwischen Jobten, Höfel, Lauterfeiffen, Deutmannsdorf, Ludwigsdorf und Plagwitz, weiterhin bei Hohlstein und Seitendorf entwickelte sich ein ausgedehnter Bergbau auf goldhaltigen Sand. Aber in der Mongolenschlacht bei Wahlstatt 1241 fanden viele mitkämpfende Bergleute den Tod; vielleicht war auch die Goldgräberei nicht mehr lohnend genug. Der Bergbau ging nach und nach ein. Bei Nachgrabungen in der

Neuzeit überstiegen die Kosten den Gewinn, so daß sie wieder eingestellt wurden. Eine Menge größerer und kleinerer Gruben auf dem Zechengebiet erinnern an die Zeit, da die alten Goldgräber den goldhaltigen Sand durchsuchten und an den Bächen auswuschen. — Es war einmal! Doch besteht immerhin die Möglichkeit, daß ein sorgfältig forschendes Auge im Sande der Bäche heute noch des Goldes sonnenstrahligen Glanz erspäht.

An Edelsteinen ist der Kreis Löwenberg, wie ganz Schlessien, arm. Jedoch kann man an vielen Orten Halbedelsteine finden. Sie haben für den Sammler Bedeutung, werden als Schmucksteine verwendet und könnten in Schulen als wertvolles Anschauungsmaterial dienen. Alle Halden, Schutt, Gerölle und frisch gebrochene Steine sind ihre Fundstätten. — In der Zone des Melaphyrs, die sich von Hagendorf aus am nördlichen Fuße der Wasserscheide über Ober-Görisseiffen, Schmottseiffen und Dippelsdorf bis Süßenbach hinzieht, liegen seltene Mineralien zahlreicher als anderswo. So findet man bei Hagendorf Mandelsteine mit ihren schönen Quarzeinschlüssen, z. B. den weingelben Citrin, den Onyx, dessen Lagen abwechselnd schwarz und weiß sind, den wasserhellen Bergkristall und den blauen Amethyst. Bei Ober-Görisseiffen kommen noch andere Quarzarten vor: buntfarbiger Achat, dunkler Rauchtopas und wieder veilchenblauer Amethyst. Beim Bau der Eisenbahn Greiffenberg—Löwenberg wurden in Schmottseiffen bei einem Felsdurchbruche herrliche Amethystkristalle, Erbsensteine und Tropfsteine mit ausgebrochen. In Deutmannsdorf suchte man im Gerölle des Dorfbaches wiederholt mit Erfolg den fleischfarbenen Karneol und den gelben, wachsglänzenden Jaspis, bei Greiffenstein den braunroten Hyazinth, den man wegen seiner Härte zu den Edelsteinen rechnen kann, und bei Sirgwiß als Einschluf im Basalt den blauweißen, glasglänzenden Phillippsit, der hier in prächtig ausgebildeten kreuzförmigen Zwillingskristallen gefunden wurde. Bei Hennersdorf enthält der Basalt gelbgrüne Olivinkörner. Aus dem Quarz und Granit des Isergebirges werden ganze Drusen Bergkristall und bei Siehren schwarzer Turmalin oder Schörl zu Tage gebracht. Im Iserflusse findet sich in Form von losen Körnern das seltene Titaneisen oder der Iserin. Der Glimmerschiefer bei Querbach enthält in Unmengen den blutroten Granat in bis erbsgroßen Kristallen, die nur leider nicht klar sind und darum als Edelsteine nicht verwendet werden können. Auch die Glanzkobalt enthaltenden Gesteine, die dort noch als Seltenheit in großen Stücken auf den alten Halden der Grube St. Maria-Anna liegen, weisen deren so viele auf, daß sie von den Leuten Granateneinsteine genannt werden. Der Basalt bei Schosdorf und Welkersdorf schließt vereinzelt braunen, mit kleinen, weißen Natrolithkristallen kranzartig umgebenen Chalzedon ein. Der Gipsbruch bei Neuland führt neben dem geaderen weißen Gips auch den dunklen Anhydrit, d. i. wasserfreier Gips, sodann den seidenglänzenden Fasergips und den körnigen Gips, Malabaster genannt, der zu Schmucksachen, Bild-

bauerarbeiten und Kunstgegenständen verwendet wird. Das Gipslager enthält auch Gipspat in schönen Kristallen und prächtigen Platten von beinahe vollkommener Durchsichtigkeit. Man nennt diese Platten, die als Sinnbild der Reinheit und Keuschheit erscheinen können, Marienglas. Im Kalkstein bei Wünschendorf sind schöne Kalkspatkristalle eingebettet. — Bei Ober-Schmottseiffen, wo am Ende des vorigen Jahrhunderts auf Eisen, und bei Hufsdorf, wo bis in die Gegenwart nach goldhaltigem Arsenik- und Schwefelkies gegraben wurde, stößt man auch auf Bleiglanz und Kupferkies. Auf den alten Halden des verlassenen Bergwerks bei Giehren findet man als Reste der früheren Erzausbeute Zinkblende, Kupferkies und Magnetkies. In den Alluvialschottern der Hochflächen zu beiden Seiten des Bobers trifft man zuweilen bis hühnereigroße Gerölle von vollkommen wasserklarem Bergkristall, die vor Urzeiten die Flüsse aus dem Riesen- und Isergebirge herabgeführt haben.

Wollen wir der Heimat reiche Güter ganz erfahren und genießen, so dürfen wir auch an den Gesteinen nicht achtlos vorübergehen. Wer aber durch die Natur geht mit klaren Augen und empfänglichem Sinn, der wird bald erkennen, wie lohnend und befriedigend es ist, ein Gesteinskundiger zu sein. Besser als in verschlossenen Kästen einzelner Sammler sind alle die vielfarbenen Steine des Heimatkreises in Schulsammlungen aufgehoben, wo hundert Kinderaugen sie schauen können wie auf der Wiese die bunten Blüten der Blumen. Sie sind wie diese:

„Gelb und rot und weiß und blau,
daß ich meine Lust dran schau!“

U. G r o ß = Greiffenberg.

Der Windmühlberg bei Wünschendorf mit seiner Kalkindustrie und den Hufsdorf= Wünschendorfer Erzgruben.

Zwischen dem Kirchdorf Wünschendorf und dem malerisch gelegenen Hufsdorf erhebt sich der Windmühlberg. Er gehört mit zu den höchsten Vorbergen des Riesengebirges (483 Meter). Inmitten anderer Berge und Höhen gelegen, tritt er nicht besonders hervor, wie etwa der um 100 Meter niedrigere, aber in der Ebene liegende Grödißberg. Auf seinem Rücken zieht der Landmann seine Furchen, und wogende Getreidefelder erfreuen im Sommer das Auge. Eine kleine Baumgruppe bezeichnet die Stelle, wo in früheren Zeiten eine Windmühle lustig

klapperte. Den Besucher des Berges überrascht eine nach allen Seiten lohnende Aussicht.

Am südlichen Abhange tritt Kalkstein zu Tage. Hier hat sich daher schon in alter Zeit eine bescheidene Kalkindustrie entwickelt. Zwei Kalkschüttöfen, die jetzt kalt und still daliegen, geben Zeugnis von ehemaligem geschäftigen Leben und Treiben. Der älteste trägt die Jahreszahl 1796. Er wurde von dem damaligen Besitzer der Herrschaft Lehnhaus, Herrn v. Grunsfeld, erbaut. Etwa 100 Jahre später, im Jahre 1883, errichtete der jetzige Besitzer, Herr Wilhelm v. Haugwitz auf Lehnhaus, den sogenannten „neuen“ Kalkofen. Beide waren verpachtet und befanden sich etwa ein Menschenalter in den Händen der Familie Gottwald-Wünschendorf. Mit 7—9 Arbeitern, die sich aus den Häuslern Wünschendorfs zusammensetzten, wurde der Betrieb geleitet. Abfahrgebiet war die Gegend um Lauban, Greiffenberg, Marklissa, Friedeberg und Flinsberg. Die Abfuhr erfolgte durch Lastwagen. Die erforderlichen Gespanne stellten die Wünschendorfer Gutsbesitzer. Auch die zum Brennen nötige Kohle wurde von ihnen geholt, zuerst in den Waldenburger Kohlengruben, später auf Bahnhof Reibnitz und zuletzt in Liebenthal. Da entstand im Jahre 1909 durch ein groß angelegtes Unternehmen das Boberkalkwerk in Mauer. Da der Besitzer der Wünschendorfer Kalköfen bei diesem Unternehmen beteiligt war, wurden diese von der Verwaltung des Kalkwerkes mit übernommen. Nur noch kurze Zeit wurde der Betrieb aufrecht erhalten. Im Jahre 1910 ließ man die Öfen erlöschen. Die neueren Ringöfen des Kalkwerkes brauchen bedeutend weniger Brennmaterial und liefern daher den Kalk erheblich billiger, so daß der Betrieb der Schüttöfen nicht mehr einträglich ist. In letzter Zeit hat man nun neben dem alten Bruch in Wünschendorf einen neuen eröffnet. Große Blöcke werden aus den selbstigen Wänden herausgesprengt. Mit Preßluft bohrt man Sprenglöcher bis zu 4 Meter Tiefe. Die zerschlagenen Steine befördert eine Drahtseilbahn hinunter in das Werk. Kalksteine, wie auch fertiger Kalk werden von hier aus nach ganz Deutschland versandt.

Außer dem Kalkstein birgt der Windmühlberg noch wertvollere Schätze, vor allem das jetzt so ungeheuer wertvolle und unserm geliebten Vaterlande fehlende Gold. In den verschiedensten Zeiten sind Versuche gemacht worden, der Mutter Erde das edle, kostbare Metall zu entnehmen. Die bergmännischen Arbeiten nehmen im Mittelalter ihren Anfang und reichen mit längeren und kürzeren Unterbrechungen bis in die jüngste Gegenwart hinein. Den Gegenstand des Abbaues bilden Quarzgänge, die erzführend sind. Sie enthalten teils Schwefel-, teils Arsenkiese, einzeln auch Bleiglanz und untergeordnet Kupferkies. Der Edelmetallgehalt ist hauptsächlich an Arsenkies und Schwefelkies gebunden. Die Mächtigkeit der Gänge schwankt zwischen etlichen Zentimetern und einem Meter. Das Gold ist in den Gängen nicht regelmäßig verteilt. Von den zahlreichen Untersuchungen zeigen manche einen Goldgehalt bis 180 Gramm pro Tonne, während andere nur ei-

nen Teil eines Grammes enthalten. Es würde zu weit führen, wenn wir die Geschichte des Hufsdorf-Wünschendorfer Bergbaues auf Grund alter Urkunden von Anfang an verfolgen wollten; wir wollen vielmehr im folgenden unsere Betrachtungen der für uns wichtigeren Gegenwart widmen.

Nachdem der Bergbau im Laufe der Zeit etliche Male zum Erliegen gekommen und wieder aufgenommen worden war, begann am Anfang des 20. Jahrhunderts der Bergingenieur Moeller aus Hirschberg auf Grund alter Urkunden und Aufzeichnungen eingehende Schürfsarbeiten in der Umgegend von Hufsdorf und Wünschendorf. Er wälzte alte Arbeiten auf und trieb neue Stollen und Schächte, um die Erzgänge in größerer Tiefe zu erkreuzen und zu untersuchen. In den Jahren 1904 und 1905 wurde ihm das Mutungsrecht, d. i. das Recht zur bergmännischen Ausbeutung, auf 4 Feldern verliehen und auf seinen Namen unter Hufsdorf I, Hufsdorf II, Wünschendorf I und Dennoch-Glückauf eingetragen. Diese vier Grubenfelder ziehen sich in Form eines langgestreckten Rechteckes vom Bober bei Bahnhof Mauer-Waltersdorf über Hufsdorf und Wünschendorf bis Klein-Röhrsdorf. Im Jahre 1907 kam das Bergwerk abermals zum Erliegen und ging im Herbst 1917 in den Besitz der „Gewerkschaft Adelma in Geyer“ über. Als besonderes Verdienst dieser Gewerkschaft und ihres unermüdlischen Vertreters Herrn Max Arendt-Berlin-Wilmersdorf sei hervorgehoben, daß dieselbe mit eiserner Energie an die Aufgabe heranging, den Bergbau wieder zu beleben und zur Blüte zu bringen. Mit großen Geldopfern wurden die ausgedehnten Strecken wieder in betriebsfähigen Zustand gesetzt. Brüche wurde ausgewälzt, alte Schächte neu ausgezimmert und an die gründliche Untersuchung der Lagerstätten mit besonderer Rücksicht auf die geologischen Verhältnisse geschritten. Das ausgedehnte Wilhelmstollenrevier, welches mit seinen Strecken gegen 1400 Meter ausmacht, wurde mit dem 40 Meter höher liegenden Cäcilienstollenrevier verbunden. Die Erze wurden in dem neu errichteten Laboratorium im Verwaltungsgebäude zu Hufsdorf auf ihren Metallgehalt untersucht. Zahlreiche Schürfstollen wurden angelegt, welche den Zweck hatten, neue Lagerstätten aufzufinden. Bei Klein-Röhrsdorf, Schiefer, Obermauer und am linken Boberufer, gegenüber dem Bahnhof Mauer-Waltersdorf, finden wir solche Stollen. Diese Arbeiten waren von Erfolg gekrönt. Im sogenannten Hilfsstollen wurde ein 80 Zentimeter mächtiger Quarzgang gefunden, der stellenweise reich an Gold, Silber und Kupfer ist. Die Untersuchung dieses vielversprechenden Ganges ist noch nicht beendet.

Der ungeheure Preisausschwung für sämtliche Materialien, Grubenholz, Sprengmaterial, Schienen u. a., sowie die von Monat zu Monat steigenden Arbeitslöhne wirkten hemmend auf den weiteren Verlauf der Untersuchungsarbeiten. Das alles zwang die Unternehmer, den Plänen engere Grenzen zu ziehen und eine abwartende Stellung

einzunehmen. Die Untersuchungsarbeiten sind zwar nicht eingestellt, jedoch gründlich eingeschränkt worden. Sämtliche Stollen, Strecken und Schächte werden in betriebsfähigem Zustande gehalten.

Noch ist also das letzte Wort über den Fußdorf-Wünschendorfer Bergbau nicht gefallen. Dem Besucher der Betriebe klingt noch der biedere Knappengruß „Glückauf“ entgegen, und die Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren ist vorhanden.

S a b u r a = Wünschendorf.

Die Erdschätze im nördlichen Teile des Kreises Löwenberg.

Im Vergleich zu dem landschaftlich ganz besonders begünstigten südlichen Teile unseres Heimatkreises erscheint dem flüchtigen Reisenden der Norden stiefmütterlich behandelt. Denn nichts von der reichen Gliederung der Oberfläche, von dem bewegten Wechsel zwischen steiler Höhe und engeingeschnittenem Tale begegnet uns hier: in wenig geschwungener Linie runden sich flache Hügelrücken zwischen weitgedehnten Tälern, und mit dem Uebergang in den Bunzlauer Kreis beginnt die weite Ebene der Heide. Und doch, dem verweilenden Wanderer werden sich auch hier Reize eigener Art aufsun, die sich in einzelnen Teilen zu einer wilden Romantik steigern.

Lenke deinen Fuß einmal auf den breitgedehnten Rücken der Neuländer Harte, und du wirst nach einigem Umherstreifen im prächtigen Hochwalde plötzlich vor steilen Abstürzen stehen, 30—40 Meter tief in jähem Falle niederbrechend, die Wände gelb und rötlich leuchtend, durchseht von tiefen Klüften und Rissen, aus denen und in denen alter und junger Baumwuchs fröhlich zum Lichte strebt. Und bist du dann in raschem Abstieg über felsige Stufen auf die Sohle dieses Abgrundes geklettert, so zeigen dir die herumliegenden halbfertigen Werkstücke, die alten und die frisch abgesprungenen Gesteinsblöcke, daß es ein verlassener Steinbruch ist, den die Mutter Natur wieder in ihre Pflege genommen hat, die ihrem Leibe vom geschäftigen Menschen geschlagenen Wunden mit großer Liebe pflegend, daß sie nicht als entstellende Narben liegen bleiben, sondern mit ihrer neuen Haut ein köstlicher Schmuck des Erdenleibes werden. Wie Stimmungsvoll sind diese verlassenen Brüche zu den verschiedenen Tageszeiten. Im strahlenden Morgen, vom nächtlichen Tau mit Tausenden von Perlen behängt, die Steine in feuchter Frische aufglänzend. Im sinkenden Abend, wenn

die niedergehende Sonne die Abstürze blutrot ausleuchten läßt und dann hoch oben durch das Gezweig der Bäume letzten Lichtgruß sendet, während die Tiefe schon im weichen Dämmern liegt! In der hellen Mondnacht, wenn über die frischen Abbruchstellen der Steine silberne Gluten gleiten, wenn die scharfen Zacken und Kanten die vielfachen Formen der mächtigen Blöcke in abenteuerlichen Gestalten dunkeln, von den Rändern aus der Höhe das Raunen der Bäume zu uns spricht und hoch über uns die ewigen Sterne ihre Bahnen ziehen! - - Schönheiten der Heimat, die nicht einmal dem Bewohner des nächsten Dorfes bekannt sind.

Hier schafften vor wenigen Jahren noch fleißige Hände in rastlosem Eifer; tagaus, tagein erklangen Meißel und Hammer, die aus dem festen grobkörnigen Sandstein der „Harte“ mächtige Blöcke los-schlugen und an Ort und Stelle zu Mühlsteinen und Schleiffsteinen verarbeiteten, wie sie jetzt noch überall im Bruche herumliegen.

Ein ähnliches Bild bietet sich uns, wenn wir an der Löwenberg—Bunzlauer Kunststraße gleich hinter dem Dorfe Sirgwiß den aufgeschütteten Damm, eine Sandsteinhalde, nach Osten gehen. Nach wenigen Minuten Weges, der eingefast ist von zugehauenen Werkstücken aller Größen, stehen wir wieder in einem mächtigen Kessel, der rings von steilen, arg zerspaltenen Wänden eingefast ist. Mächtige Grundmauern, auf denen ehemals die Kräne ihre starken Arme bewegten, sowie Hunderte von behauenen und unbehauenen Steinen sprechen zu uns von fleißigen Menschen und ihrem vergossenen Schweiß. Wann aufersteht hier wieder das Lied von der Arbeit?

Doch so ganz verklungen ist's noch nicht. Ueber dem Bober, bei Wenig-Rackwiß, leuchtet die vorspringende Nase des Steinberges; leuchtet, denn dort sind die Arbeiter noch am Werke, und hell blinken die frisch angebrochenen Wände in die Ebene.

Seit dem 15. Jahrhundert werden bereits in der Rackwißer Gegend Sandsteine gebrochen, die zunächst für die Bauten der Bauern oder als Schleiffsteine Verwendung fanden. Seit etwa 40 Jahren ist der Betrieb durch die weitbekannte Firma Zeidler und Wimmel, Bunzlau, in großem Umfange aufgenommen worden. Ein sehr feinkörniger weißer Sandstein wird gewonnen. Der Bruch ist reich an mächtigen Blöcken, deren größte 70—100 Kubikmeter erreichen. Mit einer Preßluftanlage werden bis 3 Meter tiefe Löcher in den Stein getrieben, und die Blöcke werden dann durch Patenkeile auseinander gestoßen. Drei Kräne mit je 200 Zentner Tragkraft ermöglichen das Verladen der Steine, von denen 1 Kubikmeter in ausgetrocknetem Zustande etwa 40 Zentner wiegt. Das Fehlen der Bahn zwingt dazu, die mächtigen Lasten mit Pferdekraft nach Löwenberg zu bringen. Zum Beiseiteschaffen des Schuttes ist jetzt eine kleine elektrische Bahn angelegt worden, während früher eine Schwebebahn die Ab-

fallstücke über den Bober beförderte, wo davon ein mächtiger Hal-
denberg aufgewachsen ist.

Die Blütezeit des Betriebes fällt in die Zeit des Baues des Reichstagsgebäudes (1880). Damals wurden bis 300 Arbeiter hier beschäftigt. Erwähnenswert ist, daß beim Bau des Landtagsgebäudes, des Herrenhauses, der Reichsbank, der Preussischen Staatsbank, vielen anderen staatlichen, kommunalen und privaten Gebäuden, auch bei dem Bau des Rathauses in Rotterdam Rackwitzer Sandstein verwendet wurde.

Gegenwärtig ist der Betrieb sehr zurückgegangen, da beim Fehlen großer Neubauten keine bedeutende Nachfrage nach Sandstein vorliegt. Hergestellt werden hauptsächlich Schleifsteine, die größtenteils nach Wien und Schweden versandt werden.

Dem Laufe des Bobers folgend wandern wir eine Viertelstunde nach Norden, gehen dabei an der Brücke vorbei auf dem Landwege weiter. Da sehen wir in einer flachen Mulde zur Linken ein flaches Wohnhaus, einen Förderschacht und ein Schalthaus — ein neues industrielles Unternehmen, ein Kohlenbergwerk, das dazu berufen sein möchte, alte Bergwerkskätigkeit zu neuem Leben zu erwecken.

Bereits vor über 100 Jahren, 1809, war hier der Bergbau im Gange. In dem Buche „Die sämtlichen Gyps-, Kalk- und Sandsteinbrüche (der Herrschaft Neuland)“ berichtet der Apotheker Hoffmann: „Dazumal wurde ein Stollen gebaut, der auf eine Länge von ohngefähr 200 Fuß gemauert worden; der größere Teil des Stollens steht noch in der Zimmerung auf eine Länge von ohngefähr 600 Fuß; es sind aber im Jahre 1832 noch Spuren vorhanden, daß diese teilweise zusammengefunken ist. Das Stollenwasser läuft aber auch jetzt noch in großer Menge heraus, so daß daraus zu schließen ist, daß der Stollen mit leichter Mühe wiederherzustellen sein würde. Die verfallenen Schächte, ohngefähr 6 Ellen breit und 70 Ellen tief, sind noch sehr bemerkbar, woraus im Jahre 1813 Kohlen zu Tage geschafft und dem Handel übergeben wurden“. Diese Angaben beziehen sich auf die bis 1813 im Betrieb befindliche „Gottes-Segen-Grube“, die auch Theodor Körner im Jahre 1809 als Freiburger Bergstudent auf seiner Reise nach Schlesien besuchte.

Im Jahre 1842 wurde in dem Felde „Georg Wilhelm“ bei Kesselsdorf, am sogenannten Kohlberge (auf dem Meßtißblatt schwarze Berge) eine Kohlengewinnung betrieben. Die Förderung und Wasserlösung erfolgte durch einen Stollen, der noch heute sichtbar ist, und durch kleine Schächte; die noch vorhandenen Berghalben, Erdhausen mit ganz spärlichem Pflanzenwuchs, sind die Zeichen des Bestehens der Schächte.

Um's Jahr 1876 wurde im Felde der „Entremonia“ in der Nähe des Rackwitzer Steinbruches mittels eines an der Boberseite ange-

letzten Stollens eine kleine Kohlegewinnung aufgenommen. Diese war aber nur von kurzer Dauer.

Man teufte dann im Felde der „Tremonia“ an der Löwenberg-Saganer Straße, in der Nähe des Ortes Andreasthal, einen Schacht, genannt der Maschinenschacht, bis zu 56 Meter Tiefe ab und ging mit der Absicht um, einen größeren Betrieb aufzunehmen. Um 1881 wurden die Arbeiten eingestellt, da man des Wassereintruchs nicht Herr wurde. Die gefördert Kohlen dieser Unternehmungen wurden an Ort und Stelle verbraucht.

Nun ruhten die Versuche bis zum Jahre 1923. In diesem Jahre wurde in Neuen bei 14 Meter Teufe eine Kohlenschicht von 0,42 Meter Mächtigkeit erbohrt, die Arbeiten wurden aber dann wieder eingestellt. Auf dem alten Felde der „Tremonia“ wurde dann nach Bohrversuchen ein Schacht bis zu 42 Meter Tiefe abgeteuft. Dabei wurde ein Flöz durchfahren, zwei Flöze folgen noch, und das Hauptflöz wird bei 61 Meter Teufe angefahren werden. Mangel an Geldmitteln hat auch dieses Unternehmen zum einstweiligen Stillstand verurteilt. Der Heizwert der hier gefundenen Kohle beträgt nach Angabe des derzeitigen Betriebsleiters etwa 6900 Wärmeinheiten bei nur 4 % Asche und 60 % flüchtigen Bestandteilen.

Im Dezember 1923 wurde in Gr.-Waldbitz eine Bohrung begonnen und bis zu 162 Meter Teufe niedergebracht. Dabei wurde zunächst das Deckgebirge festgestellt bis zu einer Tiefe von 91,05 Meter. Es besteht aus Lehm, Letten, Tonen und Sandsteinbänken bis zu 15 Mtr. Mächtigkeit. Danach wurden erbohrt bei 91 Mtr. ein Kohlenvorkommen von 0,21 Mtr.; bei 102,65 Mtr. ein solches von 0,32 Mtr.; bei 113,45 Mtr. ein solches von 1,22 Mtr. und bei 127,53 Mtr. das mächtigste mit 3,30 Mtr. Dicke. Die weitere Bohrung führte dann in die Lagerung des kohlesfreien Sandsteins aus dem Oberquader.

Wieweit sich auf der Grundlage der Kohlenfunde eine Industrie entwickeln kann und wird, muß die Zukunft lehren. Sachkenner sind heute der Ansicht, daß bei dem großen Gehalt an flüchtigen Stoffen eine Verwertung der Kohle am Orte in Teerfabriken das Gegebene wäre.

Ein dritter Bodenschatz unseres nördlichen Kreisteiles ist der Ton. Entstanden aus schlammigen Ablagerungen der oberen Kreidezeit, findet er sich in ganz unregelmäßiger Mächtigkeit und Tiefe als fetter, weißer oder bröcklicher grauer Ton. Gesucht wird nur der erste, der sich zur Herstellung von Geschirr und Kacheln eignet. Er wird teilweise im Tagebau abgegraben, meistens jedoch auf bergmännische Art gewonnen, da die Diluvialdecke zu mächtig ist. Es wird dabei ein einfacher senkrechter Schacht bis zu dem Tonlager getrieben, dann werden in wagerechten Gängen unten die Tone abgebaut und in Eimern mit einfacher Haspelförderung nach oben gezogen. Die Gänge werden zunächst mit Holz abgesteift, nach erfolgter Ausbeute dann zugefüllt.

Der Ton wird in großen 1 bis 1½ Meter hohen Haufen neben dem Förderloch aufgeschichtet und 1—2 Jahre dem Einfluß des Wetters ausgesetzt. Weithin leuchtet dann der „Tonschnee“ über die Aecker. Nachdem er genügend abgelagert ist, wird er auf starken Tonwagen in die Töpfereien befördert.

Es bleibt noch zur Erwähnung übrig der Sirgwißer Basalt. In der auf die Kreidezeit folgenden Tertiarzeit quollen aus dem Erdinneren in Spalten und Brüchen feurige Massen empor, die dann erstarrten und den Basalt bildeten. Auf der östlichen Seite der Löwenberg-Bunzlauer Kunststraße bieten sich dem Auge des Wanderers eine ganze Reihe aufgeschlossener Basaltformen. Teilweise sieht man die erstarrten Massen in senkrecht stehenden sechsseitigen Säulen emporstreben, teilweise sind sie beim Erstarren umgebogen und bieten dem Beschauer den Durchschnitt der Säulen dar, so daß die Fläche aussieht wie „Bauernbissen“. Zum Teil sind die Lager durch Brüche erschlossen, die aber nicht dauernd im Betrieb sind, sondern gelegentlich zur Materiallieferung für Straßenausbesserungen ausgebeutet werden.

Sandstein, Kohle, Ton und Basalt — Erdschätze genug, um eine reiche Industrie aufblühen zu lassen. Und doch ist nur von ganz bescheidenen Anlagen zu berichten. Warum? Vielleicht wegen des Fehlens der Eisenbahn, die immer noch nicht den Weg ins Bobertal Löwenberg-Bunzlau gefunden hat. Und so ist der nördliche Teil des Kreises trotz aller Bodengeschenke an Gesteinen immer noch eine rein landwirtschaftliche Gegend, die in dem Wechsel ihrer reichtragenden Felder, ihrer saftigen Niederungswiesen und ihrer waldbedeckten Bodenwellen dem Freunde einfacher Schönheit Befriedigung gewährt und ihre Bevölkerung durch guten Arbeitsertrag nährt.

R ä r g e l = Dürrkuzendorf.

Die Gipswerke in Neuland.

Im Jahre 1904 wurde die sogenannte Queistalbahn eröffnet. Sie führt von Siegersdorf aus zuerst im Tale des Queis hinauf, verläßt dieses bei Raumburg und wendet sich nun dem Tale des Bobers zu. Sie hat gleich den übrigen von Löwenberg ausstrahlenden Schienenwegen dazu beigetragen, das an Naturschönheiten so reiche Boberskaßbachgebirge dem Verkehr zu erschließen. Bald hinter dem Bahnhofe Mittel-Gießmannsdorf wird die bisher wenig Abwechslung bietende Landschaft reizvoller und anziehender. Hügelreihen, Berge und Bergzüge begleiten beiderseits den Schienenstrang, der sich zuletzt der langgestreckten, in einen Mantel dunkelgrünen Nadelwaldes gefüllten

Neuländer Harte anschmiegt. In Neuland verlassen wir den Zug. Vor unseren Blicken liegt das liebliche Neuländer Tal. Der Ausblick ist noch lohnender, wenn wir den unmittelbar hinter dem Bahnhof ansteigenden Hang emporklimmen. Schön ist der Anblick der zu unsern Füßen liegenden reich und köstlich geschmückten Landschaft. Grüne Wiesen, prangende Fruchtfelder, schöne Baumgruppen mit rundgewölbten Wipfeln gewaltiger Linden und Eichen, dunklen Wald schaut unser Auge in reichem Wechsel. Im Mittelpunkt erhebt sich aus grünen Gebüsch den stattliche Bau des Neuländer Schlosses, umgeben von einem schönen Park, der herrliche, wohlgepflegte Gartenanlagen und alten sehenswerten Baumbestand aufweisen kann. Daneben liegen die weiträumigen, wohlgebauten Wirtschaftsgebäude, die Gärtnerei und das herrschaftliche Rentamt. Im Hintergrunde steigt die Landschaft zu einer Hügelreihe empor, auf der eine Gruppe freundlicher, schön gebauter Häuser und Gehöfte sichtbar wird; alle überragt der wichtige Rundbau eines Turmes. Vor Jahren stiegen zur Seite dieses steinernen Baues vier Windmühlenslügel in hurtigem Kreislauf auf und nieder. Heute ist nur der festgefügte Unterbau des „Holländers“ noch übrig. In weite Ferne schweift der Blick bis zur Felsenmauer des Riesengebirges, die wie eine dunkle Wand das liebliche Bild abschließt.

Wir verlassen die Höhe und wandern auf der am Bahnhof vorüberführenden Kreisstraße (Hagendorf—Wenig-Rackwitz) und bald darauf auf einem rechts abzweigenden Fußpfade dem Orte zu. Ein schmaler Steg überbrückt den Flutgraben, der in zwei Armen das Neuländer Tal durchströmt. Nun sehen wir vor uns am jenseitigen Rande eines weiten Wiesenplanes die langgestreckten Gebäude eines industriellen Betriebes. Hohe Stapel frischgeschnittener Bretter und Balken verraten uns bald die Art des Betriebes. Doch damit kann wohl die Tätigkeit dieser Werkanlage noch nicht erschöpft sein. Die Gesimse, die Fensteröffnungen, die Dachluken, die flachen Dächer zeigen weißen Niederschlag, als deckte sie frischgefallener Schnee. Um das Werk herumgehend, stoßen wir auf ein Feldbahngleise, auf welchem wir weiter wandern. Auf hohem Damme führt es durch mooriges Wiesengelände den Hügeln zu, die wir vom Bahnhof aus am jenseitigen Rande des Neuländer Tales erblickten. Jetzt schmiegt sich ein Höhenrücken dem Bahnkörper an. Die geradlinige, regelmäßige Form, die gleichmäßige Abdachung läßt ihn uns als Menschenwerk erkennen. Wir durchschreiten noch eine enge Felsenschlucht, und nun stehen wir staunend, fast erschrocken vor einem riesigen, tiefen Felskessel. Das ist der Neuländer Gipsbruch, und der Höhenzug zu unserer Linken ist die während des Betriebes seit einer langen Reihe von Jahren aufgehäufte Schutthalde. In blendendem Weiß steigt das Felsgebänk an den Wänden des Bruches hinab. Ungeheure Vorräte dieses nützlichen Minerals hat Mutter Natur mit segnender Hand hier aufgehäuft.

In Neuland wird der Gipsstein, der das Rohmaterial zur Herstellung des gebrannten Gipses ist, nach Art des gewöhnlichen Steinbruchbetriebes im Tagebau gewonnen. Dem Brechen geht das Abräumen der überlagernden Erd- und Gesteinschichten voraus. Das Lösen der Gipsfelsen geschieht unter Zuhilfenahme von Sprengstoff. Eine elektrische Bohrmaschine treibt die stählernen Schlangenbohrer bis 5 Meter tief in das Gestein vor. Als Sprengstoff dient Schwarzpulver, das in mehreren Patronen in das Bohrloch eingeführt und durch Zündschnur zur Entzündung gebracht wird. Donnernd hallen die Sprengschüsse von den Wänden des Bruches wider; prasselnd stürzen Schotter und Gesteinskrümmer zur Bruchsohle hinab. Einzelne Splitter werden oft weit umhergestreut oder hoch über die Ränder des Bruches hinausgeschleudert. Vor jeder Sprengung mahnt darum ein Hornsignal zur Vorsicht. Nicht immer stürzen die gelockerten Felsmassen zur Tiefe hinab, sie müssen mit Brecheisen zum Absturz gebracht werden, wobei größte Vorsicht notwendig ist, damit Unglücksfälle für die Brucharbeiter vermieden werden. Die großen, oft noch viele Zentner schweren Blöcke werden mit Hämmern in kleine Stücke zerschlagen und in Förderwagen geladen, die auf Geleisen zum Aufzug geschoben werden. Der Aufzug ist eine zur Bruchsohle herablaufende schiefe Ebene. Eine elektrisch betriebene, doppelseitige Kettenbahn befördert die beladenen Wagen zur Höhe empor, während gleichzeitig die leeren Wagen abwärts rollen.

Der im Bruche gewonnene Gips ist hinsichtlich seines Gefüges, seiner Farbe und seiner Härte sehr verschieden. Die Hauptmasse des geförderten Materials ist dichter Gips, der eigentliche Gipsstein oder gemeine Gipsstein. Das ist schwefelsaurer Kalk mit 21 Prozent Wassergehalt zum Unterschiede von dem technisch unbrauchbaren wasserfreien Gipsstein, der Anhydrit genannt wird. Letzterer ist immer im Innern und in der Tiefe der Gipslager zu finden. Der Anhydrit ist härter als der gemeine Gips; er ist gewöhnlich dunkler gefärbt, meist hellgrau oder bläulich. Er bildet mit Wasser keine erhärtende Masse, auch durch das Brennen kann ihm diese Eigenschaft nicht erteilt werden. Ueberall dort, wo der Gips zu Tage tritt oder die darüberliegende Erdoberfläche sehr dünn ist, beginnt die Verwitterung des Gipses. Das Gestein wird mürbe und bröckelig, es zerfällt in Splitter, dünne Platten, Blättchen und Körnchen und bildet in diesem Zustande den erdigen Gips. An einigen Stellen weist das Gestein recht hübsche rote und gelbe Farbentöne auf. Hier ist Eisenoxyd in feinsten Verteilung in die Fugen des Gesteins eingedrungen. Die größeren Spalten zwischen dem dichten Gips füllt der Fasergips aus. Er ist aus langen, dünnen, gleichlaufenden Kristallnadeln zusammengesetzt und zeigt schönen Seidenglanz. Darum wird er auch Seidengips genannt. Eine besonders schöne Form des Minerals ist der Gipsapat oder Blättergips. Er kommt in großen Platten vor, die sich aber in sehr dünne Blätter spalten lassen, welche durchsich-

tig wie Glas sind und auch in alter Zeit von einzelnen Völkern vielfach als Fensterglas verwendet wurden.

Vom Bruche rollen die beladenen Förderwagen auf einer Schmalspurbahn zu den im Tale gelegenen Gipswerken. Von einem schmucken Transformatorhäuschen mit einem hübschen Spitzgiebeldach sind dicke Leitungsdrähte herübergespannt. Sie übermitteln im Verein mit der Wasserkraft des Teiches den Werken Antrieb und Kraft. Die frühere Dampfkesselanlage ist entfernt worden, und an ihrer Stelle summt jetzt ein starker Elektromotor. Ein Maulbrecher zermalmt die Gipssteine zu kleinen Brocken. Vier Mahlgänge verarbeiten das so vorbereitete Mahlgut zu feinem Mehl. Jeder Mahlgang hat wie in der Mehlmühle zwei horizontalliegende Mühlsteine aus Sandstein, nämlich einen festliegenden Bodenstein und den darüber schwebenden Läufer. Das über den Bodenstein herabrieselnde Gipsmehl sammelt sich im Mahlkasten und wird durch Becherwerke (Elevatoren) in das darüberliegende Stockwerk der Mühle befördert. Die Becher sind auf einer endlosen Kette angeordnet und schütten, nachdem sie die obere als Antrieb dienende Führungsröhle passiert haben, ihren Inhalt auf ein Förderband. Dieses trägt das Gipsmehl in wagerechter Richtung weiter und läßt es am Ende, wo es über die der Antriebswelle aufsitze Riemenscheibe umbiegt, in einen Trichter fallen. Soll das Fördergut, welches ja bis jetzt zu dieser Stelle des Bekriebses nur gemahlener Rohgips darstellt, als Düngegips Verwendung finden, so läßt man es aus dem Trichter durch ein Ablaufrohr in untergehängte Säcke oder Beutel gleiten. Ist aber der Gips zum Brennen bestimmt, so bringt ein Elevator das Mehl aus dem geschlossenen Trichter auf ein zweites Förderband, das seine Last in der Brennerei abwirft.

Das Brennen des Gipses ist eigentlich nur ein Wärmen oder Kochen und geschieht in großen, allseitig abgeschlossenen eisernen Kesseln von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter Durchmesser. Das hiesige Werk besitzt zwei solcher Kocher. Das Brennen hat den Zweck, den Wassergehalt des Gipses bis auf 5 Prozent zu verringern. Weiter darf aber die Entziehung des Wassers nicht gehen, sonst verliert er die Fähigkeit, sich wieder begierig mit Wasser zu verbinden und zu erhärten. Man erhält dann ein nicht verwendungsfähiges Produkt; der Gips ist totgebrannt.

Die Verwendung des Gipses ist recht mannigfaltig. Der Stuckgips erfährt auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes, des Handwerks und im Bauwesen eine ganz besondere Wertschätzung. Einerseits liefert er als gieß- und formbarer Gipsbrei beim Erstarrten scharfe Abgüsse, und andererseits ermöglicht er als Baugips in Folge seines raschen Abbindens dem Bauarbeiter ein rasches Arbeiten. Die Maurer benutzen den gröberen Putzgips als Zusatz zum Kalkmörtel, damit dieser beim Rohrdeckenputz usw. schneller erhärtet. Die Stuckarbeiter nehmen den feineren Stuckgips zum Formen und Ziehen von

Profilen und dergleichen, und die Bildgießer, Former und Modellbauer verwenden den ganz besonders feinen Modellgips zur Herstellung feiner Arbeiten. Zur Herstellung von tragenden Bauteilen kann Gips nicht verwendet werden, wohl aber zu ihrer Bekleidung, und zwar wird er dann auf Mauern als Putz und auf Holz- und Eisenkonstruktionen in Gestalt von Gipsplatten oder Gipsdielen angebracht.

Dem Gips begegnen wir in der bildenden Kunst, wo er uns in Gestalt formgetreuer Nachbildungen von Bildwerken jeder Art entgegentritt. Diese Nachbildungen in Gips sind meist solche von berühmten Werken der Bildhauerei, die dann in den Kunstmuseen Aufstellung finden und so jedermann Gelegenheit bieten, die bedeutendsten Kunstwerke kennenzulernen. Der Gips stellt sich auch in den Dienst des Unterrichtswezens. In zahlreichen Schulen treffen wir ihn in Form von Zeichenmodellen, Relieskarten und Abgüssen interessanter naturwissenschaftlicher Gegenstände.

Ein Mangel des Gipsgusses ist der fehlende Glanz. Das sonst so schöne reine Weiß wirkt stumpf. Die lebhaften Wirkungen, die beim Marmor oder Marmor das Durchscheinen des Lichtes und die Spiegelung der polierten Flächen hervorzaubern, vermessen wir bei jenem. Doch läßt sich diesem Mangel abhelfen. Der noch feuchte Gipsguß wird mit Talkpulver dünn überstäubt. Nach dem Trocknen wird mit dem Finger kräftig und anhaltend unter Zuhilfenahme von noch etwas Talkpulver gerieben, bis die Oberfläche wie Atlas glänzt. Schwarzglänzende Abgüsse erzielt man mit Graphit.

In manchen Gipswerken wird der Rohgips zu Estrichgips verarbeitet. Man verwendet dazu großstückigen Gips; dieser wird in Schachtföfen gebrannt. Der Ofen wird schichtenweise mit Gipssteinen und guter Steinkohle oder Koks gefüllt. Bei einer Brenndauer von 24—36 Stunden wird der Gips bis zur Rotglut erhitzt. Die gargebrannten Steine werden unten herausgezogen, während von oben die Nachfüllung erfolgt. Nach dem Vermahlen erhält man den langsam bindenden, weckerfesten Estrichgips. Dieser läßt sich als Mörtel bei Bauten verwenden und ist auch wirklich schon in alter Zeit als solcher benutzt worden. Bei der Klosterruine Walkenried am Harz wurde Gipsmörtel festgestellt, desgleichen bei der großen Cheops-Pyramide.

Der Handwerker schätzt den Stuckgips als schnell erhärtenden Kitt. Mit Gipsbrei lassen sich Nägel, Haken usw. im Mauerwerk sicher befestigen. Die gläsernen Nelbehälter der Lampen sind mit Gips in den Metallfuß eingekittet, ebenso die Glasbirnen der elektrischen Glühlampen. Der Arzt bedient sich des Gipsverbandes bei Arm- und Beinbrüchen. Der Gipsbrei wird auf Verbandgaze aufgetragen und das verletzte Glied mit dieser Binde umhüllt. Die Gaze gibt dem Verbands die Festigkeit, die notwendig ist, das zu heilende Glied in der richtigen Lage so lange zu erhalten, bis die Bruchflächen des Knochens zusammengewachsen sind.

Der feingemahlene, aber ungebrannte Gipsstein ist als Düngegips für die Landwirtschaft von Bedeutung. Daß er hier günstig zu wirken vermag, beruht in seiner Zusammensetzung aus Schwefelsäure und Kalk, die beide zu den für alle Pflanzen unentbehrlichen Nährstoffen gehören. Besonders für Klee ist er sehr wirksam. In dünner Schicht regelmäßig dem Stalldünger aufgestreut, bindet er das sich aus diesem entwickelnde leicht flüchtige Ammoniak, indem dabei eine Umsehung in das viel weniger flüchtige schwefelsaure Ammoniak (das ja als künstlicher Dünger teurer bezahlt wird) und in kohlen-sauren Kalk stattfindet. Selbst der durch Ton verunreinigte Gips, der ja im Steinbruche auch vorkommt, könnte als Dünger auf den in der Nachbarschaft weit verbreiteten Sand- und Kiesfeldern sehr nützlich wirken, indem der Ton dem Boden größeren Zusammenhalt und größere wasserbindende Kraft verleiht.

Ueber die Geschichte der hiesigen Gipswerke ist leider wenig zu ermitteln. Man kann wohl als Beginn des Neuländer Gipsbergbaus den Anfang des vorigen Jahrhunderts rechnen. Der Apotheker Martin Hoffmann in Löwenberg verfaßte 1832 ein kleines Büchlein „Die sämtlichen Gyps-, Kalk- und Sandsteinbrüche und Steinkohlengruben der Hochreichsgräflich von Nostitz-Rieneck'schen Herrschaften Neuland, Kesselsdorf, Seifersdorf, Kunzendorf und Wenig-Rackwitz in merkantilischer, ökonomischer und chemischer Hinsicht“. Er spricht dort den Wunsch aus, daß in dem Neuländer Gipslager, dessen Tiefe noch nicht erforscht ist und aus dem man den Gips bisher nach Gefallen ausgebrochen hat, das Brechen des Gipses mit mehr Einsicht und Umsicht in bergmännischer Weise stattfinden möchte. Der Gips wurde damals an zwei Stellen gebrochen. Der eine dieser Brüche befand sich bereits dort, wo wir heute den großen Tagebruch finden. Man hatte hier schon in bedeutende Tiefe hinabgearbeitet und auch eine tief in das Innere der Erde hineingehende Höhle ausgebrochen. Der zweite im Betriebe befindliche Bruch lag etwas abseits im östlichen Teile des Dorfes. Dieser Bruch war 1830 eröffnet worden und lieferte auch reiche Ausbeute. Der Bruch ist heute unbenutzt, wohl wegen seiner entfernten Lage. Außer diesen beiden Brüchen besaß die Herrschaft Neuland noch einen dritten, der im Jahre 1826 von einem Neuländer Besitzer angekauft worden war. Er lag dicht neben dem ersten der beiden Brüche; hier ließ man aber den Betrieb ruhen, und er ist auch heute noch nicht wieder aufgenommen worden.

Im Bruchbetriebe wurden damals 40 bis 50 Arbeiter beschäftigt. Eine Vervollkommnung erfuhr das Unternehmen erst nach dem Kriege 1870/71 durch die Einrichtung der Gipsbrennerei. Eine Feldbahn verbilligte den Transport; die teure Anfuhr durch Gespanne konnte eingestellt werden. Eine Dampfmaschine ergänzte im Mühlenbetriebe die nicht mehr ausreichende Wasserkraft, und im Förderthurm des Bruches hob eine zweite Maschine die Förderwagen und das Grubenwasser em-

por. Das Jahr 1913 brachte abermals eine Umgestaltung des Betriebes, denn elektrische Energie löste die Dampfkraft ab. Der Weltkrieg zwang auch das Neuländer Gipswerk in seinen Dienst; umfangreiche Lieferungen an die Heeresverwaltung wurden in Auftrag gegeben. Man bedurfte des Gipses zur Herstellung von Zement und zur Gewinnung von Schwefelsäure. An Stelle der zum Heeresdienst einberufenen Arbeiter traten Kriegsgefangene, zuerst Franzosen, später Russen. In welchem Umfange das Werk kriegswirtschaftlichen Zwecken nutzbar gemacht wurde, ersieht man aus folgenden Zahlen: in den Jahren 1910 bis 1913 kamen bei einer durchschnittlichen Tagesverarbeitung von 200 Zentnern Rohgips, d. i. 150 Zentner gebrannter Gips, jährlich 1500 bis 2000 Tonnen zum Versand. Auch in den beiden ersten Kriegsjahren hielt sich die Jahresleistung annähernd auf dieser Höhe. Dann aber schnellte sie auf 3000 Tonnen hinauf. Gegenwärtig ist die Erzeugung wieder auf ihren früheren Stand zurückgegangen. Die Weiterentwicklung des Werkes ist von der wirtschaftlichen Zukunft unserer Heimat abhängig. Sein Aufstieg wäre zu wünschen im Interesse derjenigen Bewohner unseres Ortes, denen es Arbeitsgelegenheit und Broterwerb bietet. Hoffen wir, daß die Wichtigkeit des Gipses und seine große Bedeutung für Handwerk, Industrie und Landwirtschaft dem Werke auch in Zukunft ein weiteres Wachstum sichern zum Wohle seiner Beamten und Arbeiter und zur Freude seines Besitzers.

M ö b u s = Neuland.



Aus der heimischen Industrie.

Bedeutende Industriezweige im Kreise Löwenberg.

Holzindustrie. Beim Suchen nach Erwerbszweigen lag es nahe, zunächst die Rohstoffe der Heimat zu verarbeiten. So entstanden eine ganze Reihe von bodenständigen Industriezweigen, von denen aber manche, wie die Webeindustrie, im Laufe der Zeit ihre Bodenständigkeit verloren haben und zwar dadurch, daß die Rohstoffe ausschließlich oder zum größten Teil von auswärts bezogen werden müssen, weil die Heimat sie für den ausgedehnten Fabrikbetrieb nicht mehr oder doch nicht in ausreichendem Maße herbeischaffen kann. Ihren alten bodenständigen Charakter hat naturgemäß die Holzindustrie bewahrt. Ist doch ein Drittel unseres Kreises mit Wald bestanden. Ihre Entwicklung wurde begünstigt durch die zur Verfügung stehenden Wasserkräfte des Bobers, des Queis und ihrer Nebenflüsse und durch Umwandlung dieser Kräfte in Elektrizität in den Kraftwerken der Talsperren bei Mauer, Marklissa und Goldenfraum.

Mit scharfen Alexten und großen Sägen auf den Schultern ziehen die Waldarbeiter hinauf in die Berge ihrer Arbeitsstätte zu. Bald frißt sich die breite, schwanke Säge in den dicken Stamm ein, bis der Waldbriesel krachend niederstürzt. Ein Holzstoß nach dem andern erhebt sich auf dem weiten Schlege. Mit dem Wagen das Holz abzufahren, wäre eine schwere Arbeit für Menschen und Zugtiere; deshalb freut sich der Gebirgler auf den Schnee, der nicht nur den Gassstätten in den Wintersportplätzen, sondern auch den Holzfuhrleuten Arbeit und Verdienst bringt. Trotz Kälte und Schneegestöber geht's schon am frühen Wintermorgen hinauf zu schwerem Tagewerke. Erst gilt es, die eingewechten Holzstöcke auszuschaufeln. Dann beginnt die mühevollste Arbeit des Zusammenschleppens: die Klöppel müssen an die feste Bahn herangeschafft werden. Mannshoch wird der Schlitten beladen und das Holz festgekettelt. Nun machen die Fuhrleute die „Anhängliche“ (Anhänger) zurecht, etwa ein Armvoll Klöppel wird in eine Kette verschlungen, die an abschüssigen Wegstellen nachgeschleift werden, um die Geschwindigkeit des Schlittens zu mäßigen. Aber am steilen Abhang oder bei vereister Bahn genügen sie nicht. Da muß die Eiskette um den Vorderteil der rechten Schlittenkufe gezogen werden, damit sie, die

Bahn aufreißend, die Wucht des Schlittens hemme. Aber wenn die Kette zerreißt oder der Fahrer die Gewalt über den Schlitten verliert? Die Gedenksteine in unsern Bergen wissen von qualvollem Leiden und Sterben so manches wackeren Mannes zu berichten. In den zahlreichen Sägewerken unseres Kreises werden die Stämme zu Balken, Kanthölzern, Latten, Brettern und Bohlen aller Größe verarbeitet und zum Häuserbau, in zahlreichen Möbeltischlereien und in den Schosdorfer Kissenfabriken verwendet. Das geschnittene Holz wird auf dem Ablageplatz der Sägemühle in freier Luft gestapelt. Zwischen je zwei Bretter werden etwa zehn vierkantige Stapelhölzer in gleicher Entfernung gelegt, damit sich die Bretter nicht ziehen können. Nur ein Teil der Stämme und das schwächere Grubenholz werden aus dem Kreise ausgeführt. Das sogenannte Schleisholz wird in mehreren Holzschleifen verschliffen. Der Holzschliff oder Holzstoff findet seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Papier- und Pappfabriken des Kreises Verwendung. In der Holzschleife geht eine starke Welle längs durch den ganzen Raum. An ihrem Ende sitzt ein Schleifstein, der sich mit einer Geschwindigkeit von 200 Umdrehungen in der Minute bewegt. Das Schleisholz wird durch hydraulischen Druck an den Stein gepreßt und dadurch unter Wasserzufluß zerfasert. Nachdem der stark mit Wasser verdünnte Holzbrei von allen gröberen Spänen befreit worden ist, gelangt er in die Holzpappenmaschine, wo er entwässert und in dünne pappenähnliche Lagen geformt wird. — Die Rinde der Fichten wird in Lohmühlen oder Lohstampfen abgeschält und klar gemahlen. In der Greiffenberger Lederfabrik, die jährlich 30 000 Häute verarbeitet und vorzugsweise derbes Oberleder zu Holzschuhen aus ostindischen Häuten herstellt, findet Fichtenrinde soweit wie möglich Verwendung. Der große, reichgefüllte Holzlagerplatz der Greiffenberger Holzbiegerei enthält Hunderte von gewaltigen Robbuchen-, Eschen- und Eichenstämmen, die zur Herstellung von gebogenen Hölzern für Wagen, Schlitten, Automobile und Flugzeuge dienen. Die Holzbiegerei und Sportartikelfabrik in Greiffenberg verarbeitet insbesondere Tennisschläger, Hockey-Stöcke, Schneeschuhe und Rodelschlitten. Um das Holz biegsam zu machen, wird es zuerst der Einwirkung von Wasserdampf ausgesetzt und dann um Formen gebogen und getrocknet. Holzpantoffeln und Rechen werden in kleineren Werkstätten zu vielen Hunderten hergestellt. Zahlreiche Drechslereien liefern Schmuckteile für Möbel und allerhand Gebrauchsgegenstände: Stuhl Lampen, Kleiderständler, Kegel, Eierbecher, Radelrollen, Fleischklopper usw. Der Gebirgsbewohner zersägt das „Schindelholz“ in „Schindel-längen“, spaltet sie, schneidet sie an der „Schindelhalte“ in seiner Wohnstube mit dem Schnittmesser zu, und der „Nieger“ versteht sie mit einer langen „Nute“.

Webindustrie. Frühzeitig entwickelte sich in den Ortschaften am Fuße unserer Berge das Leinengewerbe, weil hier die günstigsten Vorbedingungen für sein Gedeihen vorhanden waren: Flachs in vorzüglicher Güte, große

Wiesenflächen zum Ausbreiten des Garns und der Leinwand, kristallklares, fließendes Gebirgswasser sowie ausreichende Mengen von Holz zum Heizen der Kessel. In ärmlichen Hütten schnurrte das Spinnrad und klapperte der Webstuhl, und überall war Frau Sorge täglicher Gast. Die „arme Brüdergasse“ in Schosdorf weiß von der Not der Weber zu erzählen. Ins Große wuchs das Gewerbe mit der Erfindung des mechanischen Webstuhls und der Spinnmaschinen, zu deren Antrieb der Wasserreichtum unserer Bäche die Kraft lieferte.

Die Flachsgarnmaschinenspinnerei mit Dampfbetrieb und ihren mächtigen Spinn-, Flachs- und Werg-Vorbereitungsmaschinen fand in unserer Heimat erst durch Gründung der Leinengarnspinnerei in Röhrsdorf im Jahre 1865 Eingang. Das von ihr benötigte Rohmaterial wird nur zu einem geringen Bruchteil vom schlesischen Flachsbaue selbst gedeckt. Zum erheblichsten Teil ist der Rohflachs ausländischer, vorzugsweise russischer Herkunft. Noch älter als die Röhrsdorfer Spinnerei ist die Hernsdorfer Zwirnfabrik, die vor reichlich 100 Jahren auf dem Grundstück einer Papiermühle eingerichtet wurde. Die Antriebskraft erzeugte ein Göpelwerk, später Dampf und Wasser. Die Erzeugnisse der Fabrik, Nähzwirn und Nähfaden für den Bedarf der Schneider, Sattler, Schuhmacher und Buchbinder, werden im In- und Auslande begehrt.

In der Leinenweberei ist der einst vorherrschende Handbetrieb langsam, aber stetig zusammengeschmolzen. Wo ehemals Handweber in eigener Hütte ihr Schiffchen hin- und herwarfen und mühsam sich ihr Brot verdienten, stehen heute mächtige mechanische Webereien. Die Handweber von Greiffenberg und Umgegend brachten ihr Leinen in die „Schlesische Blandruckerei“ in Greiffenberg, die bereits 1802 gegründet worden ist. Hier wurde das Leinen gebleicht, auf Handdruckpressen zu Schürzen und Kleiderstoffen veredelt, um dann, in Stücken oder Schürzen verarbeitet, nach der Leipziger Messe zum Verkauf gebracht zu werden. Weit über Schlesiens Grenzen war Greiffenberger Leinen zu damaliger Zeit bekannt und geschätzt. Es gab sogar eine besondere „Greiffenberger Elle“ als Längenmaß. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgte der Blandruck durch natürlichen Indigo, bis es den deutschen Farnefabriken gelang, Indigo auf chemischem Wege herzustellen. Kurz nach ihrer Gründung beschäftigte die Fabrik bis zu 80 Handdrucker, die jedoch im Laufe der technischen Entwicklung durch Maschinen fast vollständig abgelöst wurden. Diese 80 Drucker schafften bei weitem weniger, als die heute in Gang befindlichen 7 Druckmaschinen. Zur Zeit werden nur noch zwei alte Handdrucker beschäftigt für solche Muster, die sich auf der Maschine nur schwer ausführen lassen. Der Weg der Herstellung von Blandruck-Waren ist kurz folgender: Die Rohware wird zunächst ausgekocht, um die vom Weben in den Kettfäden befindliche Schlichte (Klebstoff), das nach dem Erhärten den Fäden die erforderliche Widerstandsfähigkeit

gegen Abnutzung verleiht) wieder aus der Ware herauszubringen, sodann stark gestärkt, um beim Drucken keine Falten entstehen zu lassen. Darauf wird die Rohware bedruckt und zwar mit denjenigen Mustern (Streifen, kleine Punkte, Blümchen u. s. w.), die sie nachher zeigen soll. Die Stoffe, die nun in die Farbküpe, welche mit Indigo gefüllt ist, gebracht werden, nehmen an den bedruckten Stellen den Farbstoff nicht auf. Der Indigo legt sich gleichsam über die Druckstelle hinweg und kann nicht in das Gewebe eindringen. Das eigentliche Färben geschieht also nach dem Drucken. Nachdem die schmutzig aussehende, gefärbte Ware durch eine Säurewaschmaschine gegangen ist, um den überflüssigen Indigo und die gedruckten Muster auszuspülen, wäre sie in trockenem Zustande gebrauchsfertig. Um ihr aber ein besseres Aussehen zu verleihen, wird sie noch nachbehandelt oder „appretiert“; es kommt wieder Stärke hinein, sie wird gestreckt, kalandert (Kalandern, eine Art Plättmaschine, durch die das Gewebe einen gewissen Glanz erhält), gerollt u. s. w. Diese letzteren Arbeiten werden nur den Käufern zuliebe gemacht. Der Warensachmann braucht diese Zusätze, die die Ware nur verfeuern, nicht, und es wäre wünschenswert, die Kundschaft so zu erziehen, daß sie ebenfalls auf diese Zusätze, die nach der ersten Wäsche natürlich herausgehen, verzichten würde. Die auf diese Weise hergestellten Stückwaren werden zum größten Teil von Heimarbeitern in Schürzen verwandelt. Weiter werden hier Stoffe in einer Farbe, hauptsächlich blau, für die Berufskleidungsabteilung gefärbt, vor allen Dingen die blauen Arbeiterjacken, dann aber auch Windjacken, Friseurjacken, Sportanzüge und Sommerbekleidung. Eine vor kurzer Zeit angegliederte Weberei deckt nur zum Teil den Bedarf in Rohware. Durch die Verbindung der „Schlesischen Blaudruckerei“ mit den Webereien der Firma Gustav Winkler sind wesentliche Vorteile dadurch geschaffen, daß auch die Firma Gustav Winkler für die Schlesische Blaudruckerei Gewebe herstellt, während die Schlesische Blaudruckerei Stoffe und Garne für die genannte Firma färbt. Dem Greiffenberger Betriebe ist eine mit den neuesten Einrichtungen ausgerüstete Imprägnieranstalt angegliedert, in welcher Segeltuche und Pferdedeckenstoffe für das Frankfurter Werk wasserdicht gemacht werden. Die „Schlesische Blaudruckerei“ beschäftigt zur Zeit 500 Leute. Sie entwickelte sich bald zu einer der bekanntesten Blaudruckereien nicht nur Schlesiens, sondern auch ganz Ost- und Mitteldeutschlands und ist heute die größte Blaudruckerei dieses Bezirkes.

Große Mengen handgewebter Leinwand wanderte auch in die im Jahre 1849 von Kommerzienrat Wilhelm Koeßler in Greiffenberg gegründete Handweberei. Da aber später die Herstellung mit der Nachfrage nicht mehr gleichen Schritt halten konnte, wurde 1872 das Rittergut Ober-Echosdorf erworben und auf dem Grundstück eine mechanische Leinen- und Halbleinen-Weberei erbaut. Sie umfaßt 350 Webstühle und die dazu gehörigen Vorbereitungs- und Appretur-Maschinen. Ferner werden in großen, hellen Räumen Wäsche und Beklei-

dungsgegenstände angefertigt. Zur Verarbeitung gelangen in der Hauptsache Leinengarne, die zum größten Teil von inländischen Spinnereien erworben werden. Daneben finden auch Baumwollgarne Verwendung. Zwei Webereien in Greiffenberg und zwei in Hernsdorf stellen leinene, halbleinene und baumwollene Taschentücher, Handtücher und Wischtücher her. Baumwolle wird in den Webereien in Ullersdorf grfl. und Egelsdorf vorzugsweise zu Hemdenflanell verarbeitet. In der alten Strickerstadt Friedeberg befindet sich eine Strickerei, in der zwanzig Strickmaschinen die Arbeit der Hände übernommen haben.

Für unsere heimischen Webereien ist die Greiffenberger Bleiche, Appretur und Färberei für Leinen, Baumwolle, Gewebe und Garne von großer Bedeutung. Die hergestellten Gewebe müssen nämlich eine Veredelung erfahren, um für den Verkauf geeignet zu sein. Diese Arbeit führt die Bleich- und Appreturanstalt aus. Hier werden die rohen Gewebe und Leinengarne im feuchten Zustande, nachdem sie in riesigen Kesseln gekocht und später mit Chemikalien behandelt worden sind, auf dem Bleichplan der Wirkung des Sonnenlichtes ausgesetzt. Allmählich tritt eine Veränderung im Aussehen der Stoffe ein; das ursprüngliche Grau schwindet mehr und mehr, bis endlich das reine, schneeige Weiß hervortritt. Nun werden die Waren gestärkt, getrocknet, gespannt, gemangelt und sind endlich so weit, daß sie als verkaufsfähig gelten können. Außerdem werden hier auch Garne in allen Farben gefärbt, wie sie für die bunten Ranten der Taschentücher gebraucht werden.

Außerordentlich vielseitig in ihren Erzeugnissen ist die Greiffenberger Textilwaren-Fabrik von Kesperstein und Lehmann. In den ersten Nachkriegsjahren entstand hier durch die Ausfuhr von Tropen-Bekleidung ein neuer Fabrikationszweig, da durch den Stand der Mark der Einkauf derartiger Waren in Deutschland begünstigt wurde. Hohe Zölle und eine gewisse Sorge um Erhaltung der Substanz brachten es nach kurzer Zeit so weit, daß man sich mehr aufs Inland beschränken mußte und Ausfuhrwaren auch auf dem Inlandsmarkt zu vertreiben suchte. So entstand zunächst das Lettow-Hemd, das schon bei seiner ersten Einführung sich ohne viel Anpreisung einbürgerte, und weiter die einheitliche Lettow-Sportbekleidung, die heute wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Zweckmäßigkeit im ganzen Reiche und in vielen fremden Ländern bekannt ist. Nachdem die feldgrauen Drillhsachen aus Heeresbeständen allmählich aus dem Handel verschwunden und auch aufgebraucht waren, wurde die Nachfrage nach der schon in der Vorkriegszeit in großem Umfange hergestellten „blauen Monteurbekleidung“ sehr rege. In der Blandruckerei des Werkes werden insbesondere Blandruckschürzen hergestellt. Nebenher wird noch ein lebhaftes Geschäft in gebleichten und farbigen Baumwoll- und Leinenstoffen betrieben. Als besondere Abteilung ist der Fabrik die „Genossenschaftswäscherei des Verbandes deutscher Fremdenheime des

schleifischen Gebirges" („Genowa") angegliedert. Weiße Schürzen, Damenleibwäsche und Bettwäsche werden in der Greiffenberger Wäschefabrik von Heinrich Hörder hergestellt, die ausschließlich Spezialwäschegeschäfte Deutschlands beliefert.

Nichtbodenständige Industrie. Eine Reihe von Industriezweigen ist ohne deutlichen Zusammenhang mit dem Boden in unsern Heimatkreis eingeführt worden. Zu diesen nichtbodenständigen Industriezweigen gehören u. a. die Metallindustrie und chemische Industrie. In der Greiffenberger Eisengießerei und Maschinenfabrik werden im Kupolofen Roheisen und Altisen geschmolzen. Das dem Ofen entfließende Eisen wird mittels Hand- und Kranpfannen, die mit feuerfestem Material ausgekleidet sind, aufgefangen und in Formen zu gußeisernen Säulen, Roststäben, Maschinen teilen usw. gegossen. In der Maschinenfabrik werden die in der Gießerei erzeugten Gußstücke weiter verarbeitet und Maschinen für die Papier-, Pappen-, Holzstoff-Industrie und die Landwirtschaft, Pumpen und Masten für elektrische Leitungen hergestellt. Eine Maschinenfabrik in Spiller arbeitet vorzugsweise landwirtschaftliche Maschinen.

Die chemische Fabrik in Schosdorf erzeugt Superphosphat und Schwefelsäure. Die Rohstoffe zur Herstellung des Superphosphats liefern die in der Natur vorkommenden Phosphate, die aus Nordamerika (Halbinsel Florida), Nordafrika (Algier und Tunis) und von einigen Inseln des Stillen Ozeans eingeführt werden. In diesen Rohphosphaten ist die Phosphorsäure in einer Form vorhanden, die im Wasser nicht löslich und demzufolge von geringer düngender Wirkung ist. Um nun die Phosphorsäure in die wasserlösliche Form überzuführen, werden die Rohphosphate fein gemahlen und mit Schwefelsäure behandelt, wovon die Fabrik jährlich 12 000 Tonnen aus Schwefelkies erzeugt, der aus Spanien, Italien, Griechenland und den nordischen Ländern bezogen werden muß. Durch Einwirkung dieser Säure entstehen außer wasserlöslicher Phosphorsäure Gips und verschiedene schwefelsaure Salze. Das Gemisch aller dieser chemischen Verbindungen wird als Superphosphat bezeichnet. Es ist ein streufähiger, künstlicher Dünger, der ohne weiteres auf den Acker gebracht werden kann. Jährlich werden von hier 30 000 Tonnen Superphosphat der Landwirtschaft zugeführt. Da die Pflanze neben Phosphorsäure noch Kali und Stickstoff benötigt, so stellt die Fabrik Mischdünger aus Superphosphat, Kalisalz und schwefelsaurem Ammoniak her, durch dessen Anwendung der Landwirt in die Lage versetzt wird, mit einem einzigen Arbeitsvorgang seinen Pflanzen sämtliche Nährstoffe, die sie zum Gedeihen brauchen, zuzuführen.

Zu den nichtbodenständigen Industriezweigen sind noch die Farbenfabrik, Zigarrenfabriken und Zuckerwaren- und Schokoladenfabrik in Greiffenberg und die Glaschleifereien in Bad Flinsberg und Birckicht zu zählen, ebenso die Steindruckerei und litho-

graphische Anstalt in Friedeberg, die Etiketten aller Art in ein- und mehrfarbigem Druck, insbesondere Zündholz-Etiketten für fast sämtliche Zündholzfabriken Deutschlands herstellt. Ein großer Teil der Erzeugnisse wandert ins Ausland.

Volkman = Friedeberg.

Ein Gang durch die Röhrsdorfer Spinnerei.

Es ist uns erlaubt worden, die Spinnerei zu besichtigen. Wir melden uns im Geschäftszimmer der Fabrik; dort ziehen wir uns einen langen Leinwandkittel an und machen uns mit dem Spinnmeister auf den Weg. Eben fährt ein Wagen in den geräumigen Fabrikhof ein. Er ist hoch mit Flachs beladen; in Neuland, auf den Feldern des Herrn von Wiefersheim ist er gewachsen.

Wir schreiten quer über den Hof und sehen hinter den Fabrikgebäuden auf weitem Felde den Flachs in dünnen Lagen ausgebreitet liegen. Frauen und Mädchen sind mit dem Wenden des Flachses beschäftigt. Wir nehmen einen Flachsstengel in die Hand und zerreißen ihn. Aus den Rißstellen schauen dünne Fäden hervor. Es sind die Flachs- oder Bastfasern, die zwischen den holzigen Teilen des Stengels und der Rinde eingelagert sind. Unser Führer gibt uns auf unsere Fragen bereitwilligst Auskunft: „Tau und Regen sollen hier auf die Flachsstengel einwirken. In den durchfeuchteten Pflanzenteilen tritt dann bald eine Gärung ein. Diesen Vorgang nennt man Tau- oder Rasenröste. Sobald sich Holz- und Rindenteile mühelos von den Bastfasern abtrennen lassen, ist die Röste beendet. Ihre Dauer schwankt zwischen 18—30 Tagen“.

Der eben angekommene Flachs wird von Arbeitern in ein Fabrikgebäude geschafft. Wir folgen ihnen dahin. Ein recht unangenehmer Geruch erfüllt den weiten Raum. Hier soll die Gärung durch Warmwasserröste bewirkt werden. Frauen sind beschäftigt, den Flachs in Bündeln von etwa 15—20 Zentimeter Durchmesser zusammenzulegen, die nun in großen Bockfischen, den sogenannten Kostkästen, stehend aneinandergesetzt werden. Aus einem Hahn über den Kästen fließt so lange Wasser auf den Flachs, bis dieser vollständig davon bedeckt ist. Das Wasser wird durch hineingeleiteten Dampf bis zu 30 Grad erwärmt. Schon nach drei Tagen ist die Wasserröste beendet.

Der geröstete Flachs wird nun im Sommer auf Wiesen in sogenannten Kapellen (ähnlich den Getreidepuppen) zum Trocknen aufgestellt. Bei ungünstiger Witterung und im Winter wird er im Trockenapparat ausgedörret; das ist eine mit erhitzter Luft erwärmte Kam-

mer. Wagen mit Auflegeplatten, auf denen der Flachs von Mädchen gleichmäßig verteilt wird, stehen davor. Ein Wagen nach dem andern wird in die Trockenkammer gefahren.

Der getrocknete Flachs gelangt sofort in die Brech- oder Knickmaschine. Hier müssen die Flachsstengel zwischen zwölf Paar schweren, eisernen Quetschwalzen hindurch, die mit Riefen von zunehmender Feine versehen sind. Die Walzen brechen das Holz und trennen es teilweise von der Faser.

Die noch anklebenden Holzteilchen werden durch die Schwingmaschine beseitigt. Kreisende Messer aus Hartholz, die in senkrechter Bahn laufen, schaben die Holzteilchen ab.

Der geschwungene Flachs kommt nun in die Spitzerei, in die Hände des Vorspiziers, die schwache Handvoll Flachsfasern von gleicher Stärke bilden, deren Enden oder Spitzen sie durch eine Hechel ziehen. Die Hechel ist ein Brett mit einer großen Anzahl eiserner, spitzer Zinken, die aber nicht wie beim Kamm in einer Reihe, sondern in mehreren Reihen hintereinander stehen. Handvoll auf Handvoll zieht der Vorspizier durch die Hechel und bildet aus ihnen große Bunde von 50 Kilogramm, die nun in den Hechel-Maschinensaal wandern.

Hier stehen eine Anzahl Hechelmaschinen. Man könnte sie auch Kämmaschinen nennen. Die Spitzbunde werden in einen Strähnhalter (Kluppe) gespannt, so daß die größere Hälfte frei heraushängt. Der Strähnhalter bewegt sich auf- und abwärts. Dabei treten die senkrecht herabhängenden Strähne zwischen zwei sich bewegende Bänder, die ähnlich wie die Hechel mit spitzen eisernen Nadeln besetzt sind. Die wirt liegenden Fasern werden durch die Nadeln gerade gerichtet, kurze Fasern, wie noch anhängende Holzteilchen ausgekämmt. Die kurzen Fasern, die sich unter der Maschine sammeln, heißen Werg.

Nachdem die Handvoll nach der Güte des Flachses sortiert und zu Bunden von 10 Kilogramm vereinigt worden sind, gilt es, aus ihnen ein gleichmäßiges Band zu bilden; denn wie ihre zopfartige an beiden Enden in Spitzen auslaufende Form zeigt, sind die Fasern höchst ungleich in ihnen verteilt. Die Bandbildung erfolgt auf der Anlegemaschine. Eine Arbeiterin ist beschäftigt, eine Handvoll Flachsfasern in eine gewisse Anzahl kleinerer Büschel zu teilen. Diese Teile werden in gerader Linie auf den sich langsam bewegenden Ledermantel des Auflegetiſches der Maschine gelegt und zwar so, daß jeder Teil etwas mit seiner Spitze seinen Vorgänger deckt. Das Ende der Flachsbüschel bringt nun das Mädchen zwischen zwei Walzen (Einführungswalzen), die den Flachs aufs neue einem beweglichen Hechelapparat überliefert. Ein zweites Paar Walzen (Ablieferungswalzen) zieht die Flachsbänder rasch von den Hecheln und läßt sie in bereitstehende hohe Kannen laufen. Da die Ablieferungswalze mit größerer Geschwindigkeit als die Einführungswalze läuft, bewirkt sie eine Verlängerung oder Streckung des Bandes.

Von der Anlegemaschine werden die Kannen mit dem Flachsbände zu den Streckmaschinen gebracht, deren Arbeit lediglich eine Vervollkommnung des Bandes bewirkt. In ihrer Einrichtung gleichen sie sehr den Anlegemaschinen, nur fehlt der Auflegetisch. Die Einführungswalzen erhalten das Band direkt aus den Kannen. Aus 4 bis 8 nebeneinanderlaufenden gestreckten Bändern werden hier 2 bis 4 stärkere Bänder gedoppelt und von Kannen aufgefangen.

Die Kannen kommen nun zur Spindelbank oder Vorspinnmaschine. Der hintere Teil der Maschine ist der Streckmaschine ähnlich gebaut. Auf der vorderen Seite rollen sich die Bänder, indem sie sich gleichzeitig zusammendrehen, auf eine hölzerne Hülse oder Spule, die auf einer Spindel steckt.

Arbeiterinnen schaffen die Spulen mit dem Vorgarn in die Feinspinnerei. Hier stehen eine Anzahl Nassspinnmaschinen. Das Vorgarn hat hier erst einen hölzernen Trog zu durchlaufen, der mit heißem Wasser gefüllt ist. Dieser Trog geht über die ganze Länge der Spinnmaschine. Die Flachsfasern bestehen nämlich aus kürzeren Zellen (Elementarzellen), die durch ein klebriges Bindemittel zusammengehalten werden. Dieser Pflanzenleim kann durch heißes Wasser aber so weif erweicht werden, daß ein Auseinanderziehen der Zellen ohne Abreißen der Fasern ermöglicht wird. Die Vorgarnsfäden gehen daher nach dem heißen Wasser durch ein Streckwerk und erhalten danach die erforderliche Drehung, die ihnen erst die rechte Festigkeit verleiht.

Im Haspelsaal wird der Garnfaden von der Spule abgewickelt und um ein drehbares Gestell, Haspel oder Weife, gewunden. Der nebeneinanderliegende gewundene Faden bildet einen Garnsträhn, der durch Zusammenklappen der Haspel leicht abzunehmen ist.

Nachdem man das gehaspelte Garn getrocknet hat, ist es nun soweit fertig, um gebündelt und gepreßt zu werden und als Leinengarn in eine Weberei zu wandern.

Vo l k m a n n - Friedeberg.

Aus der Geschichte der Papierindustrie im Kreise Löwenberg.

Sucht man heute im Kreise Löwenberg die Stätten, an denen Papier und Pappe oder der Rohstoff dazu hergestellt wird, so wird man im Gegensatz zu anderen Kreisen der Provinz Schlesien nur wenige finden. Eine einzige Zellulosefabrik bestand in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Egelsdorf, doch mußte diese wegen Ab-

wasserschwierigkeiten schon nach wenigen Jahren den Betrieb wieder einstellen. Holzstoff wird in einigen Schleifereien zu Flinsberg, Löwenberg, Lähn und Jobten hergestellt, verschiedenerlei Pappen zu Kartonnagenzwecken und Bierglasuntersehern in den Fabriken in Egelsdorf und Mauer. Zwei Papierfabriken sind Anfang dieses Jahrhunderts eingegangen, die eine in Egelsdorf infolge eines größeren Brandes, die andere in Ullersdorf gräfl., die Papier aus Stroh herstellte, einem Rohstoff, dessen Beschaffung mit so vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden war, daß die Fabrikation nur Verlust brachte. Die einzige Papierfabrik im Kreise ist daher die Anlage in Ullersdorf gräfl., die in der Hauptsache Seidenpapier zur Verpackung von Konfektionswaren, Glashüttenerzeugnissen und Backwaren herstellt.

Das geringe Vorkommen der Papierindustrie im Kreise Löwenberg dürfte wohl in der Hauptsache an der ungünstigen Lage des Kreises liegen, ungünstig einmal durch das Fehlen bedeutender Wasserkräfte und durch die große Entfernung von den Kohlengruben, andererseits durch die Schwierigkeiten im Absatz der Erzeugnisse.

Auf Grund neuerer Forschungen ist festgestellt worden, daß in früheren Jahrhunderten die Verhältnisse anders lagen. Damals befand sich gerade im Kreise Löwenberg ein großer Teil der schlesischen Papiermühlen, die für die nähere und weitere Umgebung eine große Bedeutung hatten. Neben dem einzigen Rohmaterial für das Papier, den Lumpen, war die wichtigste Lebensnotwendigkeit für die Papiermühlen eine größere Menge reinen, klaren Wassers, eine größere Menge zum Antrieb der zum Teil viel Kraft erfordernden Maschinen, Wasser von reiner, klarer Beschaffenheit zum Waschen und Aufweichen der Lumpen. Von den Höhen des Kemnitz- und Iserkammes strömte solches Wasser herunter und bot die Möglichkeit, Papiermühlen zu errichten.

Die Herstellung des Papiers war einfacher als heute bei den auf eine hohe technische Vollkommenheit gebrachten Maschinen. Die von den Sammlern herbeigeschafften Lumpen wurden nach Art und Farbe sortiert und kamen zum Teil direkt in die Maschinen, zum Teil wurden sie einem längeren Gärungsprozeß unterworfen. Sie wurden zu diesem Zweck in Gruben gepackt und stark angefeuchtet. Die entstehende Gärung sollte die Farbstoffe, den Leim und die Fette auflösen und zersetzen. Die so vorbereiteten Lumpen kamen in das Stampfgeschirr, einen längeren Trog, worin sie durch große vom Wasserrad angetriebene Hämmer unter ständigem Zufügen von reinem klarem Wasser zu einem feinen Brei zersampft wurden. Dieser Brei wurde in einen großen Trog geschöpft, die sogenannte Bütte, und darin in der erforderlichen Weise verdünnt. An der Bütte stand der Büttagelasse und schöpfte auf die Form, ein auf einen Holzrahmen gespanntes feines Sieb, soviel Stoff, wie zu einem Blatt nötig war. Durch leichtes Hin- und Herschütteln der Form lief das Wasser ab,

und die feinen Fasern des Stoffbreies verfilzten sich zu einem Papierblatt. Nun wurde das Blatt von einem andern Gesellen aus der Form genommen und auf einen Filz gelegt; dieser Vorgang wiederholte sich, bis durch wechselweises Aufeinanderlegen von Filzen und Papierbogen ein größerer Stoß, ein sogenannter Pauscht entstand. Zum weiteren Ausdrücken von Wasser kam der Pauscht unter eine Presse; dadurch bekamen die Bogen eine größere Festigkeit. Zum vollständigen Trocknen wurden die Bogen auf den Trockensälen aufgehängt, die sich in mehreren Stockwerken übereinander auf dem Boden der Mühle befanden. Diese Anordnung der verschiedenen Aufhängeböden erforderte ein hohes steiles Dach mit vielen Läden und Jalousien, was den alten Papiermühlen ihr charakteristisches Aussehen gab. Die trockenen Bogen waren noch saugfähig, ähnlich dem Löschpapier, und mußten erst geleimt werden, um zum Schreiben benutzt werden zu können. In der Leimküche stellte sich der Papiermacher den Leim selbst her durch Kochen von tierischen Abfällen, was nicht gerade mit Wohlgerüchen verbunden war. Die trockenen Bogen wurden durch die dünne Leimflüssigkeit gezogen und nochmals zum Trocknen aufgehängt. Die wieder getrockneten Bogen wurden nun auf einer ebenen Unterlage mit glattpolierten Steinen geglättet, um sie von der anhaftenden rauhen Oberfläche zu befreien. Zuletzt kamen sie in den Sortierfaal, wurden nach Stärke und Güte der einzelnen Bogen auseinandergeschieden, zuletzt gezählt und gepackt und konnten nun ihre Fahrt antreten hinaus in die Welt, in die Kanzleien der Aemter und Gerichte, in die Schreibstuben der Kaufleute, in die Werkstätten der Buchdrucker.

Die älteste Urkunde über den Bau einer Papiermühle stammt aus dem Jahre 1575. Sie steht in einem alten Schöppenbuch der Gemeinde Ullersdorf gräfl. Es handelt sich um einen Kaufvertrag, wonach der edle, gestrenge und ehrenwerte Herr Hans Schaaf Gotsche auf Kynast und Greiffenstein seinem Untertanen Hans Helbygen ein Gebäude und ein Flecklein zu einer Papiermühle verkauft. Als Zins soll Hans Helbyg die nächsten drei Jahre jährlich zwei Ries gutes Papier dem Herrn auf Schloß Greiffenstein geben, von da an jährlich fünf Ries. Außerdem bekommt er die Erlaubnis, Lumpen für seinen Betrieb zu sammeln. Da später in Ullersdorf eine zweite Papiermühle gebaut wurde, nannte man die Helbyg'sche die „obere“; sie stand auf dem Grundstück der heutigen Weberei.

Der Papierverbrauch begann sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zu heben und bald trat ein empfindlicher Mangel an Lumpen ein. Dieser Mangel führte dann Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Erfindung der Herstellung des Papierstoffes aus Holz mittels Schleifens auf großen sich drehenden Steinen, was einen großen Umschwung in der Papierfabrikation bedeutete. Erst später lernte man, das Papier aus Stroh herzustellen und das Holz auf chemischem Wege zu zersafnern.

Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lohnte sich der Betrieb nicht mehr; bald war nur noch die Schleiferei im Gange, und in den letzten Jahren entstand auf dem Grundstück eine Weberei. Unter den alten Akten der Gemeinde Ullersdorf sind viele Papiere zu finden mit den Namen der ehemaligen Besitzer Rumler und Kunicke als Wasserzeichen, wodurch sie ihre Herkunft aus der oberen Papiermühle in Ullersdorf beweisen.

Die untere Papiermühle in Ullersdorf wurde im Jahre 1669 erbaut. Ueber den Kaufvertrag besteht auch hier eine Urkunde. Christoph Elßner hat „mit gnädiger Einwilligung und Zulassung ihrer Gnaden der gnädigen Frauen und Gräfin aus dem Vorwegsgarten zu Ullersdorf obig dem Schenkhaufe ein Stück Boden“ gekauft, um darauf eine Papiermühle zu errichten. Als Zinsen waren auf das Greiffensteinische Amt jährlich ein Ries Kanzlei- und ein Ries Schreibpapier abzuliefern. Die Mühle blieb während der ganzen Zeit ihres Bestehens in der Familie Elßner und vererbte sich stets auf den Sohn, 147 Jahre hindurch. Sie stand dort, wo heute in den Gebäuden der Papierfabrik Ullersdorf Maschinen und fleißige Hände tätig sind, um wieder Papier zu erzeugen. Im Jahre 1816 steht in der Chronik von Friedeberg unter dem 17. Oktober, daß abends die Elßnersche Papiermühle in Ullersdorf niederbrannte. Sie wurde dann nicht wieder aufgebaut. Ein späterer Besitzer errichtete auf dem Grundstück in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Mehlmühle, die dann 1905 in die noch bestehende Papierfabrik umgebaut wurde.

Ueber die Entstehung der Egelsdorfer Papiermühle ist keine Urkunde aufzufinden. In einem ganz alten Schöppnenbuch der Gemeinde Egelsdorf fehlen leider viele Seiten, die wahrscheinlich in den unruhigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges herausgerissen wurden. In der Friedeberger Chronik ist im Jahre 1610 verzeichnet, daß Zacharias Münch in Egelsdorf die erste Papiermühle errichtet habe. Im Jahre 1702 riß ein Hochwasser die Mühle weg, und schon im kommenden Jahr wurden die neuen Gebäude wieder durch ein Hochwasser weggeschwemmt. Nun baute der damalige Besitzer wieder an einer anderen Stelle auf, da der Queis seinen Lauf geändert hatte. Ziemlich 200 Jahre lang wurde dann an dieser Stelle Papier bereitet. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts brannte die Fabrik nieder. Sie wurde nicht wieder in Betrieb gesetzt; das große Gebäude wurde zu einem Wohn- und Gutshaus umgebaut.

Ueber das Schicksal der anderen Papiermühlen haben wir leider keine sicheren Nachrichten. Unter den alten Akten finden sich öfters Papiere mit dem Wasserzeichen Antoniwald. Der Besitzer der dortigen Papiermühle war Anfang des vorigen Jahrhunderts Moritz Vogt. Doch schon 50 Jahre früher wird die Mühle in einer alten Wirtschaftsgeschichte genannt; sicherlich ist sie auch schon im 17. Jahrhundert erbaut worden.

In Hernsdorf waren 1830 drei verschiedene Papiermühlen in Betrieb. Damals arbeiteten die Betriebe nur mit je einer Wütte und noch nicht mit verbesserten Maschinen; sie klagten auch über Wasser- und Lumpenmangel. Wahrscheinlich handelt es sich auch um Gründungen aus sehr früher Zeit. Viele Papiere mit Reiter- und Blumenfiguren und den Namen der Besitzer sind in den damaligen Akten enthalten. In der einen Mühle war seiner Zeit das größte Wasserrad Schlesiens in Betrieb. Weiteren sorgfältigen Forschungen steht noch ein großes Gebiet offen. Mancherlei Wissenswerthes, was heute noch unbeachtet in alten Akten und Urkunden schlummert, könnte dadurch ans Licht gebracht werden.

M e r k e l = Egelsdorf.

Die Kaolin- und Tonwerke in Steine bei Friedeberg.

Dem Wanderer, der von Greiffenberg herkommend Friedeberg zutreibt, bietet sich von der Höhe der Chaussee ein reizvolles Bild: das Städtchen Friedeberg inmitten einer Hochebene mit den hochgewölbten Iserbergen im Hintergrund. Schweift der Blick über Friedeberg hinaus an den Bergen entlang, so fallen dicht am Fuße des Kemnitzkammes blendendweiße Hügel ins Auge und fesseln den Blick. Quarzfelsen scheinen es zu sein. Der Kundige weiß es besser. Was da ins Land leuchtet, das sind Berge reinen, weißen Quarzandes, die im Sonnenschein gleißen. Die Gebäude daneben, überragt von einer 60 Meter hohen Schornsteinsäule, beantworten die stumme Frage. Die Kaolin- und Tonwerke zu Steine sind es, die inmitten ihrer Sandhalden und umgeben von ausgedehnten Waldungen vor uns liegen.

Den Anfang der Werke bildete eine Handstrichziegelei. Sie wurde am Beginn dieses Jahrhunderts zu einem Ringofen ausgebaut, und als Bohrungen ergaben, daß unter dem Lehm Kaolinerde sich befand, führte man eine Kaolinschlammerei auf mit Schlamm-Maschinen, großen Klärbottichen, Filterpressen und Kanälen für künstliche Trocknung. Die Gruben wurden aufgemacht, und es begann ein lebhaftes Treiben auf dem Kaolinwerk. Wurde auch anfangs ein schönes, weißes Kaolin gefunden, aus dem sich auch Porzellan herstellen ließ, so zeigte sich doch bald, daß Mutter Natur dieses Fleckchen Erde nicht so reich bedacht hatte. Die Ausbeute wurde geringer und konnte nur noch als Zusatz für die Papierfabrikation, für die Schamotteindustrie und ähnliche Zwecke verwendet werden. — Wagemutige Kaufleute aber ließen das bestehende Werk nicht verfallen, sondern bauten es weiter aus.

Der Ziegelringofen wurde auf die doppelte Größe erweitert, Trockenkanäle zur Ausnutzung des Abdampfes der großen Dampfmaschine wurden angelegt. Durch eine 3000 Meter lange Feldbahn verband man das Werk mit der Station Friedeberg. Um das Kaolin und seine hochwertigen Nebenprodukte, u. a. auch den schneeweißen hochfeuerfesten Quarzsand, im eigenen Betriebe zu hochwertigen Erzeugnissen verarbeiten zu können, errichtete man ferner eine Schamottefabrik. Diese Anlage besteht aus einer Ofenanlage mit Maschinenhaus, darüber liegender zweistöckiger Trockenanlage und den nötigen Maschinen. Außerdem wurde eine vorhandene Anlage zur Herstellung von Fassaden-Edelputz umgestaltet und bedeutend leistungsfähiger gemacht.

Betreten wir nun die ausgedehnten Anlagen und betrachten den Arbeitsgang in den einzelnen Abteilungen.

In der Kaolingrube stehen wir vor einer etwa 4—5 Meter hohen Wand, die unter einer dünnen Abraumschicht zunächst eine Lage von braunem Lehm zeigt, der in der Ziegelei in der allgemein bekannten Weise zu schön roten Mauersteinen und Klinkern verarbeitet wird, die infolge ihrer Härte ein besonders festes Mauerwerk ergeben. Unter der Lehmschicht befindet sich das Kaolin, welches zunächst nur in einer Mächtigkeit von 4—5 Meter abgebaut wird, aber in einer Tiefe von mindestens 25 Meter vorhanden ist.

Kaolin ist verwitterter Gneis, welcher durch die atmosphärischen Einflüsse der Jahrtausende tiefgründig zersetzt und in seine einzelnen Bestandteile, Quarz und Tonerde, zerlegt wurde. Die darüber liegende Lehmschicht ist erst in späteren Jahrhunderten aufgesetzt worden.

Das Kaolin wird getrennt vom Lehm abgebaut und durch eine 300 Meter lange Seilbahn der Kaolinschlammerei zugeführt. Lenken wir nun unsere Schritte nach der letzteren, so sehen wir gerade die beladenen Wagen aus der Grube oben ankommen. Sie werden in einen turmähnlichen Anbau gefahren, mit einem elektrisch angetriebenen Aufzug nach dem obersten Stockwerk der Kaolinschlammerei befördert und dort von Arbeitern in eine Waschtrommel geschaukelt. Diese Waschtrommel dreht sich durch Motorantrieb andauernd langsam in einem großen eisernen Behälter, in den fortwährend frisches Wasser zuläuft. Durch die ununterbrochene Bewegung im Wasser löst sich die klebrige Masse des Rohkaolins auf. Die ganz feinen Bestandteile, das Kaolin, werden ausgewaschen und laufen als dicke milchige Flüssigkeit in Rinnen ab. In diesen zickzackförmig angeordneten Rinnen läuft der Kaolinschlamm sehr langsam entlang. Dabei setzen sich die darin enthaltenen gröberen Bestandteile am Boden der Rinnen ab, und das Kaolin fließt in der gewünschten Feinheit aus der letzten Rinne in 6 tiefer gelegene große Beton-Klärbassins von je 125 Kubikmeter Fassungsvermögen. Damit ist die Reinigung des Kaolins beendet. In dem weiteren Arbeitsgange erfolgt nur noch die Trocknung des Kaolins. Zu diesem Zwecke muß sich der Kaolinschlamm in den erwähnten Bassins

absetzen. Die feine Kaolinmasse sinkt zu Boden, und das darüber anstehende klare Wasser wird abgelassen. Der zurückbleibende zähe Kaolinschlamm wird nun durch Pumpen in die im Pressenhaus aufgestellten Filterpressen gepumpt. Hierdurch wird das Wasser aus dem Schlamm herausgepresst. In Form von festen Kuchen wird nun das Kaolin den Pressen entnommen, auf Wagen in die 3, je 80 Meter langen Trockenkanäle gebracht und bei etwa 80 Grad in 24 Stunden vollkommen getrocknet. Zerreibt man ein Stückchen dieses trocknen Kaolins, so erhalten wir ein feines weißes Pulver.

Nun ist das Kaolin fertig. Es wird auf die kleinen Kastenwagen der Feldbahn geladen und zur Bahn befördert. In der Hauptsache findet dieses Kaolin für die Papierfabrikation Verwendung. Es wird aber auch zur Herstellung von Steinzeuggefäßen, Schamottesteinen und ähnlichen Erzeugnissen verwendet.

Kehren wir nun schnell noch einmal zur Waschmaschine zurück, so sehen wir, daß an anderer Stelle der zweite Bestandteil des ursprünglichen Rohstoffes, nämlich der schneeweiße Quarzsand, mehrfach gewaschen, aus der Maschine kommt und von hier aus auf die Halbe gefahren wird. Der Quarzsand wird in der Eisen- und Hüttenindustrie vielfach verwendet und durch ganz Deutschland versandt. Ferner findet er in der Schamotteindustrie und zu Bauzwecken Anwendung.

Ein weiteres Anwendungsgebiet für den Quarzsand lernen wir kennen, wenn wir die dem Werk angegliederte Anlage zur Herstellung von Fassaden-Edelputz betreten. Es ist dies ein farbiger Trockenmörtel, der nur mit Wasser angerührt zu werden braucht und nun fest und fertig ist, um zum Abputzen von Gebäuden verwendet werden zu können. Der Edelputz wird in jeder gewünschten Farbe hergestellt, so daß das immer wiederkehrende Anstreichen der Gebäude erspart wird. Dabei wird der Edelputz besonders fest, und er ist vollkommen farben-, wetter- und frostbeständig. Dieser Edelputz kommt unter dem geschäftlich geschützten Namen „Krusta Kristalla“ in den Handel und wird in allen Teilen Deutschlands verwendet.

Nun wollen wir noch schnell dem jüngsten Betriebe, der neu angelegten Schamottefabrik, einen Besuch abstatten.

Durch eine Mühle werden die trocknen Rohstoffe zunächst gemahlen. Ein Becherwerk hebt das gemahlene Material in das oberste Stockwerk, wo es maschinell in verschiedene Körnungen sortiert wird und in tiefer gelegene Silos (Schächte) fällt. Ein Transporteur entnimmt den einzelnen Silos die gewünschte Menge Rohstoff, mischt alles gut durcheinander und läßt es in einen darunter befindlichen Besicker fallen. Hier erfolgt eine nochmalige Mischung. Der Besicker befördert die pulvrige Masse weiter, die nun angefeuchtet und dem Tonschneider übergeben wird. Von diesem wird die feuchte Masse nochmals gut durchgearbeitet und der Schamottepresse übergeben. In Form eines Stranges verläßt das Material die Presse und wird nun

in Steine geschnitten. Ein Mann setzt die Steine auf einen daneben liegenden Aufzug, der die frischen Steine auf Holzrahmen nach den oberen Stockwerken befördert. Durch besonders konstruierte Wagen werden immer mehrere Rahmen mit Steinen zugleich von dem Aufzug abgehoben und wieder automatisch in den Gerüsten der Trocknerei abgesetzt. Sind die Steine übertrocknet, so werden sie auf besonderen Pressen nochmals nachgepreßt. Alsdann kommen sie bis zur vollkommenen Trocknung wieder in die Gerüste. Große Steine und Formstücke werden mit der Hand geformt. Ist das gepreßte oder geformte Material gut trocken geworden, so wird es durch eine Niederlaßvorrichtung in das unterste Stockwerk gelassen und in die Brennröfen eingesetzt. Gebrannt werden die Steine bei einer Temperatur von etwa 1300 Grad. Sobald die Defen abgebrannt sind, werden die Steine ausgefahren und wieder frische eingesetzt.

Die hier hergestellten Schamottesteine sind von sehr guter Beschaffenheit und hochfeuerfest. Sie finden Verwendung in den verschiedensten Industrien, z. B. zum Ausmauern von Eisenschmelz- und Kalköfen, Kesselfeuerungen, Lokomotivfeuerungen, Back- und Zimmeröfen.

So werden mit zäher Ausdauer und großen Opfern immer wieder neue Wege gesucht und gefunden, damit sämtliche Produkte des Werkes lohnende Verarbeitung und Absatz finden. Wenn dem deutschen Wirtschaftsleben erst einmal größere Geldmittel zur Verfügung stehen und die wirtschaftliche Kneblung durch unsere Feinde aufhört, so ist es zu hoffen, daß es möglich ist, die vorhandenen Anlagen zu erweitern und weitere Artikel herzustellen. Es wird alsdann auch möglich sein, eine größere Anzahl Arbeiter auf dem Werk dauernd zu beschäftigen und diesen eine gesicherte Existenz zu bieten, so daß das Werk in Zukunft eine noch größere wirtschaftliche Bedeutung in unserer engeren Heimat erhalten wird.

Tragen dann alle an dem Werk schaffenden Hände und Köpfe dazu bei, gemeinsam die Bodenschätze unserer Heimat zu heben und sie weiteren Kreisen zuzuführen, so wird auch für dieses Werk der Spruch gelten:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

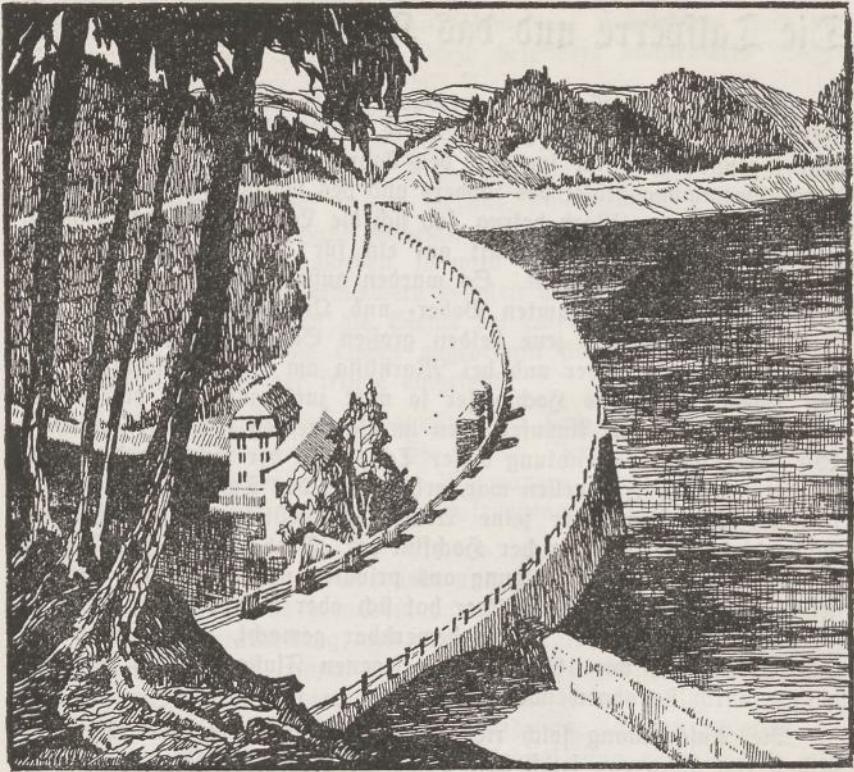
M a t i b a = Steine.

Die Talsperre und das Kraftwerk bei Mauer.

Die schlesischen Talsperren verdanken ihre Entstehung dem Schlesischen Hochwasserschutzgesetz vom Jahre 1900. Als nach der verderbenbringenden Hochflut im Juli des Jahres 1897 der namentlich im Ueberschwemmungsgebiet des Bobers und des Queis angerichtete Schaden Millionen an Mark betrug, sah sich die Landesregierung genötigt, solche Katastrophen in Zukunft auf ein für die Beteiligten erträgliches Maß herabzumildern. So wurden außer umfangreichen Regulierungsarbeiten im gesamten Bober- und Queislauf, neben der Anlage von Stauweihern jene beiden großen Sammelbecken kurz oberhalb Mauer am Bober und bei Marklissa am Queis geschaffen, die den Zweck haben, das Hochwasser so weit zurückzuhalten, daß unterhalb die zerstörenden Ausuferungen im allgemeinen vermieden werden. Wie gewaltig vor Errichtung dieser Talsperren der Schaden durch die zu Tal rasenden Flutwellen war, erhellt aus der Tatsache, daß manch fleißiger Landmann, der seine Aecker und Wiesen im gefährlichen Flußgebiet hatte, nach solcher Hochflut am „Grabe seiner Habe“ stand und durch weiteste Unterstüßung aus privaten und staatlichen Mitteln gehalten werden mußte. Seither hat sich aber die Wirkung der Talsperren in segensreicher Weise bemerkbar gemacht, und manche Gefahr, die ähnlich wie 1897 die tiefgelegenen Flußgemeinden bedrohte, konnte durch sie abgewendet werden.

Die Ansammlung solch riesiger Wassermassen in den Sammelbecken rief dann von selbst den Gedanken wach, dieselben der Bevölkerung auch in schaffender Energie nutzbar zu machen. Der Gedanke ist ausgeführt worden: die aufgespeicherte Kraft des Wassers formt man in umfangreichen Turbinenanlagen in elektrische Energie um, die dann mittels besonderer Leitungen in Städte und Dörfer zu Licht- und Kraftzwecken geleitet wird. So verwandeln die Talsperren das Unheil in Segen.

Die große Talsperre im Bobergebiet liegt etwa 1 Kilometer oberhalb des Dorfes Mauer. Die mächtige Sperrmauer, quer durch das Tal im Bogen gespannt, hat in Höhe der Krone eine Länge von 300 Metern und in der Fußsohle eine Länge von 150 Metern. Die gesamte Höhe von der etwa 15 Meter unter der Bobersohle liegenden Gründung bis zur Mauerkrone beträgt 62 Meter. Die Dicke der Mauer in der Gründung ist 50 Meter, die der Krone 7,2 Meter. Die Festigkeit des Mauerwerkes ist so groß, daß sie eine mehr als zwanzigfache Sicherheit gegenüber dem Wasserdruck bietet. Nach menschlichem Ermessen ist jedwede Gefahr eines Einsturzes ausgeschlossen. An Mauerwerk waren nach den erwähnten Ausdehnungen 250 000 Kubikmeter erforderlich. Die Steine hierzu wurden in nahen Steinbrüchen gewonnen. Der zur Mörtelbereitung erforderliche Sand stammt aus Ablagerungen des Bobers. Um die Ausschachtungsarbei-



Die Bobertalperre bei Mauer.

ten für die Gründung der Sperrmauer durchführen zu können, wurde der Bober während der Bauarbeiten durch einen im rechten Hangfelsen durchgebrochenen Umlaufstollen von 8 Meter Breite und 7 Meter Höhe um die Baustelle herumgeleitet und die Baugrube oberhalb und unterhalb durch wehrartige Dämme trockengelegt. Nach Fertigstellung der Sperrmauer, die in vier Jahren aufgemauert wurde, ward der Umlaufstollen durch Einbau von schieberartigen Verschlüssen hermetisch abgeschlossen. Nur bei Eintritt von Hochwasser werden die Verschlüsse geöffnet und soviel Wassermengen zum Abfluß gebracht, als das Boberbett uservoll abführen kann. Die größte Abflußmenge durch den Stollen beträgt etwa 150 Kubikmeter in der Sekunde. Außerdem enthält die Sperrmauer selbst noch zwei Grundablässe, die das Abströmen von zusammen 100 Kubikmeter in der Sekunde ermöglichen, so daß insgesamt bei einer Hochflut 250 Kubikmeter in der Sekunde durchgeschleust werden können. Diese Menge entspricht dem im allgemeinen noch unschädlichen Maße, welches das Boberbett zu fassen vermag. Demgegenüber sei bemerkt, daß im Jahre 1897 die

Spitze der verheerenden Flutwelle bei Mauer ungefähr 1200 Kubikmeter in der Sekunde führte. 1,5 Meter unter der Sperrmauerkrone ist ein 87 Meter langer Ueberlauf in den linken Talhang eingebaut, der als letzte Sicherheitsöffnung zur Verhinderung einer Ueberströmung der Sperrmauer gedacht ist. Der Ueberlauf leitet die abfallenden Wassermassen durch eine überwölbte Oeffnung der Sperrmauer, ein Absturzbett hinab, kaskadenförmig dem untern Bober zu. Dann beträgt der Fall der freiabstürzenden Wasser rund 50 Meter: ein erhabenes Schauspiel für den Beschauer. Die Talsperre schließt einen Stauraum von 50 Millionen Kubikmeter ab. Er ist etwa 8 Kilometer lang und hat eine Oberfläche von rund 240 Hektar. Bei vollem Staubecken beträgt die größte Wassertiefe in der Nähe der Sperrmauer 48 Meter.

Hart an der Luftseite der Mauer ist das Kraftwerk errichtet worden. Es enthält 4 Turbinen von je 1800 Pferdestärken. Jede wird durch einen Rohrkanal aus dem Staubecken gespeist. Sie sind mit einem Drehstrom-Generator von 1200 Kilowatt Dauerhöchstleistung direkt gekuppelt. Im Generator wird ein elektrischer Strom von 10 000 Volt Spannung erzeugt. Nachdem er umfangreiche Schalt- und Blitzschutzanlagen durchlaufen hat, wird er in die Hochspannungs-Freileitungen übergeführt, die strahlenförmig von hier aus das Versorgungsgebiet durchziehen und überallhin nach den Dörfern und Städten ihre Verästelungen aussenden. An jeder Ortschaft wird der hochgespannte Strom mittels geeigneter Transformatorstationen auf die Verbraucherspannung niedertransformiert (Transformator = Umformer). Die jährliche Leistung des Kraftwerkes beträgt durchschnittlich 20 Millionen Kilowattstunden.

Die Kosten für die gesamte Talsperrenanlage einschließlich des Grunderwerbs für das Staubecken betragen 8,5 Millionen Mark, diejenigen des Kraftwerkes etwa 2 Millionen Mark.

Die Kraftwerke der Talsperren zu Mauer und Markklissa arbeiten gemeinsam auf dasselbe Fernleitungsnetz. Ihnen hat sich im Jahre 1924 die Talsperre von Goldentraum zugesellt.

Schon manche Ueberflutungsgefahr der Landschaft haben die Talsperren gebannt. Insbesondere haben sie auch die Industrie in den von den Kraftwerken versorgten Gebieten leistungsfähiger gemacht. Das gilt nicht zuletzt auch für Handwerk und Landwirtschaft. Der Segen der Talsperren für unsere Gegenden wirkt sich nach dem verlorenen Kriege und den dadurch hervorgerufenen wirtschaftlichen Bedrängnissen aufs schönste aus.

Hirsch = Mauer.

Auf südlichen Gefilden im Isergebirge.

(Ein Gartenbaugroßbetrieb.)

Rauschend und schäumend trägt der Queis die Schmelzwasser des Isergebirges zu Tale, in jugendlichem Ungeftüm drängt er gegen den Querriegel des Hasenberges an, der ihm den weiteren Weg nach Westen versperrt. Aber mit dem zähen Glimmerschiefer des Berges kämpfen die Wassermassen vergeblich, mag es ihnen auch gelingen, hier und da einen Block herauszureißen und die verwitterte Decke fortzuspülen, daß gelegentlich der nackte Fels zutage steht. So entstand die enge Talschlucht von Ullersdorf, durch welche der Queisfluß das Flinsberger Tal, an dessen oberem Ende er geboren wurde, verläßt. Steil neigt sich die Westwand der Sonne zu, deren Strahlen die flache östliche Böschung des Haumberges an der inneren Seite des Bogens ungehindert hinübergelangen läßt. Hier zeigen die Windröschen, wenn ihre Geschwister an anderen Stellen noch den Winterschlaf träumen, längst ihre weißen Köpfe, und lichter Birkengrün umkränzt den Hang viel früher als anderswo.

Der warme schiefrige Untergrund, welcher, der Sonne zugeneigt, Licht- und Wärmestrahlen auffängt, machte die gärtnerische Ausnützung möglich, zumal die kalten Nordwinde hier nicht hingelangen können. Und so sehen wir mit Staunen, daß klimatische Bedingungen entstanden, welche mancherlei Beeren-, Kern- und Steinobst hier noch in einer Höhenlage gedeihen lassen, die sonst für derartige Gewächse ungeeignet ist. Aber die Rechnung mit den Eigentümlichkeiten der Witterung enthält einen doch recht unsicheren Faktor, und eine einzige üble Wetterlaune macht zunichte, was lange Mühe und zäher Fleiß aufgebaut haben. Wenn die Kunst des Gärtners wirkliche und sichere Erfolge zeitigen will, muß er künstlich ein Klima schaffen, welches den Einflüssen mehr oder weniger unberechenbarer äußerer Einflüsse entzogen ist. Kann er dabei ein Gelände benützen, wie es die Natur hier oder an anderen Stellen von sich aus mit mancherlei Vorzügen ausstattete, so wird das für die gärtnerische Ausbeute nur von Nutzen sein.

Unter solchen Gesichtspunkten entstand an bisher wüstem Steinhange im Ausgange der Ullersdorfer Schlucht eine großzügige Anlage in Verbindung mit der dortigen Papierfabrik. In weiter Ausdehnung bedecken ihn Glashäuser, durch deren Scheiben die bunten Kinder des Frühlings, wie sie sonst bloß auf südlichen Gefilden zu gedeihen pflegen, in üppiger Farbenpracht grünen. Eine Wanderung durch die warmen und lichten Hallen läßt uns in freilich nur zu kurzen Minuten mancherlei Wonnen des Südens kosten. Alle Sinne werden in Anspruch genommen, am meisten freilich das Auge, welches sich an der Farbenpracht der Rosen, Nelken und Levkojen weidet, deren Däfte auch dem Geruchsorgan seinen reichlichen Anteil zukommen

lassen. Die Geschmacksnerven reizt der Anblick reifer Pfirsiche, die rotbäckig aus grünem Laube lugen; nicht weit davon klettern Weinreben voll dunkler und heller Trauben am Eisengerüst empor und versprechen baldige und reichliche Ernte. An anderer Stelle ist der Liebesapfel Herr der Lage, leuchtet grellrot und saftstrotzend neben gelblicher Blütenfülle aus dichtem Tomatengebüsch. Tantalusqualen erwecken die Gurkenanlagen; von der Decke, an der sich die dichten Ranken spannen und dem Lichte zustreben, hängen die grünen Früchte dichtgedrängt hernieder und locken zum Genuße. Der Volkswitz knüpft daran an und spricht von der Ullersdorfer Gurkenfabrik. Ein weiteres dankbares Gesilde besetzen die grünen Bohnen; in allen Entwicklungs- und Zuchtformen, als Busch- und Kletterbohnen bedecken sie große Flächen. Die Erträge wandern Tag um Tag auf die Märkte der Großstädte und treten in erfolgreichem Wettbewerb mit den holländischen und sonstigen Erzeugnissen des Auslandes. Palmenwedel und stachelige Agaven, Kirschlorbeer und Kamelien erinnern im Warmhause an die Ufer des Gardasees und wecken Nachklänge vergangener Zeiten. Auf dem Rückwege aus jenen Zonen statten wir Ungarn einen Besuch ab, indem wir eine Anlage von echt ungarischem Paprika besichtigen. Freilich soll er auch hier erst seine Blüten entfalten, um dann die Schoten mit scharfem Pfeffergewürz zu entwickeln.

Durch viele Zonen sind wir in wenigen Minuten gewandert, und im zeitigen Frühling glitten Sommer und Herbst mit Blüten und Früchten an uns vorüber. Und draußen zu Füßen der stolzen Glasgebäude, welche das künstliche Klima in sich bergen, dessen gärtnerische Schätze der Hebung bedürfen, dehnen sich weite Beete mit den Kindern unseres Frühlings, dem die samtumflorten Augen der Stiefmütterchen in reichem Farbenspiele beredten Ausdruck verleihen. Daneben gedeihen die Nutzpflanzen für Garten und Feld aus der großen Familie der Kohlarthen. Und unten rauscht und schäumt der Fluß jugendfroh und freudig vorüber; was kann er alles draußen im Lande erzählen von neuem Frühlingsweben und -werden an seinen Ufern im Isergebirge!

Dr. Siebelt = Bad Flinsberg.

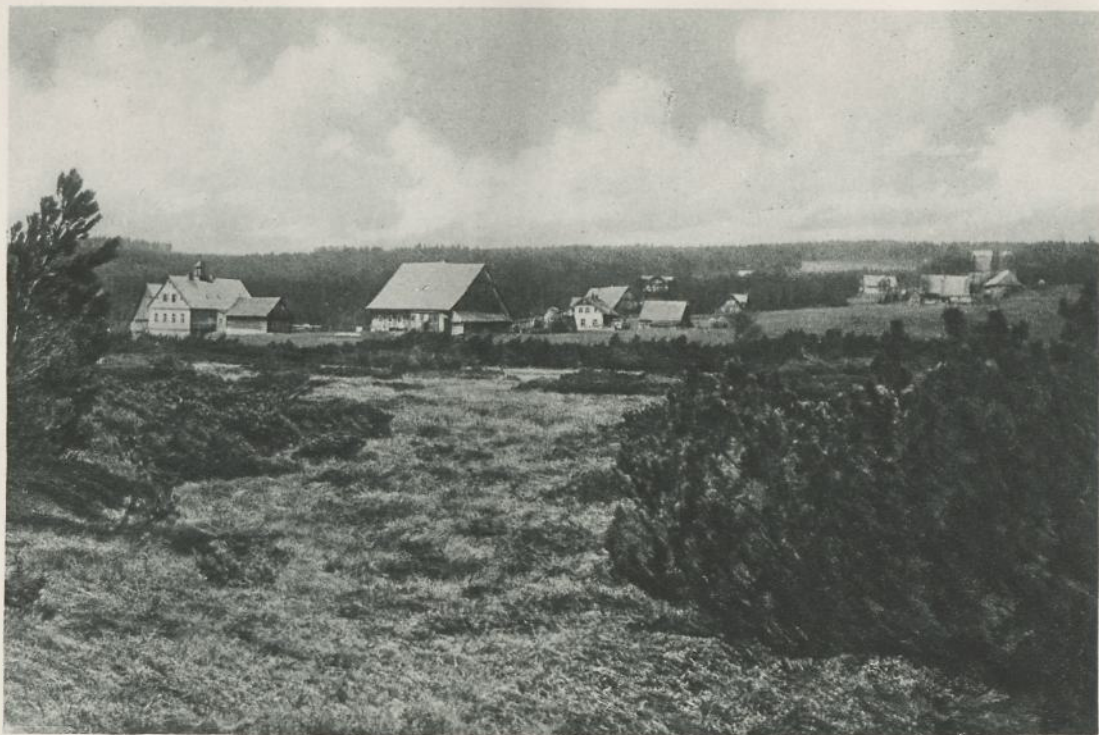


Wanderungen im Kreise Löwenberg.

Von der Tafelfichte zum Hochstein.

Am klarem Frühlingstage schaut gar mancher sehnsuchtsvoll von der schlesischen Ebene aus zu dem blauen Bergwalle hinüber, der im Südwesten in langer Linie das Gesichtsfeld begrenzt. Wellig zeichnet er sich am Himmel ab; einzelne Kuppen ragen aus ihm hervor, deren höchste die Schneekoppe ist. Nehmen wir sie als Mittelpunkt, dann fällt von hier aus das Gebirge nach beiden Himmelsrichtungen ganz gemach ab, östlich zum Waldenburger Berglande hin; nach Westen vermittelt das Isergebirge den Uebergang zum Flachlande. Wie einen Eckpfeiler schiebt es eine seiner höchsten Erhebungen, die Tafelfichte, ans Ende der Linie, die nun ziemlich steil sich hinabsenkt, gerade an der Grenze von Schlesien und der Lausitz.

Diese eigentümliche Lage der Tafelfichte macht sie zu einem hervorragenden Aussichtspunkte, und es lohnt wohl, einmal zu ihr hinaufzusteigen. Verhältnismäßig bequem führt der Weg von Bad Flinsberg oder Schwarzbach aus am Berghange hin; mit zunehmender Höhe weitet sich der Blick, und allmählich schaut man auf eine Menge von Städten und Dörfern, Hügeln und Wäldern und frühlingsgrünen Fluren hinab. Die jäh abfallenden Böschungen des Berges tragen einen breiten, weithingestreckten Rücken. Nahe seinem westlichen Rande erhebt sich auf böhmischem Gebiete neben dem Aussichtsturme eine bescheidene Schutzhütte, in der uns der alte Fritsch trotz seiner 80 Jahre freundlich begrüßt und eine Stärkung darbietet. „Jetzt muß's aber preuß'isch gieh'n" meint er, wenn die Zahl der Besucher besondere Anforderungen an Umsicht und Raschheit der Bedienung stellt. 1122 Meter über dem Meere befinden wir uns hier, und 20 Meter hoch erhebt sich noch der Aussichtsturm. Ueberwältigend ist der Umblick, den wir von seiner obersten Plattform genießen. Vom Zobten im äußersten Osten bis jenseits der Landeskronen im Westen reicht das Auge und vom Boberviadukt bei Bunzlau nördlich bis hinüber zur Rumburg bei Altpaka, weit drin im Böhmerland als Südpunkt. Und was umschließen diese Merkpunkte an landschaftlicher Schönheit, an Stätten eifrigsten Gewerbefleißes diesseits und jenseits der Grenze! Es ist gar nicht möglich, bei einem Besuche das alles zu erfassen; wiederkommen muß man zu verschiedenen Jahreszeiten und Tagesstunden. Immer wird man neue Schönheiten ent-



PHOT. O. BLAU

Grass - Isen

decken. Wenn z. B. die Abendsonne eines Frühwintertages die weißen Kämme des Riesengebirges in rothgoldigen Schimmer taucht und die Fensterscheiben des Schneegrubenhauses aufblitzen läßt, so ist das ganz etwas anderes, als wenn die Morgen Sonne eines Sommertages neugierig nach den Schläfern unten im dunklen Haindorfer Tale ausschaut, wo die Essen zu rauchen beginnen. Und wie die Jacken und Grate der Höhen, welche die Stolpichschlucht, den Schauplatz der Wolfschlucht in Webers Freischütz, umrahmen, an die Herrlichkeiten der Alpen gemahnen! Doch es ist vergebliches Bemühen, alles das schildern zu wollen, was die Natur verschwenderisch zu unseren Füßen ausbreitet. Die ganze Eigenart des Isergebirges wird uns offenbar; seine drei oder, wie andre wollen, vier gleichlaufenden Höhenzüge, Kemnitzkamm, Hoher Iserkamm, auf dessen Endpunkte wir stehen, und drüben der Mittliserkamm und der Welsche Kamm umschließen eine Menge anmutiger Hochtäler, von denen jedes seinen besondern Reiz hat. Zur äußersten Linken das obere Queistal mit Flinsberg, freilich zu einem großen Teile durch das „Heufuder“ unseren Blicken verdeckt; dann das Hochtal von Groß-Iser, durch den gleichnamigen Fluß gebildet und geformt. Kennzeichnend für dieses Hochtal, ebenso wie für das gleichgerichtet verlaufende Flußthal der kleinen Iser, sind die von üppigen Knieholzbeständen überwucherten Hochmoore, die sonst noch allerlei Merkwürdigkeiten des Pflanzenwuchses aufweisen. Grau schimmern die zahlreichen Bauden, welche über die weiten Wiesenpläne dort unten verstreut liegen, zu unserm Aussichtspunkte herauf.

Doch wir müssen von dem anziehenden Wilde scheiden, so sehr es auch unsere Sinne gefangen nimmt. Vorüber am Denksteine, der an die Anwesenheit des Dichters Theodor Körner im Jahre 1809 gemahnt, wandern wir auf schön gebahntem Wege ostwärts. Mit Freuden erkennen wir die Wirksamkeit der Gebirgsvereine, zunächst bis zur Grenze des deutschen Gebirgsvereins für das Iser- und Jeschkengebirge, dann des Riesengebirgsvereins. Dank ihrer Arbeit schreiten wir trockenen Fußes über den moorigen Grund im hohen, knorrigen Urwalde dahin. Solcher umfängt uns wirklich, und vielfach sehen wir in Gestalt von Leuchter- oder Stelzenfichten deutliche Beispiele für den schweren Kampf ums Dasein, den die Gewächse hier oben zu führen gezwungen sind, vor uns. Mächtige Farnbüsche säumen den Weg, und von ihnen halb verdeckt modern riesige Stämme am Boden, die der Sturm daniederstreckte, neuem Leben Nahrung spendend. Tiefer Schatten, ehrfürchtiges Schweigen erfüllt den Wald; leisen Fluges huscht eine Drossel, ein Bergfink oder eine Blaumeise durch die Kronen. Manchmal freilich stören wir einen Auerhahn oder eine Henne auf oder ein Stück Birkwild, die dann in schwerem und lautem Fluge abstreichen. Im weichen Boden gruben sich die Fährten von Reh- und Rothwild ein, und der Jäger oder sonst geübte Naturfreund weiß aus der Art des Abdruckes die Stärke des Tieres zu schätzen. Hat

man Glück, dann begegnet man auch einem Stück Rotwild, doch muß man dazu die Lebensgewohnheiten des Wildes in Betracht ziehen und die vielbegangenen Wege verlassen.

Unter solchen Betrachtungen überschreiten wir die Senke des Schneeloches, und auf wieder mäßig ansteigendem Wege geht es hinauf zum Heufuder, dem eigentlichen Berge Flinsbergs, dessen Kurbezirk sich unten an seinen Abhang anschmiegt. War es früher manchmal recht beschwerlich, durch die „Feuereffe“ von dort heraufzusteigen, so führt neuerdings eine schöne Fahrstraße beschwerdelos zum Ziele. Beinahe kahl geworden ist in den letzten Jahren der Gipfel durch Sturm- und Schneebruch; aber auch ein Schädling des Waldes, der Borkenkäfer, hat schlimme Arbeit verrichtet, und dürr stretcht mancher Baum die Aeste zum Himmel. Geschäftig fliegt der Buntspecht von einem zum andern, hämmert an den Stämmen herum und findet reichliche Nahrung an Larven und Maden des Käfers. Einst stand auch hier ein Aussichtsgestüst, doch fiel es der Gewalt der Stürme zum Opfer.

Das war im Jahre 1907. — Bis ins Jahr 1924 hat es gedauert, ehe hier nach zähem Ringen um die Beschaffung der notwendigen Mittel ein Ersatz geschaffen werden konnte. Die Ortsgruppe Bad Flinsberg des R. O. V. errichtete die „Heufuderbaude“, die voraussichtlich ganz wesentlich zur Erschließung des Verkehrs im bisher etwas vernachlässigten Isergebirge beitragen wird. Genau 40 Meter unterhalb des Gipfels in 1067 Meter Seehöhe am Nordosthange des Berges im Schutze des Waldes wurde ein Blockhaus errichtet, zu dem die alten, bodenständigen Häuser von Groß-Iser das Vorbild abgaben. Freundliche Gasträume bietet das Erdgeschöß, welches sich auf einem steinernen Unterbau erhebt, und oben unter dem Dache schmiegen sich die Uebernachtungsräume aneinander wie die Rücken unter den Fittichen der Henne. Ein kleines Nebengebäude dient den Jugendwanderern und bietet dem Jungvolke eine bequeme und billige Raststätte auf ihren Fahrten. — Einzig schön ist der Umblick von der vorgelegten Halle aus. Er umfaßt einen riesigen Halbkreis, als dessen Durchmesser man sich etwa eine Linie von der Schneekoppe zur Landeskronen bei Görlitz zu denken hat. In klaren Tagen erscheint weit draußen im Osten der Vater Jobten. Probsthainer Spitzberg und Grödißberg geben willkommene Richtpunkte in der schlesischen Ebene.

Nun liegt auch im waldreichen Vordergrunde das obere Queisfal vor uns, bis weit hinter der Hochstein das Bild abschließt. Anmutig liegen die Baudenhäuser von Obersflinsberg an beiden Hängen bis zur Waldesgrenze verstreut, darüber die dunklen Forsten, durch die manches Bächlein, silbernem Faden auf tiefgrünem Samtgewande gleich, zum Queis hinabrinnt. Nach Norden gegenüber erschauen wir die mächtige Pforte, welche sein ungestümmter Drang in die Ferne in den Bergwall riß; Haumberg östlich und Hasenberg westlich begrenzen



H. FORSTER.
1924.

Die Heufuderbaude

sie, und weit drüben erhebt sich der Basaltkegel des Greiffensteins mit seiner alten Burgruine als wirkungsvoller Abschluß.

Weiter schlendern wir auf gemächlichem Pfade, immer begleitet von anmutigem Ausblick ins weite Schlesierland. Dann wieder umfängt uns der Wald oder fesselt ein Steilhang wie der schwarze Stockrand, in den der Steinbach sein Bett tief hineingrub, die Aufmerksamkeit. In sonnendurchwärmtem Felsgeröll treiben graue Eidechsen ihr munteres Spiel, Blindschleiche und Kreuzotter sind nicht gerade selten; auch die schwarze Abart dieser nicht ungefährlichen Natter trifft man hier manchmal. Kein Wunder, daß wir auch unserem urwüchsigen

kleinen Freunde im Stachelpanzer, dem Igel, hier begegnen, der scharfe Waldpolizei ausübt, damit das Gezücht nicht überhandnimmt. Heut freilich rollt er sich schnell zusammen; denn Dackelmann, mein treuer Begleiter auf mancher Wanderung, fährt ihn wütend an und holt sich eine blutige Nase an den scharfen Spitzen.

Allgemach melden sich Hunger und Durst; da, gerade zur rechten Zeit, tauchen auf grünem Wieserplane die fünf Häuschen des Iserkammes auf. Das oberste, ziemlich genau 1000 Meter ü. M., ist die Gastbaude, und in der gemütlichen Stube finden wir Raft und Stärkung, wie schon so manches Mal, freundlich begrüßt von Wirtin und Wirt. Draußen erkönt das Hüh und Hott der Fuhrleute, die hochbeladene Wagen voller Stämme zu Tale führen. Im Winter mit dem Schlitten haben sie es leichter, und auf glatter Schneebahn sauft mancher Rodel- und Hörnerschlitten, belastet mit jauchzenden Sportfreunden, vorüber. Auch der Schneeschuh findet hier ein tadelloses Uebungsfeld für Herz und Nerven stärkendes Tun.

Nicht weit von hier, im Kaiserbusch, durch den die Straße weiterführt zur abgelegenen Baudenkolonie von Groß-Iser, scheiden sich die Wasserlein, die nördlich zur Oder, südlich zur Elbe hinablaufen. Hier liegen auch die mächtigen Eisenmoorlager, welche den Grundstoff für die heilkräftigen Moorbäder bilden, in denen unten in Flinsberg mancher Kranke die vom Reitzen siechen Glieder gesund badet und sonstige Gebreche heilt. Mitten im Walde, auf Schwedlersplan, zwei einsame Häuschen, von drei Familien bewohnt. Ein prachtvoller Ausblick hemmt von selbst den eiligen Schritt. Etwa 200 Meter tiefer vor uns breitet sich die große Iserwiese aus; traumhaft liegen dort die grauen Bauden zwischen den Knieholzbüschen, die wie ein schmeichelndes Polster erscheinen, das in einer Laune die Allmutter Natur um die einsamen Hütten breitete. Es ist das tiefste Vorkommen der Zwergkiefer in unseren Breitengraden; weiter hinab steigt sie nirgends. Aber wir können uns bei dieser und anderen botanischen Merkwürdigkeiten, wie Zwergwachholder, Zwergbirke und sonstigen Seltenheiten, nicht aufhalten und überlassen ihre Beschreibung anderer Stelle. Es ist ein eigener Anblick, wenn die Wolken drüben vom Riesengebirge, dessen Höhen sich wechselnd enthüllen und verbergen, herüberstreichen, wenn dünne Nebelschleier sich mit dem Rauche der Hütten verweben und das Glöckchen der Schule dazu die Morgen- und Abendstunde mit dünnem Stimmchen verkündet. Das sind Dinge, die man erleben muß; zu beschreiben sind sie nicht.

Doch wir wollen unsere Wanderung auf dem Iserkamme fortsetzen, so sehr auch Seitenwege locken. Die Verbotstafel am Wege soll uns nur eine Mahnung sein, uns still und gesittet zu benehmen; dann sind wir sicher, daß kein Grünrock uns anhält. Mächtig machen sich jetzt Grüne Koppe und Hinterberg mit ihren Abhängen vor uns bemerkbar, und geradezu auf sie steuern wir los. Der Hinterberg ist der

höchste Gipfel des Isergebirges mit 1126,5 Meter, wie unser Freund Dr. A. Meißner feststellte. Er übertrifft also die Tafelfichte um 4,5 Meter. Seine Umgebung bildet eine Art Heiligtum des Isergebirges, ist er doch Mittelpunkt eines möglichst unberührten Jagdreviers. An ihm entspringt der erste wesentliche linke Zufluß der großen Iser, Lämmerbach genannt. Durch den tief eingeschnittenen Lämmergrund schäumt der Bach und gräbt zwischen Felswänden seit Urzeiten sein Bett. Baumriesen riß er zu sich hinab, und mancher Stamm moderk, neues Leben erzeugend, zur Seite des heimlichen Pfades, der hinauf zur Felsenwildnis der blauen Steine führt. Manchmal öffnet sich das grüne Zelt für einen Fernblick. Hinter uns lugen viele Kuppen, zuletzt in dämmernder Ferne der Jeschken bei Reichenberg herüber.

Wandert man hier in der geheimnisvollsten Zeit der Sommer Sonnenwende, dann werden alle Wunder des Bergwaldes offenbar. Goldiges Gesimmer in grünem Dämmerlicht. Blinkend bricht es sich an den Quarzkristallen des weißen Flins, aus dessen Gestein die Glashütten es Jahrhunderte lang in die leuchtenden Gläser bannten, die es in buntem Feuer widerstrahlen. Da raschelt es leise zur Seite; braun und weiß getupft bricht sich ein Hirschkalb Bahn durch das lockere Gebüsch, nicht eifertig flüchtend, mehr vertraulich verschwindet es hinter kiedunklem Felsungefüm. Ein Zeichen der Abendburg! In ihrem Banne befinden wir uns, und wie Andacht weht es von ihren zerklüfteten Massen herüber. Weit breiten sich die Torflügel am Sonnenwendtage aus, dunkel öffnet sich der gähnende Spalt, der in die Schatzkammer, bewacht von der grünen Eidechse mit dem goldenen Krönlein, hinabführt. Doch wer kein Sonntagskind ist, findet den Weg nicht, und verschlossen bleibt ihm der Schimmer. Nur drohende Felsen mit zackigen Rändern; dunkel ziehen die Wolken vom frühlinggrünen Riesengebirge mit seinen letzten Schneefeldern herüber, als wollten sie warnen. So gehen wir denn still unseres Weges weiter und sehen bald alle Schätze unserer Bergwelt vor uns ausgebreitet, bis weit, weit hinein ins Schlesierland, wo Himmel und Erde miteinander in lichtem Blau verschmelzen wollen.

Ein halbes Stündchen später liegt das Hirschberger Tal von Schreiberhau bis hinüber nach Schmiedeberg zu unseren Füßen. Der Blick vom Hochstein aus ist einzig in seiner Art. Bunte Dächer und grünende Felder; die grauen Felsstürze des Gebirges und blühende Teichflächen unter im Tale wettkämpfen miteinander um den Preis der Schönheit. Wir aber müssen uns losreißen von dem fesselnden Bilde; denn schon haben wir die Grenzen des Heimatkreises überschritten. Zur einsamen Ludwigsbaude wandern wir zurück, besangenen Sinnes von all den schönen Eindrücken, die sich tief in unsere Seele graben. Reichen Zeit und Kräfte aus, dann steigen wir am Osthange zum Kemnitzberge hinauf und schlagen längs des nach ihm benannten Gebirgskammes den Weg zum Ausgangspunkte der Wanderung ein. Oder

wir nehmen denselben Weg, wie ihn der Queis sich wählt; seine jugendlichen Wellen erzählen plätschernd und gurgelnd noch mancherlei, was sie im Waldesdunkel erlebten. Wer ein feines Gehör hat, erfährt dann wohl, wie der Wald sich schmückt mit bunten Farben des Herbstes als Hochzeitsheim für den Rothirsch. Draußen auf der Waldblöße tönt im Vollmondscheine der Kampfruf seiner Brunst, mit dem er den Nebenbuhler herausfordert. Krachend bricht sich, im Echo leise verhallend, der Büchsenknall, in welchem das stolze Tier zusammenbricht. Dann zieht der Winter ins Tal; brausend fährt der Sturm durch die Baumkronen, manche zersplitternd; unter unendlichen Schneemassen erstirbt das Rauschen des Flusses, schlummern Wald und Wiese zum Frühling hinüber. Und wenn er wiederkommt, greifen wir fröhlich aufs neue zum Wanderstabe, der Sonne entgegen!

Dr. Siebelt-Bad Flinsberg.

Bad Flinsberg.

Rübezahl ist gestern wieder einmal mit Donnerstimme dazwischengefahren, weil er, versunken in Gottes hehre Natur, durch das Geschrei und Gejohle umherziehender Wanderer gestört worden war. Hei, wie er da seine zornige Stimme in der Windsbraut erkönen ließ! Wie da die Blitze zuckten! Wie die Erde erbebt unter seinem Donnern und Grollen! Heut aber ist sein Zürnen wieder vorbei. Die Natur atmet tiefen Frieden; all ihre wunderbare Schönheit erglänzt bezaubernd im Licht der goldig verklärenden Sonne. Mit Andacht wandern wir hinein in dies weite, schöne Reich des Berggeistes.

Wir verlassen die staubige, belebte Dorfstraße, die uns von Allersdorf aus im Queistale aufwärts führte, und steigen rechts auf schmalen Feldwege den steilen Hasenberg hinan. Eben noch standen wir mitten drin im Hasten und Jagen des geschäftigen Alltags, eben noch drängte sich unsern Ohren mit Macht das einförmige, weithin tönende Summen der mechanischen Weberei auf. Indem wir nun immer höher steigen, verstummt mehr und mehr das laute Geräusch der arbeitenden Welt. Noch freuen wir uns über die sauberen, schmucken Allersdorfer Häuschen zu unseren Füßen, da entrollt sich schon ein andres herrliches Bild vor unsern Augen. Wir schauen links über die lärchen- und kiefernbestandenen Abhänge des Hasenberges hinab in das liebe Flinsberger Tal. Leise rauscht unten der Queis an den freundlichen Wohnstätten Nieder-Flinsbergs vorüber. Ueber sie hinweg winkt aus der Ferne das Kurhaus mit seinem ernstmächtigen Turm herüber. Es ragt hervor aus einer Villenschar, die sich schön zerstreut an den



PHOT. H. KLETTE

Kuranlagen in Bad. Teinberg

Abhängen des Hohen Iserkammes hinaufzieht bis hinein in den dichten Fichtenmantel, der hoch darüber hinaus die steilen Bergwände bedeckt. Doch nur ein geringer Teil des Iserkammes ist sichtbar; der weitaus größte wird vom nahen Haumberge verdeckt, der sich links drüben jenseits des Queis aus gewaltiger Breite erhebt und seinen dichtbewaldeten Fichtengipfel der Sonne hoch entgegenreckt. Hinter dem Berge versteckt zieht sich das Flinsberger Tal fort. Um hineinschauen zu können, steigen wir weiter den Feldweg hinan, der uns bald an der Hasenförsterei vorüberbringt. Den Aussichtsturm des Hasensteinens lassen wir rechts oben liegen und biegen links auf schmalem Pfade in prächtigen Nadelwald ein. Wie wohl ist es hier! Die Brust weitet sich und saugt mit Wonne den würzigen Duft der Fichten ein. Innig und wohlthuend empfängt uns dieser Waldesfrieden. Sinnend und träumend wandern wir den schattigen Wald entlang. — Da stehen wir an seinem Rande, und zur Linken liegt vor uns das Flinsberger Tal, bezaubernd und eindrucksvoll. So fein sanft ist es hineingebettet in hohe Berzüge; gleich gewaltigen, langgestreckten Riesen umlagern sie das Tal, als wollten sie alles Unheil von ihm fernhalten, allem Unberufenen den Eintritt wehren. Wie eine Mauer steht im Nordwesten der Hernsdorfer Kamm da, das Tal vor den kalten Nordwestwinden schützend. Vom Hasenberg zieht er sich nach Südwesten bis zur Brandhöhe hin. Hinter dieser erhebt sich das 1107 Meter hohe Heufuder, an das sich die anderen Bergrecken des Hohen Iserkammes fast rechtwinklig zum Hernsdorfer Kamm anschließen. In sanftem Bogen erstrecken sie sich nach Südosten bis zum zweigegipfelten Hochstein, der aus weiter Ferne über das Tal herübergrüßt. Auf der linken Talseite lagert im Vordergrund der vom Geierstein gekrönte Haumberg. Er bildet den Beginn des sich ebenfalls nach Südosten hinziehenden Kennihkammes.

Ein prächtiger Bergrahmen ist's, der das Tal umschließt, der aber noch verschönt wird durch das anmutige Grün zahlreicher Fichtenwälder. Ringsumher stehen Millionen von Fichten auf den Höhen, die hier und da tief ins Tal hinabsteigen. Ihnen verdanken wir die balsamisch-würzige, sauerstoffreiche Luft, die wir in seligen Atemzügen trinken, wie der wegemüde Wanderer am Quell in tiefen Zügen von der silbernen Frische schlürft.

Aus dem Tale herauf klingt das Geläute der Abendglocke. Wie kleine, helle, recht bunt durcheinandergeworfene Würfel leuchten die freundlichen Häuser auf der Talsohle. Zwischen ihnen hindurch schlängelt sich der Queis an der Seite der Dorfstraße einher. Sein Bett ist fast leer; nur kleine Wasseradern ziehen zwischen vielen Steinen und Felsblöcken dem Tale zu. Wie schnell aber kann das Bild sich ändern! Wenn hoch droben im Hochgebirge der „Herr der Berge“ die Wasserschleusen öffnet, dann füllt sich dies Bett in wenigen Stun-

den urplötzlich an, und brausend und schäumend wälzen sich gewaltige Wassermassen in die Ebene hinab!

Sanfte Klänge schmeicheln sich in unser Ohr. Der Wind trägt sie vom Kurhaus herüber zu uns über ein kleines Fichtenwäldchen. Wir gehen ihnen entgegen. Vorbei an der „Wagnereiche“ und dem aussichtreichen „Waldfrieden“ kommen wir auf die geradlinige Kurstraße. Rechts und links stehen zahlreiche Fremdenheime, Villen, Kaffeehäuser, Kaufhäuser, dazwischen allerlei Kaufbuden mit allerhand Andenken an Flinsberg und seine Umgebung. Der Blick bleibt bald hier, bald da haften; so wandern wir die Straße hinan, bis auf einmal an ihrem Ende das Kurhaus vor unsern Augen steht. Es ist ein gewaltiger Prachtbau mit vier Stockwerken, überragt von einem hohen Turme! Trotz seiner Größe aber wirkt er nicht plump; der heitere Stil unterbricht das große Gesamtbild anmutig mit seinen vielen zierlichen Erkern und Balkons, Vorsprüngen und Luken. Auf den beiden 160 Meter langen Terrassen vor dem Kurhaus herrscht reges Leben. Alt und jung, Erholungsbedürftige und Vergnügungssuchende von fern und nah schreiten gemächlich unter den abendlichen Klängen des Streichorchesters auf und ab. Einige unter ihnen, das Glas mit dem Saugröhrchen an den Lippen, schlürfen das heilkräftige Quellwasser ein.

Wir mischen uns unter die bunte Menge und steigen auf breiter Treppe von der unteren Terrasse auf die höher gelegene. Hinter Rasenteppichen und Blumenbeeten erhebt sich vor uns der kunstvolle Holzbau der 80 Meter langen, 10 Meter breiten und 10 Meter hohen Wandelhalle. Zu beiden Seiten der ihr vorgebauten Trinkhalle werfen zwei mächtige Springbrunnen hohe Wasserstrahlen. Wie herrlich ist der Blick von hier aus hinunter ins Tal. Links am Leopoldbade vorüber führt die vornehme, villenbestandene Brunnenstraße hinab. Ueber den Häusern des Dorfes schweben leichte Abendnebel, die sich mit den emporkräuselnden Rauchwölkchen zu dünnen Schleiern verweben. Nach Norden hin zwischen Hasenberg und Haumberg hindurch sieht das Auge in die weite Ebene. Langhin zieht sich die Dörferreihe Ullersdorf, Kroszdorf, Steine, Egelsdorf, hinter der sich die Türme Friedeberg's sowie die weckergrauen Zinnen des Greiffenstein's hervorheben. Ost wird ein blißendes Fenster sichtbar, das im Abendgolde flammend aufleuchtet. Auch das freundliche Greiffenberg und sogar der am fernen Horizont gelegene Talkenstein sind zu erkennen. In glücklichem Schauen schwelgen Auge und Herz.

Noch ist's Zeit, sich einen Schluck Quellwasser reichen zu lassen. In der Trinkhalle treten wir an die marmorne Brüstung des Ausschankbeckens, in dessen Mitte Gnomon auf erhöhter Steingruppe eine kostbare Rubinglaskugel tragen. In diese wird das Mineralwasser durch einen elektrischen Motor gehoben. In Röhren läuft es herab

und fließt durch blühende Hähne den Gläsern zu, in denen es zahlreiche Gasperlen wirft. — Nachdem wir uns an dem angenehmen säuerlich schmeckenden Heilquell erfrischt haben, wenden wir uns dem Innern des Kurhauses zu. Im Speisesaal erblicken wir auf den prächtigen Kayserschen Wandgemälden die Schneekoppe inmitten der beiden Burgruinen Kynast und Greiffenstein. Auch der Festsaal besitzt in dem von Hendrich geschaffenen Gemälde des Riesengebirges ein schönes Kunstwerk. Nicht weniger vornehm als diese beiden Säle sind die zahlreichen Unterhaltungs- und Gesellschaftszimmer. Außer ihnen enthält das Gebäude noch die Betriebs- und Wirtschaftsräume und in den oberen Stockwerken 70 Fremdenzimmer.

Jahr für Jahr ist das Bad von Tausenden besucht, von Wanderern, Erholungsbedürftigen und Kranken. Groß ist die Zahl derer, die hier schon Heilung fanden, sei es durch das subalpine Klima, sei es durch Trink- und Badekuren. Ueber die Bedeutung der letzteren schreibt ein Fflinsberger Arzt, San.-Rat Dr. Siebelt: „Von kohlen-sauren Stahlquellen sind sieben vorhanden. Fünf von ihnen werden nur zur Bereitung der kohlen-sauren Stahlbäder benutzt, zwei, Ober- und Niederbrunnen, dienen außerdem der Trinkkur und kommen auch zum Versand. Der Oberbrunnen wird zu den reinsten Stahlquellen gerechnet und kommt vornehmlich bei den Entartungen des Blutes in Anwendung. Der Niederbrunnen enthält allerdings mehr Eisen, aber auch Kalk-, Natron- und Magnesiumsalze, dabei weniger Kohlen-säure. Deshalb wird diese Quelle mehr bei Krankheiten des Verdauungs-kanales, sowie bei katarthalschen Zuständen der Schleimhäute aufgesucht. Von großer Bedeutung ist die Radioaktivität der Heilquellen. Neben den aus dem Quellwasser hergestellten natürlichen kohlen-sauren Bädern spielen die Moorbäder eine hervorragende Rolle, für welche die unerschöpflichen Hochmoore des Isergebirges den Grundstoff liefern, der reich an Eisenverbindungen und Säuren ist. Rheumatismus- und Gichtkranke erhalten in den Moorbädern Heilung und Linderung“. — Kiefernnadeln und Fichtenrinde werden ebenfalls zur Bäderbereitung benutzt und haben ähnlich den Stahlbädern Heilwirkung bei Nerven-, Herz- und Brustschwäche, Frauenleiden und Hautkrankheiten, Kiefernnadelbäder insbesondere bei Brustleiden und Blufarmut.

All diese Kurmittel im Verein mit der herrlichen Natur haben Fflinsberg zu einem hervorragenden Bade des Ostens gemacht. Ganz allmählich hat es sich diesen Platz im Laufe von anderthalb Jahrhunderten errungen. Wenn auch schon Urkunden aus der Mitte des 16. Jahrhunderts Nachricht über den Gebrauch des „Heiligen Brunnens“ geben — so nennt Leonhard Thurneisser die Quelle in seinem Buche „Piso, oder von kalten, mineralischen und metallischen Wassern“ 1572 — so beginnt doch Fflinsbergs Geschichte erst 200 Jahre später. Seine Bedeutung als Heilbad gewann es erst in den letzten Jahrzehnten, nachdem die alten Gebäude des Kurbezirks den neueren Bauten Platz

gemacht hatten. Ein außerordentliches Verdienst um die Entwicklung Flinsbergs hat sich das Haus Schaffgotsch erworben, das große Opfer brachte, um solche Gebäude wie das jetzige Kurhaus erstehen zu lassen.

Noch aber dürfen wir von diesem Fleckchen Erde nicht scheiden; ein besonders schönes Bild wollen wir noch genießen, und so lenken wir unsere Schritte zur Steinbachschlucht. Hinter dem Kurhause steht rechts inmitten schöner Strauch- und Baumgruppen die neue katholische Kirche mit ihren beiden Spitztürmen. Sie ist im gotischen Stile erbaut und an den Fenstern mit kunstvollen Glasmalereien geziert. An großen Tennis- und Kinderspielflächen vorüber gelangen wir auf den Moltkeplatz. Wieder hält uns der Blick ins Tal gefangen. Freundlich unregelmäßig hängen die kleinen Häuser Ober-Flinsbergs an den Berglehnen. Einfache Genügsamkeit wohnt in diesen aus Stämmen des Gebirges zusammengefügtten Häuschen, von denen allerdings viele schon das bemooste Schindeldach mit der neuen blauen Schieferdecke verkauft haben.

Die immer schwärzer werdenden Berge legen dunkle und zerplitterte Flecke auf das Tal. Aus der Steinbachschlucht herauf dringt ein leise tönendes, geheimnisvolles Rauschen. Tiefer steigen wir in die Schlucht hinein, und nun empfängt uns ein Waldbereich voll wildromantischer Schönheit. In dem schmalen Steinbachbette, das tobende Wassermassen der Schneeschmelze hinein in Moosgrün und Wald wie eine Wunde geschnitten haben, liegen gewaltige Granitblöcke, im Kampfe mit ihresgleichen und mit wilden Fluten aller Kanten beraubt und rundgeformt. Unausgeseht versperren sie dem Bergbach den Weg, aber in tollem Jugendmut springt er über sie hinweg, sprühende und glitzernde kleine Wasserfälle bildend. Dann aber läßt er die Felsen recht behalten, geht ihnen, sich mannigfach zerteilend, aus dem Wege, um gleich darauf an vielen Stellen auf einmal hinabzuspringen. An seinem Ufer nicken ihm seltene Blütenköpfechen zwischen zierlichen Farngruppen zu. Alpenlichtnelken in zartem Rosa, weißgelbe Blütensterne des Alpenranunkels und prächtig in satten Blau erstrahlende Blütenstäbe des Alpenlattichs.

Unter himmelaufftrebenden Fichten auf weichbemoostem Felsblocke lassen wir uns zur Raft nieder. — Wie das Wasser rauscht! Wir lauschen und sinnern. Nebel steigen auf und ziehen. Mehr und mehr dunkelt der Wald. Da beginnt oben in den Baumkronen ein Flimmern von silbergetränkten Streifen und Flecken: der Mond läuft seine Bahn. Wir treten aus der Schlucht heraus; da hängt das Nachtgestirn gleich einer großen, silbernen Scheibe am Himmel. In geisterhaftem Scheine liegen Berg und Tal. Weiße, bläuliche Lichtwellen ergießen sich über sie. Silbergeneht sind die kleinen Dächer, unter deren winzige Lichter wie losgelöste Funken schweben. Im Zauber der hellen Nacht wandeln wir am Steinbach hinab zum Niederbrunnen. Am Fuße des Haumberges steht die einfache Wan-

delhalle mit dem Brunnenhäuschen. Mächtige Laubbäume wölben darüber ein schirmend Dach, während der Queis dicht davor seine Wasser zu Tal sendet.

Unzählige Schönheiten besitzest du, herrliches Flinsberg. Viel Tausende schon gingen von dir hinaus in die Welt und preisen nun dich und deine Schätze. Ewig jung in deinem Glanze, entzückst du immer wieder das Herz eines jeden, der bei dir Einkehr hält, stärkst du den Müden, Leidenden, der bei dir Heilung sucht.

Ellger-Bad Flinsberg.

Winter in Flinsberg.

Der Herbststurm hat die letzten Blätter von den Bäumen gezaust; kahl streben ihre Aeste zum trüben Himmel; graue Wolken treiben schwer dahin. Immergrüne Fichten stehen stumm und schweigend in dunklem Mantel da. Aber eines Tages schütten die Wolken dichtes weißes Flockengewirbel zur Erde nieder, und dann gießt auf einmal die Sonne blendendes Licht über ein entzückendes Gemälde: Der Winter hat seinen Einzug gehalten.

Und nun wird es wieder lebendig im stillen Tale. Schon längst suchten die Kinder den Rodelschlitten und die Schneeschuhe hervor; jetzt gleiten sie mit vergnügtem Hallo Wege und Hänge hinunter, und ihr heischendes „Bahnfrei“ beweist, daß sie sich als Herren der StraÙe betrachten.

Auch der Holzhändler und seine ganze große Gefolgschaft von Waldleuten schauen prüfend zum Fenster hinaus, ob die Schneedecke schon ausreicht, den Segen des Waldes hereinzuschaffen zur Brettschneide, die dann scharrend und knarrend die großen und kleinen Stämme zu Brettern und Balken verarbeitet. Holzabfuhr bei einer dicken Schneelage ist nur halbe Arbeit, und da ein großer Teil der Bewohnerschaft Flinsbergs am Holzgeschäft beteiligt ist, bildet ein guter Winter eine Art Lebensfrage für sie. Freilich erfordert es draußen im Walde und oben auf den Höhen der Berge manchmal Kraft und Ausdauer, wenn die Holzstapel und Klaftern aus metertiefem Schnee bei Sturm und Unwetter ausgeschaufelt werden müssen, ehe man sie auf den Schlitten verladen kann. Aber Geduld, Umsicht und jahrelange Übung erleichtern auch diese Arbeit. Oben im Gasthause auf dem Iserkamme stärken sich dann die Holzknechte und wärmen sich wieder aus, ehe die schwere Last mit manchem Hüh und Hott zu Tale gleitet. Mancherlei Gefahren drohen dabei aber doch, namentlich wenn gelegentliches Tau-

wetter die Schneebahnen vereist. Hier und da berichtet uns eine einfache Inschrift an einem Wegsteine, wie der eine und der andere, mag er nun Gläser, Schieberle oder Hirt geheißten haben, bei der Holzabfuhr seinen Tod fand. Wohnen doch Tod und Leben immer nahe beieinander.

Ähnlich ist es mit Arbeit und Vergnügen. Wie der Winter mit seinen Schneemassen ein gutes Feld für die Arbeit bereitet, so ist er auch ein willkommener Vermittler für manche heitere Betätigung. Rodeln und Schneeschuhlaufen sind nicht mehr ein beliebtes Kinderspiel, sondern sie gehören längst zu den geschätztesten Wintersportübungen der Erwachsenen. Beide haben sich seit etwa dreißig Jahren eingebürgert und immer mehr an Boden gewonnen. An schönen Wintertagen sieht man jung und alt, den Rodelschlitten hinter sich herziehend, den Höhen zustreben, um dann in wenigen Minuten wieder ins Tal hinabzuliegen.

Bindet uns das Rodeln immerhin an gebahnte Wege, so macht uns der Schneeschuh von Weg und Steg unabhängig. Ursprünglich nur von Forstleuten gebraucht, ist er nach und nach Allgemeingut geworden, namentlich seitdem der Riesengebirgsverein alljährlich eine Anzahl von Schneeschuhpaaren für Schüler der Volksschulen stiftete, die gewissermaßen im Vererbungswege einen Stamm von jungen Leuten heranbildeten, welche von Jugend an mit diesem Fortbewegungsmittel vertraut waren. Im Kriege hat sich das gut bewährt, insofern mehrere Flinsberger Kriegsteilnehmer Hervorragendes bei den Schneeschuhbataillonen in den Karpathenkämpfen leisteten.

Um nun Ordnung in den Betrieb des Wintersportes zu bringen, gründete man schon vor mehreren Jahren hier wie anderwärts eine Wintersportvereinigung. Sie hat sich die Ausbildung ihrer Mitglieder zur Aufgabe gemacht und wirkt durch Einrichtung von Jugendabteilungen darauf hin, daß schon frühzeitig die heranwachsenden Knaben und Mädchen zu geregelter sportlicher Tätigkeit erzogen werden. Unterricht wird von erfahrenen Sportleuten erteilt; Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung erküchtigen zu immer höheren Leistungen, welche schließlich in friedlichem Wettbewerbe erprobt werden bei der Veranstaltung von sogenannten Sportwochen. Dazu finden sich dann auch von nah und fern Teilnehmer und Zuschauer in reichlicher Menge ein, so daß in dieser Zeit Flinsberg ein Bild nahezu sommerlichen Verkehrs bietet.

Einer Form des Wintersportes muß noch gedacht werden, die immerhin eine gewisse Anhängerschaft gewonnen hat, des Bobsleighfahrens. Unschön wie der fremdländische Name auf den Betrieb an. Vier Männer benützen einen Doppellenkschlitten und suchen damit auf vorgeschriebener Bahn die größtmögliche Geschwindigkeit zu erreichen. Geschicklichkeit ist nur für den Lenker erforderlich,

im übrigen wirkt die Schwerkraft. Da bei der rasenden Geschwindigkeit, die erzielt wird, Zwischenfälle an der Tagesordnung sind, handelt es sich mehr um einen Nervenkitzel für den Zuschauer. Das ist ein ganz wesentlicher Unterschied dem Schneeschuhlauf gegenüber, welcher körperliche Geschicklichkeit und Kraft, unter Umständen auch Körperpersönlichkeit und Anmut der Bewegungen voll zur Geltung kommen läßt. Die höchste Leistung auf dem Schneeschuh verlangt der sogenannte Skijöring, bei welchem der Läufer sich ein Pferd vorspannt; dabei hat er reichlich Gelegenheit zu zeigen, was er kann.

Ist mit allen Sportübungen immerhin ein gewisses Maß von Gefahr verbunden, so findet gelegentlich doch auch harmloser Scherz seinen Platz, wenn etwa zur Fastnachtszeit die Gelegenheit günstig für ein Maskenrodeln ist. Jung und alt tummelt sich da auf glatter Bahn in allerhand Verwimmungen herum; die Jahreszeit gebietet allerdings, daß sich die Tracht mehr der der Eskimos, als der geringen Bekleidung der Bewohner des heißen Afrikas nähert. Flinsberger Maskenrodeln hielt schon einmal im Film einen Triumphzug durch die Kinotheater unseres Vaterlandes.

Nun habe ich erzählt, was ein Flinsberger Winter alles zuwege bringen kann; es bleibt aber noch übrig, von ihm selber einiges mitzuteilen, zumal vielfach ganz irrige Vorstellungen vom Gebirgswinter herrschen. So schlimm, wie viele denken, ist er glücklicherweise nicht. Lang, d. h. länger als draußen im Lande, ist er freilich, meist setzt er schon im November ein, und manchmal schickt er noch viel früher seine Vorboten, ebenso wie er noch weit in den Frühling hinein seine Geplänkel fortsetzen kann, wenn er gerade Laune dazu hat. Dabei ist aber gar nicht gesagt, daß wir uns während dieser Zeit einer dauernden Schneedecke zu erfreuen hätten, und grüne Weihnachten sind keine Seltenheit für uns, ebenso wenig wie weiße Ostern. Diese sind, wie ich in einem Menschenalter beobachten konnte, hier oben häufiger als draußen im Vorlande. Von der Kälte unseres Tales macht man sich meist sibirische Vorstellungen. Auch das ist unzutreffend. Zwar sinkt mit zunehmender Höhenlage die Durchschnittswärme um 0,5 Grad Celsius für je 100 Meter Erhebung. Flinsberg hat also mit einem Wärmerückgange von 2,5 Grad für seine mittlere Lage zu rechnen. Das stimmt auch für den Jahresdurchschnitt, nicht aber für den Winter. Seine geschützte Tallage bedingt es, daß das Quecksilber sehr selten unter — 10 Grad Celsius sinkt, während es z. B. unten in Friedeberg viel öfter einmal bis zu — 20 und mehr Grad hinabsteigt. Vertikale Verhältnisse, wie Windschutz und Besonnung, spielen dabei eine große Rolle und begünstigen unser Tal ungemein, wie der verstorbene Badearzt Dr. Adam ausführlich nachgewiesen hat.

Ungeheuerlich sind in manchen Wintern die Schneemassen, die hier niedergehen. Je höher hinauf, desto mehr nehmen sie zu. Ich selbst habe oben am Heufuderwege gleichmäßig gefallene Schneelagen

bis zu 3,5 Meter gemessen, und wiederholt konnte ich die frühere Schutzhütte auf dem Heusuder nicht auffinden, weil sie vollkommen verschneit war. Ein andermal ließ ich in der Nähe des ehemaligen Gasthauses Waldschlößchen unterhalb der Pashöhe des Iserkammes an einer wohl 10 Meter hohen Fichte etwa 3 Meter unterhalb des Wipfels die Nefte weghauen, um im Sommer zeigen zu können, wie hoch hier der Schnee gelegen habe. Einige Male erlebte ich es auch, daß durch den Schnee die Fahrverbindung mit Friedeberg tagelang unterbrochen war. Das sind aber Ausnahmefälle, welche für den allgemeinen Verkehr nicht allzuschwer ins Gewicht fallen.

Für mancherlei Unbilden, die der eine oder andere Wintertag bringt, wird man reichlich entschädigt, wenn erst einmal wieder die Sonne über die weißen Berge lacht, Schellengeläuf einer lustigen Schlittensfahrt zur Ludwigsbaude hinaus durch den schweigenden Wald klingelt, dessen Bäume und Sträucher der Schnee zu allerhand merkwürdigen Gestalten umformte; wenn der Raureif ein glitzerndes Spitzengewand ausbreitet, aus dessen Falten Tausende von Lichtpünktchen funkeln, gleichwie im Frühling die Sonnenstrahlen sich in den Taupföpfchen der Wiese brechen. Und ihm muß der Winter weichen, mag er wollen oder nicht; wie alles Irdische ist er dem ewigen Geseze vom Werden und Vergehen unterworfen.

Dr. Siebelt-Bad Flinsberg.

Durch Sommerfrischen am Kemnitzkamm.

Der erste sonnige Frühlingstag, der uns nach der Schneeschmelze im Isergebirge eine Wanderung in unseren herrlichen Bergen gestattet! Schnell ist das Ränzelt geschnürt, und durch den stillen Maienmorgen geht es eilig dem Bahnhofe zu. Wir scheinen nicht die einzigen zu sein, die heute feiern wollen. Das Abteil ist bis auf den letzten Platz besetzt. Zum Glück dauert die Fahrt nicht lange; aufatmend verlassen wir in Rabitzhau unsern Kerker. Vom Bahnsteig gehen wir schräg über die Chaussee hinweg und gelangen auf den grün markierten Fußweg, der uns nach der Sommerfrische Querbach geleiten soll.

Welch herrliches Landschaftsbild entrollt sich hier unserm Auge! Es läßt uns alles Erdenleid vergessen und erfüllt die Seele mit Freude an Gottes schöner Natur. Ja, es ist doch wahr: unser Heimatkreis gehört zu den schönsten Gauen in unserm Schlesiensland. Und das sehen nun allmählich auch die Großstädter ein, die sich bei uns drüben am Kemnitzkamm ihre Erholungsheime bauen und zur Sommerszeit unsere stillen Dörfer aufsuchen, um Körper und Geist für den Kampf ums Da-

sein zu erfrischen und zu stärken. Freilich, wer hier wohlgepflegte Promenaden, Parkanlagen, Gartensfeste und ähnliches sucht, der kommt nicht auf seine Rechnung. Dafür gibt ihm aber unsere Heimat staubreie, kräftige, ozonreiche, balsamisch-würzige Gebirgsluft, die unser auf nassem, steinigem Untergrunde wachsende Fichtenwald in so reichem Maße spendet, die man nicht nur atmet, sondern auch „schmeckt“. „Es ist das“, wie Sanitätsrat Dr. Adam sagt, „jener köstliche Hauch reiner, ungekrübter Naturfrische, den die großen Städte so schmerzlich vermiffen lassen; es ist jener herrliche Gottesodem, der durch die Wälder an und auf den Höhen entlang streicht, dessen Wehen den gleich erquickenden Einfluß ausübt wie die mit Recht gerühmte Seelust auf den friesischen Inseln und den Halligen der Nordsee“. Wer also köstliche Ruhe, wirkliche Stärkung für Geist und Glieder und Erholung in reiner, unverfälschter Natur wünscht, der suche die Sommerfrischen drüben am Kemniskamm auf.

Schreiten wir auf dem betretenen Wege eine kurze Strecke weiter, so entschwindet zwar das Riesengebirge unseren Blicken, aber um so klarer tritt das Bild des herrlich bewaldeten Kemniskammes, der im vor uns liegenden Kemniskammberge eine Seehöhe von fast 1000 Mtr. erreicht, mit seinen meist in Quertälern eingebetteten, lieblichen Ortschaften hervor. Da, vom Abhang des Kesselberges (721 Mtr.), welcher dem Kamm vorgelagert ist, schauen die mächtigen Schieferdächer der zu Regensberg gehörigen Kolonie Kesselschloß mit dem Erholungsheim der Berlin-Tempelhofer Allgemeinen Ortskrankenkasse und der bekannten Kesselschloßbaude weit in das Land hinein. Vorzeiten erhob sich hier die Burg Kesselschloß, von der die Sage zu berichten weiß. Am Fuße der Berge zeigt sich Giehren. Seine evangelische Kirche mit dem weiß leuchtenden, erst 1910 erbauten Turme tritt auffallend aus dem Dorfbilde hervor. Rechts daneben grüßt uns, aus den hohen Baumwipfeln emporschauend, der Turm der katholischen Kirche. Wir sehen nur einen kleinen Teil von Giehren; denn diese Sommerfrische zieht sich in der Schlucht des Giehrer Wassers (Gierig, Giehre) bis nach dem ihm seit einigen Jahren eingemeindeten Greiffenthal hinauf, das ebenfalls wie Regensberg in seinen an den Hängen zerstreut liegenden Häuschen zahlreiche Sommergäste aufnimmt. In der zu Giehren gehörenden Kolonie Förstel wird zur Zeit ein Erholungsheim der Gubener Ortskrankenkasse errichtet. Drüber vor uns „greifbar nahe“ zieht sich in dem Quertale links von Giehren das fast 700 Einwohner zählende, echte Gebirgsdorf Querbach bis 660 Mtr. Seehöhe am Kamme hinauf, und östlich davon, unserm Blick noch entzogen, laden Kunzendorf, Blumendorf und Antoniwald Naturfreunde und Erholungsbedürftige ein. Ueberall finden sich saubere Gasthäuser, die schmackhafte Kost dem Fremden darreichen. Wo es an Logierhäusern mangelt, tritt der Gebirgsbewohner gern seine „gute Stube“ für einen mäßigen Preis an die Sommergäste ab. Vor allem ist es das verstreut drüben am Kemniskamm liegende Antoniwald, das weitab von den

Hauptverkehrsstraßen so viel Anmut und Ursprünglichkeit bietet, daß es zu einem sehr gern aufgesuchten Erdenwinkel geworden ist.

Nun aber weiter! Die Sommerfrische Querbach, in etwa 25 Minuten erreichbar, ist unser nächstes Reiseziel. Im Sommer 1924 fanden hier 585 Gäste Aufnahme. Unterkommen bieten der mit seinem mächtigen Mansarden-Dache die Nachbargebäude überragende Kretscham (jetzt auch „Gasthaus zum Hirschstein“ genannt), das Erholungsheim der Bunzlauer Allgemeinen Ortskrankenkasse mit einer Schülerherberge (Seehöhe wie das Flinsberger Kurhaus), die herrlich gelegene Kaiser-Wilhelm-Baude und verschiedene Privatgebäude. Der Kretscham liegt dort, wo die „Alte Zittau-Hirschberger Handelsstraße“, die vor 125 Jahren, als es noch keine Eisenbahn gab, für die Orte des Isergebirges eine große Bedeutung hatte, die Dorfstraße kreuzt. Das Erdgeschloß ist massiv und enthält mächtige Gewölbe, die den aus Fachwerk bestehenden oberen Stock tragen. Unter dem hohen Mansarden-Dache befinden sich keine Zimmer, sondern drei übereinander liegende große, gedielte Bodenräume. Sie dienten in der Zeit der Erbuntertänigkeit als Speicherräume für das von der Ortschaft Querbach an die Herrschaft Greiffenstein abgelieferte Getreide.

Etwa 250 Mtr. vom Kretscham entfernt liegt hinter der Molkerei der mit einem anmutigen Birkenwäldchen gekrönte Pulverberg (496 Meter). Sein Name erinnert uns daran, daß einst in diesem stillen Gebirgsdörfle Bergbau getrieben wurde. Sein höchster Punkt trug noch vor hundert Jahren das Pulverhäuschen der Grube „St. Maria Anna“. Wir steigen hinauf und sind überrascht von dem prächtigen Rundblicke, der sich unserm Auge darbietet. Im Norden ragt der Greiffenstein (423 Mtr.) aus der Hügellandschaft hervor. Nach Westen zu sehen wir Nieder-Giehren und dahinter die Queisdörfer; Mittel- und Ober-Giehren werden durch den Wald des Bergzuges, der vom Kemniskamm nach Norden streicht, verdeckt. Nach Süden gewendet überblicken wir das Tal, in welchem Mittel-Querbach aufsteigt; ferner sehen wir, wie sich Ober-Querbach teilt und sich dann in drei fast parallelen Zügen (Hölle, Berghäuser, Hegewaldhäuser) bis an das herrschaftliche Forstrevier hinaufzieht. Das große, in den Berghäusern hervortretende Gebäude mit dem weiß leuchtenden, von schwarzen Balken durchzogenen Giebel ist die Kaiser Wilhelm-Baude. Das Forsthaus mit den beiden großen Linden vor der Haustüre gehört zu den Hegewaldhäusern, steht aber etwas abseits zur Linken der Häuserreihe, dicht am Saume des „Hegewaldes“. Auch nach Osten zu ist der Blick durch einen nach Norden ziehenden Ausläufer des Kemniskammes, der den schön bewaldeten Hirschstein und die beiden Basaltkuppen Hüftenhübel und „Kahle Berg“ trägt, beschränkt. Dieser Bergzug bildet die Wasserscheide zwischen Bober und Queiß und schützt Querbach vor den rauhen Ostwinden. Hinter ihm liegt Kunzendorf. Wir verlassen unsern Standpunkt. Nach der Südseite zu absteigend, stehen wir bald wieder

auf der Dorfstraße und gelangen zu der dicht am Rande der Straße stehenden R.-G.-W.-Buche. Obgleich sie nach Schätzung erst 70—80 Jahre alt ist, beträgt doch ihr Umfang in Manneshöhe $2\frac{3}{4}$ Mtr. Der glatte, astreine Stamm hält bis neun Meter Höhe fast gleichmäßig aus, erst dann beginnt die mächtige Krone des herrlichen Baumes, den der jetzige Besitzer des Grundstücks dem R.-G.-W. als Naturdenkmal unentgeltlich überwies. Nach Eintragung ins Grundbuch beim Amtsgericht zu Friedeberg darf der Baum erst gefällt werden, wenn der Gemeindevorsteher und der Vorsitzende der Ortsgruppe des Riesengebirgsvereins anerkennen, daß der Baum krank ist und gefällt werden muß.

Wer in Querbach einige Tage oder Wochen verbringen will, findet Gelegenheit zu überaus reizvollen und genussreichen Wanderungen in das Vogtsbachtal, zum Hüftenhübel (548 Meter), Kahlen Berge (562 Meter), Hirschstein (der „Große Hirschsteinfelsen“ — 720 Meter — ist als Aussichtspunkt durch Treppe und Eisengeländer zugänglich gemacht), ins Scheibental, in den Hegewald, an Weidmannsrub vorüber zur „Kapelle“. Dieser Ort, den wir uns als Wanderziel erwählt haben, ist auf den Karten meist als heidnische Kapelle bezeichnet. Hier betreten wir das Gebiet von Querbachs Geschichte und Sage. Nach neueren Quellen sollen es christliche Kolonisten gewesen sein, die zu Ende des 12. Jahrhunderts diese Kapelle erbaut und dem hl. Wolfgang geweiht haben. Die Ueberreste der sogenannten Wolfgangskapelle waren im vorigen Jahrhundert vollständig verschwunden; man kannte nur noch den mit hohen Fichten bewachsenen „Forstteil Kapelle“. In neuerer Zeit entdeckte man beim Aufforsten einige Reste der Grundmauern im Erdboden. Der Platz wurde nun freigelegt, ein Kranz von Steinen auf die Grundmauern gesetzt und vier Douglastannen angepflanzt. Eine Bank ladet uns zum Ausruhen ein. Der über der Kapelle aufsteigende Plan heißt jetzt noch im Volksmunde „Kirchhof“; vielleicht diente er den zahlreich herbeigeströmten Pilgern einst als Lager- und Marktplatz. Die Glocke der Kapelle soll später in der Kunzendorfer kath. Kirche gehangen haben, bis sie 1880 durch Feuer zerstört wurde. Steigen wir von der Kapelle etwa 100 Schritte den rot markierten Fußpfad hinauf, so bemerken wir links in der Schonung, einige Schritte vom Wege entfernt, die mächtige „Grenzanne“, so genannt, weil in ihrer Nähe die Forstreviere Querbach und Kunzendorf aneinander grenzen. Ihr Umfang beträgt am Erdboden $4\frac{1}{2}$ Meter. Von hier aus gelangen wir bald auf die neue, schöne Forststraße. Wir wenden uns auf derselben nach links und kommen nach drei Minuten zum „St. Wolfgangsbrunnen“, der dicht am rechten Rande der Straße liegt. Von diesem lebt im Volksmunde hiesiger Gegend noch folgende Sage: „Der Wolfgangsbrunnen war einst ein heilkräftiger Quell. Lahme und Krüppel, die zu ihm wallfahrtefen und von diesem Wasser tranken, wurden gesund. Sie legten dann ihre Krücken am Brunnen nieder. Der Quell verlor seine Wirkung, als ihn eine Heze verwünschte und ein „Mählein“ Hirse hinschüttete. Wenn aber soviele Jahre verflossen sind, als Hirskekörnlein

in den Brunnen fielen, verliert der Zauberspruch seine Wirkung und der Quell erhält seine Kraft wieder." Wir denken hier an den „Zehrbrunnen“, der auf der westlichen Dorfflur von Querbach am Waldesfaum liegt, an den sich ebenfalls Sagen von Krankenheilungen knüpfen und an dem einst ein Eremit (frommer Einsiedler) in seiner Klause wohnte. In der Nähe des Zehrbrunnens bemerkt man heute noch im Walde eine alte, verpflanzte Wegeanlage. Der Weg von Giehren über Förstel zur Kapelle soll hier am Zehrbrunnen vorüber durch den Wald geführt haben. Ungefähr 5 Minuten vom Wolfgangsbrunnen entfernt, schneidet ein Forstweg unsere neue Straße. Wir wenden uns nach rechts und gehen den Forstweg etwa 160 Schritte entlang. Hier steht an einem alten Kreuzwege die „Kreuztanne“. Die ursprüngliche „Kreuztanne“, mit einem Kreuzfisz geschmückt, war vor alter Zeit „Wallfahrtsstation“, sie blieb daher als heiliger Baum, wenn ihre Schwestern unter der Axt des Holzhauers fielen, verschont, bis sie der Sturm zu Fall brachte. Der durch und durch morsche, sehr starke Stamm war am Ende des vorigen Jahrhunderts noch ein Zeuge längst vergangener Zeiten. Die an Stelle der alten „Kreuztanne“ gepflanzte Douglastanne ist nun etwa 7 Meter hoch und durch eine Umzäunung geschützt. Wir gehen nun die kleine Strecke, welche wir auf unserer Forststraße bereits vorwärts schritten, wieder zurück. Bald biegt die Straße hier am oberen Ende des Scheibentales bogenförmig nach rechts um, so daß wir, da das Holz zu beiden Seiten der Forststraße geschlagen wurde, das lange, schmale Waldtal und sein Vorland übersehen können. In einigen Minuten stehen wir dem langgezogenen Scheibenberge (783 Meter) gegenüber. Er trägt an seinem nordwestlichen Abhange den Großen und Kleinen Hirschsteinfelsen. Ehe wir wieder in den Hochwald eintreten, drehen wir uns noch einmal um, überblicken staunend die Waldespracht und sehen jenseits des Tales die bei der „Kapelle“ stehende „Grenztanne“ hoch aus den Gipfeln emporragen. Da die Forststraße in ihrer weiteren Fluchtlinie noch nicht ausgebaut ist, so steigen wir den bald vom „Hohen Hübel“ herabkommenden Waldweg rechts hinab. Waldesrauschen, Waldeschweigen, Waldesdunkel, Waldeseinsamkeit — das stimmt die Seele höher.

Hört ihr der Vögel Schall
Den Schöpfer preisen,
Seht ihr die Säulen all
Zum Himmel weisen?

Merkt ihr, wie ringsumher
Die Dämmer fließen
Und oben mehr und mehr
Die Wölbung schließen?

Zu einem Tempel ein
Sind wir getreten,
Nun laßt uns stille sein
Und kindlich beten.

(„Andacht im Walde“ von Martin Greif.)

Ja, auch ohne „Kapelle“ und „Kreuztanne“ würden wir es wissen: hier ist heiliges Land. Zögernd, als könnten unsere Schritte den Gottes-

frieden stören, gehen wir weiter. In wenigen Minuten sind wir auf dem schönen, breiten „Schichtenwege“, so genannt, weil er immer in derselben Höhengicht, also ohne Steigung und Gefälle am Kamme hinführt. Wir haben daher jetzt auf diesem prachtvollen Wege 5 Kilometer weit bis zu seinem westlichen Ende, von dem die Kesselschloßbaude nur noch 1 Kilometer entfernt liegt, eine bequeme und abwechslungsreiche Waldwanderung mit immer neuen, fesselnden Ausblicken ins Vorland. Fröhlich singend schreiten wir rüstig durch die Waldespracht der Baude zu. Noch einmal laben wir uns hier an dem herrlichen Landschaftsbilde, das bis zur Landeskronen, dem Grödißberg und dem Probsthainer Spitzberg reicht. Dann nehmen wir Abschied: Schirm dich Gott, du schöner Wald!

Rasch eilen wir den Abhang des Kesselberges übers „Kochhäusel“ hinunter. Nachdem wir uns durch einen kühlen Trunk in der „Saffqueische“ in Krobsdorf erfrischt und gestärkt haben, geht es dem Bahnhof Ullersdorf zu, von wo uns die Isergebirgsbahn in unsern Heimatsort zurückbringt.

R ü g e r = Querbach und V o l k m a n n = Friedeberg.

Von Norden nach Süden.

(Von Karlsdorf bis Groß-Iser.)

Neben manchen Merkmalen des Niederganges in unserm Volke ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß das Wandern immer mehr in Aufnahme kommt. Trotz Eisenbahn, Fahrrad und Automobil wandert die Jugend fröhlich zu Fuß mit Gesang und Lautenklang. Unsere engere Heimat bietet ein reiches und weites Gebiet für Ausflüge aller Art.

„War aus'm Bunzl' noch Lambrich viel,
Dar muß über sieba Barje giehn.“

Damit kennzeichnet der Volksmund kurz den Weg von Bunzlau nach Löwenberg.

Den Kreis Bunzlau verläßt die südwärts nach Löwenberg führende Straße bei Neu-Jäschwitz. Von dort aus sieht man auf einer Anhöhe die erste Ortschaft des Kreises Löwenberg liegen. Es ist die Kolonie Karlsdorf. Sie besteht aus wenigen Häusern und einem Vorwerksgut. Baumschulen und Obstanlagen zeigen, daß neben Getreidebau auch Obstbau betrieben wird.

Beim Dahinschreiten auf der Höhe kommt man zur Gastwirtschaft Luisenhain mit Gesellschaftsgarten und Vergnügungsplätzen. Das

Gasthaus gehört noch zum Kreise Bunzlau. Wie stimmt das aber? Wir verließen doch diesen Kreis bei Jäschwitz? Die Kreiskarte belehrt uns, daß der Bunzlauer Kreis an dieser Stelle mit einem schmalen Landstreifen noch einmal an unsere Landstraße herantritt.

Einen weiten Ausblick hat man von der Höhe. Links ziehen bewaldete Bergrücken hin, rechts liegt die Flusslandschaft des Bobers. Beim Niedersteigen berühren wir die Häuser von Dürnkunzendorf. Noch zwei Dörfer unsers Kreises führen nach ihrem Gründer den Namen Kunzendorf. Seitab von der Straße zieht sich das Kirchdorf Groß-Walditz hin. Nachdem wir abermals einen Höhenzug überflogen haben, senkt sich der Weg zum Bober hinab. Hier kehren die Enden zweier Bergzüge ihre Steilklanten gegeneinander, hüben der historische Husarensprung und drüben der Steinberg bei Wenig-Rackwitz.

Beim Weitergange haben wir links das Dorf Hohlstein mit dem gleichnamigen Schlosse. Das steht auf der Höhe und ist weit in der Gegend sichtbar. Der Dichter Theodor Körner hat es auf seiner schlesischen Reise im Jahre 1809 besucht.

Sehenswert ist hier auch der Schocken-, Schacken- oder Scharkenstein, ein einzelner, säulenartiger Fels.

Wir erreichen weiterhin das Dorf Sirgwitz mit seiner schlichten Kirche. Der Bober fließt zwar weit drüben in der Aue. Aber überall blinken Lachen und tote Arme des Flusses herüber. Sie erzählen von den Irrgängen seines Laufes. Bei Hochwasser ist die Talaue ein einziger See. Vor Erbauung der Bobertalsperre hat manche Uberschwemmung die Gegend heimgesucht. Der Fluß bringt alle Gewässer aus den Talkesseln von Liebau, Landeshut, Hirschberg und Lähn mit, und da sind die gewaltigen Wassermengen nicht verwunderlich. Aus dem vorigen Jahrhundert sind die Zahlen 1829, 1854, 1860, 1883, 1888 und 1897 als Hochwasserjahre bekannt. An der Brücke in Löwenberg sind Hochwassermarken angebracht, die sehr lehrreich wirken.

Nochmals an einem Höhenzuge, den Braunauer Bergen, vorüber, führt uns die Straße nach dem Dorfe Braunau. In den Bobermühlen daselbst klappern die Räder und summen die Turbinen. Wasserkraft und elektrischer Strom sind die Triebkräfte dieser Werke. Die Straße überschreitet nun den Bober. Ein steinerner Lauffeg dient dem Fußgängerverkehr, wenn die Wiesen und mit ihnen die Straßen überflutet sind. Das Bobertal ist hier bis $1\frac{1}{2}$ Kilometer breit und von mefertiesem, lockerem Boden bedeckt.

Hinter dem Bahndamme schauen schon die Türme von Löwenberg herüber, und bald schreiten wir durch die Straßen der schönen, fraulichen Stadt. Nur zur Wanderrast kehren wir auf kurze Zeit ein. Bald ziehn wir weiter; denn der Weg bis zur Südgrenze des Kreises ist noch weit.

Wir verlassen die Boberaue und biegen hinter dem Kreishause, dem ehemaligen Schlosse des Fürsten Konstantin von Hohenzollern-Hechingen, in ein südliches Seitental, das des Göriseiffen-Baches, ein. Der Zutritt wird durch einen Höhenzug aus Quadersandsteinen eingeengt. Rechts Hand treten die Felsen dicht an die Straße heran, links liegen sie jenseits des Baches; dort ist das sagenreiche Jungfernstübchen.

Auf unserm Weitermarsche durchlaufen wir das Dorf Nieder-Göriseiffen, dem im Jahre 1893 die kleinen Gemeinden Ober- und Nieder-Poßenberg und Nieder-Stammisdorf einverleibt wurden. An diese Ortschaft schließt sich Ober-Göriseiffen an. Es ist so recht ein Abbild der deutschen Dorfanlagen. Im Talgrunde, dem Laufe des Baches folgend, ziehen sich die Dörfer oft meilenweit im Bergland aufwärts. Dem Beobachter entgehen nicht die Formunterschiede der Siedelungen. In der Ebene und im Vorlande finden wir breit angelegte Ortschaften. Sie erweitern sich nach der Mitte zu und schließen einen Acker, wohl auch einen Dorsteich ein. Solche Siedlungen weisen noch der Bunzlauer Kreis und der Löwenberger an seiner Grenze auf. Slavische Runddörfer finden wir allerdings nicht mehr. Aber die Ortsnamen Rackwitz, Sirgwitz, Plagwitz, Jobken deuten auf slavische Gründung. Ganz anders sind die Dörfer, die deutsche Ansiedler aus Thüringen und Franken nach dem Jahre 1200 anlegten. Solche Siedlungen sind die den Talfurcheu folgenden Orte Göriseiffen und Schmottseiffen. Die Häuserzeilen stehen dichtgedrängt im Tale entlang. Hier und da hängt auch ein Haus gleichsam am Bergeshange. Oben auf den Höhen sind stattliche Bauernhöfe angelegt. In beiden Dörfern steht im Mittelpunkte des Dorfes auf hoher Tal-kante die steinerne Kirche.

Der landschaftliche Reiz der beiden Dörfer wird noch gehoben durch die Obstgärten der Gehöfte. Zur Zeit der Baumbüte prangt die Gegend in einer Fülle von Naturschönheit. Jedes Gehöft, jedes Häuschen ist dann umgeben von weißer und rosafarbener Blütenpracht. Die vielen Kirsch- und Apfelbäume bringen zur Zeit der Ernte den Besitzern auch schönen Gewinn.

Beim Wandern und Schauen wird uns der Weg durch das langgestreckte Ober-Göriseiffen nicht allzulang. Ein Zug von Melaphyrgestein, der von Lahn aus westwärts streicht, engt das Tal im Mittelborsche ein. Im Zwickel-, Linden- und Hopfenberg setzt sich der Zug bis Hagendorf fort. Wenn wir bei den letzten Häusern des anschließenden Dorfes Neundorf-Liebenthal angelangt sind und das Torgebäude des uralten Kretschams durchschritten haben, stehen wir auf der Wasserscheide von Bober und Queis und damit auf den Grenzhöhen von Ober- und Niederkreis. Ein lachendes Gelände tut sich vor uns auf: von der reizvoll zu unsern Füßen liegenden Ortschaft Krummölz schweift der Blick links zum Städtchen Liebenthal, und rechts er-

blicken wir vor den Queishöhen die Türme und Schornsteine Greiffenberg's. Hier oben auf der Wasserscheide und auf dem Wege nach dem Niederdorfe von Krummöls befinden wir uns auf dem geschichtlichen Boden des Lagers von Schmottseiffen (Kaltvorwerk) im Jahre 1759.

Quer durchschreiten wir Krummöls. Nun ziehen wir auf uralter Landstraße durch die dunkle Harte dahin. Wie überall auf den Wegen um Liebenthal begleiten uns das Weiß der Birke und ihr helles Grün. Am Ausgange des auf Greiffenberg zu sich hinziehenden Dorfes Groß-Stöckigt vorbei, erreichen wir die Landstraße Greiffenberg—Liebenthal. Dort oben auf der Höhe steht unter hochgewölbten Linden ein Kreuz. Ein einfach-frommes Gemüt erwählte hier ein Fleckchen Erde als Stätte der Andacht, das zugleich dem die Schönheit der Heimat suchenden Wanderer volles Genüge bereitet.

Unter der Bahn Greiffenberg—Hirschberg hindurch führt die Landstraße weiter zur Kreuzschenke. Von da aus geht sie als ausgebauter Fahrstraße zum Greiffenstein. Rechts erhebt sich der Kapellenberg mit der Leopoldskapelle, dem Wahrzeichen der Gegend. Bald stehen wir auf den Trümmern der Burg Greiffenstein. Hier erhebt Frau Sage ihre Stimme, und die Geschichte redet zu uns manch ernstes Wort von den ereignisreichen Schicksalen des Greiffenstein. Wie einst den Dichter Theodor Körner, so fesselt auch uns die herrliche Aussicht, hinauf zu den nahen Bergen, hinüber über die Fluren und Ortschaften, hinab auf die zerfallene Burg. Zur Erinnerung an Theodor Körners Anwesenheit hat die Ortsgruppe Greiffenberg des R. G. V. im oberen Teile der Ruine eine Marmortafel angebracht.

Vom Greiffenstein haben wir nicht mehr weit zu dem freundlich gebauten Städtchen Friedeberg. Von hier aus liegt der Iserkamm zum Greiffen nahe. Die staubige Kunststraße dahin kann man vermeiden. Ein Dorfweg führt uns ostwärts von hier hinan. Die Orte Röhrsdorf, Steine, Krob'sdorf und Ullersdorf sind zu durchschreiten, ehe wir dicht an die Berge kommen. Endlich betreten wir das Hochtal Flinsberg's, das der Queis in feinigem Bette durchrauscht. Im Rahmen der dunklen Fichtenwälder bietet das vielbesuchte Stahlbad ein überaus freundliches Bild. Auf einer Terrasse des Iserkammes steht das schöngegliederte Kurhaus. Von seiner Wandelhalle aus öffnet sich uns ein reizvoller Blick hinaus in die fruchtbare Ebene durch die Lücke, die das Quertal des Queis in den Kemnitzkamm gesägt hat. Schräg am Gehänge des Kammes herab zieht sich die Iserstraße, an deren höchster Stelle die Kammhäuser liegen. Da hinauf steigen wir, am Gasthaus „Germania“ vorbei. Es ist ein schwieriges Stück Weg nach so langer Wanderfahrt. Die Viktoriahöhe nebenan der Pafshöhe liegt 1001 Meter hoch. An einer weiteren Baudengruppe, Schwedlers Plan, vorüber, führt die Iserstraße unserm Ziele zu. — Durch dunklen Nadelwald und an düsteren Hochmoor-

wiesen entlang geht es mäßig bergab nach Groß-Jser. Mitten in der Einsamkeit von Wald und Moor liegt dieses Baudendörfchen in 830 Meter Höhe. Von den niedrigen Hütten heben sich die Schule mit dem zierlichen Glockentürmchen und das freundliche Gasthaus besonders ab.

Unsere Wanderung ist beendet. Der Weg vom nördlichsten Punkte des Kreises bis zu seiner Südspitze beträgt in gerader Linie 45 Kilometer. Wir mußten etwa 50 Kilometer zurücklegen. Von der Grenze des Bunzlauer Kreises, der in das Gebiet der niederschlesischen Ebene hineinreicht, sind wir bis auf die Höhenkämme des Sudetengebirges gekommen. Fast alle Höhenstufen, die ein Gelände aufweisen kann, haben wir durchwandert.

Lang war die Marschstrecke, aber reich an Eindrücken für das verlangende Auge und das für die Heimat empfindende Herz. Wer der Heimat kundig werden will, darf sich nicht damit begnügen, aus Karte und Buch sich ein Wissen über sie zu verschaffen. Er muß ihre Schönheit und anziehende Kraft erleben auf frischer Wanderschaft, kreuz und quer über Berg und Tal, durch Dorf und Stadt, von Ost nach West, oder wie heute von Nord nach Süd.

S o l z b e c h e r = H o h l s t e i n .

Von Ost nach West.

(Von Flachenseiffen bis Greiffenberg.)

Die großen Touristenwege unsers Riesengebirges sind in der Reisezeit so belebt wie eine Hauptstraße der Großstadt. Manchen wanderlustigen Naturfreund zieht es dann nicht hinauf in die Berge. Er sucht lieber das Vorgelände des Gebirges auf, das auch eine Fülle von Schönheiten bietet.

So brachen wir denn an einem Morgen von Hirschberg auf und schritten nach Norden. Am Ende der Stadt wird die Straße von dem Bahndamm der Strecke nach Greiffenberg überquert. Hinter dem Durchgange sehen wir das bekannte Dorf Grunau. In seinem unteren Teile überschreitet die Voberbahn nach Lähn unsern Weg. Da liegt der Grunauer Bahnhof. Er ist, wie alle Bahnhofsgebäude dieser seit 1909 eröffneten Strecke, in seiner geschmackvollen Bauart der Gebirgslandschaft und dem Dorfcharakter besser angepaßt als die nüchternen Bahngelände älterer Linien. Im oberen Teil des Dorfes geht es steiler bergan, und endlich haben wir das letzte Gehöft erreicht.

Schon in Hirschberg erblickten wir die abgerundete Kuppe des Grunauer Spitzberges. So wird der Berg von der Hirschberger Seite aus genannt, während er von der Löwenberger Seite her der Flachenseiffener Spitzberg heißt. Als wirklicher Spitzberg erscheint er auch dem Beschauer mehr von Westen und Norden her. Ein steiler Aufstieg führt uns hinan und verschafft uns eine prächtige Rundsicht.

Vom Spitzberge steigen wir hinab nach Flachenseiffen, der ersten Ortschaft in unserm Heimatkreise. Der Bergrücken auf der anderen Seite des Dorfes ist das „Gebirge“ oder der Ludwigsdorfer Kamm. Dahinter liegt Ludwigsdorf, tief eingebettet in zwei Bergzüge des Bober-Katzbach-Gebirges. Die Nachbarn sagen spottweise von den Ludwigsdorfern, sie müßten sich auf den Rücken legen, wenn sie die Sonne sehen wollten. Das Dorf Flachenseiffen zieht sich, wie die meisten unserer Gebirgsdörfer, an einem Bachlaufe entlang. Eine Merkwürdigkeit bietet es in einer vorgeschichtlichen Wallanlage. Im Mitteldorfe schreitet man durch ein Bauerngut den Feldweg hinaus in nordöstlicher Richtung. Unter den Gipfeln des Höhenzuges liegt vor uns eine vorstehende Bergkuppe. Sie wird von den Bewohnern der „Hemrich“ genannt. Er ist schon von weitem erkennbar an den rötlichen Wänden eines Steinbruches aus Quarzporphyr an seiner Stirnseite. Auf dem Scheitel des Berges bemerkt man einen rundlichen Wall mit Graben, auch Reste einer Brunnenanlage und Steingeröll wie von Mauerkrümmern. Man hält die Anlage für einen Burgwall aus altslawischer Zeit, wie Schlesien deren viele aufweist. Sinnend verlassen wir das Denkmal früherer Zeiten und Geschlechter.

Wieder im Dorfe angekommen, wandern wir bachabwärts nach Langenau zu. Auf halbem Wege steht rechts eins der alten Steinkreuze, die man in unserer Gegend häufig antrifft. Der Chronist Sutorius berichtet in seiner Geschichte der Stadt Löwenberg etwas über solche Zeichen. Ein Mord oder Totschlag wurde außer andern Strafen dadurch gesühnt, daß am Orte der Tat ein steineres Kreuz aufgerichtet werden mußte.

Das große Kirchdorf Langenau ist bald erreicht. Das Schloß, die beiden Kirchen und schöne Landhäuser geben dem Orte ein stattliches Aussehen. Die katholische Kirche ist in ihren älteren Teilen aus dem 13. Jahrhundert. Das Innere birgt einen holzgeschnitzten Altar aus der Zeit der Hochrenaissance. Außerdem bewundern Altertumskenner noch die Malereien, die Rittergrabsteine und den Taufstein. Hinter der Kirche sind Mauerreste eines alten Schloßbaues zu sehen. Das jetzige Schloß, ein moderner Bau, steht näher an der Dorfstraße. Das evangelische Gotteshaus ist ein Bau im Stil der Predigtkirchen aus der Zeit Friedrichs des Großen. Sowohl durch Erneuerung und Instandsetzung als durch Anbau eines schönen Turmes ist die Kirche recht stattlich geworden. Das lange Dorf hat große Bauernhöfe, die von Obstgärten umgeben sind. Die Langenauer und Flachenseiffener brin-

gen ihr Obst selbst auf den Hirschberger Markt, wo große Nachfrage danach ist. Wir gehen das Dorf weiter abwärts. Es folgt in seiner Anlage den Windungen des Engelbaches.

Da, wo Nieder-Langenau beginnt, zweigt sich eine Landstraße ab, die wir weiter verfolgen. Sie bringt uns über die Höhe hinweg ins nächste Taldorf. Auf der Höhe des Bergrückens steht wieder eins der alten Steinkreuze. Vor uns im Tale liegt Tschischdorf. Es ist eine uralte Ansiedlung aus der slavischen Zeit unserer Gegenden. Wir gehen nur durch den unteren Teil des Dorfes. Beim letzten Gasthause biegen wir links ab, verfolgen den Weg durch das gegenüberliegende Gehöft und gehen dann nördlich am Harteberge hin. Ein Stollen ist hier in den Berg getrieben. Es wird auf Eisenerz geschürft. Auf dem Wege bieten sich schöne Ausblicke dar: Vor uns liegt das Bobertal. Jen-seits steigen überall Berge empor, die Teufelsmauer bei Walkersdorf, der mächtige Huhzdorfer Windmühlberg, der Maßdorfer Schloßberg. Unser Weg senkt sich hinab nach dem Dorfe Mauer. Das war früher ein stilles Dörfchen im abgelegenen Tale, das kaum jemand kannte. Durch die Talsperre hat es Berühmtheit erlangt. Viele Neubauten, Gasthöfe und Landhäuser haben den Ort vergrößert.

Ueber die eiserne Brücke hinweg gelangen wir aufs linke Boberberufer. Die Talsperre selbst erblicken wir nicht. Sie liegt weiter aufwärts hinter einer Flußbiegung. Den Südrand bildet ein Bergzug mit der Margaretenhöhe. Drei einsame Birken schauen von der Höhe herab und erinnern an Rembrandts Bild von den drei Bäumen. Wir steigen nun hinauf nach Maßdorf. Das frühere Schloß, ein altertümlicher Bau, ist ein Wirtschaftsgebäude geworden. Dafür haben sich die Besitzer ein neues Herrenhaus auf der Höhe errichtet. Nach den Befreiungskriegen wohnte hier der General von Nahmer. Der ließ auf dem Berge und seinen Abhängen einen herrlichen Naturpark anlegen. Auf schönen Parkwegen geht man zwischen hohen Baumgruppen und grünen Wiesenplänen dahin. Einzelne Plätze bieten wundervolle Blicke ins Bobertal und aufs Hochgebirge. Auf der großen oder der kleinen Steintreppe kann man hinab in den kühlen Maßdorfer Grund steigen, wo ein Wasserfall rauscht.

Gern würden wir noch länger an dem schönen Orte verweilen. Unser Weg weist uns weiter durch die Ortschaft Maßdorf. Nachdem wir sie verlassen, durchqueren wir einen Nadelwald. Am Wege steht ein Denkstein. Hier starb 1849 auf einer nächtlichen Wanderung, wozu ihn seine Berufspflicht veranlaßte, der Liebenthaler Arzt Franz Gehelt.

„O, wahrer Menschenfreund, Du wirfst mit Recht beweint.“

So kündigt der Denkstein. Die Höhenzüge linker Hand von uns weisen vielfach Quarzgänge auf, die zwischen Maßdorf, Spiller und Johnsdorf auch ausgebeutet wurden. Der Landweg erhebt sich nochmals etwas und steigt dann nach Ullersdorf hinab. Rechts ist ein Steinbruch,

der schöne Basaltsäulen aufweist. Die Basalthöhen treten häufig im schlesischen Vorgebirgslande auf und bilden eine Zierde der Landschaft, so der Greiffenstein, der Laubaner Steinberg, der Heidersdorfer Spitzberg, die Landeskronen bei Görlitz, der Gröbzigberg, der Probsthainer Spitzberg. Jenseits Ullersdorf liegt schon wieder ein Basaltdurchbruch, die Hennersdorfer Höhe.

Wir müssen das lange Ullersdorf fast bis ans Ende durchschreiten. Außerhalb des Dorfes liegt eine Ziegelei. Vor einigen Jahren wurde dort eine Mineralquelle, die Hannaquelle, entdeckt. Sie ist vom Besitzer gefaßt worden und liefert ein angenehmes Tafelwasser.

Nachdem wir Ullersdorf verlassen haben und an der Geppersdorfer Leichmühle vorüber sind, nähern wir uns der Stadt Lieben thal. Von weitem sichtbar ist die hochgelegene Klosterkirche mit ihrer nach Osten gerichteten Schaufront. Südlich von der Stadt liegt der Lieben thaler Stadtwald. Die Stadt kann sich glücklich schätzen, daß sie ein so großes Forstgelände besitzt, das in Zukunft immer mehr an Wert steigen wird. In dem sumpfigen Waldgebiete des Forstes sind seltene Pflanzen zu finden, von denen wir nur Sonnentau und Wasserschlauch nennen.

Nach kurzer Rast im Städtchen machen wir uns an den letzten Teil der Wanderung. Am Lieben thaler Bahnhof vorüber gehen wir durch das Dorf Krummöls. Der Name des Dorfwassers, des Delsebaches, deutet wie bei Langenöls im Kreise Lauban auf reiche Erlenbestände des Dorftales in slavischer Zeit hin. Hinter dem letzten Hause betreten wir einen Wiesenpfad. Angesichts der aus dem Delsetale austretenden Bergstadt Greiffenberg schreiten wir immer an der Seite der in zahllosen Krümmungen dahinfließenden „Krummen Delse“. Es ist das Uberschwemmungsgebiet des Baches, das wir durchwandern. Im industriereichen Greiffenberg, das wir nun betreten, sind wir unmittelbar an der Westgrenze des Löwenberger Kreises angelangt. Hier beenden wir unsere Wanderung von Ost nach West.

S o l z b e c h e r - H o h l s t e i n .

Auf der Wasserscheide.

Durch die Mitte unsers Heimatkreises zieht sich von Nordwesten nach Südosten ein Höhenzug. Er teilt den Kreis in zwei fast gleiche Hälften, den Ober- und Niederkreis. Im Volksmunde wird der Höhenzug „die Wasserscheide“ genannt, weil er die Wasser des Kreises in zwei Flußgebiete scheidet. Nach Norden und Osten fließen die

Bäche dem Bober zu; nach Süden und Westen eilen sie zum Queis. — Die Wasserscheide war das Ziel meiner Wanderung.

Es war an einem heiteren Sommertage, als ich „frühmorgens, wenn die Hähne krähn“, die alte Sechsstadt Lauban verließ, den Queis überschritt und auf der Straße nach Greiffenberg-Hirschberg das Lauban gegenüberliegende Dorf Berthelsdorf mit seiner alten Kirche und dem schönen Schlosse erreichte. Hier am Queis erheben sich die beiden Basalkuppen Kreuzberg und Hofeberg. Es sind die ersten Höhen des Bergzuges. Wanderlustig schritt ich weiter, der Sonne entgegen, dem Dorfe Langenöls im Tale der „Langen Delse“ zu. Zur linken Seite, nördlich des von Welkersdorf herabkommenden Welkebaches, stieg allmählich der Höhenzug an. Reiche Fruchtfelder, oft von einem Laubholzgebüsch unterbrochen, bedeckten ihn. Zahlreiche Arbeiter kehrten mit geschulterter Sense von der Frühlmahd heim. Ein Bild günstiger Entwicklung zeigte das Dorf Langenöls. Wie ändern sich doch die Zeiten! Früher ein armes Weberdorf kam es seit dem Jahre 1845, der Zeit der ersten Braunkohlenfunde, durch den Bergbau mächtig empor, und überall erkönte der sinnige, ernste Bergmannsgruß „Glück auf“. Aber die Kohlenlager sind erschöpft, und heute erinnert wenig mehr als das Gasthaus „Glück auf“, das alte Zechenhaus, an den einst so lebhaften Bergbau. Dafür erstanden dem Orte andere Industriezweige und förderten sein weiteres Aufblühen: die Basaltschottergewinnung und die weltbekannte Langenölsler Möbelfabrikation. — Drüben über dem Bahnhof des Ortes erhebt sich der Steinberg mit der früher zur Einkehr einladenden Uhuhütte. Ich stieg hinauf. Wie lohnend war der Ausblick! Besonders fesselte den Blick das schöne Queistal zwischen Marklissa und Lauban, das man hier mit seinen blühenden Ortschaften, gesegneten Fluren, industriellen Anlagen und waldbedeckten Höhen überschauen kann. — Aber im Vordergrund, hinter dem Ausgang des Dorfes liegt eine kleine, düstere Waldschlucht. Der Nordgrund ist es; er erinnert an die Leiden der Einwohner im Hussitenkriege.

Weiter ging ich in den Sommertag hinein, auf Welkersdorf zu. Kuppenreicher und höher wird die Wasserscheide, sobald sie hier die Grenze unsers Kreises überschreitet. Kreuzberg, Blausteine und Talkenstein erreichen eine Höhe von rund 400 Meter. War im ersten Teil des Höhenzuges der Basalt vorherrschend, so ist es hier der Gneis, den Adern von Hornstein durchziehen. Dem Gneis, der das Hauptgestein des Höhenzuges bis zu seinem Ende ausmacht, ist nördlich eine Zone von Tonschiefer und Rotliegendem vorgelagert, in die bei Gießmannsdorf, Cunzendorf u. W., Göriseiffen, Geppersdorf und Wünschendorf Lager von Kalkstein eingebettet sind. — Ich war in der Nähe einer der höchsten Erhebungen der Wasserscheide angekommen, dem Windmühlberge (437 Meter) südöstlich von Welkersdorf. Eine Windmühle stand einst da oben. Im Jahre 1905 zerförte sie ein Wirbelwind. — Wolken zogen verstreut am Himmel da-

hin und ihre Schatten über Tal und Hügel. Es drängte mich, die Höhe zu gewinnen, deren Fernblick mir unter der wechselnden Beleuchtung der Sonne einen köstlichen Genuß versprach. — Es gibt unter den Vorbergen des Riesen- und Isergebirges eine Anzahl von Höhen, die dem Beschauer die Schönheit unsrer Heimat offenbaren und ihn mit Bewunderung und Staunen erfüllen. Zu diesen Höhen gehört unstreitig unser Windmühlenberg bei Welkersdorf. Sieben Städte: Bunzlau, Löwenberg, Liebenthal, Friedeberg, Greiffenberg, Lauban und Raumburg a. Qu., freundlich im Grün der Wälder liegend, erblickt das Auge Ueber das gipsreiche Neuland sieht vom bewaldeten Harkeberge das Simonishaus herüber, das eine Stätte frommer Andacht ist und im „Bergfest“ für die Bevölkerung der Umgegend das Ziel zu heiterem Beisammensein bietet. Erhaben überragt im Nordosten die Höhen um Löwenberg der Grödißberg mit seiner größtenteils wiederhergestellten Burg, die im Jahre 1633 nach längerer Belagerung durch Verrat von den Wallensteinern erobert und zerstört wurde. Rechts von Löwenberg sehen wir das stadtlähnliche Zobten, weiterhin den Wolfsberg bei Goldberg, die schöne Kegelform des Probsthainer Spitzberges, in der Nähe das Kalte Vorwerk bei Ober-Göriseiffen und dicht vor uns auf einem Hügel im Tale des Seiffenbaches, von Moos und Flechten überwuchert, die alte Wallburg Poißenburg. Drüben vom fernen Südosten über Süden hinweg nach Südwesten ist die Mauer des Riesen- und Isergebirges aufgebaut mit Kämmeu, Berggipfeln, Schluchten, Abhängen und dunklen Wäldern. Ich sehe die Lausche des Lausitzer Gebirges und grüße die Landeskronen bei Görlich im Westen. Und ringsherum ein anmutiges Hügelland mit Wiesen, Bächen, Aekern, Büschen, Wäldern und Dörfern. Heimat, schöne Heimat!

Vom Windmühlenberge hinüber zum felsigen Gipfel des Talkenkens war nur eine kurze Wegstrecke. Bald stand ich in der Ruine der alten gleichnamigen Burg. Hier hat man fast dieselbe herrliche Aussicht wie auf dem Windmühlenberge. Beinahe unbegrenzt, sich endlich am bleichen Horizonte verlierend, ist die Fernsicht nach Norden und Nordwesten in die waldigen Ebenen der Kreiße Bunzlau und Görlich hinein. —

Nach einem letzten Blick in die Runde verließ ich die Trümmerstätte mittelalterlicher Fehde- und Raubluft und setzte meine Wanderung fort. Ich benutzte dazu die alte Geisauer Straße. Sie ist ein Verbindungsweg, den der General von Geisau im Jahre 1759 zwischen der bei Welkersdorf liegenden preussischen Vorhut und dem Lager Friedrichs des Großen bei Kaltenvorwerk anlegen ließ. Bald umfing mich prächtiger, grüner Wald, ein Teil des Löwenberger Stadtwaldes. Ich schritt an der südlichen Lehne des Hengstberges (427 Meter) hin, dem höchsten Punkte des Löwenberger Waldes. Hier lernt man den Höhenzug als rechte Wasserscheide kennen; denn die Quellbäche zur Linken fließen dem Seiffenbache und mit diesem dem Bober zu, und die Quellbäche zur Rechten vereinigen sich in dem Fischbach, der

der Krümmen Delfe zuzießt und mit ihr in den Queis ſich ergießt. — Wie ſchön iſt's hier im Walde! Hingeftreckt in ſchwellendes Grün bei Tannen- und Blütenduft, Windesrauſchen und Vogellang, ein ſonniger Sommerhimmel darüber und das Auge in die bergige, blaue Ferne gerichtet, muß der frübſte Blick ſich erhellen und jede bange Saite des Herzens in fröhlichen Harmonien erklingen. Hier oben in der Waſſerſcheide heimatiſchem Höhenwalde bewegten übervoll, wie nirgends ſonſt. Eichendorffs Dichterworte meine Bruſt, froh und wehmüſig zugleich:

„O Täler weit, o Höhen, o ſchöner, grüner Wald,
Du meiner Luſt und Wehen andächt'ger Aufenthalt!“

Von der kleineren Waldfläche zur Rechten ſieht ein einfacher Denkſtein herüber. Seine Inſchriften ſagen uns, daß die Forſtgemeinde Welkersdorf dieſen 252 Hektar großen Wald im Jahre 1822 auf Anregung des Paſtors Johann George Krüger von dem damaligen Dominiabefitzer, dem ruſſiſchen Baron von Dießenhauſen, für 210 000 Mark erwarb. — Weiter wandernd, kam ich durch die kleine Kolonie Ober-Hagendorf mit der reizvoll und heimelig am Waldesſaum gelegenen Förſterei. Dann überſchritt ich die Straße Krümmöls — Neundorf-Liebenthal und verfolgte den hinter Krümmöls hinführenden ſogenannten Pikeſtzweg hinauf zum **Steinberg** (469 Meter) oder den Krümmölsſcher Schanzen, hoch über dem Dorfe Krümmöls. Die beiden Namen „Pikeſtzweg“ und „Schanzen“ erinnern an das friedericianiſche Lager des Jahres 1759. Spuren von Verteidigungsanlagen auf der die Gegend weit hin beherrſchenden Höhe des Steinberges ſind noch zu erkennen. Heute wogten auf den ſüdlichen Abhängen der „Schanzen“ Aehrenfelder, und auf den nördlichen ergingen ſich Viehherden, friedlich graſend auf freier Weide. — Schon vom Talkenſtein aus ſandte der Höhenzug eine Abzweigung über Cunzendorf u. W. nach Norden zum Harteberge. Hier wiederholt ſich der Fall: vom Steinberg aus zieht ein niedriger Bergzug über Kalfenvorwerk und den Lindenberg bei Ober-Göriſſeiſſen nach Norden zum Bober. Auch der Steinberg gewährt eine wundervolle Ausſicht. Beſonders entzücken das ſchauende Auge die mannigfachen Formen der Berge um Lähn und des Boberkaſchbach-Gebirges. Zu Füßen, unten im Tal der Krümmen Delfe, liegt langgeſtreckt das Dorf Krümmöls mit ſeiner alten Kirchenruine, da drüben das Städtchen Liebenthal mit ſeinem altehrwürdigen Kloſter, dahinten das Dorf Geppersdorf mit dem von Sagen umwobenen Ringwalle aus vorchriſtlicher Zeit, dem Mönchswalle. — Bevor ich auf der Höhe weiterwanderte, ging ich hinüber zum Kalfenvorwerk. In der Nähe des weit hin ſichtbaren Gehäftes iſt ein Denkſtein errichtet worden zur Erinnerung an das vorhin genannte befeſtigte Lager Friedrichs des Großen. Sinnend ſtand ich und gedachte der Zeiten, da des Großen Königs Heer hier an der alten ſchleſiſchen Grenze Waſch hielt. — Zur Höhe der Waſſerſcheide zurückkehrend, überſchritt ich bald den Körper der Sekundärbahn Greiffenberg — Löwenberg und die dicht an

ihr hinführende Straße Liebenthal—Schmottseiffen. Ich berührte die Geppersdorfer Schanzen, das Schanzenköppel, und kam auf der Löwenberg—Hirschberger Kunststraße nach Ullersdorf-Liebenthal. Dort, wo sich von der überaus steilen alten Straße ein mäßig ansteigender neuer Wegefeil abzweigt, stand bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die an den Besuch der Königin Luise im Jahre 1800 erinnernde „Luisenfichte“.

Der Sommertag ging zur Rüste, und meine Wanderung neigte sich dem Ende zu. Noch einmal stieg ich zur Wasserscheide empor und zwar auf die östlich vom Dorfe Ullersdorf liegende Höhe. Hier teilt sich die Wasserscheide. Sie sendet einen Höhenzug über den Windmühlenberg bei Wünschendorf nach dem Bober bei Mauer und einen andern über Hannvorwerk, Johnsdorf, Birngrüß und Neusorge zum Kahlenberg, der ihre Verbindung mit dem Kemnitzkamm vermittelt. Meine Blicke suchten und fanden die beiden Hügelreihen, auf die sich allmählich die Schatten der Dämmerung herabsenkten. Talwärts stieg ich in den Abendfrieden des Dorfes hinein. Mit tiefer Befriedigung schrieb ich meine Wanderung auf der Wasserscheide in meine Erinnerung.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Eine Wanderung durch die westlichen Ausläufer des Bober-Katzbach-Gebirges im Kreise Löwenberg.

Von den majestätisch aufgebauten Riesenbergen kam ich her. Sie hatten nicht vermocht, mich wandermüde zu machen. Stärker war mein Verlangen, ihre Herrlichkeit von Ferne noch recht lange zu schauen, länger als der rasch enteulende Zug es gestattet. Das heimatliche Dorf über Berge und Täler des Kreises hinweg zu erreichen, erschien mir als ein lohnendes Ziel.

Die sonnige Morgenfrühe findet mich auf dem Wege nach dem gewerbtätigen Dorfe Grunau. Hinter mir liegt das gastliche Hirschberg. Vor mir erhebt sich als mächtiger Ausguck ins Land der Grunauer Spitzberg. Doch das Wanderziel ist weit. Ich bleibe also auf der Straße, die mich nach Neu-Flachenseiffen führt. Bei dieser Kolonie, die früher einmal Hummel hieß und jetzt noch oft Buschhake genannt wird, betrete ich das Gebiet des Löwenberger Kreises. Rechts drüben zieht sich das Dorf Flachenseiffen im Tale des Molkenwassers hinauf, vor Jahren ein Weberdorf und bekannt durch seine

Schleierweberei. Hinter dem Dorfe steigt steil und dunkel eine Bergkette auf, das Langenauer Gebirge. Es erscheint mir verlockend, durch die aufstrebenden Fichtenwäldungen die Höhen zu gewinnen, die sich vom Stangenberge bis zum Kreuzberge hinziehen. Aber ein Blick auf die Karte hält mich davon ab: wenig Wege und Stege führen durch diese Grenzberge. Nur für den Ortskundigen wird vorläufig wohl diese Berg- und Waldeinsamkeit ein freudebringender Aufenthalt sein. Eine Erhebung führt den sonderbaren Namen „Altes Pferd“. Ich höre, daß ein früherer Besitzer den Berg für ein altes Pferd verkauft haben soll. Daher der Name. Nordwärts senkt sich der Bergzug zu einer Schlucht, der „Hölle“. Ein Fußweg führt von Flachenseiffen hinauf.

Auf der alten Hirschberg—Lähner Straße weiterschreitend, hatte ich eine Anhöhe zu überwinden, ehe sich mir der Anblick des im gewundenen Tal des Zippelbaches liegenden großen getreide- und obst reichen Dorfes Langenau bot. Die beiden Kirchen des Ortes und das alte, in letzter Zeit vielfach erneuerte Schloß rufen in mir reiche geschichtliche Erinnerungen wach. Hier wurde am 12. Mai 1575 das in Lehnhaus begonnene Religionsgespräch zwischen den Vertretern der schon in den ersten Jahrzehnten der lutherischen Kirche sich bildenden zwei Richtungen fortgesetzt. Acht Tage lang stritt der bekannte Theologe Flacius, der sich bemühte, die reine lutherische Lehre möglichst scharf gegen die andere abzugrenzen, gegen Pastoren der Umgegend, die, auf dem Boden Melancthons stehend, eine Annäherung an die Katholiken und Reformierten erstrebten. Man sprach in heißer Redeschlacht über das verfängliche Thema vom Wesen der Erbsünde und über die Gnadenwahl. Im Dreißigjährigen Kriege trogte das Schloß der Belagerung durch einen wilden kaiserlichen Heerhaufen unter Graf Dohna. Aber das Dorf wurde dabei zur menschenleeren Wüstenei. Zu der bewegten Geschichte des Schlosses gehört auch jener Mord, den im Jahre 1672 der Besitzer Oswald von Lest im Rausche an seinem Bruder beging.

Bergauf und bergab schreitend, der alten Poststraße folgend, komme ich an Neu-Gieshübel und Kaltenstein vorüber nach Kleppelsdorf, wo der von den Würfelhäusern und Wiesenthal herabfließende Würfelbach in den Bober mündet. Immer wandre ich im Anblick des einzig schön unter der Burgruine Lehnhaus liegenden Städtchens Lähn, das vom silbernen Bande des Bobers reizvoll umschlungen ist. Ich bleibe auf der rechten Seite des Flusses und steige zum Arnsberge jenseits des Würfelbaches empor durch das kirchenreiche Dörfchen Arnsberg, dessen Häuser sich vertrauensvoll hoch über dem Bobertale an die steilen Lehnen des Berges schmiegen. — Oft schon hemmten bisher den rüstigen Wanderschrift die starken Eindrücke der lebensvollen Landschaft. Hier oben über Arnsberg ist ein Verweilen ein hoher Genuß. „O Lust, vom Berg zu schauen, weit über Wald und Strom, hoch über sich den blauen, tiefklaren Himmelsdom“. In all seiner Erhabenheit steht im Süden die Mauer der Riesenberge. Das Auge folgt

den weitgeschwungenen Linien der Bergrücken, verweilt an dem ragenden Aufbau manches Gipfels und haftet an viel schöngeformten Vorbergen. Von Offen her ziehen die Linien des Bober-Katzbach-Gebirges heran, vom Großen Hau bei Volkenhain und den Kauffunger Bergen her bis zur Kapelle bei Verbisdorf, und setzen sich von da in zwei, oft durch Quertäler unterbrochenen Bergzügen nach Nordwesten zu quer durch den Kreis Löwenberg fort. Während mein Blick die Berge und Hügel hinauf- und hinabgleitet, habe ich von der Landschaft den Eindruck einer Wellenmasse, die heranwogt, mich umbrandet und, gefeilt in zwei Wellenreihen, nach Westen zu zur Ruhe abebbt. Zu meinen Füßen liegt lieblich und geborgen das Löhner Ländchen, und es will mir scheinen, als ob hier die Natur und ein ungekünstelt gestaltender Menschenschlag eine Landschaft geschaffen haben, so voller Schönheitszüge, daß sie ihresgleichen sucht. In der Richtung der Hogolie sehe ich noch das schmuck einen Hügel krönende Ruffenberg und daneben im Bergkessel die kleine Kolonie Schellenberg, im Volksmunde Schelmrich genannt. Dann schicke ich mich in sonntäglich gehobener Stimmung zum Abstieg an. — Bald klingt das Rauschen des nahe zur Straße heranfließenden Bobers in meinen Schriff. Er soll mein Weggenosse bis zum Abend sein. Am steilen Loreleyfels floß er soeben vorüber. Der hat nach Loreleyart die an seinem Fuße vorübereilenden Bahnzüge wiederholt in Gefahr gebracht. Rechts oben an der Lehne des gleichnamigen Berges liegt das Vorwerk L e r c h e n b e r g. An der Kolonie S a n d a u vorüber, die früher viel unter den Ueberschwemmungen des Bobers zu leiden hatte, führt der Weg nach D i p p e l s d o r f, das einst dem Jungfrauenkloster in Liebenthal zinspflichtig war. Auf der Höhe hinter dem Dorfe winken vorn schon die zwei Kirchtürme Zobtens. Rechts liegt auf der Höhe H o h n d o r f. Darüber hinaus ist kühn emporragend der Probsthainer Spitzberg zu sehen, Schlesiens schönster Basaltberg. Jenseits des Bobers liegen die Dörfer Märzdorf mit dem wallgekrönten Frauenberge und Siebeneichen mit einem alten Schlosse. Den Galgenbeg hinab, wo bis zum Jahre 1819 ein feinerer Galgen stand, gelange ich nach Z o b t e n. Hier bin ich auf uraltem Siedelungsboden, dem altslavische Flurenentwicklung und Siedlungsart sein Gepräge gaben. Ihre Spuren sind heute noch in der ganzen Dorfanlage klar zu erkennen. In dem Namen Zobten erklingen verborgen slavische Laute; er wurde zum Denkmal längst verwehter, traumverlorener und gläubiger slavischer Phantasie, die an diesem „Ort der Heinzelmännchen“ ihr gestaltendes Spiel trieb. In den allerersten Anfängen der nachfolgenden deutschen Besiedelung begegnet uns Zobten als Pfarrdorf. 1242 wird es urkundlich erwähnt, und schon 1212 mag hier von hohem Stuhl die Glocke zu Ehren der Apostel Peter und Paul erschallt sein. Zobten wird vom Jordan durchflossen. Ich überschreite ihn und komme nun zwar nicht in das gelobte Land, aber durch den Wald zur Höhe steigend, bei Höfel, in das alte Goldland, das einst in dem goldhaltigen Sande der „Zeche“ Fürst und Volk beglückte.

Man wird nicht an Höfel vorübergehen, ohne den berühmten Bienenstand zu besichtigen. Der Bienenvater Gottfried Ueberjchär, der 1842 starb, schnitzte einst Bienenwohnungen, die sich als menschliche Figuren darstellen. Es sind theils biblische Personen, theils Landbewohner in alter Tracht. Lange stehe ich vor diesem einzigartigen Denkmal volkskundlicher Beschaulichkeit und volkstümlicher Kunst und ergötze und belehre mich.

Am Spätnachmittag durchwandere ich Plagwitz. Alle die Berge ringsum sehen seit etwa drei Jahrtausenden schon auf die Siedlung in der Talsohle; die bekannten Gräberfunde in der Umgegend und im Orte selbst geben Kunde davon. Der Steinberg zur Linken weckt mit Macht die erschütternden und zugleich stolzen Erinnerungen an 1813, da die siegreich verfolgende schlesische Armee im Verein mit der Wogengewalt des Bobers die Flucht der Franzosen zur vernichtenden Niederlage wandelte. Heut lenken noch im Dorfe die umfangreichen Gebäude der Provinzial-Heil und Pflegeanstalt die Aufmerksamkeit auf sich. Unwillkürlich verlangsame ich den Schritt. Nachdenklich wird der Sinn, und mißfühlend schlägt das Herz beim Gedenken an die Unglücklichen, denen ein hartes Geschick die Himmelsgabe der Vernunft gekräftigt oder gar genommen hat. Ein edles Menschenwerk wird dort tagaus tagein vollbracht: zu pflegen, was verloren, und zu heilen, was weise Führung und starker Wille zu retten vermag. — Da liegt im Abendlichte Löwenberg, das Ziel meiner Tagfahrt. Auf alter Bogenbrücke schreite ich über den Bober in die vertraute Stadt. Auf den dunkelnden Gassen, vor den Bauwerken der Vergangenheit, fängt alle meine Sinne der Zauber ein, der Löwenberg vor anderen Orten in weiter Runde eigen ist. Hier ist gut sein, hier ordnen sich in traulicher Herberge die Eindrücke des Wandertages zum harmonischen Erinnerungsbilde, und die Glieder stärken sich in ruhiger Nacht zu neuer Wanderschaft.

Mit der strahlenden Morgensonne gesellt sich ein lieber Löwenberger Freund zu mir. Die Löwenberg—Laubaner Straße geht es hinaus, den letzten Ausläufern des Bober-Kahbach-Gebirges zu. Auf einer Weghöhe vor Hartelangen vorwerk halten wir und wenden den Blick zur Stadt zurück, deren Türme hoch über der Häuserwelt im Morgenglanze stehen. Im idyllisch gelegenen Dorfe Langenvorwerk regt sich schon trotz der Frühe der Fleiß des Landmanns. Wir wenden uns rechts von der Straße ab und besichtigen die Reste der alten Wasserburg, eines Zufluchtsortes aus vorgeschichtlicher Zeit inmitten von Wald und Sumpf. Im Dorf erregt das schöngebaute Schulhaus unser Wohlgefallen. Nun steigen wir rechts zur Harte hinauf, einem langen, bewaldeten Bergrücken. Von der „Aussicht“ haben wir einen schönen Rundblick. Das ganze Löwenberger Becken ist zu übersehen. Dahinter liegt im lieblichen Hügellande Löwenberg. Dort zieht der Bober in gemächlichem, vielgekrümmtem Laufe, als ob er sich von der Landschaft nicht trennen könne. Braunau, Sirgwitz und Groß-Walditz

sind zu sehen und vor uns Groß-Rackwitz. Auf einem Hügelzuge erblicken wir Hohlstein mit seinem alten Schlosse und dem bastionartig vorspringenden Schotten- oder Schattenstein. Aus dem Kreise Goldberg—Haynau herüber grüßt die stolze Grödditzburg. Wir lagern uns hier zu kurzer stärkender Rast, dann ziehen wir weiter die Harke entlang. Hochstämmiger Wald umgibt uns; der Anblick des prächtigen Baumbestandes entschädigt uns für die verschlossene Fernsicht. Ein alter Mühlsteinbruch liegt am Wege; der Schall einstiger emsiger Tätigkeit ist erstorben. Wieder umfängt uns schweigende Waldespracht. — Da plötzlich lichten sich die Stämme und das dichte Grün: wir stehen vor dem Simonishause. Es ist ein Gebäude der Krankenanstalt bei Neuland. Eine Schwester macht uns in liebenswürdiger Weise mit der Geschichte der Anstalt und mit dem Zwecke der Gebäude bekannt. Zur Rechten hält ein wunderbar gelegener Friedhof unser ganzes Empfinden gefangen. Kein Laut ringsum; nur in den Wipfeln der alten Bäume tauscht leise der Wind, und ein Vöglein zwitschert aus dem nahen Walde herüber sein trauliches Lied. Wir steigen nun den Berg, an dessen Abhänge alljährlich das bekannte Bergfest gefeiert wird, hinab nach dem Dorfe Neuland. Hier lassen wir uns den interessanten Gipsbruch und die Gipsmühle zeigen und erfrischen uns dann in dem einfachen Gasthause.

Im Tale der Ivenitz zieht sich das schöne, große Dorf Cuzendorf unterm Walde herab. Dorthin führt mein Weg heimwärts. Zuvor aber steigen wir rechts hinauf auf die Höhe, wo die kleine Zeilensiedlung Sitzkigt gräßlich liegt, die zu Neuland gehört. Das Dörtchen trägt denselben Namen wie mein Heimatdorf. Oben angelangt sehen wir, wie über Gießmannsdorf hinaus die Hügelreihen sich senken und drüben am Queis enden.

Wieder im Talgrunde von Cuzendorf angekommen, schreiten wir hinauf bis Hagendorf. Dort trennen wir uns, mein Freund und ich. Auf der Wasserscheide hoch oben am Windmühlenberge umfasse ich noch einmal mit zufriedennem Blick das durchwanderte Land. Dann steige ich, während mein Lied durch den Wald schallt, zur Niederung von Greiffenberg hinab.

R. Groß-Görlitz.

Schloß Hohlstein.

Auf der Terrasse von Schloß Hohlstein glüht die Sonne des Sommervormittags. Ueber der weißen Bank an der breiten durchbrochenen Mauerbrüstung steht die sengende Luft flimmernd, lautlos, reglos. Sie bohrt sich mit goldenen Pfeilen in die steile altersgraue Felsenwand, die weinumrankt in ihrem Herzen den hohlen Stein hütet, der dem Schlosse einst den Namen gab.

Der Hof des Dominiums zu Füßen des umgrüntem, von Bäumen umhegten Felsens liegt sauber und schweigend. Ein uraltes, krummes Mütterchen sitzt schlafend in der grellen Sonne. Nicht weit von ihr ein schwarzer Hund, mittagsmüde, lang gestreckt. Weiße Tauben hocken auf den Dächern der Wirtschaftsgebäude mit matten Flügeln.

Die Zeit hält den Atem an wie in Dornröschens Reich. Nur die weltabsperrende Rosenhecke fehlt. Im Gegenteil: Weit schweift der Blick ins Löwenberger Land hinein.

Überall freundige Farben. Sprühend das Rot der Dächer, kräftig das Grün der weit sich dehnenden Wiesen, leuchtgelb die Fülle hochfommeregoldener Felder, edelsteinblühend die Kirchturmspitze von Ludwigsdorf, die Sonnenstrahlen umflirren.

Als abschließender Rahmen des heiteren Bildes die Berge am Horizont: Das breite Dreieck des Probsthainer Spitzberges, die langgestreckte Hogolie, die neckisch hervorlugende runde Puddingsform des Brunauer Spitzberges. Erblässend im schwelenden Dunste des Mittags der zarte Kamm des Riesen- und Isergebirges.

Fleckenlos darüber gebreitet der Mantel Gottes, die himmlische Bläue. Das ist das selig-stille Bild von der weißen Bank auf der Schloßterrasse von Hohlstein.

* * *

Das Schloß steht schweigend, goldangeglüht. Die gelbbraune Fassade trinkt sehnsüchtig die Sonne. Die Fenster mit den herabgelassenen grünen Rolläden gleichen schlafenden Augen hinter geschlossenen Lidern.

Träumt das Schloß von vergangener Herrlichkeit? Von den wechselnden Geschlechtern, die seit 500 Jahren in den hohen, kühlen Hallen ihr Verhängnis lebten?

In heißer Mittagsstunde, wenn die Zeit den Atem anhält, geistert es im Schlosse.

Im hohlen Stein des Kellergewölbes stöhnt die Seele von Kaspar Kopatsch, dem letzten Raubritter.

Gepanzert und gespornt wuchert Adam von Lest, der Neubauer von Hohlstein, die hölzerne Schloßtreppe hinan. Stählernen Blickes, als sei sein Steinbild in der Sirgwißer Kirche drüben eisernes Leben geworden. Gesammelte Kraft, die Tod und Zeiten überdauert.

Und hinter ihm in langer Reihe ziehen die Ritter und Herren, die wie er Hohlstein besaßen: die Pückler, und Arnim, die Glaubitz und Roeder, die Kurländer und Hohenzollern-Hechinger. Duft und Hauch ferner Jahrhunderte ist um sie.

In der kühlen, geräumigen Felsengrotte unterhalb der Terrasse gelst ein Schrei auf. Ein schluchzendes Lachen quillt aus den dicken Steinmauern. So hallte der Schrei, als der Hohlsteiner Pückler sein Schloß im Kartenspiel verlor.

Vom Halbrund des Balkons über das schmiedeeiserne Gitter winkt die weiße Hand der Fürstin Pauline, der Kurländerin. Sie weist nach dem verdämmernden Kamm des Gebirges. Neben ihr taucht lichtumflossen aus dem Meer von Sonnenwellen ein blondes, schönes Haupt: Luise von Preußen, ihr königlicher Gast. Ihre strahlenden Augen suchen das ferne Erdmannsdorf, woher sie gekommen. Weiße Schleierenden wehen anmutig. Oder sind es zwei Falter, gaukelnd im Mittagsglanz?

In einer Fensternische lehnt der junge Theodor Körner. Sein Auge sinnt. Er dichtet die Charade: Auf steiler Felsenhöhe thront mein stolzes Ganzes . . .

Am runden Tisch des großen Speisesaales beugt sich der alte Blücher über Karten und Pläne. Er flucht durch die Zähne. Er will die Schlacht bei Plagwitz schlagen und die Feinde in den Bober treiben.

Im Arbeitszimmer des Fürsten vor dem Schreibtisch am Fenster sitzt Friedrich Wilhelm Constantin, der letzte Hedingger. Nachdenklich blickt er auf das eingeschnitzte „Nihil sine Deo“. Hehre Melodien erklingen in seinem Gemüt.

Auch im Fürstinnenzimmer geistert Musik. Das Harfenspiel der Leuchtenburgerin erkönt. Es vermischt sich mit der herrlichen Opernstimme der schönen Amalie, Gräfin von Rothenburg, des Hedinggers zweiter morganatischer Gemahlin. Und der Genius von Wagner und Liszt schwebt wehend durch den Raum. Wie weiland 1867 im Rosenmond schreitet Wilhelm I. durch das Portal des vetterlichen Schlosses. Sein Silberbart gleißt. Buchsbaumgewinde duften.

Die farbenfrohen Tapeten und goldbrokatenen Vorhänge im Schlosse knistern. Leise knacken die blanken Mahagoniflächen der Möbel. Verblaßte Bilder brennen farbig. Auch das der jungen Maria Theresia mit der Taube. Hinter hohen, seltsam mit Bildern beklebten Wandschirmen wisperst es. Tapetentüren zu geheimen Gängen öffnen sich knarrend. Kristallgefäße blitzen. Pompejanischer buntfarbener Marmor glüht auf. Zierliche Metallklöppel schlagen gegen hellblau getöntes Porzellan alter Tischglocken. Silbern und lebendig klingelt es durch die toten Räume. Wappen und Namenszug der Hedingger springt aus alten, schön geschweiften Tassen und Schalen. Schloß Hohlstein gehört den Geistern der Vergangenheit. Nur der alte, freundliche Kastellan, der treue Hüter und Wächter ihres Besitzes, der in den ewig kühlen Gewölben des Erdgeschosses haust, ist Fleisch und Blut lebendiger Gegenwart.

*

*

*

An das Schloß schließt sich der Park. Er ist von schöner, friedevoller Einsamkeit. Weite Grasflächen, sauber geharkte Wege, weiße Bänke, über die sich hundertjährige Bäume breiten. Ein Laubengang uralter Linden, in dem noch der kostbare Duft behaglicher Wiedermeierzeit zu hängen scheint.

Buchenwipfel und Eichenkronen ragen. Breitästige Pflanzen schaffen. Von echten Kastanienbäumen fallen Blütenraupen im Strahl der Sonne. Blaufarnen und Balsamsichten mit blasigem Stamm mischen sich mit Delbäumen aus Asien, Pyramiden-Eichen aus Amerika, Fichten vom Kongo und virginischem Wacholder.

Mächtige Tulpenbäume und Ahorne recken ihre Zweige himmelan. Alte Trompetenbäume tragen zartweiße, kerzenartige Blüten, zierlich geformt wie das Mundstück einer Trompete. Die gelben Blütenrispen des Götterbaumes duften lieblich, widerlich die Blätter. Neben Trauereschen stehen seltsame Dorn-Christi-Bäume, die absterbenden Zweige mit den langen Dornen vom Alter moosig überkrauft. Ein Buchsbaum trägt Früchte, die dreibeinig wie Schusterschemel sind. Ganz hinten im Park — verborgen und schwer zu finden — wächst der Glückskerdelbaum, eine Staffilea mit grünen Samensäckchen, in denen die Glückskerne klappern.

Mitten in diesem Paradiesgarten steht wie ein Baum des Lebens die hundertjährige Silberpappel. Lieblich und ehrwürdig zugleich. Ein Bote der Schönheit und Liebe Gottes.

Blumenrabatten glühen bunt im Grün des Rasens; sattsfarbene Leukojen und Nelkenbündel, Gerberich und indisches Blumenrohr. Der strenge Duft der Myrthen mischt sich mit dem zarten der Rosen. Um die Blüten gewordenen Sonnenstrahlen summen sommerfelig die Biennen.

Heimlich hoch, mit weißer Birkenrinde mosaikartig ausgelegt ladet der Luifentempel zu träumerischem Verweilen ein. Noch abseitiger im Park verborgen liegt die Mooshütte. Wenn in später Abendstunde Glühwürmchen um die Wette leuchten mit den Sternen des Himmels und der Mond den Glanz seiner silbernen Schale auf das stille Land schüttet, ist dort zu sitzen schön wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht.

A. Eimert-Liegnitz.

Theodor Körner's Wanderung durch den Kreis Löwenberg.

Das Gebiet unsers Heimatkreises, das alljährlich von Hunderten naturfroher Menschen durchstreift wird, hat im Jahre 1809 auch der Dichter und Held der Freiheitskriege, Theodor Körner, als Bergstudent zu naturwissenschaftlichen Zwecken durchwandert. — Er war damals Student an der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen und

wollte den Bergbau Schlesiens, der unter den Ministern Freiherrn von Seinitz und Grafen von Redern einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, aus eigener Anschauung kennen lernen.

Am 10. August 1809 trat Theodor Körner in Bergmannstracht mit seinem Jugendfreunde Friedrich Henoch von seinem Heimort Dresden aus die Fußreise nach Schlesien an. Der erste Tag führte die beiden Wanderer, die auf ihrem Marsche eifrig gesteinskundliche Studien trieben, über Bischofswerda nach Bautzen, der zweite durch das schöne Spreetal über Weißenberg bis Reichenbach O./L., wo der „Stern“ (Gasthof „zum goldenen Stern“) seine Strahlen, wie Körner scherzend nach Hause schrieb, während der Nacht schützend über sie breitete, der dritte auf die Landeskronen und in das nahe Görlitz, wo sie das Haus der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften und deren Naturaliensammlungen, die Peterskirche und das Grab Jakob Böhmes besichtigten. Von der Landeskronen aus konnten sie schon einen Blick nach Schlesien werfen; ganz besonders fesselte sie der mächtige Wall des Iser- und Riesengebirges. Der vierte Tag (13. August) brachte die jungen Wanderer dann über Lauban nach Löwenberg und damit in unsern Heimatkreis.

In der Frühe des nächsten Tages wanderte Körner zunächst nach dem Dorfe Wenig-Rackwitz, um das dortige Steinkohlenbergwerk, die vier Jahre später wieder aufgegebene „Gottesseggen“-Grube, zu besichtigen. Der Steiger war aber zum Unglück abwesend, und die andern Bergleute ließen ihn ohne den Erlaubnisschein des Schichtmeisters nicht einfahren. Körner mußte sich daher mit einer Besichtigung der Tagesanlagen begnügen; auch konnte er von der gewonnenen Kohle nichts zu sehen bekommen, weil man noch mit dem Treiben eines Stollens aus dem Tale beschäftigt war, der bisher nur taubes Gestein durchquert hatte. Körner begnügte sich unter diesen Umständen mit dem Besuch des nahegelegenen Steinbruchs, der für ihn, weil er bis jetzt noch keinen Sandstein in der dritten Formation gesehen hatte, besonderen Reiz hatte. Mittags machten beide Freunde einen Abstecher durch das Bobertal hinüber nach dem auf Bergeshöhe thronenden Schlosse Hohlstein. Dort wohnte damals die Prinzessin Pauline von Hohenzollern-Hechingen, eine Tochter der Herzogin Dorothea von Kurland, die eine Freundin des Hauses Körner und Patin Theodor Körners war. Einer der Empfehlungsbriefe, mit denen er reichlich versehen war, verschaffte ihm die lebenswürdigste Aufnahme. Er schreibt über diesen Besuch in Hohlstein in seinen Reiseberichten: „In der Schenke machte ich meine Toilette und ging dann ins Schloß, wo ich der Prinzessin Hohenzollern den Brief überbrachte. Ihre Schwester, Prinzessin Accerenza, war ebenfalls da. Sie nahmen mich ungemein artig auf, führten mich in dem Garten herum und ließen Freund Henoch, der zurückgeblieben war, überall suchen, bis er gefunden war, dann aßen wir, und Prinzessin Pauline sang mir ihre lieblichen Compositionen vor. Es waren herrliche

Stunden; wir sollten durchaus bleiben, aber wir wünschten noch, bis Greiffenberg zu kommen, und wanderten weiter. Eine Frucht des Aufenthalt's in Schloß Hohlstein war ein Silbernässel auf den Namen dieses stolzen und doch auch lieblichen Landstüzes und seine gastfreundlichen Bewohner. Es hat folgenden Wortlaut:

„Was ist so oft der Schädel der Sophisten,
Die sich mit hoher Götterweisheit brüsten
Als könnten sie des Lichtes Urquell schau'n?
Was ist der Kern so mancher Lust des Lebens,
So manches stolzen, mühevollen Strebens?
Die erste Silbe wird es Dir vertrau'n.

Doch was die zweite Silbe Dir verkündet,
Dem hat kein Strahl des Lebens sich verbündet,
Kalt steht es da, wenn alles steigt und fällt;
Nur dem, der der Natur Gesetz erkannte,
Erscheinen sie als freundliche Bekannte,
Die stummen Zeugen der vergang'nen Welt.

Auf Felsenhöhen thront mein stolzes Ganze,
Blickt freundlich nach des Flusses Silberglanze,
Blickt in des Tales Zauberduft hinein!
Doch Schönres noch als all der Reiz der Fluren
Zwei holde Wesen höherer Naturen
Schließt es beglückt in seine Mauern ein.

Ach, da ist all der Liebreiz schöner Seelen,
Und Stimmen, wie das Lied von Philomelen,
Vereinigt mit der zartesten Gestalt;
Und alles beugt das Knie zu Huldigungen
Und jedes Herz, von süßer Macht bezwungen,
Erkennt der Schönheit heilige Gewalt“.

Auf dem Wege nach Greiffenberg wurden noch die Gips- und Kalkbrücke bei Neuland und Cunzendorf u. W. und der Talkenstein bei Welkersdorf aufgesucht, der mit seinen schroffen und kahlen, mit den Trümmerresten der einstigen Burg bedeckten Gneissfelsen einen malerischen Eindruck auf die Freunde machte. Wo in Greiffenberg, der „freundlichen Stadt“, wie er nach Hause berichtet, das Nachtquartier genommen wurde, erzählt Theodor Körner leider nicht. Am nächsten Morgen bestiegen beide die Burgruine Greiffenstein. Körner schreibt in seinen Reiseberichten darüber folgendes nieder: „Schon von weitem erblickt man das romantische alte Schloß, und je näher man kommt, je interessanter wird auch die Ansicht der Ruine, die wohl eine der schönsten ist, die ich je gesehen habe. Manche Teile des Schlosses, einige Kammern,

Keller und vorzüglich die eine Stube des Turmes sind noch ziemlich gut erhalten und werden dem Besteiger als deutliche Zeichen einer vergangenen Welt höchst wichtig und merkwürdig. Die Aussicht gegen Nord und Ost ist die weiteste. Die gegen Süd und Westen wird durch die nahen Schlesiſchen und Oberlaufiger Berge sehr verengt, ist aber dadurch auch die, welche den größten Eindruck macht und ohne Zweifel malerischer als jene. Die Städte Lauban, Greiffenberg, Friedeberg, welche man alle sehr deutlich sieht, verschönen das reizende Bild nicht wenig. — Die Mauern selbst, die meistens noch dem Zahne der Zeit widerstehen, nachdem der Blitz und ein daraus entstandener Brand (?) einen großen Teil davon vernichtet haben, sind größtentheils aus Basaltsäulen und wenigen Gneusstücken gebaut, und ein Mörtel, wie man ihn nur bei alten Gebäuden finden kann, verbindet sie zu einer vörligen Felsmasse, die noch lange der Zerstörung Troß bieten wird.“ Diese weitreichende und mannigfache Aussicht hat Körner in folgenden, vielumstrittenen Distichen gepriesen:

„Staunend tret' ich hinaus auf den Söller, das trunkene Auge
Schwelgt unentschlossen umher. Schwer ist die glückliche Wahl!
Soll es nach Westen hinauf in die dämmernden Berge sich tauchen?
Soll es der spiegelnden Flut folgen in schlängelndem Lauf,
Oder verwegen sich dort zu den flatternden Raben gesellen,
Um das verfallene Schloß magische Kreise zu ziehn?
Alles auf einmal, so wär es Dir recht, ungenüßgarnes Auge,
Alles auf einmal, ein Blick über die ganze Natur,
Rückwärts tief in den Wald, vorwärts zur Feste hinüber,
Dort zu den dämmernden Höhn, hier in die Fluten hinab;
Dann zum Himmel hinauf und zu euch, ihr ergößlichen Wolken,
Wie eure Nebelgestalt keck nud verwegen sich baut:
So mit dem einzigen Zug den Nektar der Freude zu schlürfen,
So mit dem einzigen Blick, Erde, dein blühendes Reich
Klar in des spiegelndes Auges entzückten Krystall zu verweben,
Leben und Frühling und Licht all in die Seele gefaucht!“ —

Mittags waren die jungen Wanderer bereits in dem damals schon stark besuchten Badeorte Flinsberg, wo sie noch zur gemeinsamen Mittagstafel zurecht kamen. Jedenfalls waren sie nicht dementsprechend angezogen und erregten daher — vielleicht hielt man Körner für einen einfachen Bergmann — einiges Aufsehen. Körner schreibt dazu in seinem Reisebriefe: „Wir machten uns den Spaß, an der gemeinsamen Mittagstafel zu essen, wo wir den echten schlesiſchen Adelsstern beobachten konnten. Es war höchst komisch.“ Die beiden Freunde blieben dort über Nacht und machten Mittwoch, den 15. August, einen anstrengenden Marsch über die Tafelsichte (ein Gedenkstein erinnert dort an

Körners Besuch) und den Iserkamm — auf welchem Wege ist nicht zu ermitteln — nach Schreiberhau, das ihnen „in der obern Schenke“, wahrscheinlich in dem Ortsteile Marienthal, „miserable Kost und schlechtes Nachtlager“ gewährte.

Damit schließt der erste Teil der Wanderung Theodors Körners in unserm Heimatkreise. Nachdem er mit seinem Reisegefährten des Riesengebirge, die Kreise Waldenburg, Neurode, Glaß, Frankenstein und Reichenbach durchzogen und einige befreundete Familien besucht hatte, kehrte er am 14. September, von Waldenburg kommend, über Kupferberg nach Warmbunn und Schreiberhau zurück, wo er dem schönen Wirtstöchterlein der alten schles. Baude, Veronika Hallmann, zu dem ihn eine tiefe Zuneigung erfaßt hatte, noch einen Besuch abstattete. Von Peterswaldau (Kr. Reichenbach) aus schickte er seinen letzten Reisebericht in die Heimat: „Dies wird wohl der letzte Brief sein, den Ihr von mir erhaltet. Ich gehe von hier nach Kupferberg und dann über das Riesengebirge nach Friedeberg (Queis), wo ich den sächsischen Boden wieder betreten werde. Den 22. September (es war der Tag vor seinem Geburtstage) bin ich bei Euch. Glück auf!“ Im allgemeinen hat Theodor Körner diesen Vorsatz durchgeführt. Am 15. September betrat er noch einmal den Kreis Löwenberg auf der Wanderung nach der Heimat. Die jungen Mineralogen besichtigten in Querbach das reichsgräfllich Schaffgotsch'sche Kobaltwerk (Blaufarbenwerk in Rabishau-Mühldorf), befuhrten die dortige Grube „St. Maria-Anna“ und unterzogen auch die bereits verlassenen Bergwerksstücken bei Giehren einer Besichtigung. In Friedeberg nahmen sie Nachtquartier. Ueber Gebhardsdorf, Marklissa, Reichenbach O.-L. und Baußen kehrte Theodor Körner zunächst nach Freiberg und später nach Dresden ins elterliche Haus zurück.

Das von Körner auf seiner Reise nach Schlesien mitgeführte Notizbuch enthält neben den Aufzeichnungen über das wahrgenommene Nützliche, Gute und Schöne auch ein Verzeichnis der Reisetage, der Stationen und deren Entfernung von einander. Für unsern Heimatkreis sind daraus folgende Bemerkungen von Interesse:

- Am 10. August 7 Meilen bis Baußen,
- am 11. August 4 Meilen bis Reichenbach O./L.,
- am 12. August 2 Meilen bis Görlitz,
- am 13. August 6 Meilen bis Löwenberg,
- am 14. August 4 Meilen bis Greiffenberg,
- am 15. August 2 Meilen bis Flinsberg,
- am 16. August 5 Meilen bis Schreiberhau.

In der Zeit vom 17. August bis 13. September hielt er sich, wie schon erwähnt, im Riesengebirge und, um seiner bergbaulichen und mineralogischen Studien willen, in verschiedenen schlesischen Kreisen

auf. Ueber Waldenburg, das er am 14. August verließ, kehrte er noch einmal in das Riesengebirge und unsern Kreis zurück, um dann weiter die Heimreise fortzusetzen.

- Am 14. September 4 Meilen bis Warmbrunn,
 - am 15. September 6 Meilen bis Friedeberg (Queis),
 - am 16. September 6 Meilen bis Reichenbach O/L.,
 - am 17. September 5 Meilen bis Bauzen und
 - am 18. September 12 Meilen bis Freiberg
- unter Benutzung des Eilwagens.

Da die Reise nach Schlesien, wie wir wissen, nicht nur der Erholung des 17-jährigen Bergstudenten oder dessen Vergnügen, sondern auch seiner wissenschaftlichen Ausbildung dienen sollte, so finden wir in dem genannten Tagebuche auch Angaben über wichtige Mineralien und deren Fundorte. Er bemerkt darin, soweit dies den Kreis Löwenberg betrifft:

„Bei Neuland Gipslager. Zeolith und Basalt am Kahlenberge und Greiffenstein. Topas bei Friedeberg (am Queis) auf dem Totenstein. Jaspis bei Löwenberg.. Auf „Maria-Anna“ zu Querbach Feldspat und Hornblendekrost. Bei Krobsdorf unweit Giehren im Basaltlager Glimmerschiefer.“ —

Die Schönheit und der Reiz der durchwanderten schlesischen Gebirgsgegenden haben auf das Gemüt Theodor Körners mächtig und nachhaltig eingewirkt. Er hat, wie sein Vater später niederschrieb, den Aufenthalt in Schlesien zu den glücklichsten Tagen seines Lebens gerechnet. Vielleicht hat die Erinnerung an diese Tage ihn, wenn auch unbewußt, im Frühjahr 1813 mit nach Schlesien von neuem gezogen, um von hier aus im Kampfe für das Vaterland mit Leyer und Schwert den Weg zur Unsterblichkeit zu beschreiten.

Theodor Körner fiel am 26. August 1813 in dem Gefechte bei Gadebusch in Mecklenburg und wurde von seinen Kameraden unter einer Doppelleiche bei dem Dorfe Wöbbelin bestattet.

Wir aber, die Bewohner des Löwenberger Kreises, können uns freuen und wollen es für immer festhalten, daß auch ein Theodor Körner, dessen Gedenken in der verflossenen schweren Zeit wieder so mächtig in unserm deutschen Volke auflebte, auf seinen Studienreisen auch unsern schönen Heimatkreis durchwandert hat.

A. G r o ß = Greiffenberg.



PHOT. H. KLETTE

Loerwenberg vom Hospitalberge

Löwenberg.

In lieblicher Landschaft, die vom rauschenden Bober durchflossen wird, liegt anmutig zwischen den Höhen die Stadt Löwenberg, die Kreishauptstadt. Als solche ist sie Sitz der Verwaltungsbehörden des Kreises, und der Verkehr mit diesen erfordert oft das Erscheinen in Person. So lenkt wohl jeder Kreisbewohner einmal seine Schritte nach unserm Städtchen. Doch noch andere Gründe gibt es, die Löwenberg für viele zu einem beliebten Reiseziel machen: sei es seine reizende Lage, sei es der Reichthum schöner alter Bilder in seinen Winkeln und Gäßchen, die das Künstlerauge entzücken und zu freudigem Schaffen begeistern, oder sei es der historische Zauber, der um seine Türme schwebt.

Vom Bahnhofe aus gelangt der Wanderer über die Goldberger Straße auf den geräumigen Markt. Die weiten Ausmaße dieses Platzes erklären sich wohl aus der Wichtigkeit, die man Löwenberg als der ersten deutschen Stadt auf schlesischem Boden beigelegt hat; wahrscheinlich sollte es der Ausgangsort und Stützpunkt der deutschen Besiedlung Schlesiens werden. Hier auf dem Markte tritt das alte Löwenberg besonders stark in die Erscheinung. In seinem kunstgerecht und feinsinnig erneuerten Rathause ist uns eine Perle alter Baukunst erhalten. An das Rathaus schlossen sich in ältester Zeit die nach Norden liegenden Kaufkammern an, aus denen später die Kramhäuser hervorgegangen sind. An ihre Stelle sind dann die Markthallen getreten. In launiger Weise deuten noch heute die Brustbilder der Butter-, Eier-, Geflügelhändlerin und der Fischhändler auf ihren Zweck hin. Im 15. Jahrhundert ist der nach Osten gelegene Teil angefügt worden. Doch erst im 16. Jahrhundert hat das Rathaus das Aussehen erhalten, das es noch heute zeigt. Sein Schöpfer war der bekannte Baumeister Wendel Rokkopf, der auch das Görlitzer Rathaus erbaut hat. Von außen betrachtet ist das Löwenberger Rathaus ein prächtiger Renaissancebau. Besonders schön sind der dem Turme nabeliegende Erker, 1546 ausgeführt, die Fenster und das Hauptportal. An der Westseite des Turmes ist noch das in Stein gehauene Wappen mit dem doppelgeschwänzten böhmischen Löwen zu sehen, an der Südseite das von zwei Männern gehaltene Wappen des Fürstentums Jauer mit dem schlesischen Adler. Tritt der Besucher in das Innere des Rathauses, so wölben sich mächtige reingotische Kreuzbogen über ihm. Alte Grabsteine lenken seine Aufmerksamkeit auf sich. Da liest er auf dem einen den Namen des Ritters Christoph von Talkenberg, der 1525 starb und ein Nachkomme jenes gefürchteten Raubrittergeschlechts auf dem Talkenstein war; der andre gibt Kunde von der 1605 verstorbenen Frau Magdalena von Schaffgotsch. Der Turm barg in seinem Inneren den graufigsten Raum, die Folterkammer; heute führt noch ein schmaler Gang nach dem Verlies. In den Jahren 1903—1905 ist das Rathaus unter der Leitung des Direktors der Breslauer Kunstschule, Professor

Pölzig, der auch der Erbauer von Haus „Fichteneck“ ist, in seiner alten Schönheit wieder hergestellt und ergänzt worden. Mit seinem schlanken Turme, dem mächtigen Dache und den vorspringenden Treppenhäusern wirkt es eigenartig malerisch. Besonders sehenswert ist der Stadtverordnetensitzungsaal im Erdgeschoß mit seinen prächtigen Gewölben; Bilder des alten Marschalls Blücher und des Grafen von Nostitz zieren ihn. Im ersten Stockwerk sind die Zimmer des Kämmerers und des Magistrats mit ihren hölzernen Decken, das Sparkassenzimmer mit Kreuzgewölbe und alten Wandmalereien recht eindrucksvoll. Die Perle des Rathhauses ist aber ohne Zweifel das Trauzimmer, das Mitglieder der Breslauer Kunstschule einzig in seiner Art geschaffen haben.

Ein kleines Gäßchen trennt den Ostteil des Rathhauses von einem andern bemerkenswerten Baue, einem Bürgerhause aus der Renaissancezeit. Um dieses in seiner schönen alten Form zukünftigen Geschlechtern zu erhalten, hat es der Heimatschutzverein angekauft und als Schülerherberge eingerichtet. Daneben finden sich noch die halbverfallenen Brot- und Schuhbänke und auf der andern Seite das Kaufmann Weinert'sche Haus mit sehenswerten Erkern. Auch auf der äußeren Marktseite begegnen wir Häusern, die 3. T. bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen. Sehr alt ist das „Gasthaus zum schwarzen Raben“, das die Goldgräber als Herberge benützt haben sollen. Im 15. Jahrhundert hat dort König Matthias von Ungarn übernachtet; sein Wappen an der Wand des Hauses erzählt davon. Ebenso weist das Hotel „du roi“ noch heute auf seinen königlichen Gründer hin. Friedrich der Große, der in den Jahren 1753, 1761, 1762 und 1763 in Löwenberg gewilt hat, hat es — weil die vorhandenen Gasthäuser seinen Ansprüchen nicht genügten — aus einem ursprünglichen Bürgerhause mit Hilfe von Staatsmitteln zu einem Gasthause erster Klasse herrichten lassen. Ihm zum Gedenken wird es weiter seinen ursprünglichen Namen behalten, auch in unserer Zeit, die keine Fremdwörter in der deutschen Sprache dulden darf. Das Eckhaus am Markt und der Laubaner Straße ist am 23. Mai 1813 König Friedrich Wilhelm III. und dem Minister Stein Herberge gewesen, und am 21. und 22. August 1813 nahm Kaiser Napoleon dort seinen Aufenthalt. In einem bescheidenen Eckhause an der Nordseite des Marktes, der Dinger'schen Druckerei gegenüber, hat Gneisenau mehrere Jahre hindurch, von 1785—1793, gewohnt; er war damals Offizier der Löwenberger Garnison. In seinem Heime hat er sich sehr wohl gefühlt. Wie der Kammermusikus Moriz Hanemann, ein geborener Löwenberger, in seinen Erinnerungen erzählt, hat Gneisenau auch späterhin, so oft er durch Löwenberg reiste, dort kurzen Aufenthalt genommen und seine alte Wirtin besucht. Er hat sich von ihr immer einen bestimmten Stuhl zum Sitzen aus; es war der, auf welchem er einst als Leutnant gesessen hatte, wenn er seine mathematischen Aufgaben machte. „Diesen Arbeiten“, pflegte er oft zu sagen, „verdanke ich den Feldmarschall.“ Auch sonst finden wir auf dem Markte noch mancherlei Wahrzeichen der vergangenen Jahrhunderte, und wenn



Schwibbogen-Gasse in Löwenberg

in den späten Abendstunden das Mondlicht über der Stille des Marktes liegt, dann umfängt den Beschauer ein wunderbarer Zauber aus längst vergangenen Zeiten.

Wie in den meisten schlesischen Städten führen vom Markte aus Straßen nach den vier Himmelsrichtungen.

Schulstraße, Mauergasse und einzelne kleine Verbindungsgäßchen weisen noch Schwibbogen auf, d. i. gemauerte Verbindungsbogen zwischen den beiderseitig stehenden Häusern. Die Häuser selbst sind meist sehr schmal, aber von beträchtlicher Tiefe und mit hohen Giebeln versehen. Mitten aus dem Gewir dieser Häuser und Gäßchen heraus erhebt sich der massige Bau

der katholischen Kirche mit seinen zwei schlanken Türmen. Es ist ein Bauwerk aus dem 13. bzw. 16. Jahrhundert, das besonders am Hauptportale kunstvolle Steinverzierungen aufweist. Die Kirche ist zweimal, in den Jahren 1455 und 1752, durch Brände zerstört und aus Mangel an Mitteln nicht wieder in ihrer schönen gotischen Form vollständig hergestellt worden. Man legte über den Hauptteil des Kirchenraumes eine flache Holzdecke, und die Türme haben nicht mehr ihre frühere Höhe erhalten. In den Jahren 1863/64 ist die Kirche einer gründlichen Erneuerung unterzogen worden. — Südlich von ihr steht die kleine Kreuzkirche, die 1458 zuerst erwähnt wird. Nördlich der Pfarrkirche erstreckte sich in frühester Zeit der Kirchhof. In den späteren Zeiten wurde hier das Haus der ehemaligen Malteser-Kommende erbaut, deren Wappen und Inschriften heute noch sichtbar sind. Dann hat man in diesen Räumen unter dem Namen der schlesischen Schutzheiligen Hedwig ein Krankenhaus eingerichtet, das heute als St. Hedwigsstift besteht. Nicht weit davon, in der Tuchmacherstraße, liegt das städtische Krankenhaus, das mit seinen neuen Anbauten den Anforderungen der modernen Heilkunde gerecht wird. Das Gebäude selbst ist alt.

Steinverzierungen in Form von römischen Waffen, welche die Wand schmücken, erzählen davon, daß es einst Kaserne war. — Im südlichen Teile von Alt-Löwenberg erhebt sich die evangelische Kirche. Erst nachdem Schlesien preussisch geworden war, durfte sich Löwenberg eine evangelische Kirche bauen. Diese verdankt es zum größten Teile dem Geheimrat von Blockmann; er hat ihm die Erlaubnis zum Bau und zur unentgeltlichen Entnahme des Bau- und Rüstholzes aus dem Stadtwalde verschafft; außerdem hat er den Kirchenbau selbst durch bedeutende Geldmittel unterstützt. Er war ein geborener Löwenberger, und seine Liebe zur Vaterstadt bekundete er auch dadurch, daß er die alten Pfarr- und Schulhäuser südlich der Kirche aus eignen Mitteln erbauen ließ. Erhielt so Löwenberg bereits 1748 seine evangelische Kirche, so konnte man damals aber noch nicht an einen kostspieligen Turmbau denken. Das ist erst hundert Jahre später geschehen: als die Kirche 1848 ihr hundertjähriges Jubelfest feierte, da erkönten zum ersten Male die neuen Glocken vom eignen Kirchturme. — Weiter östlich vom Turme stand das Minoritenkloster, das später umgebaut wurde und jetzt verschiedenen Zwecken dient. Die alte Minoritenkirche, mit deren Bau etwa um 1300 begonnen wurde, ist noch in ihrer alten Form erhalten. In ihrem unteren Teile befinden sich jetzt Zeughaus und Speicherräume, in dem oberen schön gotisch gewölbten Raume ist das Museum des Vereins Heimatschutz untergebracht.

Entfernen wir uns von dem Kern der Stadt, so stoßen wir oft auf die alten, meist noch gut erhaltenen Stadtmauern, die einst die Stadt nach außen abschlossen und ihr Schutz waren. An der Westpromenade, der Gasanstalt gegenüber, auch an der Südpromenade, etwa in der Gegend des Landratsamtes, erheben sich auf ihr noch einzelne Mauertürme, die erfreulich gut erhalten sind und als Wohnungen dienen. An der Nordostpromenade, neben dem Kinderspielplatze, ist eine Bastion erhalten, die ehemals in den Stadtgraben vorsprang. Vor allem sind es zwei alte Tortürme, die Löwenbergs altertümliche Art vervollständigen. Da ist der Laubaner Torturm, der in halber Höhe von einer in Steinmeharbeit ausgeführten Kette mit Schloß umgeben ist und von dessen obersten Stockwerke man eine herrliche Rundschau genießt. Am Bunzlauer Tor ist es der alte, bekannte Hungerturm, dessen tiefes Verließ einst widerklang von Jammer und Schmerz. Ohne Dach und von Efeu umrankt, bietet er jetzt ein malerisches Bild, das jedes Künstlerauge fesselt. Jenseits von Mauern und Wallgraben kann man sich heute auf einer schön angelegten und wohlgepflegten Promenade ergehen, die sich rings um die Stadt zieht.

Ueber die Promenade hinweg aber führt uns der Weg nach Neu-Löwenberg. Dort, wo sich einst die sumpfigen Jordanwiesen ausdehnten, ist in den letzten Jahrzehnten das neue Jordanviertel mit Kaiser Friedrich- und Bismarckstraße entstanden. Vom Schießhausberge grüßen freundliche Villen ins Tal herunter. Auch die Nordpromenade hat durch die neuen Bauten des Amtsgerichts, des staatlichen Lehrerinnen-

seminars und der Kleinkinderschule ein neuzeitliches Aussehen erhalten. An der Südpromenade erhebt sich dicht am Friedhofe, der sich mit seinem neueren Teile bis zur halben Höhe des Hospitalberges erstreckt, der stattliche Bau der evangelischen Volks- und gehobenen Mädchenschule. Und wenn auch jetzt die bittere Not des Vaterlandes den Gemeinden wie jedem einzelnen strengste Sparsamkeit auferlegt, so wird doch an der Ausdehnung Löwenbergs rege weitergearbeitet. Schon ist an der Langenvorwerker Straße mit den Kleinsiedlungen ein neuer kleiner Stadtteil entstanden, dessen Straßen in dankbarer Erinnerung an Löwenbergs Wohltäter Blockmann- und Oneisenaufstraße genannt werden.

Es ist Löwenberg immer möglich gewesen, auch durch wirtschaftlich schwierige Zeiten hindurchzukommen. Denn in kluger Voraussicht haben in früheren Zeiten seine Bürger durch Ankauf der großen Waldbestände und Ländereien die Grundlage für einen gewissen Wohlstand geschaffen. In den ersten Jahrhunderten seines Bestehens genoss Löwenberg einen weit über seine Nachbarstädte hinausgehenden Ruf; man legte ihm sogar die Bezeichnung „Klein-Breslau“ bei. Unter den Gewerben blühte damals besonders das der Tuchmacher. Löwenberger Tuche waren in ganz Schlesien berühmt. In der Lauterseiffener und Höfeler Zeche wurde nach goldhaltigem Sande gegraben und die Goldwäscherei betrieben. Mit dem Dreißigjährigen Kriege kamen aber über Löwenberg Zeiten der größten Not, die noch durch die schlesischen Kriege und die Unglücksjahre 1806—13 verlängert wurden. Doch mit dem Frieden setzte wieder neues Leben ein. Besonders bedeuten die Jahre 1851—69, in denen es die Residenz des Fürsten Konstantin von Hohenzollern-Hechingen war, für Löwenberg eine Blütezeit in geistiger und künstlerischer Beziehung. Von dieser Glanzzeit erzählt noch heute das Landratsamt, das ehemalige Schloß des Fürsten, mit seinem reich geschmückten Konzertsale. Hier hat einst Wagner mit der vorzüglichen Hofkapelle seine Schöpfungen vorgetragen, auch Liszt und Berlioz musizierten hier. Noch heute werden in diesem Saale die großen Werke unsrer alten Meister aufgeführt.

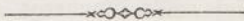
Wohl ist Löwenberg heute weit davon entfernt, die Stelle einzunehmen, an der es einst stand, als es gleich hinter Breslau und Glogau eingereicht wurde. Und doch regt sich überall neues Leben. Nun ist es auch durch die Bahnen Liegnitz—Goldberg—Greiffenberg und Siegersdorf—Hirschberg, deren Knotenpunkt es ist, mit der Außenwelt verbunden. Dadurch ist es auch für den Fernwohnenden leicht erreichbar geworden. Mehr und mehr werden seine liebliche Lage im Bobertale und seine eigene Schönheit wie die seiner Umgebung bekannt.

Denn nicht minder lieblich ist auch Löwenbergs nächste Umgebung. Dazu ist sie reich an Erinnerungsstätten bedeutender historischer Ereignisse. Sie bietet mit ihren Bergen fast nach allen Seiten hin den Rahmen für das geschlossene Stadtbild. Der Stadt am nächsten liegt

der „Hospitalberg“, etwa 300 Meter hoch. Er ist weithin erkenntlich an dem gleichmäßig mit Bäumen bestandenen Wege, der über ihn hinwegführt. Da er mit seinen Fleckern zum Hospital St. Mathiae gehörte, wurde er Hospitalberg genannt. Im Dreißigjährigen Kriege diente er den Kaiserlichen als willkommenes Angriffsfeld; vom 3.—8. Dezember 1648 beschossen sie vom Berge aus die Stadt so arg, daß die Schweden, die als Besatzung darin lagen, abziehen mußten. Heute erhebt sich auf seiner Höhe eine Schutzhütte, die um 1830 von der Stadtverwaltung dort erbaut wurde. Von der Höhe aus kann das Auge nach allen Seiten weithin in die Landschaft schweifen und sich überall an lieblichen Naturbildern erfreuen. Wenden wir uns von hier nach Süden, so gelangen wir nach kurzer Wanderung zu dem romantischen „Jungfernstübchen“, einem wildzerklüfteten Sandsteingebilde in dessen Spalten und Höhlen Frauen und Jungfrauen während des Hussitenkrieges Schutz gesucht haben sollen. Durch herrlichen Eichgrund führt uns der Weg nach den Moiser Felsen, der „Löwenberger Schweiz“, wo wir ähnliche Gebilde wie in den Adersbach-Weckelsdorfer Felsen finden. Wandern wir auf den Höhen der Felsen weiter, so stehen wir bald vor dem „Obelisk“, der als ein weithin sichtbares Wahrzeichen hier auf die Felshöhe gestellt wurde. Dieser schlichte Stein soll jeden Löwenberger an den 30. August 1813, den Tag der Errettung Löwenbergs aus Franzosenhand, erinnern. Bald nehmen uns nun teils ältere, teils jüngere Waldbestände auf, und schöne, stille Wege, auf denen uns Bänke zum beschaulichen Genießen der Waldesruhe einladen, führen zur „goldenen Aussicht“. Zu unsern Füßen liegt der „Vorwerksbusch“, der dem Wanderer mit seinem Wechsel von Laub- und Nadelwald einen angenehmen Aufenthalt bietet. Ruhig fließt im Tale der Bober; zu beiden Seiten erstrecken sich saftige Wiesen. Doch wie verändert sich das friedliche Bild, wenn infolge der Schneeschmelze oder starker Regengüsse im nahen Gebirge gewaltige Wassermassen den sonst so harmlosen Fluß füllen! Dann vermag sein Bett sie nicht zu fassen, und wie ein breiter See stutet er, alles mit sich reißend, zwischen den Bergen dahin. Ueber den nächsten der Berge hinweg grüßen die Kuppen der weiter entfernt liegenden: im Nordosten der Grödißberg mit den Resten seiner Burg, im Osten der Regel des Probsthainer Spitzberges, weiter südlich der breite Rücken der Hogolie und wie sie alle heißen, die Höhen des Bober-Kaßbach-Gebirges. Im Süden erhebt sich, gleichsam als Abschluß des vor uns liegenden lieblichen Vorgebirgslandes, der dunkle, scharfumrissene Zug des Riesengebirges. Trennen wir uns von dem schönen Bilde, und wandern wir nach Westen, dem Stadtpark „Buchholz“ zu! Er ist mit seinen neueren schönen Parkanlagen, die sich auf halber Höhe weithin ausdehnen, zum Abhalten von großen Festen besonders geeignet. In einem Gasthause mit Garten und Musikhalle wird für Erfrischung und Unterhaltung gesorgt. Eine Bühne, die künstlich wohl kaum schöner geschaffen werden kann, als sie uns hier die Natur bietet, lädt zum Spiel im Freien ein. Und ein

Aufenthalt in den uralten Felspartien, wo die Eickkähchen gewandt von Baumkrone zu Baumkrone huschen und die Vögel, unbekümmert um den Festestrubel in nächster Nähe, ihr fröhliches Lied erkönen lassen, läßt auch uns für eine Weile fernab von der Welt sein, die oben ihr lautes Wesen treibt. Denn dort oben findet neben manchen andern Festen alle Jahre eine Erinnerungsfeier an den herrlichen Sieg Blüchers und seiner Tapferen statt, das „Blücherfest“. Es ist im Laufe der Jahre zu einem glänzenden Volks- und Kinderfeste geworden, zu dem die Bewohner von nah und fern herzuströmen. Im Mittelpunkte des Festes steht „Vater Blücher“, Schlesiens Befreier. Auf hohem Steinsockel erhebt sich seine Büste inmitten des Festplatzes. König Friedrich Wilhelm IV. hat sie auf Veranlassung des Grafen von Nostitz, der Blücher bei Ligny das Leben rettete, der Stadt geschenkt. Sie ist von dem berühmten Bildhauer Rauch aus carrarischem Marmor geschaffen und so aufgestellt worden, daß der Blick des Siegers auf die Kampfstätte gerichtet ist. Dem Buchholz gegenüber, jenseits des Bobers, erhebt sich, steil zu ihm abfallend, der massige „Steinberg“ mit den zu Plagwitz gehörenden „Saubornhäusern“. Hier haben wir das Gefechtsfeld vom 29. August 1813 vor uns, wo die Franzosen teils in die Flucht geschlagen, teils gefangen genommen wurden. Durchschreiten wir dann Plagwitz, so erreichen wir bald den „Luftenberg“ und den „Weinberg“, einen Höhenzug, auf dem wir durch Wald und wogende Felder nach Westen hin wandern können. Jetzt schauen wir weiter nach Norden hinein. Auch hier grüßen uns kleinere Berge und zwischen ihnen freundliche Dörfer. Steigen wir nach dem Bober zu ab, so kommen wir auf der Braunauer Kunststraße zum „Popelberge“. Auf seiner Höhe wurden in alter Zeit pechgetränkte Strohstangen, Popel genannt, aufgestellt und bei Kriegsgefahr angezündet. Sie dienten den Leuten als Warnungszeichen. Parallel zum Popelberge, jenseits der Stadt, steigt eine dichte Kastanienreihe zum „Schießhausberge“ an, der früher auch Galgenberg hieß; denn bis 1820 stand nahe beim Schützenhause ein Galgen als das Zeichen der städtischen Gewalt über Leben und Tod. Schweift das Auge weiter nach Westen, so erblickt es im Hintergrunde die schwarzbewaldete „Harte“, einen Bergzug, auf dem man im Waldesjchaffen bis zum Kloster „Neuland“ wandern kann. Zu unsern Füßen aber bietet sich hier zwischen Popel- und Schießhausberg der Westteil von Löwenberg in besonders schönem Bilde dar, und über Neu-Löwenberg hinweg grüßen uns noch einmal die würdigen Türme der alten Stadt.

E. Ritter-Löwenberg.



Greiffenberg.

Aus den Gebieten des Reiches flutet alljährlich, im Sommer wie im Winter, ein starker Reiseverkehr auf der Eisenbahn durch unsern Heimatkreis. Das Riesengebirge, schön und gewaltig zugleich, ist es, das aus Nähe und weiter Ferne die Menschen anlockt zum Wandern und zum Verweilen. Aber allmählich ist es geschehen, daß auch zum Isergebirge ein immer größer werdender Strom Wanderer sich abzweigt, um auf seinen stillen Waldböden und in seinen traumdunklen Gründen Naturschönheit auszukosten und rechtes Wanderglück zu suchen. — Die Stadt Greiffenberg ist das Eingangstor zum Isergebirge. Hier treffen die Schienenwege zusammen, die die Reisenden von Görlitz und Kohlsurt, von Liegnitz und Hirschberg her ins Isergebirge führen. Der Fremde, der nur über abgemessene Zeit verfügt, fährt wohl mit der Eisenbahn über Friedeberg nach Flinsberg und steigt von dort aus in die Berge hinein. Wer aber das schlichte, trauliche Wesen des Isergebirges in seinen Vorbergen und Ortschaften sehen will, wer der Heimat Schönheit reicher als die andern erleben will, der wähle Greiffenberg zum Ausgangspunkt seiner Wanderung.

Inmitten einer reizvollen Umgebung liegt Greiffenberg da. Im Westen, dicht an der Stadt, bedeckt von den Feldern der Ackerbürger, erhebt sich die Höhe des Kienberges. Ein schattiger Weg führt hin zu einem einladenden Gasthause und schönen Anlagen, die sich vorzüglich dem Steilufer des Queis anpassen. Der Wanderer, der von Markklissa her durchs Queistal kommt, wird nicht versäumen, hier Einkehr zu halten, und die Greiffenberger pilgern gern an diesen Ort. Reich ist die Aussicht. Drüben zieht nach Osten die „Wassercheide“ dem „Bober-Kaßbach-Gebirge“ zu, dessen Gipfel scharf umrissen den Horizont beleben. Dort im Süden, in klarer Sicht über den Kapellenberg und Greiffenstein bei Neundorf hinweg, streichen die Kämme des Iser- und Riesengebirges. Tief unten zu unsern Füßen wand sich einst der Queis eilig in seinen Felsenschluchten nach Westen. Heute verrinnen seine Wasser schon am Fuße des Kienberges im Staubecken der Goldenraumer Talsperre, und das tiefe Queistal füllt ein gewaltiger Bergsee, dessen Spiegel zur Höhe des Kienberges herübergleißt. — Aber unruhig und unmutig rauschen die Queiswellen in der Talrinne am Burgberg von Greiffenberg. Er hemmt jäh des Flusses eiligen, nordwärts gerichteten Lauf und zwingt ihn in westliche Richtung. Eine massige Brücke aus mächtigen Quadersteinen überspannt hier die Wasser. Sie führt hinüber ins benachbarte Nieder-Wiesä. Dort steht inmitten einer kleinen Anzahl Wohnhäuser Greiffenbergs evangelisches Gotteshaus. Es ist ein gesegnetes Plätzchen, eine einladende Stätte, lieblich und friedevoll. — Der wertvollste Ort in Greiffenbergs Umgebung ist der Greiffenstein. Nur $\frac{3}{4}$ Stunden weit ist der Weg dahin. Er führt an dem großen Neubau des Sanatoriums Birkenhof und dem vergessenen



PHOT. H. KLETTE

An der Quai de la Vallée in Greiffenberg

Gesundbrunnen Baumgarten vorüber durch bunten Wiesengrund und durch das anmutig zum Greiffenstein hinaufziehende Neundorf. Wer dort oben auf den Ruinen der Burg Ausschau gehalten hat, sei es vom Söller, sei es vom Ritteraal aus durch die Fensterbogen, die ganz prächtig die Landschaftsbilder umrahmen, wird für immer seine staunende Seele mit Eindrücken erfüllen von unserer Heimat reicher Herrlichkeit. Selbst in Ruinen noch ist die alte Ritterfeste ein Bauwerk von Kraft und Wucht und doch zugleich von stolzer Leichtigkeit: alles in allem ein Kleinod der Landschaft, wert, behütet und bewahrt zu werden. — Sagenreich sind Burg und Gegend. Der Kapellenberg jenseits der Häuserreihe Neundorfs ist der Schauplatz der innigsten Sage der Burgherrn vom Greiffenstein, der Sage vom verlorenen und wiedergefundenen Trauring. Vom Gipfel des schöngeformten Berges schaut die Kapelle still ins Tal hinab. Wen es drängt, das fromme Malzeichen glücklichen Dankes aufzusuchen, da oben auf felsgekrönter, weitsichtiger Höhe, der wird wohlbefriedigt scheiden. — Nicht minder wertvoll ist ein Besuch des nahe an Greiffenberg gelegenen Buchberges bei Groß-Stöckigt. Er ist weithin erkennbar an den vier Berghäusern. Hier hielt einst Graf Moltke mit dem Großen Generalstabe Umschau. Der Anblick des sich entrollenden Landschaftsbildes löste auch in ihm, dem großen Schweiger, begeisterte Worte aus über dieses schöne Fleckchen Erde, Worte, die im treuen Gedenken der Anwohner stehen.

Von allen Höhen in Greiffenbergs Umgebung bietet das Städtchen ein buntes, freundliches Bild. Scharf begrenzt im Süden durch das tiefeingeschnittene Queisbett, steht der alte Stadtteil gedrängt und fest auf einem Felsstock, der gegen den Queis vorspringt und zum Wiesental des Delsebaches abfällt. Die neueren Stadtteile streben zum Bahnhofe hinüber, dem Lebensknoten des modernen Verkehrs. Die Eigenart Greiffenbergs als Bergstadt erscheint von Nieder-Wiesa (siehe Bild) und von Baumgarten aus am treuesten bewahrt. Schlank und hoch überragt der Turm des Rathauses die Giebel und Firne der Häuser, weit ins Land schauend.

Greiffenberg ist nicht groß; es zählt rund 3800 Einwohner. Aber am Kreuzungspunkte zweier lebhaft befahrener Bahnstrecken gelegen, hat sich im Orte eine bedeutsame Industrie- und Fabrikätigkeit entwickelt, deren Erzeugnisse in der Provinz, im Reiche und über Deutschlands Grenzen hinaus einen trefflichen Ruf haben. Ein erheblicher Teil der Arbeit der Bevölkerung Greiffenbergs und auch der umliegenden Dörfer trägt industrielle Prägung. Besonders am Bahnhof regt sich großgewerblicher Fleiß. Hier zeigen sich die umfangreichen Gebäude einer Fabrik für chemische Düngemittel, der große Gasbehälter der Gasanstalt, die Holzlager einer Holzbiegerei, die hohen Bauten einer Schokoladenfabrik und die weiten Fabrikanlagen einer Blaudruckerei. Drüben am Queis und am Delsebach bekunden die weißleuchtenden Flächen bleichender Leinen, daß Greiffenberg seinen allberühmten Namen einer Leinenstadt auch in Zukunft behalten wird.

Vom Bahnhofe aus gehen wir auf der langgeschwungenen Bahnhofstraße der inneren Stadt zu. Bald lassen wir die Gegend neuzeitlicher Fortentwicklung hinter uns. Vom Topfmarkt an gelangen wir in Gassen und Gäßchen, aus denen uns überall das alte, schlichte Bild einer schlesischen Kleinstadt entgegentritt. Die katholische Kirche erscheint noch ganz als Altertum. Sie birgt im Innern einen wertvollen Altar und die Familiengruft der Reichsgrafen Schaffgotsch. Unten am Queis umschließen noch Reste von Mauern, von einem wohl erhaltenen Wehrturm gekrönt, Häuser und Gärten. Sie helfen uns, das Bergstädtchen in unsrer Phantasie aufzubauen, wie es einstens war: geschlossen und traulich und doch trutzig und wehrhaft.

Ein Schmuckstück Greiffenbergs ist sein Ring. Sei es im Frühgold des Sommermorgens oder im Frieden des Abends und der sinkenden Nacht, sei es im Winter, wenn dem Marktplatz ein weißer Teppich bereitet ist: hier erfährt uns am tiefsten der Zauber der Kleinstadt in all seiner Eigenart und Eindrucksfähigkeit. Da ist in der Mitte das schöngebaute Rathhaus mit rundbogigem Eingang und reichgegliedertem, hoch aufstrebendem Turm. Ringsum stehen die Bürgerhäuser, oft mit schmaler Front, aber jedes von sichlicher Eigenheit im Giebel und jedes, wenn auch gedrängt, selbstbewußt seinen Platz behauptend. Dort sind einige Patrizierhäuser mit reicher Ausschmückung und Toren von gediegener Arbeit. Da ist der geräumige Marktplatz selbst, ein Abbild ruhigen und sicheren Bürgerlebens. Ein Brunnen mit spielender Knaben und Greifen, die Wasser speien, gereicht dem Platz zur schmucken Zier. — Hier sind wir auf dem Boden einer ereignisreichen Geschichte, und treten wir in eins der alten Gasthäuser am Ring ein, etwa in den „Greiff“ oder in die „Burg“, an deren Stelle einst eine Kastellanei der Burg Greiffenstein stand, oder in den „Schwarzen Adler“, wo man vor einiger Zeit als Bürgen seines hohen Alters eine Menge wertvoller Goldmünzen aus den Jahren 1519 bis 1630 fand, so wird in traulicher Dämmerstunde die Geschichte zu uns verständliche Worte reden: von den bewegten Schicksalen Greiffenbergs, von zerstörender Kriegszeit und gesegneten Friedensjahren, von verzehrender Not und aufbauendem Bürgerfleiß.

Noch im 12. Jahrhundert bedeckten undurchdringliche Waldungen das Grenzland am Queis zwischen dem polnischen Schlesien und der deutschen Mark Meißen. Vielleicht, daß durch den wilden Hochwald am Queisknie zuweilen ein slavischer Jäger schlich oder ein slavischer Fischer im steinigen Queisbett die Forelle griff. — Da erstand auf dem nahen Basaltkegel im Süden die Feste Greiffenstein als Trugburg gegen die Einfälle der Böhmen, gewiß auch als Sicherung für die Straße, die von Zittau her zur Buberniederung heranzuführte, seitdem vom Beginn des 13. Jahrhunderts an die Gegend sich mit einem Strom deutscher Kolonisten füllte. Unter dem Schutze Greiffensteins



Greiffenberg.

lichteten bald die Aelte der Deutschen auch im Oberkreis den Hochwald und das dichte Buschwerk. Auf den Waldblößen erhoben sich neue Ortschaften, so z. B. eine an der Niederung des Winterseiffens, wo noch Baumstümpfe und -stöcke stehengeblieben waren. Im „Stöckigt“ wurde die Ansiedlung aufgebaut: es ist das heutige Dorf Groß-Stöckigt. — Für die ausblühenden Dorfschaften mußte ein Markort geschaffen werden und ein sicherer Platz, in dem man sich in Kriegsnot mit Weib und Kind, Gut und Habe bergen konnte. Deshalb wurde Greiffenberg angelegt, etwa um 1220. Man nannte die Stadtanlage nach der sie beschirmenden Feste Greiffenstein.

Deutsch ist Greiffenbergs Name, deutsch ist die Anlage des ritterlichen Städtchens, hoch und frei über dem Queis. Deutsch ist der Grundplan: In der Mitte liegt der Marktplatz in Rechtecksform; von seinen Ecken gehen gradlinig die Straßen in der Richtung der Marktseiten bis an die Stadttore. Seitwärts, fern vom Geräusch des Marktes, aber durch eine Gasse mit ihm verbunden, liegt der Kirchplatz mit der Stadtkirche und der Totenruhestatt. Diese ursprüngliche

Anlage hat der Stadtkern treu bewahrt; nur der Friedhof um die Kirche ist theils eingeebnet, theils in einen Garten verwandelt worden.

Wir schlagen die Chronik von Greiffenberg auf, wenden Blatt um Blatt und lesen mit Teilnahme von den Geschicken der Stadt bis in lehtvergangene Zeit. Nur ein paar Tassachen aus den Jahren des Stadtwerdens seien hier genannt: Im Jahre 1242 verließ Boleslaw II. Greiffenberg das Stadtrecht, und im Jahre 1300 ließ Bolko I., der Kriegerische, die Stadt mit einer Mauer umziehen. — Schnell mag nun Greiffenberg aufgeblüht sein. Von der Wertschätzung der Stadt durch die Herzöge zeugen die bedeutungsvollen Vergünstigungen, die ihr 1354 Herzog Bolko II. gewährte. Sie sind z. T. im geschichtlichen Abschnitt dieses Buches genannt. Von allen den Höhen und Tiefen deutschen Volkslebens, von dem reichen Wechsel im geschichtlichen und kulturellen Werdegang des deutschen Volkes ist Greiffenbergs Geschichte ein getreues Abbild.

Es ist im Jahre 1497. Dede und verlassen liegen Marktplatz und Gassen. Finsternes Unheil brütet über der Stadt. Es ist nicht Kriegsnot; denn die verheerenden Hussitenkriege sind längst vorbei. Aber ein anderer Gast weilt in der Stadt: unablässig schreiet durch die Gassen das fürchterliche Gespenst der Pest. Mit knöcherner Faust errafft es gierig Greis und Knaben, Mutter und Mägdlein. Sein Gifthauch springt von Mensch zu Mensch; zerrissen sind die Familienbände. Das Dörfchen Alt-Wiese dahinten am Queisbogen ist völlig ausgestorben. Man muß die leeren Häuser anzünden und abbrennen; denn niemand wagt sich hinein aus Furcht vor Ansteckung. — Und 100 Jahre später, man schreibt das Jahr 1585, die gleiche Entsetzenszeit. Noch grauenvoller wüthet die Seuche im Jahre 1613. Mehr als tausend Menschenleben werden vernichtet. Der neue Begräbnisplatz vor dem Laubaner Tore, den man 1553 anlegte und auf dem man 1560 das Laurentiuskirchlein erbaute, wird bald zu klein sein, um die Zahl derer zu fassen, die sterben.

Andere Gewalten brachten Verderben über die Stadt. — Seit viel tausend Jahren wirft der Queis seine Wellen gegen den Burgberg, aber fruchtlos müssen sie nach Westen gleiten. Von der Spitze des Burgberges wagten sich die Menschen hinab, erbauten ihre Häuser unten am Flusse und wähnten sich geborgen und in Sicherheit. Da überfiel sie der Queis mit Hochfluten in stürmischer Nacht. So z. B. in den Jahren 1550, 1608, 1804. Aber hilfsbereite Nächstenliebe und thatfreundige Bürgerpflicht stützte die schwankenden Wohnstätten oder bauten die zerstörten von neuem auf. — Ungleich fürchtbarer jedoch erfuhr Greiffenberg des Feuers Macht. Verbrecherische oder leichtfertige Hände entfesselten mehrmals das blindwütende Element, so daß das Städtchen dann stets ein Aschenhaufen wurde. 1472 war solch ein Feuerjahr. Im Jahre 1603 verwandelte sich die Pfingstfreude des Maitages in nächtlichen Flammengraus. Schon 1624 wälzte sich wieder



PHOT. H. REHNERT

Rathaus in Greiffenberg

ein ungeheurer Brand durch die Gassen, alles zerstörend, was man aufzubauen begonnen hatte. Daß man die Brandstifter am Kreuze verbrannte oder aufs Rad flocht, tat wohl der Gerechtigkeit genüge, brachte aber keine Abhilfe des unsagbaren Unglücks. Weit über die Grenzen der Heimat hinaus ist die große Feuersbrunst vom Jahre 1788 bekannt geworden. Damals hob die königliche Hilfe Friedrichs des Großen Greiffenberg aus dem Schutte. Ewig ist mit dem Ereignis das Königswort verbunden, das Friedrich an die Abgesandten, die ihm den tiefgefühlten Dank der Stadt überbrachten, richtete: „Ihr habt mir nicht zu danken; davor bin ich da!“ Das künstlerisch hochwertige Stadtgeld Greiffenbergs vom Jahre 1920 hält diesen denkwürdigen Augenblick im Bilde fest.

Dank der schnellen Hilfe Friedrichs hatte das Brandunglück nicht vermocht, das Aufblühen Greiffenbergs zu hindern. Besonders die Leinenherstellung, worauf die Bedeutung der Stadt seit 400 Jahren beruhte, entsfaltete sich in ungeahntem Umfange. In der Leinwandordnung des Jahres 1788 erscheint Greiffenberg als eine der Kommerzialstädte des schlesischen Gebirges neben Hirschberg, Schmiedeberg und Landeshut. Die Greiffenberger Handelshäuser handelten bis nach Polen, Rußland und Holland, und ihre Leinwand war wegen ihrer Feinheit in aller Welt berühmt. — Den Ruf einer Leinenstadt verdankt Greiffenberg größtenteils dem Bürgermeister Matthias Rothe, der in den Jahren 1570—1614 im Rat saß. Auf großen Reisen nach West- und Süddeutschland erkannte er, daß die in seiner Heimat gefertigte Leinwand im Handel schon eine wichtige Rolle spielte und in Zukunft noch größeren Wert erlangen werde. Er kaufte deshalb seit 1555 die Leinwand der Weber von Greiffenberg und aus der Umgegend zusammen und handelte nach Leipzig, Augsburg, Frankfurt, Köln und andern großen Plätzen. — Vor unserm geistigen Auge belebt sich der mittelalterliche Marktplatz. Es ist Markttag. Der weite Raum füllt sich mit Landleuten, Webern, die ihre Leinen den Händlern und Kaufleuten zum Kaufe anbieten. Garnstände überall. Versandfertige, gestempelte Waren werden auf der Stadtwage gewogen. Hochbeladene Frachtwagen knarren den Stadttoren zu, Greiffenbergs Fabrikate in weite Lande tragend. — Wohlhabenheit zieht dafür in die Stadt ein. Auf arbeitsreiche Wochen folgen frohe Feste . . . Frohes, buntes Treiben auf dem Ring. Durch die Gassen schallt Trommelschlag und Pfeifenklang. Unter wehendem Tuch zieht die wehrhafte Schützenbrüderschaft hinaus zum Armbrustschießen auf dem Schützenplatz bei den Scheunen am Wege nach dem Stadtbusch. Voran prahlt das leuchtendgelbe Gewand des Zielerz, dahinter prangt des Königs prächtige Zier: güldene Kette und silbernes Schild. Stolz marschieren die Schützen im Bewußtsein ihres Wertes und des Besizes reicher Privilegien. — Januar 1614; mitten im Winter ist Greiffenberg in Festesfreude. Auf der Laubaner Gasse drängt sich das Volk. In jedem Anliß ist Jubel und Frohlocken. Der, den die Stadt segnet, ist von

einer langjährigen Reise heimgekehrt: Hans Ulrich von Schaffgotsch. Der Rat hat ihn herzlich begrüßt, und nun begleitet ihn die Bürgerschaft mit ihren Fahnen unter dem Geräusch der Kesselpauken und dem Geschmetter der Trompeten über Neundorf nach dem Greiffenstein.

Und wieder ein Bild aus ernster Zeit . . . Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges sind vorüber. Geblieben aber ist die Glaubensspaltung. Sie ist tiefer denn zuvor. Ueberall sind die Kirchen der katholischen Konfession zurückgegeben worden. Die Protestanten sind ohne Gotteshaus. Da steigt 1667 in einigen beherzten Männern des Rats der Plan auf, im Dorfe Wiesa, das nur getrennt durch den Queis so nahe an der Stadt liegt, unter sächsischem Schutze eine evangelische Kirche zu bauen. Klug, treu und verschwiegen handeln die Wissenden. Ihre Führer sind der Bürgermeister Gleisberg und der Stadtschreiber Heydorn. Sie reisen heimlich nach Dresden und erbitten des Kurfürsten Erlaubnis. Nun wird der Grundstein gelegt; rasch geht der Bau vor sich; Ende 1668 ist die Kirche unter Dach. — Da wird die Beteiligung des Greiffenberger Magistrats an der Sache ruckbar. Gleisberg und Heydorn werden vor das Kaiserliche Amt in Jauer geladen. Im März 1669 begeben sie sich dorthin und leugnen um des guten Werkes willen, so gut sie können. Nun fordert man aber, sie möchten am nächsten Tage ihre Unschuld und Unwissenheit am fraglichen Werke durch einen Eid bekräftigen. Da reißt der edle Heydorn den Bürgermeister und sämtliche Beteiligten aus der Not. Er wählt freiwillige Verbannung, wirft sich aufs Pferd, reitet in der Nacht nach Greiffenberg und begibt sich nach Wiesa in sächsischen Schutz. Jetzt war der Bürgermeister Gleisberg in der Lage, alle Schuld auf den Geflohenen zuwälzen. Ohne Eidesleistung und ohne Strafe wurde er entlassen. Martin Heydorn ging nach Kamenz und stieg dort zum Bürgermeister der Stadt auf.

So manche Seite der Chronik erzählt von den Kriegsnöten, die Greiffenberg im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat. Die Hussiten plünderten es aus; im Dreißigjährigen Kriege, 1634, zündeten es die Kroaten an allen Ecken an. Rohe Kriegshorden durchzogen vielmals die Stadt und überfielen sie mit Drangsalierungen und Brandschakungen schlimmster Art. Nach solchen Heimsuchungen glich die Einwohnerschaft immer einer großen Bettlerfamilie. Auch die Schlesienschen Kriege prägen der Stadt manche Leidensspuren auf, wenn auch diese Kriege weit menschlicher geführt wurden als frühere. Vom Lager bei Kalteworwerk wird so manches Mal der Große König seinen Blick auf unsere Stadt gerichtet haben, wo die Vorposten der Oesterreicher standen. — In allerernstester Gefahr aber geriet Greiffenberg im Befreiungskampfe 1813, als nach der Schlacht an der Kahlbach eine französische Truppenmacht sich hier festsetzte und sich anschickte, die Stadt gegen die nachziehenden Russen zu verteidigen. Nach einem heftigen Gefechte zogen indessen die Franzosen nach Westen. So wandte ein freund-

liches Geschick die drohende Erstürmung und Einäscherung durch die Russen ab.

Seitdem sind über Greiffenberg mehr als hundert Jahre deutscher Geschichte dahingegangen. Glückliche Ereignisse konnte die Stadt verzeichnen, insbesondere schöne Friedensfeste nach siegreichen Kriegen. Jetzt aber verspürt sie nach dem verlorenen Weltkrieg mit den Tausenden anderer Städte und Dörfer die tiefe Demütigung des Vaterlandes und das furchtbare Ausraubungssystem der harten Feinde. Heute stehen wir mit verstehendem Gefühl vor der Inschrifttafel an der Nordseite des Rathhausturmes, die man nach dem Befreiungskriege anbrachte. Wir lesen: „Dank der Vorsehung, die aus einem verheerenden Kriege uns Leben und Freiheit geredet und uns bis hierher gebracht“ Erschüttert werden wir uns dessen bewußt, daß die Söhne Greiffenbergs in überreicher Zahl auf den Schlachtfeldern verblutet und unsrer Freiheit schwere Prüfungen auferlegt worden sind. Und unser Herz bewegt der innige, zuversichtliche Segenswunsch, mit dem die Inschrift fortfährt und schließt:

„Sie schenke uns fortan gesegnete Zeiten,
und nur Glückliche sehe dieser Turm um sich her.
Gott wird ferner gnädiglich walten.
Ihr Bürger, vertrauet ihm.“

R. G r o ß = G ö r l i g .

Friedeberg.

1. Der Zug der Wenden durch unsere Heimat.

Struppige Gefellen waren es, die da vor 800 Jahren, wie der Chronist erzählt, durch unsere Heimat zogen. Sie gehörten dem slavischen Volksstamme der Wenden an, die ihrer heidnischen Religion wegen aus ihrer schönen Heimat im heutigen Sachsenlande vertrieben worden waren. Sie suchten neue Wohnsitze, wo sie ungestört ihren alten Göttern dienen konnten.

Es war ein früher Herbsttag. Der Sturm jagte die Wolkenfetzen pfeilschnell dahin. Von Zeit zu Zeit durchnäßte ein kalter Regenschauer die müden Wanderer, die das Queistal hinauffstiegen. Langsam gelang es ihnen, durch das dichte Gestrüpp des Urwaldes, über Felsen, entwurzelte Baumstämme und rauschende Wasserfälle vorzudringen. Keine menschliche Stimme ließ sich hier vernehmen. Nur das Heulen der Wölfe scholl ihnen aus der Ferne entgegen.

Es war Abend geworden. Der Haufe war bis in die Nähe des heutigen Dorfes Steine gekommen. Da jubelten die Vranschreitenden laut in den Wald hinein. Vor ihnen ragte ein hoher, weißer Felsen zum Himmel empor. Wie ein gewaltiger Opfertisch stand er da, umgeben von uralten Fichtenstämmen. Hier machten sie Halt. Bald hatten sich die Todmüden gelaert. Dankbar gedachten sie zuerst ihrer Götter; auf dem Quarzfels, der heute den Namen Totenstein führt, brachten sie ihnen ein reiches Opfer dar. Fröhlich wurde das Opfermahl gehalten. Verfolgungen und Entbehrungen der letzten Tage waren vergessen. Hier konnten sie ungekraft ihren Göttern opfern, hier wollten sie bleiben. Schon am nächsten Morgen wurden Bäume gefällt und Hütten aufgerichtet.

2. Wie Eulendorf entstand.

In Schlesien wütete der Krieg. Ein Brüderpaar stritt sich um den Besitz des Landes. Kaiser Friedrich Barbarossa erschien mit einem Heere, um dem Herzog Wladislaw, der von seinem Bruder vertrieben worden war, das Land zurückzuerobern. Furchtbar hatte Schlesien in diesem Kriege zu leiden. Die Felder wurden verwüstet, die Häuser und Ställe verbrannt. Da suchten sich die unglücklichen Bewohner der Ober- und Bobergegend sichere Wohnplätze auf. Sie glaubten sie nirgends besser zu finden als in den dichten Wäldern des Gebirges; viele von ihnen ließen sich in unserer Heimat nieder, die damals zu dem Besitztum des Burgherrn von Tzschocha gehörte. Er erlaubte ihnen, am Queiß ihre Hütten zu bauen. Fischerei, Jagd und Viehzucht gaben ihnen den Lebensunterhalt. Immer weitere Scharen kamen aus dem Flachlande und fanden hier eine neue Heimat. Viele unter ihnen waren schon Christen und breiteten die neue Religion aus. Die Wenden, die ihrem alten Glauben die Treue hielten, wurden immer tiefer ins Gebirge zurückgedrängt.

Noch aber lag unsere Heimat ganz abseits vom großen Weltgetriebe. Da wurde, wahrscheinlich um das Jahr 1200, die „alte Handelsstraße“ von Zittau nach Hirschberg hier durchgeführt. Schwerbeladene Kaufmannswagen, mit starken Rossen bespannt, fuhren knarrend die neue Straße entlang. Sie hielten vor dem neuerbauten Wirtshaus am Queiß, aßen und franken, spielten und handelten und erzählten von dem, was in der Welt geschehen war. Nachdem sie Straßen- und Brückenzoll entrichtet hatten, zogen sie weiter. Der Verkehr wurde von Jahr zu Jahr stärker. Schmiede, Stellmacher, Sattler, Krämer, Bäcker und Schlächter fanden in der jungen Ansiedlung Arbeit und Verdienst. Aus den wenigen Fischerhütten war ein kleines Dorf entstanden, das den Namen Eulendorf erhielt. Es wurde im Auftrage des Burgherrn von Tzschocha durch einen Erbvogt verwaltet. Einer der ersten Erbvögte war Bernhard von Rym. Er führte im Gerichtssiegel eine Eule.



PHOT. W. RICHTER

Blick auf Friedberg a. O.

3. Wie Eulendorf eine Stadt wurde und den Namen Friedeberg erhielt (1329).

Wieder war Krieg im Lande. Herzog Heinrich I. von Schweidnitz und Jauer und König Johann von Böhmen stritten sich um den Besitz der Oberlausitz und des Queiskreises. Glücklicherweise wurde der Kriegszustand durch einen Vergleich bald beendet. Die Fürsten teilten sich in das Land. Unsere Heimat fiel an Heinrich. Aus Freude über den glücklich abgeschlossenen Frieden wurde eine große Jagd im Gebirge abgehalten. Zahlreich hatten sich die Ritter mit ihren Knappen vor Sonnenaufgang eingefunden. Bald erschien auch Herzog Heinrich in Jägertracht und gab das Zeichen zum Ausbruch. Unter Hörnerschall setzte sich der Zug in Bewegung. Goldig ging die Sonne im Osten auf. Schon waren die Jäger im dichten Tann, wo ihnen manches Waldtier zum Opfer fiel. Auf einer Anhöhe zwischen Eulendorf und Rabishau wurde Raft gehalten. Kaum hatten sich die Jäger im hohen Waldgrase gelagert, da schoß ein Falke durch die Lüfte, der noch seinen Raub im Schnabel hatte. Herzog Heinrich griff zu Pfeil und Bogen und holte mit einem Schuß den Räuber samt seiner Beute herunter. Alles jubelte dem edlen Weidmann zu. Nach kräftigem Morgenimbisß zog die Jagdgesellschaft fröhlich weiter. Der Weg führte sie durch Eulendorf, wo alt und jung herbeieilte, um die hohen Gäste zu begrüßen. Damals schon gehörte das Dorf zu den wohlhabendsten Ortschaften am Queis. Die elenden Hütten waren verschwunden; stattliche Holzhäuser standen an ihrer Stelle. Zum bleibenden Andenken an den eben geschlossenen Frieden erhob Heinrich I. Eulendorf zur Stadt und gab ihr den Namen Friedeberg. Als Wappen erhielt sie den Falken, wie er vom Raube kam. Als ständige Einnahme verlich ihr der Herzog das Brau-Urbar (Brau-Gerechtigkeit) auf eine Meile um die Stadt. Bald darauf wurde Friedeberg von der Herrschaft Tzschocha getrennt und der Herrschaft Greiffenstein zugekeilt.

4. Der große Brand.

Es war am 23. Juli 1558, zwei Stunden nach Mitternacht. Friedlich ruhten die Bürger in ihren Häusern. Da wurden die Schläfer durch den dumpfen Ton eines Hornes geweckt. Alles fuhr im Bette auf und horchte. Von der Straße herauf hörte man ängstliches Rufen und Hin- und Herlaufen. Der Bürgermeister Andreas Zöfel weckte seine Frau: „Du, das ist Feuerlärm!“ Schnell riß er das Fenster auf. Hell leuchtete über den Dächern der Feuerschein. Eilig kleidete er sich an. „Gib nur acht, Andreas, daß dir nichts zustößt!“ rief die Frau noch nach. Da war er schon mit ein paar Sprüngen unten im Hausflur. Aus den winkligen Gassen strömten die Leute mit Eimern und Kannen zusammen. Weinende Frauen und Kinder, allerlei Hausgerät mit sich schleppend und brüllendes Vieh kamen Zöfel vom Brandplatze

her entgegen. „Wo brenn's?" fragte er ein altes Mütterchen, das sich mit einer Truhe unter dem Arm abplagte. „Beim Weiske-Drechsler, das Haus daneben hat auch schon Feuer gefangen. In der Werkstatt brach's aus, wo viel Späne und trocknes Holz lagen. Da ist nichts mehr zu machen!" Der Morgenwind trieb Zöfel die Rauchwolken entgegen. Am Brandplatze standen die Männer in zwei Reihen; die Eimer gingen rasch von Hand zu Hand. Der Bürgermeister erteilte Befehle und mahnte zur Besonnenheit. Besorgt sah er die Nachbarhäuser an, die dem Feuer neue Nahrung boten. „Die Gassen sind zu eng," sagte er zu einem nebenstehenden Bürger, „die Häuser sind von Fachwerk und mit hölzernen Schindeln gedeckt". „Ja", antwortete der Angeredete, „das kann gefährlich werden; die Stallungen im Hof haben meistens Strohdächer. Siehst du, wie die Funken da hinüberstiegen?" Schon gingen auch die gegenüberliegenden Häuser zu brennen an. Der Wind wurde stärker und entfachte die Flammen, so daß sie hoch emporstiegen. Die glühenden Balken krachten. Als die Sonne blutrot im Osten emporstieg, stand die ganze Gasse in hellen Flammen. Schnell fraß das Feuer weiter. Kirche und Schule blieben nicht verschont. Ganz Friedeberg lag in Asche. Die Bürger waren allein zum Wiederaufbau der Stadt außerstande. Sie wandten sich deshalb an ihren Grundherrn, Hans von Schaffgotsch, um Hilfe, der die „Ehrwürdigen, Edlen, Gestrungen, Ehrenfesten Prälaten, Ritterschaften und Mannschaften des Jauerschen Fürstentums und Hirschbergischen Weichbildes" um eine Beisteuer zur Wiedererbauung der Kirche und Schule der Stadt Friedeberg bat. Kaiser Ferdinand I. erließ der Stadt die Biersteuer auf drei Jahre. Der Grundherr verbot zu Gunsten der bedrängten Stadt den umliegenden Dörfern aufs neue, fremdes Bier einzuführen. Durch fremde Hilfe und eigene Tatkraft gelang es den Bürgern, die Stadt wieder aufzubauen.

5. Das französische Lager am Märzberge.

Die Waffen ruhten. Am 4. Juni 1813 war zwischen den verbündeten Preußen und Russen einerseits und den Franzosen anderseits ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Die Truppen wurden in Dörfern und Städten einquartiert. Unter klingendem Spiel rückten schon am 8. Juni 600 Mann, meist Franzosen, in Friedeberg ein und wurden vorläufig bei den Bürgern untergebracht. Auf dem Rathause mußte sofort ein Lazarett eingerichtet und von der Stadt unterhalten werden. In der Barbarakirche wurde Heu und Stroh ausgeladen und an die Truppen verteilt. Auf dem Märzberge begann man bald darauf für vier Regimenter ein Lager zu erbauen. Tischler und Zimmerleute arbeiteten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. 275 Holzbaracken wurden in mehreren Reihen aufgeführt. Holz und Arbeitslohn hatte Friedeberg zu liefern. Wie eine kleine Stadt sah das fertige Lager aus. Jede Baracke schmückten zwei junge Fichtenbäume. Vor



Rathaus zu Friedeberg.

den Offiziersbaracken hatte man kleine Blumengärten angelegt. Auf dem Gipfel des Märzberges stand die Baracke des Kommandanten. Die Kanoniere hatten ein besonderes Lager beim Röhrsdorfer Vorwerk. Hier waren zwanzig Geschütze und vierzig Pulver- und Munitionswagen aufgefahen. Bald herrschte ein buntes Leben und Treiben im Lager. In großen Kesseln wurde das Essen gekocht. Die Lebensmittel mußten von der Stadt und den umliegenden Dörfern aufgebracht werden. Das Brennholz nahm man aus dem Hainbusche, der fast ganz abgeholzt worden ist. Am 1. Juli wurde von dem Marschall Macdonald bei dem Lager Parade abgehalten. Danach ritt er in die Stadt, besuchte das Lazarett und nahm an einem Festmahl teil, das die Stadt ihm zu Ehren

geben mußte. Nachdem noch der Geburtstag Napoleons von den Truppen im festlich geschmückten Lager durch Gottesdienst, Glockengeläut und Festsessen im Röhrsdorfer Vorwerk feierlich begangen worden war, verließ die französische Besatzung am 17. August das Lager; denn der Waffenstillstand war bereits abgelaufen. Alles, was sich irgendwie fortzuschleppen ließ, wurde mitgenommen. Die Infanteristen spießten die Brote auf die Bajonette, die Reiter hängten sie an die Säbel. Die Bürger atmeten auf. Aber ihre Vorräte waren aufgezehrt, und die Stadt war tief verschuldet.

6. Die ehemalige Strumpffstrickerstadt.

Eben fuhr ein mächtiger Planwagen, hochbepackt mit Wollsäcken, die Burgstraße herauf. Er kam aus der Löwenberger Gegend, wo in den großen Schäferereien die Schur vor einigen Tagen beendet worden war. Der Wagen machte vor dem Rathhause halt, die Säcke wurden abgeladen und in den Hausflur des Rathhauses geschafft. Hier hatte inzwischen der Ratskellerpächter die Fuhrleute und die herbeigeeilten Strumpffstricker begrüßt und war nun damit beschäftigt, die Säcke auf der großen Balkenwage im Hausflur abzuwiegen. Der Zentner kostete fünfzig bis siebzig Taler. „Unter'm Bogen“ (Ratskellerstube) wurde das Ereignis bei einer „Stange“ Einfachbier und einigen Körnchen noch lange gefeiert.

Daheim waren alle Hände beschäftigt, die Wollsäcke auf den Wollboden zu bringen und auszulesen. In den nächsten Tagen wurde sie körbewise vom Boden heruntergeholt und nach ihrer Güte sortiert, zu sogenannten Partien von einem halben oder ganzen Zentner zusammengebunden und in die „Farbe“ auf der Widmut gebracht. Hier erhielt die Wolle, nachdem sie gewaschen worden war, durch Indigo eine schöne blaue Farbe und wanderte nun in die Spinnerei in der Röhrsdorfer Mühle. Hier gelangte sie zunächst auf den Trockenboden. Von dort kam der gesamte Vorrat nach und nach in einen „Wolf“, wo er aufgelockert und von fremden Bestandteilen, wie Staub, Stroh, Kleben usw., befreit wurde. Zur weiteren Verarbeitung war es erforderlich, die Wolle mit Del anzufeuchten. Nun war sie locker und schlüpfrig. Die mehr oder minder flockig durcheinander liegenden Haare mußten neu geordnet werden, um jetzt auf der Spinnmaschine einen Gespinnstfaden zu liefern. Drei solcher Gespinnstfäden wurden vom Zwirner zu einem einzigen Faden vereinigt. Das Strickgarn war nun fertig, und jeder Strumpffstrickermeister sorgte für einen genügenden Vorrat, um seine Arbeiter das ganze Jahr hindurch beschäftigen zu können.

An Arbeit fehlte es nicht, denn Friedeberger Strumpfwaren waren sehr begehrt. Alles strickte, Männer, Frauen und Kinder, nicht nur in Friedeberg, sondern auch in der weiteren Umgebung, besonders in den sogenannten Stiftsdörfern um Liebenenthal. Ein künftiger Stricker brachte wohl, wenn er vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein

arbeitete, ein Paar große Frauenstrümpfe fertig, verdiente aber damit nur zwei gute Groschen (25 Pfennig). In Strickschulen wurden den Kindern schon vom 5. Lebensjahre an das Stricken gelehrt. Der Lohn, den sie am Sonnabend von der „Stricke“ heimbrachten, war freilich sehr gering; er betrug nur wenige Pfennige. Die fertigen Strümpfe kamen nun in die Walke. Eine solche befand sich in der Röhrsdorfer Mühle an der Stelle, wo heute das Elektrizitätswerk steht. Sie war Tag und Nacht in Betrieb und brachte dem damaligen Müller mehr ein als seine Mehlmühle. Da aber in den sechziger Jahren diese Walke nicht mehr genügte, wurde in die Brettschneide auf der Flinsberger Straße eine neue Walke eingebaut. Um Fett und Unreinigkeiten aus der Wolle zu entfernen, übergoß man die Strümpfe in der Walke mit Seifenlauge. Fallhammer klopfen unablässig auf sie und bewirkten, daß ihr Gewebe verfilzt und dadurch befestigt und verdichtet wurde. Schließlich nahm man die Strümpfe aus der Walke heraus, preßte sie aus, zog sie feucht über Strumpfformen und stellte sie längs der Häuser zum Trocknen auf. Hierauf wurden sie geraucht und mittels einer Schermaschine von allen vorstehenden gröberen oder steiferen Haaren befreit. Eine besondere Art von Strümpfen waren die sogenannten Troddelstrümpfe („Trudelfstrümpfe“). In die fertigen Strümpfe wurden dichte Wollschlingen eingenäht und dann aufgeschnitten, so daß sie innen wie ein Pelz aussahen. Nun waren die Strümpfe soweit, daß sie ihre Reise in die weite Welt antreten konnten.

Mit hochbeladenen Wagen zogen die Stricker auf die Märkte, um ihre Waren feilzuhalten. Tage- und nächtelang waren sie unterwegs. Ging es doch nicht nur in die Orte der nächsten Umgebung, sondern weiter bis Bunzlau, Haynau, Schmiedeberg, Jauer, Löbau, Zittau, Diesa und Rothenburg. Ueberall fanden ihre Waren reizenden Absatz. Anfang der siebziger Jahre wurden jährlich für 600 000 Taler handgestrickte Strumpfwaren von zwanzig selbständigen Meistern hergestellt. Die Friedeberger Erzeugnisse hatten einen solch guten Ruf, daß auswärtige Fabrikanten ihre Ware unter dem Namen „Friedeberger Strumpfwaren“ zum Verkauf anboten. Auf den Weltausstellungen in Wien 1873 und Philadelphia 1876 wurden Friedeberger Strumpfwaren prämiert.

Bald darauf begann der Niedergang des ehrsamten Strickerhandwerks. Große Strumpffabriken taten sich auf, in denen mächtige Maschinen die Arbeit der Hände übernahmen. Den Friedeberger Strickern fehlte ein fester, einiger Wille, Geld und Verdienst, sich der neuen Zeit anzupassen, und so kam es, daß um die Wende des Jahrhunderts die „Hochwohlblöbliche Strumpfmacher Innung“ aufgelöst wurde.

7. Die Stadt Friedeberg.

Wer früher das Isergebirge durchwandern wollte, den führte die Bahn nur bis Friedeberg. Heute bringt das Dampfroß die Erholung-

suchenden und Naturfreunde bis nach Bad Flinsberg. So kommt es, daß Friedeberg jetzt verhältnismäßig wenig von dem Fremdenstrom verspürt, der alljährlich den stillen Wäldern und heilkräftigen Quellen des Isergebirges zuströmt. Und doch verdiente unser Städtchen und seine Umgebung mehr Beachtung.

Wandern wir dem nahen Märzberge zu! Einst stand auf seinem Gipfel ein Aussichtsturm. Er mußte vor Jahren abgebrochen werden, weil er altersschwach geworden war. Welch farbenreiches Bild entrollt sich vor unsern Augen, wenn wir vom Bergeshang hinab ins Tal des schäumenden Queis und hinauf zu den Bergen des Riesen- und Isergebirges blicken! Umschmiegt von frischem Grün schauen die altersgrauen Mauern der Ruine Greiffenstein weit in das Land hinein. Silberklar rauschen die Fluten des Queis am Fuße des Berges dahin. Unweit der Brücke, die wir eben überschritten haben, ist ihm ein wilder Gesell, das Langwasser, zugeströmt. Um seine ungefüme Kraft zu hemmen, hat man am Südabhang des uns gegenüberliegenden Försterberges einen Stauweiher bauen müssen. Buntgeflechte Rinderscharen tummeln sich auf weitem Wiesenplane. Schon beginnen die Getreidfelder sich zu färben. Dunkelgrüne Fichtenwälder ziehen sich vom Tal hinauf bis auf den Kemnitzkamm. Auf schattigem Waldpfade steigen wir den Berg hinab. Der Weg führt uns auf die Greiffenberger Chaussee zum Stadtvorwerk. Hinter ihm breiten sich bis an den Stadtwald heran reife Getreidfelder und saftige Wiesen aus. Noch sind die Ackerbürger draußen mit der Heuernte beschäftigt. Bald werden sie aufs neue ihre Sensen schwingen müssen.

Wie in alter Zeit so ist auch heute noch die Landwirtschaft ein Haupterwerbszweig unserer Bürger. Zahlreiche Männer und Frauen arbeiten in der Köhrsdorfer Spinnerei und in der Steindruckerei und lithographischen Anstalt in Friedeberg. Geschäfte aller Art sorgen für die Bedürfnisse von Stand und Land. Vor hundert Jahren hatten wir in Friedeberg eine blühende Gewerbetätigkeit. Es bestanden drei große Werkstätten, in denen Porzellanmalerei getrieben wurde. Gute Arbeit soll geleistet worden sein, wie der Chronist behauptet. Hunderte von Bürgern waren mit Stickerei in Mull, Musselin und ähnlichen Stoffen beschäftigt. Die Erzeugnisse der Friedeberger Strumpfftricker waren ihrer Güte wegen sehr begehrt und wanderten in die Welt hinaus.

Wir schreiten weiter und stehen bald inmitten einer Anzahl Neubauten am Nordausgange der Stadt. Auf der rechten Seite erhebt sich das evangelische Gemeindehaus mit dem Jugendheim, zur linken die evangelische Stadtschule, umgeben von frischem Grün hochstämmiger Eschen und Linden. Wohlgemute Turnerscharen eilen der Schule zu, um auf dem Turnplatz nach des Tages Arbeit Körper und Geist in frohen Spielen und frischen turnerischen Uebungen zu stählen. Eben fährt der Abendzug in den nahen Bahnhof ein. Die Ankommenden eilen die Bahnhofstraße entlang der inneren Stadt zu. Wir folgen

ihnen, nachdem wir an der Druckerei des „Boten aus dem Queistale“ die eingegangenen Telegramme gelesen haben. Am evangelischen Pfarrhause vorbei gelangen wir zur evangelischen Kirche.

Nachdem 1654 den Evangelischen die Pfarrkirche genommen war, haben sie in der nahen Grenzkirche Gebhardsdorf 87 Jahre lang Zuflucht gefunden. Als Friedrich der Große 1741 im Feldlager zu Rauschwiß in Schlesien weilte, erbaten zwei Friedeberger Bürger von ihm einen evangelischen Geistlichen. Am Sonntag Laetare findet zum ersten Male wieder evangelischer Gottesdienst statt und zwar auf dem Rathause. 13 Jahre lang ist darauf das sogenannte „Luchhaus“ gottesdienstlicher Versammlungsort gewesen. 1756 wird der Grundstein zur Kirche gelegt. Schon im nächsten Jahre findet in ihr der erste Gottesdienst statt. Durch die Feuersbrunst 1767, die die Stadt bis auf wenige Häuser in Asche legte, wird auch das Gotteshaus zerstört. Bereits ein Jahr darauf ist es wiederhergestellt; es ist das Haus in seiner jetzigen Gestalt. Der in seinen Ausmaßen schön gelungene Turm ist erst im Jahre 1882 zugefügt worden.

Nur einige Schritte weiter, und wir stehen auf dem Marktplatz. In seiner Mitte erhebt sich, von Akazien umgeben, das Rathaus mit hohem Turm und das Amtsgericht. Ringsum ist der Platz von ehrwürdigen Häusern der gewerbtätigen Bevölkerung umsäumt. Die Sonne neigt sich im Westen. Die Bürger sitzen vor ihren Häusern und sprechen mit der Nachbarn von den Ereignissen des Tages und der Not des Vaterlandes. Sorglos spielen die Kinder an den mit Akazien umpflanzten Röhrenbütteln und am Standbild des alten Kaisers. Vom Markte aus wandern wir die Görlißer Straße weiter bis zur Barbarakirche, einem alten Barockbau. Wir schreiten hinter dem Gotteshaus an der Kirchhofsmauer entlang, sehen zur linken Seite die katholische Kirche emporragen und stehen bald vor dem St. Carolus-Stift, in dem arme katholische Kinder Aufnahme finden. Vor uns auf freiem Felde erhebt sich der neuerbaute Wasserturm. Dem Stifte gegenüber ragt ein hohes Kreuz, mit Schwert und Lorbeerkranz geschmückt, empor. Es ist das Gedächtnismal für die im Weltkrieg gefallenen Helden aus den Gemeinden Friedeberg, Röhrsdorf und Egelsdorf. Voll Wehmut lesen wir die Namen der treuen Kämpfer. Ruht sanft in fremder Erde!

W o l k m a n n - Friedeberg.

Liebenthal.

Ein wunderschöner Herbstmorgen ist es, ein Tag wie geschaffen zum Wandern durch die schöne Gotteswelt. Schon der erste Hahenschrei rief uns aus den Federn, und als die Sonne, erst vorsichtig über den Horizont lugend, ihre Rundreise begann, fand sie uns schon rüstig auf der Wanderfahrt. Wahrlich: Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen! Zumal, wenn ihm sein gütiger Schöpfer ein offenes Herz und Auge geschenkt und ihn empfänglich für all die Herrlichkeiten eines Herbstmorgens gemacht hat.

Und wie nun die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, sind wir bald am Ziele unserer Wanderung. Von Klein-Röhrsdorf kommend, haben wir eben die Höhen der Schanzen erreicht. Da, unwillkürlich hemmt das vor uns liegende Bild unsere Schritte; wie ein reizender Zauber bannst es unseren Blick auf das herrliche Tal, dem die silberne Helle der Sonne einen prächtigen Glanz verleiht. Am Horizonte wachsen aus milchfarbenem Dunstschleier die Berge des Isergebirges, die Burgruine Greiffenstein und die Leopoldskapelle hervor, und inmitten all der Herrlichkeiten liegt friedlich und weltvergessen das kleine Städtchen Liebenthal wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut. So klein erscheint es uns, daß man meint, es mit der Hand erfassen zu können, und zählt doch mit seinen 260 Häusern rund 1800 Bewohner. Wie ein mahnendes Zeichen erhebt sich aus der Häusermasse der mächtige Bau der katholischen Kirche. Mit ihrem fast 60 Meter hohen freistehenden Glockenturme nimmt sie eine beherrschende Stellung ein, daß selbst das Ursulinenkloster mit seinen vielen großen und langen Gebäuden, das Lehrerseminar und der Kobbau des Graf von Schlabrendorff'schen Waisenhauses nur mit der Umgebung wirken. Dort, das Schwarze im Süden der Stadt ist der 1600 Morgen große Stadtwald, der sich bis an die Nachbardörfer Hennersdorf, Langwasser und Ottendorf erstreckt. Dieser Wald und der um Liebenthal gelegene und größere Besitz an Acker- und Wiesenland geben der Stadt reiche Einkünfte.

Wir lassen unseren Blick nordwestlich schweifen. Da, wo der graue, dicke, achteckige Turm steht, beginnt das Dorf Krummölz, und kurz davor, im dichten Grün, kaum merklich, liegt der Bahnhof Liebenthal. Nun kommt auch schon keuchend und stöhnend der Zug hinter dem Geiersberge hervorgekrochen. Die gewaltigen Mengen weißen Dampfes, die er von sich stößt, beweisen die riesige Arbeit, die er zu leisten hat, um bei der großen Steigung die 16 Kilometer von Löwenberg nach Liebenthal in einer reichlichen Stunde zu schaffen.

Wir blicken auf das Städtchen. Starr scheint die Mittagssonne auf die Dächer und Zinnen und erweckt einen goldigen Widerschein. Die geringsten Einzelheiten unterscheidet man, so klar ist das Licht. Fährt indes ein Windhauch von Zeit zu Zeit durch diese leuchtende und



PHOT. H. KLETTE

Im Klostergarten von Liebenau



Leinwandhaus und Maternusssäule
zu Liebenthal

unbewegte Klarheit, dann sieht man Teile, deren Linien weicher werden und zittern, als ob man sie durch eine unsichtbare Flamme sähe Und über all das Glitzern und Gleißeln in träger Behaglichkeit spannt ein klarer mattblauer, fast weißer Himmel sein tiefes Gewölbe.

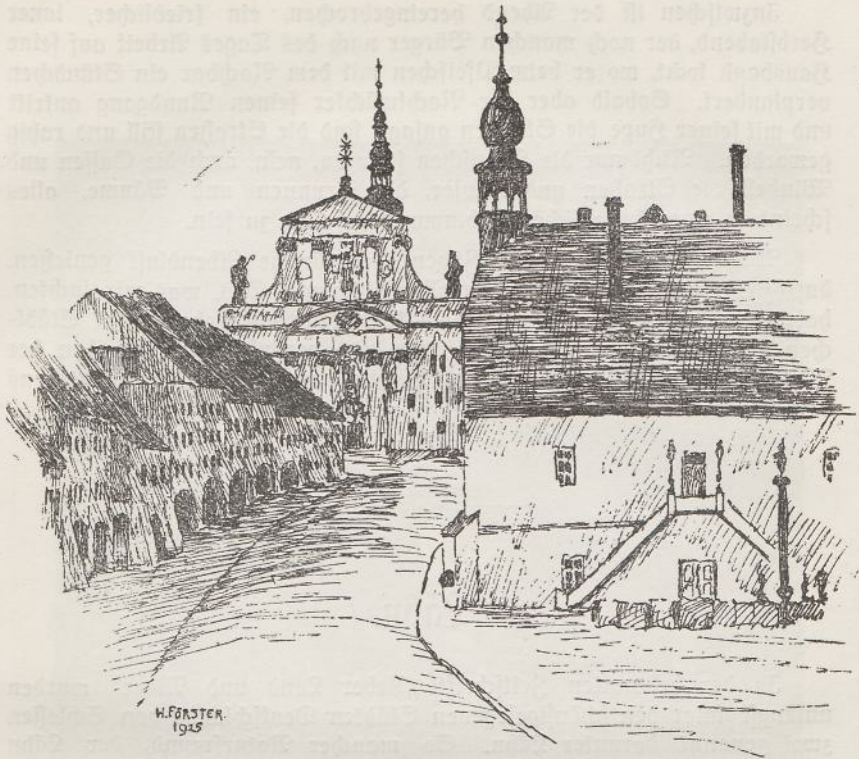
Schweigend schreiten wir die Schanzen hinab, zu sehr noch beherrscht uns der Eindruck des Geschauten.

Wenige Minuten später, und wir stehen an der Straßenkreuzung, an der „Baumertschmiede“. Hier beginnt, nach Osten gehend, die Chaussee über Ullersdorf-Liebenthal, Spiller nach Hirschberg, und der Meilenstein zeigt uns an, daß es bis dorthin 24 Kilometer sind. Wir

aber wenden uns westwärts der Stadt zu. Am kleinen Kreuzkirchlein kommen wir vorüber; sein bescheidener Bau stammt aus dem Jahre 1805. Die Hirschberger Straße ist es, die wir jetzt entlang gehen, und die Häuschen, die zu beiden Seiten stehen, sind einfach und klein, so wie es eben die Vorstadthäuser der Kleinstädte sind. Bevor wir auf den Marktplatz kommen, müssen wir über die Undotter, die von den Wiesen zwischen Liebenthal und Langwasser kommt und dicht hinter Liebenthal in Geppersdorf in die Delse fließt. Der Liebenthaler kennt die Undotter kaum unter ihrem richtigen Namen; für ihn ist sie eben nur die „Bache“. Und das ist begreiflich; denn bei einer Breite von 3 bis 5 Metern hat sie nur einen normalen Wasserstand von 20 bis 30 Zentimeter. Aber so harmlos, wie er aussieht, ist der Bach mitunter doch nicht. Der Hochwasserzeiger am Hause Nr. 39 verrät, daß er bei plötzlicher Schneeschmelze oft schon sein Bett verließ und seine lehm-gelben Fluten bis auf den Markt wälzte. Die Anwohner wissen genug Schlimmes darüber zu berichten. Wir schreiten über die altersgraue, steinerne Johannesbrücke mit dem Standbild des hl. Johannes von

Nepomuk. Ihr schräg gegenüber steht längs der Gärten ein Stück der alten Stadtmauer; es ist hier die Stelle, wo das Niedertor stand. Ein paar Schritte, und wir sind auf dem Marktplatze angelangt, der nach Westen bergan geht. Die Häuser der südlichen Marktseite haben zum Teil noch die Lauben, mit denen früher der Markt von allen Seiten eingeschlossen war. Stufen verbinden den unteren und oberen Laubengang und führen von den oberen Lauben auf den Marktdamm hinab. Als Liebenthal um 1291 von Volko von Schweidnitz zur Stadt erhoben wurde und als solche das Recht des Wein-, Salz- und Bierschanzes, sowie die Privilegien der Fleisch-, Brod- und Schuhbänke erhielt, fand der Verkauf in den Hausbauden unter den Lauben statt. Wie in den Gebirgsorten überhaupt, scheint die Garnspinnerei und Leinwandweberei Haupterwerbszweig gewesen zu sein. Der Chronist berichtet, daß 1649 der Leinwandmarkt genehmigt wurde, und auch der noch heute weit und breit bekannte Laubenmarkt, der im Januar jedes Jahres stattfindet, ist bis auf diese Zeit zurückzuführen. 13 große Garn- und Leinwandkaufleute besaß Liebenthal vor dem 30 jährigen Kriege, die sogar mit Holland, Leipzig und Augsburg im Handelsverkehr standen. Erinnerungen an jene Blütezeit Liebenthals sind heut noch vorhanden. Schauen wir uns in manchen der alten Häuser um, so finden wir mitunter noch die arkadenumgebenen Lichthöfe, das Zeichen der alten Leinwandhäuser. Das heutige Büttner'sche Haus am Markt Nr. 17 hat am deutlichsten sein altertümliches Gepräge bewahrt. Vor dem Rathause mit dem zierlichen Türmchen und der „stilvollen Freitreppe“ steht die Mariensäule mit den Standbildern der vier Pestheiligen. Die wunderschöne barocke Mauereinfassung zeigt an der Vorderseite das Wappen der Familie Tanner von Löwenthal. Das große Wasserbecken, das heut zum Springbrunnen umgewandelt ist, gehört zu den Wasserbehältern, aus denen man noch vor kaum zwei Jahrzehnten das Wasser holen mußte. Wir gehen auf den oberen Ring und stehen bald vor dem Maternusbrunnen, der auf gewundener Säule St. Maternus, den Stadtpatron, trägt. Sein Bild ist im Stadtwappen, dessen Vergrößerung über dem Eingange zum Sitzungs-saale des Rathauses zu sehen ist.

Durch die Seminarstraße gelangen wir zum Lehrerseminar, das 1863 gebaut wurde; wegen der Neuregelung der Lehrerausbildung schließt es im Frühjahr 1926 für immer seine Pforten. Erst 1914/15 wurde die danebenstehende Präparandenanstalt errichtet, in deren Räumen gegenwärtig die Klassen der Aufbauschule untergebracht sind. Auf erhöhtem Grund steht die Graf von Schlabrendorff'sche Stiftung und unweit davon Kirche, Schule und Pfarrhaus der evangelischen Gemeinde. An der höchsten Stelle des Städtchens erhebt sich die katholische Pfarrkirche, in den Jahren 1723—1730 von Aebtissin Martha Tanner mit einem Kostenaufwande von 54 000 Reichsthalern, die Hand- und Spanndienste nicht gerechnet, erbaut. Sie ist ein prächtiger Barockbau mit einer Fassade von überwältigender Wirkung.



Kathaus zu Liebenenthal. Im Hintergrund die kath. Pfarrkirche.

Wir schreiten durch den Torbogen des Gasthofes zu den „3 Bergen“. Zwischen zwei wundervollen alten Buchen steht das Standbild des hl. Johannes von Nepomuk vor dem Johannesstift, der Niederlassung der Grauen Schwestern. Hier beginnt nach Westen gehend das Obertor. Die eisenbewachsene Klostermauer zur Linken wird nur durch das alte „Stockhaus“, das heute zum Kloster gehört, unterbrochen. Ehe wir zum Obertorreich kommen, schauen wir noch einmal auf die Kirche zurück, deren wuchtige Masse von hier aus erst recht zur Geltung kommt. Dort, wo der Weg nach Greiffenberg abbiegt, steht die evangelische Waisen- und Konfirmandenanstalt (Schroth'sche Stiftung), die gegenwärtig 20 Waisenkinder und 4 Diakonissen beherbergt. Die kapellenähnliche Gruft an der Mauer des Friedhofs der katholischen Gemeinde ist die letzte Ruhestätte der Familie Contessa, der früheren Rittergutsherrschaft von Liebenenthal. Längst sind die tiefempfundenen Lieder und Romane des Dichters Jakob Salice-Contessa in Vergessenheit geraten; doch heut noch erinnert die Contessastraße in Hirschberg an diesen schlesischen Dichter und ersten Hirschberger Bürgermeister, der einen großen Teil seiner Lebensjahre in Liebenenthal verbrachte.

Inzwischen ist der Abend hereingebrochen, ein friedlicher, lauer Herbstabend, der noch manchen Bürger nach des Tages Arbeit auf seine Hausbank lockt, wo er beim Pfeifchen mit dem Nachbar ein Stündchen verplaudert. Sobald aber der Nachtwächter seinen Rundgang antritt und mit seiner Hupe die Stunden ansagt, sind die Straßen still und ruhig geworden. Nicht nur die Menschen schlafen, nein, auch die Gassen und Winkel, die Straßen und Häuser, die Brunnen und Bäume, alles scheint in einen behaglichen Schlummer gefallen zu sein.

Während wir in vollen Zügen die würzige Abendluft genießen, durchzieht uns ein Gefühl tiefer Befriedigung. Das, was wir suchten, haben wir gefunden: eine schlesische Kleinstadt, ein liebes, altes Städtchen, das gegenüber dem geschäftigen und geräuschvollen Treiben der Welt da draußen den köstlichen Vorzug eines glücklichen Friedens bewahrt hat.

S o h a u s = Liebenthal.

Lähn.

In der bekannten Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ wurden unlängst unter den schönstgelegenen Städten Deutschlands von Schlesien zwei genannt, darunter Lähn. So mancher Naturfreund, der Lähn kennt, wird diese Auswahl freudig bestätigen können. Kann ein Städtchen noch freundlicher und lieblicher daliegen? Von drei Seiten vom rauschenden Bober umflossen, von den Bergen des schönbewaldeten Bober-Raßbach-Gebirges eingefasst, gleicht es einer Perle in einem Schmuckkästchen. Doch nicht nur Schönheit und Lieblichkeit atmet das Städtchen, sondern auch stille Geborgenheit, wenn man zu den schützenden Bergen ringsum emporschaut. Steil erhebt sich im Westen der Lehnhausberg, von der alten, trostigen Burgruine gekrönt. Immer erfreut er das Auge. Sei es im Lenz durch das duftige, zarte Grün seiner Birken, sei es im Sommer durch das satte Grün des Waldes, aus dem freundlich das rote Ziegeldach des Backhauses hervorleuchtet, sei es sein buntes Herbstkleid in den märchenhaften Nebelschwaden, die den Berg umlagern, sei es im Winter durch das Zauberkleid des Raucharfes. Wohin man blickt, alte und doch immer neue schöne Bilder. Und wird es dem Herzen einmal zu enge in dem tiefen Tal, wie schnell ist der Berg erklimmen, und weit hinaus ins Land kann der Blick schweifen, über Berge und Täler hinweg bis zum majestätischen Profil des Riesengebirges.

Der Wanderer, der Lähn nicht kennt und von dem Burgfried der Lehnhausburg in das stille Tal hinabschaut, vermutet nicht, welche wechsel-



PHOT. H. KLETTE

Marktplatz in Lahn

volle Geschichte das Städtchen aufzuweisen hat. Sie ist aufs engste verknüpft mit der Geschichte der Lehnhausburg. Diese Burg ist eine der ältesten und mächtigsten der schlesischen Trutz- und Grenzfesten, durch welche einst die Polenherzöge ihr Land gegen die kriegslustigen Böhmen zu schützen suchten. Wann sie erbaut wurde, läßt sich nicht mehr feststellen; in den Böhmenkriegen des 11. Jahrhunderts ist sie ein viel umstrittener wertvoller Posten gewesen. Im Jahre 1155 finden wir sie in einer Bulle des damaligen Papstes urkundlich erwähnt. Als 1163 Schlesien eigene Herzöge erhielt, gehörte die Burg Lehnhaus, früher Wan oder Wian genannt, zum Besitze Boleslaws des Langen. Nach dessen Tode 1201 übernahm sein Sohn, Heinrich I., der Bärtige, das väterliche Erbe. Er war vermählt mit der fränkischen Fürstentochter Hedwig, die später von der Kirche heilig gesprochen wurde. Im Frühling des Jahres 1202 kam das Fürstenpaar das erstemal nach Lehnhaus. Zu Füßen des Burgberges breitete sich, wo jetzt das Städtchen Lähn steht, ein dichter Birkenwald aus, vom Bober durchflossen, an dessen Ufern hier und da armselige Hütten standen, bewohnt von Fischern und Biberfängern, die einen Teil ihrer Beute als Zins auf die Burg zu liefern hatten. Die kleine Ansiedelung führte den Namen Birkenau. Um seiner Gemahlin eine Freude zu bereiten und auch in die hiesige Gegend deutsche Einwanderer heranzuziehen, ließ der Herzog 1214 den Birkenwald fällen und erweiterte das stille Fischerdörfchen am Bober zu einer Stadt. Diese hieß zunächst noch Birkenau, später aber nach der Burg „Leen“, „Lehn“, „Lähn“. Noch heute führt die Stadt Lähn in ihrem Wappen die Birke. In die junge Stadt rief der Herzog außer sächsisch-deutschen Zuzüglern besonders Tuchmacher und Wollweber aus dem benachbarten Löwenberg. Drei Jahre nach der Gründung der Stadt wurde die jetzige katholische Kirche erbaut. Der Turm, um das Jahr 1240 errichtet, steht in seinem unteren und mittleren Teile noch heute als ein Zeuge der ältesten Lähnener Zeit. Die Herzogin Hedwig, die oft und gern auf der Lehnhausburg weilte, stieg täglich auf einem schmalen Pfade, noch heute der Hedwigsteg genannt, barfuß auch im Winter, von einem zahmen Reh begleitet, in das Städtchen, um die heilige Messe zu hören und Kranke und Arme zu besuchen und zu laben. Auf ihrem Rückwege zur Burg rastete sie beim „Hedwigstein“, an dem man noch heute die Eindrücke ihrer Finger erkennen will. Vor der Burg, wo heute das steinerne Kirchlein steht, ließ sie über einem Marienbilde eine hölzerne Kapelle errichten, die später erweitert und ein vielbesuchter Wallfahrtsort wurde.

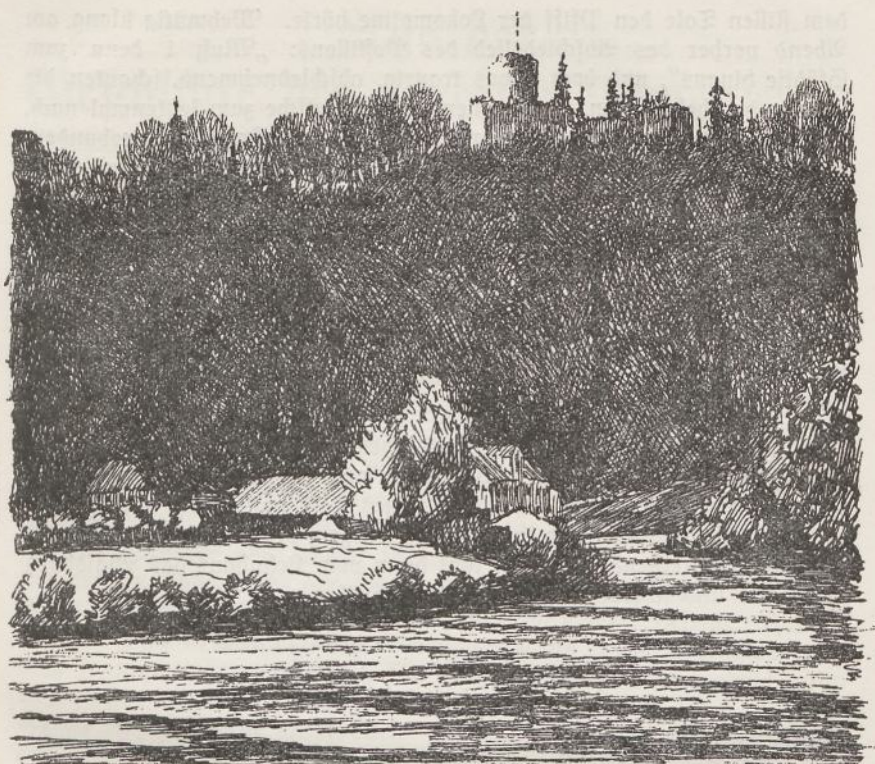
Die junge Stadt Lähn nahm bald an Umfang zu. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts soll die Bevölkerung Lähns nicht geringer gewesen sein als die von Landeshut und Bunzlau. Handel und Wandel blühten und veranlaßten sogar Juden, sich hierorts niederzulassen, die nach damaliger Sitte für sich allein wohnen mußten, woran noch die „Juden-gasse“ in Lähn und der „Judentempel“ bei Lehnhaus erinnern.

Leider ging in der Folgezeit durch Krieg, ansteckende Krankheiten und Ueberschwemmungen des Bobers der Wohlstand des Städtchens nach und nach zurück. Schon 1428 war Lähn durch die Hussiten ausgeplündert und niedergebrannt worden. Die wilden Horden hatten es auf die Lehnhausburg abgesehen. Da sie aber glaubten, diese nicht einnehmen zu können, hielten sie sich mit der Belagerung nicht lange auf und ließen ihre Wut an Lähn aus. Um das Jahr 1470 war Lehnhaus ein gefürchtetes Raubritternest, wodurch der Handel in hiesiger Gegend immer mehr zurückging. Besonders hat Lähn im Dreißigjährigen Kriege zu leiden gehabt. Bald war die Lehnhausburg im Besitze der Kaiserlichen, bald waren die Schweden wieder die Herren. Immer aber hatte Lähn dabei Raub und Plünderung zu erdulden, bis endlich im Jahre 1646 die Burg durch kaiserliche Truppen zerstört und in eine Ruine verwandelt wurde. Auch im 1. schlesischen und im Siebenjährigen Kriege kamen abwechselnd Freund und Feind nach Lähn, die beide das Plündern und Brandschätzen gleich gut verstanden, so daß die Bewohner fast verarmten. Nicht besser erging es der Stadt in den Kriegen gegen Napoleon. Monatelang war sie von den Feinden besetzt, die immer neue und unveranschämte Forderungen stellten. Am 18. August 1813 kam es zu einem heftigen Kampfe an der Boberbrücke zwischen Russen und Franzosen. Die Franzosen, welche die Stadt besetzt hielten, suchten den Russen den Uebergang über den Bober zu wehren. Die evangelische Kirche, 1752 erbaut, zeigt noch heute an der Nordostseite die Eindrücke, die von russischen Kugeln herrühren. Gegen Abend sahen die auf die umliegenden Berge geflüchteten Bewohner mit Entsetzen ihre Häuser in Flammen aufgehen, während die Franzosen noch raubten, was zu rauben war. Fast die ganze Stadt war in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt.

Auch durch Ueberschwemmungen des Bobers hat Lähn viel gelitten. Selten verging früher ein Jahr, in dem nicht der Fluß der Stadt einen Besuch abstattete. Ueber 150 größere Ueberschwemmungen hat man gezählt. Eine der größten war die von 1897, wo die Fluten manns hoch durch die Stadt braussen und großen Schaden anrichteten.

Aber weder Krieg noch Plünderung und Ueberschwemmung konnten den Mut und die Liebe der Lähner zur heimatlichen Scholle erköfen. Immer wieder wurde das Städtchen auf der bedrohten Halbinsel neu aufgebaut, und seine Bewohner hofften auf frohe, bessere Zeiten. An die schweren Schicksalsschläge und den frohen festen Mut der Bürger sollen die Inschriften über dem Eingange zum Rathaus erinnern: „Ex cinere Phönix. 1813—1824. Post nubila Phöbus“. (Aus der Asche erhebt sich der Phönix. Auf Regen folgt Sonnenschein.)

Versuche aller Art, Industrie in dem Städtchen einzuführen, scheiterten, da schlechte Wege die Zufuhr erschwerten. Eine Uhrenfabrik, 1850 gegründet, wurde 1870 nach Silberberg verlegt. Noch bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war es schwer, auf den holp-



H. FÖRSTNER
1925

Burgruine Lehnhaus.

rigen, oft grundlosen Wegen nach Lähn zu kommen. So war Lähn ein wahres Aschenbrödel unter Schlesiens Städten geworden, das nur durch seine Taubenmärkte im Lande bekannt war. Ein Sinnbild für diese Zeit soll die Aschenbrödelfigur auf dem Markte mit ihren Tauben sein. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde endlich durch den Bau von Chausseen das Lähnner Tal dem Verkehr erschlossen. Die herrliche von der Natur so reich begünstigte Lage und die gesunde, reine Luft lockten Erholungsbedürftige an. Ihre Zahl wuchs rasch, als 1893, von dem Orden der Elisabethinerinnen ein Sanatorium gegründet wurde. Reizvolle Spaziergänge in der Umgebung Lähns geben den Genesenden Gelegenheit, ihre neu erwachenden Kräfte zu erproben und zu stärken.

Was Lähn für seine Entwicklung lange ersehnt und erhofft hatte, ging in Erfüllung. Gleichzeitig mit der Talsperre bei Mauer, die das Bobertal nun für immer vor Ueberschwemmungen schützen soll, wurde der Bahnbau der Strecke Hirschberg—Löwenberg unter großen Schwierigkeiten in Angriff genommen (3 Tunnel). Das war wohl einer der wichtigsten Tage in der Geschichte Lähns, als man zum erstenmal in

dem stillen Tale den Pfiff der Lokomotive hörte. Wehmütig klang am Abend vorher das Abschiedslied des Postillons: „Muß i denn zum Städtle hinaus“, und doch etwas traurig, abschiednehmend, schauten die Löhner der bekränzten, davontrollenden Postkutsche zum letztenmal nach. Nun ist Lähn durch den Schienenstrang mit der großen Welt verbunden. Die Bahn führt dem Städtchen jährlich viele Erholungssuchende und frohe Wanderer zu — und manche von diesen haben sich in dem schönen Städtchen angesiedelt. Ein ganzes Villenviertel ist so in den letzten Jahren am Fuße des Lehnhausberges entstanden. Viele, die einen ganz sorglosen Lebensabend haben wollen, haben sich in dem neuen stattlichen, mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit versehenen Zedlitzstift eingekauft. Durch mancherlei industrielle Unternehmungen, besonders durch den Bau einer Möbelfabrik, sucht man das Städtchen einer neuen Blütezeit entgegenzuführen.

Trotz Eisenbahn und nun ausblühender Industrie hat Lähn an Traulichkeit nicht verloren. Wie schön und friedlich ist es, wenn an warmen Sommerabenden nach des Tages Last und Mühe die Bürger in ihren Gärten oder vor ihren Häusern sitzen, die Ereignisse des Tages behaglich besprechend. Und oft tönt dann vom Lehnhaus das Waldhorn in frohen und schwermütigen Weisen herüber.

Reimann = Lähn.



Aus der Geschichte des Kreises Löwenberg.

Aus der Vorgeschichte des Kreises*).

Immer mehr hat sich aus der Seele des Volkes die Sehnsucht nach Kenntnis der eigenen Geschichte herausgearbeitet. Liebe zur Heimat zu pflegen, das Land, auf dem wir leben, nach allen Seiten kennen zu lernen, erscheint uns heute unvergleichlich wichtiger, als das zeitlich und räumlich Ferne zu studieren. Gerade für die Heimatkunde ist die deutsche Vorgeschichte von größter Bedeutung. Für ihre Erforschung sind wir auf die Bodenfunde angewiesen, die uns Aufschluß geben über Entstehen und Entwicklung der frühesten Kulturen unserer Heimat. Darum ist jeder Fund vorgeschichtlicher Altertümer, wenn er einem zunächst auch noch so unscheinbar vorkommt, für die Kenntnis unserer Heimat aufs lebhafteste zu begrüßen. Mit Freude und Stolz muß es jeden erfüllen, der an diesem Werke mitarbeitet. Gilt es doch gerade für uns Schlesier, den Polen auf Grund der Bodenfunde zu beweisen, daß Schlessien nie zur Urheimat des polnischen Volkes gehört hat. Dazu ist aber unbedingt nötig, daß alle durch Erdarbeiten oder auf sonstige Art gefährdeten Funde den berufenen Stellen, das ist in unserer Provinz die vorgeschichtliche Abteilung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, zugeführt werden.

Aus welcher Zeit stammen wohl die ältesten Zeugen menschlichen Lebens in unserem Kreise? Mindestens bis ins 3. Jahrtausend vor Christi Geburt müssen wir da zurückgehen. Die Eisdecke, die Norddeutschland bedeckte, hatte sich in den hohen Norden zurückgezogen. Es war wärmer und trockener geworden. Und in die grünenden Gefilde Schlesiens ist der Mensch zuerst aus dem schon früher besiedelten Mähren eingerückt, während vielleicht in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends nordische Stämme von Norwegen zugewandert sind. Die Funde beweisen, daß sie mit den älteren Einwohnern friedlich zusammengelebt haben und daß durch die Verschmelzung beider Rassen ein neuer Volksstamm entstand.

*) Zu großem Danke ist der Verfasser dem Freiherrn Dr. von Richthofen in Breslau verpflichtet, der ihm nicht nur die einschlägige Literatur zur Verfügung gestellt, sondern vor allem durch mündliche und schriftliche Mitteilungen die Arbeit gefördert hat.

Diese Zeit von etwa 5000—2000 vor Chr. Geburt wird als die jüngere Steinzeit bezeichnet. Sie begann mit dem Aufkommen des geschliffenen Steinbeils. Außer dem Feuerstein verwandte man auch verschiedene Bergsteinarten, Gneis, Grünstein, Kieselschiefer usw., die wegen ihrer geringeren Härte besondere Abfälle und Rillen auszuarbeiten und neue Formen zu entwickeln gestatteten. Aus dieser Zeit stammen Funde bei Moiss und Plagwitz. Westlich von Nieder-Moiss ist eine durchlochte Steinart aus Diorit (Grünstein) gefunden worden, die ihrer Form nach als Arbeitsgerät gedient hat. Interessant ist dieses Beil, das sich in der geologischen Landesanstalt zu Berlin befindet, auch dadurch, daß in ihm Muschelabdrücke sind, die in dem dazu verarbeiteten Gesteinsstücke enthalten waren. Ebenso hat man bei Plagwitz unterhalb des Steinberges am Bober eine durchlochte Steinart aus demselben Gestein gefunden, wie die Ortsakten des Altertums Museums zu Breslau berichten. Das Stück befand sich in Privatbesitz und ist jetzt leider verschollen. In einer öffentlichen Museumsammlung würde es dagegen für alle Zeiten zum Besten der Heimatkunde und wissenschaftlichen Forschung gesichert gewesen sein. Trotzdem bisher aus dem Kreise nur zwei Steinbeile bekannt sind, ist doch anzunehmen, daß sich die ständige Besiedelung im Bobergebiet bis in den Niederkreis erstreckte. Die eigentümliche Werkzeugform des Fundes bei Moiss läßt darauf schließen, daß er nicht etwa als zufällig bei der Jagd verlorene Waffe gedeutet werden kann.

Weil das Land reiche Wildbahnen besaß, wird wohl die Jagd eine reichliche Beschäftigung der vorgeschichtlichen Bewohner unserer Heimat gewesen sein. Daneben wird noch Fischfang getrieben worden sein, indem man auf ausgehöhlten Baumstämmen, den Einbäumen, die Gewässer besuhr. Die Art der Funde aus der jüngeren Steinzeit bezeugt aber, daß auch in diesem Abschnitt in unseren Gegenden bereits Ackerbau getrieben wurde.

Wenn bisher im Kreise noch keine steinzeitlichen Grabgefäße oder Wohnplatzscherben gefunden sind, so ist es auch bei vermehrter Aufmerksamkeit nicht ausgeschlossen, daß sich diese Lücke ausfüllen läßt.

Ohne Töpferscheibe, die erst in der Eisenzeit aufkam, sind schon damals schöne Formen entstanden. Mittels Schnüre wurden vor dem Brennen allerhand Muster in die noch weichen Gefäßwände eingedrückt oder mit Hilfe von Stäbchen eingestochen oder eingeritzt. Tonklumpen, die man durchbohrte, wurden als Henkel angehängt.

In der Steinzeit begrub man die Toten gewöhnlich so, daß man den Leichnam ohne Sarg auf der Seite liegend, meist mit gebeugten Knien ins Grab legte. Trinkgefäße, Waffen und Werkzeuge wurden dazugelegt. Warum geschah dies? Offenbar glaubten unsere Vorfahren schon damals um das Jahr 2500 vor Chr. Geburt an ein Fortleben nach dem Tode. So gab man dem Verstorbenen mit, was er im Jenseits brauchen würde. Man nimmt an, daß in der Steinzeit Indogermanen Europa bewohnten oder Ahnen der Germanen und ihrer verwandten Nachbarstämme.

Jahrtausende hatten die Menschen sich Waffen und Werkzeuge aus Stein und Bein, d. i. Knochen gemacht. Da war ihnen ein glänzendes Metall, das im Gestein leuchtete, aufgefallen. Es war das Kupfer. Seinen Namen hat es nach der Insel Cyrus (Cypern). Es erwies sich allerdings für den täglichen Gebrauch als zu weich; jedoch lernte man jetzt wahrscheinlich durch Zusatz des spröden Zinnes das Härten. Diese Mischung war die erste Bronze. Durch Tauschhandel ist sie in Schlesien um das Jahr 2000 vor Chr. Geburt vorwiegend aus Ungarn eingeführt worden. Nur ganz allmählich bürgerte sie sich ein.

Aus der Uebergangszeit von der Steinzeit zur früheren Bronzezeit und aus der früheren und älteren Bronzezeit fehlen in unserem Kreise allerdings jegliche Funde. Die Funde im Kreise beginnen erst mit der mittleren Bronzezeit, die die Zeit der ausgeprägten Buckelurnen ist. Die Töpferei hatte damals einen ihrer Höhepunkte erreicht. Vor allem fallen die Buckelgefäße auf, von denen man eine als Grabgefäß in Groß-Rackwitz gefunden hat. Es sind Töpfe aus gut geschlämmtem Ton mit scharf abgesetztem Hals und 4—6 Buckeln, die meist mit einem breiten Kehlstreifen umrahmt sind. Das Buckelgefäß von Groß-Rackwitz ist leider in einer Privatsammlung zugrunde gegangen. Aus der gleichen Zeit stammen auch Bronzebeile, die bei Cunzendorf u. W. gefunden wurden. Sie waren alle von gleicher Beschaffenheit, sogenannte mittelfständige Lappenbeile mit je zwei lappenförmigen Ansätzen in der Mitte zum Festhalten des Holzschafes. Vielleicht war es der Schaß eines Bronzehändlers oder Bronzegießers oder auch der wertvolle Besitz eines reichen Mannes, der als Opfergabe oder zur Sicherung vor Gefahr begraben wurde und dadurch in der Erde der Nachwelt erhalten blieb. Sie lagen nämlich zusammen in der Erde ohne Behältnis. Leider ist nur eines in den Besitz des Altertums Museums zu Breslau gekommen. Die übrigen sind jetzt verschollen. Im Berliner Museum ist eines zu sehen, was von derselben Art ist und aus derselben Zeit herrührt und bei Lauterseeifen gefunden wurde.

Im Museum zu Löwenberg wird der sogenannte „Schaß von Rackwitz“ aufbewahrt, der auch derselben Zeit gehört. 1906 wurden bei Groß-Rackwitz an einer Stelle mehrere Bronze gefunden und zwar 2 massive Armringe, ein schmales Armband und drei Armbänder ausgegraben. Die Armbänder sind mit einem feinen Linienmuster reich verziert. Sie wurden ihrer Weite nach als Schmuckstücke am Oberarm und wahrscheinlich über dem Ärmel des Gewandes getragen. Die Armbänder haben ein flache Gestalt. Auch sie zeigen reiche Verzierungen. Da sie zum Teil verbogen, zum Teil zerbrochen waren, schienen sie keinen Wert mehr als Schmuck gehabt zu haben. Sie sollten eingeschmolzen werden. Der Händler, der noch mehr Altertum aufkaufen wollte, hatte seinen bisher erworbenen Vorrat an sicherer Stelle geborgen. — Ein anderes Schmuckstück aus der gleichen Zeit ist eine Bronzenadel mit kugeligem Kopf vom Windmühlenberge bei Plagwitz, die wohl aus einem Brandgrabe stammt. Sie befindet sich im Altertumsmuseum zu Breslau.

Schon in der vorgeschichtlichen Zeit waren die Formen und Verzierungen der Geräte einem ständigen Wandel des Geschmacks unterworfen. Dazu kommen die eine Aenderung bedingenden Fortschritte in der Technik der Herstellung. Beide wirkten zusammen, um fest umrissene Stilgruppen zu schaffen, die begrenzten Zeitabschnitten und bestimmten Völkern eigentümlich waren. Dies gilt für die bereits behandelten Zeitabschnitte ebenso wie für die folgenden.

Von der jüngeren Steinzeit bis zu der früheren Eisenzeit trat in Schlessien kein Bevölkerungswechsel ein. Vom Stil der älteren und mittleren Bronzezeit ist aber der jüngere der gleichen Kultur etwa 1200 bis 500 vor Chr. deutlich verschieden. Er bevorzugte weniger kräftige zierlichere Formen und Verzierungen. Besonders die Tongefäße waren auch in dieser Zeit oft von großer Schönheit.

In die jüngere Bronzezeit gehört eine Ansiedlung, die bei Anlage einer Kalkgrube auf dem Grundstücke des Sanitätsrats Linke in Löwenberg festgestellt wurde. Man entdeckte darin Reste von Gebrauchsgegenständen. Bemerkenswert sind Bruchstücke von tönernen Webstuhlgewichten, die sich neben Scherben fanden. Die Art der Verzierung eines Tassenstückes bestimmt das Alter des Wohnplatzes. Aus der jüngsten Bronzezeit stammen ein Grabgefäß aus Groß-Rackwitz und acht durch den Pflug meist stark zerstörte Brandgräber von Plagwitz. Der Friedhof liegt am Windmühlenberge. Der Brauch, solche Urnensfelder anzulegen, kam in unseren Gegenden in der älteren Bronzezeit auf. Auf einem Holzstoße wurde der Tote verbrannt; die Knochenreste sammelte man und legte sie in ein Gefäß, die Urne. Auch wurden gelegentlich Metallbeigaben wie kleine Ringe und Nadeln dem Toten mitgegeben. Die Urne wurde dann in die Erde gesenkt, meist wenig tief, und gewöhnlich mit anderen kleinen Gefäßen umstellt. Diese sollten wohl dem Toten das Geschirr für sein Leben im Jenseits sein. Oft mögen sie auch Speise und Trank als Wegzehrung für die Reise in die andere Welt enthalten haben. Manchmal sind solche Urnengräber wie z. B. die von Plagwitz mit Steinen umsetzt worden. Welche Gründe in der älteren Bronzezeit zur Einführung der Leichenverbrennung führten, läßt sich schwer entscheiden. Möglich ist, daß man anfangs die gefürchtete gespenstische Wiederkehr der Toten verhindern wollte. Dem gleichen Zwecke dient wohl auch die sogenannte Hockerbestattung der jüngeren Steinzeit und früheren Bronzezeit, d. h. das Beisetzen der Leichen in stark gekrümmter Stellung. Anscheinend wurde diese durch ein Zusammenbinden der Beine mit dem Oberkörper erzielt. Die sorgfältige Bestattung des Leichenbrandes und die reichen Beigaben in den Urnensfelderkulen beweisen aber, daß zu deren Zeit wie in der Periode der Hockergräber neu die Furcht den Totenkult beherrschte. Gewiß drang allmählich die Ueberzeugung durch, daß die Verbrennung des Leichnams zugleich eine Säuberung der Toten und eine Befreiung der Seele bedeute.

Die Urnensfelderleute saßen wie schon erwähnt auch noch in der ältesten Eisenzeit in Schlessien. Welchem Volksstamme sie angehörten,

ist bisher noch nicht sicher geklärt. Fest steht, daß es auf keinen Fall Slaven waren, aber auch keine Kelten oder Germanen, wahrscheinlich dagegen damalige Bewohner des Ostalpengebietes und der anschließenden Donauländer, also den Vorfahren der geschichtlichen Illyrier verwandte Volksstämme.

Ebenso allmählich wie der Uebergang vom Stein- zum Bronzealter vollzog sich um 800 v. Chr. der Wechsel zwischen Bronze- und Eisenzeit. Zunächst wurde Eisen eingeführt und für Schmuckstücke verwendet. Erst als man das heimische Raseneisenerz schmelzen und bearbeiten gelernt hatte, verdrängte das Eisen die kostspielige Bronze als Werkmetall. Für Schmuckstücke blieb die Bronze aber meist im Brauch.

Der älteren Eisenzeit etwa 800 bis 500 v. Chr. entstammen mehrere Brandgräber eines Urnenfeldes von Groß-Rackwitz, die in diesem Jahre bei Schachtarbeiten dort aufgedeckt wurden. Vier Gräber sind beim Kiesschachten zerstört worden. Durch eine wissenschaftliche Ausgrabung wurden acht weitere festgestellt, von denen das reichste dreizehn Gefäße enthielt. Sie zeichnen sich durch eine gefällige Form und Verzierung aus, die infolge schöner Farbenwirkung besonders gut zur Geltung kommen. Der Stil der Gefäße zeigt zum Teil eine niederschlesische Sonderart, die besonders enge Beziehungen zur Lausitz aufweist. Von metallenen Grabbeigaben fanden sich nur Reste bronzener Ringe und Nadeln, die mit auf dem Scheiterhaufen gewesen und dadurch zerstört waren. Die Bestattungsgebräuche zeigen verschiedene Besonderheiten. Die Knochenreste lagen im reichsten Grabe außerhalb der Gefäße beisammen. Bei einem andern ruhte der Leichenbrand zum größten Teil in zwei Urnen, der Rest der Scheiterhaufenasche und Knochenreste waren regellos über die Gefäße geschüttet. Daraus, daß nicht mehr die in einem Gefäße sorgfältig von Schlacken gereinigten Knochenreste aufbewahrt wurden, kann man auf einen beginnenden Wandel religiöser Vorstellungen schließen. Gefäße von Gräberfeldern der gleichen Zeit besitzt das Museum zu Breslau auch aus Ludwigsdorf und Hohlstein.

Nördlich der Straße Löwenberg-Märzdorf zieht sich ein Höhenrücken, der Frauenberg, hin. Auf ihm findet man die Reste einer alten Wallbefestigung, das Frauenhaus, die schon der Art ihrer Anlage nach auf vorgeschichtliche Entstehung schließen lassen. Im Erdmantel eines Waldes fanden sich Reste eines verkohlten Holzrostes. Dies und rotgebrannte Erdschichten zeigen, daß die Befestigung durch Feuer zugrunde gegangen sein muß. In der Brandschicht gefundene Scherben beweisen, daß sie aus dem gleichen Zeitabschnitt herrührt wie die zuletzt besprochenen Gräberfelder. Der Bergücken bei Märzdorf trug damals eine kleine, ständig bewohnte Holzburg. Sie war durch den Bergesabhang und zwei Abschnittswälle geschützt und mit einer größeren umwallten Fliehbürg verbunden.

Der älteren Eisenzeit gehören noch eine ganze Anzahl vorgeschichtlicher Befestigungen in Schlesien an. Sie wurden von den Urnenfelderleuten angelegt, wahrscheinlich zur Abwehr der damals von Norden her zurück in unsere Gegenden vorstoßenden Germanen. Der Wider-

stand war aber vergebens, und mit der älteren Eisenzeit verschwinden in Schlesien die Spuren der alten Bevölkerung. Zum größten Teil ist sie wohl nach Südosten abgewandert, zum kleineren in den siegreichen ostgermanischen Stämmen aufgegangen.

Funde der frühgermanischen Kultur fehlen bisher im Kreise Löwenberg. Diese ersten germanischen Bewohner Schlesiens, deren Gräber besonders durch Urnen gekennzeichnet sind, deren Verzierung Gesichter darstellen, scheinen auch nicht in Schlesien verblieben zu sein. Es kam eine Zeit der Unruhe für unsere Heimat. Kelten drangen von Böhmen ein und siedelten eine Zeitlang in Teilen des damals wohl nur ganz schwach bewohnten Schlesiens. Von etwa 100 v. Chr. an bis zur großen Völkerwanderung war Schlesien von Germanen bewohnt, die von Norden und Nordosten ins Land gekommen waren. Gegen Ende des letzten Jahrtausends v. Chr. trat Ostdeutschland in Fühlung mit dem römischen Reiche. Seine Donauprovinzen waren etwa sechs Tagereisen entfernt. Lebhaftige Handelsbeziehungen entstanden, und die reichen Gräber aus dieser Zeit bergen häufig italische Einfuhrstücke oder solche aus den römischen Donauprovinzen. Auch zahlreiche römische Münzen fanden sich in Schlesien, anscheinend auch in Wünschendorf, die dort vor über 100 Jahren als Klingenbeutgeld in der Kirche eingelegt wurden. Sie gelangten dann in die Sammlung des archäologischen Instituts zu Breslau. Ein besonderes wichtiges Handelsgut, das durch unsere Gegenden zu den Römern gelangte, war der ostpreussische Bernstein.

Die Grundlage der germanischen Kultur wurde aber durch diese Einflüsse nicht berührt. Einheimische Schmuckstücke von eigenem Geschmack zeigen uns die große künstlerische Begabung der Vandalen. So nannte sich der germanische Volksstamm, der damals in Schlesien saß. Der vandalischen Zeit gehört außer den erwähnten römischen Münzen eine eiserne Lanzenspitze des 3. Jahrhunderts nach Christi an. Sie wurde beim Bahnbau Märzdorf-Löwenberg in Märzdorf gefunden und rührt offenbar aus einem zerstörten Kriegergrabe.

Aus der slavischen Zeit des 6. bis 8. Jahrhunderts fehlen bisher noch jede sicheren Funde. Die Kultur der Slaven stand zunächst auf einer außerordentlich niedrigen Stufe, und auch die Funde aus der jüngeren slavischen Zeit zeigen uns den gewaltigen Kulturrückschritt gegen die germanische Periode. Zahlreiche Stein- und Horngeräte gemahnen fast an steinzeitliche Zustände. Die alten Slaven besaßen in Schlesien kein hervorragendes einheimisches Kunstgewerbe wie die Vandalen. Einförmig ist die Gestalt der Schmuckstücke und der meist auf der Drehscheibe hergestellten Tongefäße. Zunächst verbrannten, wie die Geschichte nachweist, die Slaven ihre Toten. Jedoch kennen wir an Gräberfunden bisher nur Friedhöfe mit Körperbestattungen, die in Reihen nebeneinander angelegt wurden und daher jetzt Reihengräber genannt werden. Diese Friedhöfe gehören schon dem Uebergang zur christlichen Zeit an. Ein Reihengräberfeld wurde auch in Groß-Rackwitz entdeckt. Man fand neben den einzelnen Skeletten Scherben von nicht erhalten gebliebenen Tongefäßen und besonders auch bronzene Ringe,

und zwar sogenannte Schläfenringe. Diese sind halb offen und haben an einem Ende eine S förmige Rückbiegung. Einzeln oder zu mehreren an einem Lederriemen befestigt, bildeten sie einen eigentümlichen slavischen Kopfschuß.

Zur Sperrung von Wegen oder als feste Stätten wurden in der slavischen Periode zahlreiche, durch Wälle befestigte Holzburgen geschaffen, besonders sogenannte „Ringwälle“. Häufig errichtete man sie an der gleichen Stelle, deren günstige Lage schon die Urnenselderleute der älteren Eisenzeit zur Anlage einer Befestigung veranlaßte. Scherben und ein bronzenener Fingerring von einer slavischen Ansiedlung aus dem 11. Jahrhundert wurden in Groß-Rackwitz in diesem Jahre an gleicher Stelle gefunden, an der das eisenzeitliche Gräberfeld liegt. Von der Anwesenheit der Slaven im Bobertale zeugen aber auch verschiedene Ortsnamen slavischen Ursprunges.

Im 12. Jahrhundert riesen die einheimischen Fürsten als Kulturträger die Deutschen ins Land, und unsere Heimat wurde wieder germanisch und deutsch. Doch damit befinden wir uns bereits in geschichtlicher Zeit.

An vorgeschichtlichen Funden unsicherer Alters aus dem Kreise Löwenberg sind nach altem Bericht noch Urnen aus Löwenberg (Töpferberg und Hospitalberg) und Ullersdorf erwähnt. In Ullersdorf scheint es sich um ein eisenzeitliches Grab gehandelt zu haben. Die Löwenberger Funde waren wohl am ehesten Gräber der Urnenselderleute (Bronze- oder älteste Eisenzeit). Am Hospitalberge finden sich noch jetzt häufig Scherben und tönernerne Spinnenwirtel, die jedoch schon der geschichtlichen Zeit angehören. Nur ein Wirtel und ein Scherben, die das Museum Breslau besitzt, dürften vorgeschichtlich sein.

L h. K o ch = Löwenberg.

In germanischer Zeit.

Die ersten geschichtlichen Nachrichten über Schlesien verdanken wir den Römern. Zur Zeit des Kaisers Augustus lag die Grenze des großen römischen Weltreiches an der Donau. Später, um das Jahr 170 n. Chr., als die Legionen des Kaisers Marc Aurel die Markomannen in Böhmen und die Quaden in Mähren überwältigten, schien es, als sollte das mächtige Waldgebirge im Norden, unsere Sudeten, der Grenzwall des Römerreiches werden. Nach wechselvollen Kämpfen folgten Zeiten der Ruhe und des Verkehrs. Ein lebhafter Handel entfaltete sich zwischen den Römern und den Germanen in Schlesien. Wie uns manche Funde lehren, z. B. bei W ü n s c h e n d o r f, brachten die römischen Händler Metalle, Waffen, Werkzeuge, Glas und Schmuck. Sie erwarben dafür Pelze, Tierhäute und köstliches Blondhaar. Es

ist uns eine Karte Germaniens von dem römischen Geographen Ptolemäus überliefert worden. Darauf wird der Gebirgszug an der Südgrenze Schlesiens das Askiburgische Gebirge genannt. Der später um das Jahr 200 n. Chr. lebende Geschichtschreiber Dio bezeichnet die Sudeten als „die Vandalischen Berge, in denen die Elbe entspringt.“ Mehrere römische Geschichtschreiber, unter ihnen Tacitus, nennen in dieser Zeit als Bewohner Schlesiens „das große Volk der Lugier oder Vandalen“. Das Volk breitete sich weit aus zwischen Weichsel und Sudeten und zerfiel in mehrere Stämme, unter denen die Hasdingen oder Nahannarvalen und die Silinger die Kernvölkerschaften waren. Die Römer erkannten die Vandalen an ihren runden Schilden und kurzen Schwertern. Ihre Helmkappen schmückten die Schwungfedern des wilden Schwanes. Auf Bergeshöhen und in heiligen Hainen verehrten sie ein göttliches Brüderpaar, in dem sich der Wechsel von Tag und Nacht, von Licht und Finsternis verkörperte. Gustav Freytag setzt in seinem geschichtlichen Roman „die Ahnen“ dem ostgermanischen Vandalenstamme ein herrliches Denkmal, besonders aber dem Helden Ingo, Ingberks Sohn aus dem Vandalenlande, dem Königssohn aus Göttergeschlecht.

Vom Strome der Völkerwanderung wurde auch das vandalische Volk ergriffen. Uebervölkerung und wagemutige Wanderlust führten Teile der Vandalen mit den östlich wohnenden Goten auf den Boden des römischen Reiches jenseits der Donau. Die Masse des Volkes wandte sich um das Jahr 400 westwärts. Unter ihnen waren die Silinger aus unsrer Gegend.

Ein wanderndes Volk zog durch unsere Heimat. Nicht auf einmal, sondern viele Jahre hindurch. Nach Westen, an den Bergen entlang, wo die Götter selbst überall ihre Felsen aufstürmten zu heiligen Altären, führten auf Waldpfaden die Wanderzüge. Stillter wurde es auf den Waldlichtungen, wo die Gehöfte der Freien lagen; in den Wäldern verklang das Jagdhorn — Am Fuße der dunklen Berge des Remnikammes erhebt sich der weiße Felsen des *T o t e n s t e i n s* Ein letzter Opfertag ist angesagt. Wirbelnde Rauchsäulen steigen empor, und rote Streifen ziehen sich von der Blutrinne über das Gestein zur Erde nieder. Eintöniger Priefergesang erschallt; Priesterinnen verkünden aus dem Wurfe der mit Runen geritzten Buchenstäbchen das Schicksal der Volksgemeinde.

Es war ein hartes Geschick, dem das Vandalenvolk entgegenging. Losgerissen vom Heimatboden trieb es wie ein vom Sturme abgerissenes Blatt in weite, ungewisse Ferne, ohne Glück und Ruh, in Not und Tod. Wilder Kampf um den Rheinübergang, verheerender Zug durch Gallien, heißes Ringen um das schöne Spanien, hoffnungsvoller Uebergang nach Afrika, Untergang daselbst: das sind die geschichtlichen Malsteine seiner Wanderfahrt. Die Vandalen sind aus der Geschichte verschwunden.

Ein anderes Volk zog in Schlesien ein. Von Osten her aus ihrem Wohnsitz zwischen Dnjepr und Karpathen drangen die *S l a v e n* vor

in das germanische Land. Die zurückgebliebenen Reste der Vandalen vermochten es nicht zu verteidigen; sie konnten auch nicht ihre völkische Sonderart wahren. Soweit sie nicht vernichtet wurden, sog sie das fremde Volkstum auf, doch nicht spurlos . . . Denn im Namen des Jobtenberges, dem Wahrzeichen und heiligen Berge der Silinger, den die Slaven Slenz nannten, sodann im Namen der ostwärts vorüberfließenden Lohe, von den Slaven mit Sleza, Slenza bezeichnet, und endlich in der rings um den Silingerberg sich erstreckenden Gegend, dem slavischen Gau Silenzi oder Slenzane, lebte der alte Volksname der Silinger fort.

Silingae, Land der Silinger, Silenzane, Slenzane: slavische Namen für das später wieder germanische Schlesien.

R. Groß = Görlitz.

In slavischer Zeit.

1. Die Siedlung.

In der Deutung der slavischen Ortsnamen folgt der Verfasser der Abhandlung zumeist den freundlichst für diesen Zweck zur Verfügung gestellten überzeugenden und gründlichen handschriftlichen Darlegungen des Prof. Dr. Mücke in Bautzen.

Während im Westen Deutschlands das Frankenreich erstand und unter Karl dem Großen zur Blüte emporstieg, vergingen in Schlesien germanische Sprache und Sitte. Bereits an der Saale stieß die ostwärts sich ausbreitende Frankennmacht auf die vordersten Slavenstämme. Zwischen Saale und Elbe saßen die Sorben, in Böhmen die Tschechen, in Schlesien die Polen. Jedoch war das Land zwischen der Oder und dem Gebirge, vornehmlich das Vorland des Iser- und Riesengebirges, kein ausgesprochen polnischer Besitz. Es war vielmehr Jahrhunderte hindurch das Kampfgebiet zwischen Tschechen und Polen. Da die Slaven überhaupt noch nicht zu festen staatlichen Verbänden zusammengeschlossen waren, kann man nur von slavischen Landschaften sprechen, die durch breite, undurchdringliche Grenzwälder geschieden waren. Das heutige Oberschlesien war der Gau Opolini; um den Jobtenberg lag der Gau Silenzane; die Gegend um das heutige Glogau bildete den Gau Diadefl. Das Land am Bober hieß Boborane.

Die uns überkommenen slavischen Ortsnamen unsers Kreises sind fast ausschließlich im Bobertal zu finden. Den überwiegenden Teil des Kreises hat damals der den Gau Boborane im Süden und Westen abschließende Grenzwald bedeckt. Die Slaven folgten bei ihrer Siedlung dem Naturweg des Bobers und seinen Seitentälern. Selten mögen sie die „Wasserscheide“ überschritten haben; nur das Tal der

Krummen Delse, das inmitten eines Gewirres sumpfiger Wasserläufe einen geeigneten Platz zur Anlage einer Fliedburg bot, scheint sie veranlaßt zu haben, sich jenseits der Wasserscheide niederzulassen. Der Name des Baches, D e l s e, ist die deutsche Umformung des altslawischen Olšnica, spr. Olšniza (š - sch, c - z), d. h. Erlsbach. Die Fliedburg für die Siedelung an der Olšnica war wahrscheinlich der Mönchswall bei Geppersdorf, dessen Name aus späterer, christlicher Zeit stammt. Aus der Siedelung selbst entwickelte sich wohl im Laufe der Zeit das Dorf K r u m m ö l s, das noch im Jahre 1293 urkundlich als Olzna (z - s) erwähnt wird. Im Westen des Niederkreises weist der Bachname J v e n i š auf die Grenze der slavischen Besiedelung gegen den Höhenzug der Wasserscheide hin. Jveniš, altslawisch Jwienica, hergeleitet von jwa, d. i. die Salweide, heißt Salweidenbach.

Besonders reich muß in damaliger Zeit der Hauptfluß unsers Kreises an Vibern gewesen sein; denn vor andern Flüssen zeichneten ihn die Slaven mit dem Namen V i b e r f l u ß aus (slav. Vobr. = Viber). Auf den Hügeln um Lahn begann man bald mit dem Ackerbau, der freilich mühselig genug war. Auf einem Flurstück oder einem Ackerlos, man kann auch sagen „auf der Hufe“ (slav. Wlana) entstand die Ansiedelung W l a n, die später Lehnhaus genannt wurde. Wlan, d. i. also die „Ansiedelung auf dem Hufenland“, wurde zum Mittelpunkte des ganzen Gaues Boborane. Von hier aus ging die slavische Siedelung flußaufwärts.

Drüben über dem Flusse ließ sich Nelek, d. i. der sehr Heilkundige, der berühmte Kräutermann, nieder. Zur Bewirtschaftung seines Gutes zog er Fronarbeiter heran, und bald erhob sich Hüfte um Hüfte. Nelekno oder Neleco (c - tsch) wurde die Hüttengruppe bezeichnet, d. h. Besitz des Nelek. Es ist das heutige W a l t e r s d o r f. — Das Dorf M a u e r hieß in slavischer Zeit Pilhovic, und hinter dem Namen T s c h i s c h d o r f verbirgt sich das slavische Ztrifovac. Hier mag eine Fangstelle von Zeisigen gewesen sein; denn Ztrifovac bedeutet „Futterplatz für Zeisige“ oder „Fangort von Zeisigen“ (Zeisig - ftriz). Tschischdorf ist die Niederlassung daran. Neuerdings werden die Gleichungen Neleco-Waltersdorf, Ztrifovac - Tschischdorf, Pilhovic - Mauer bestritten. Die genannten slavischen Namen mögen Walddörfer bezeichnet haben, die später in dem einen oder dem andern deutschen Kolonistendorf aufgegangen sind. Für den Fall, daß Tschischdorf nicht das einstige Ztrifovac ist, liegt die Deutung des slavischen Namens Tschischdorf sehr nahe. Die Silbe tschisch ist gleichlautend mit dem slavischen cis - Eibe (c - tsch, s - sch). Tschischdorf heißt dann Eibenort.

Auf der Hochfläche westlich von dem unzugänglichen Felsental zwischen Bernskenstein und Sattler errichtete man das Fischerdorf Rybnice (Reibniß), von ryba-Fisch hergeleitet. Am weitesten in den Urwaldgürtel der Iserberge vorgeschoben lagen an der Kamnica, d. i. Steinbach, und auf der steinigten Hochebene über dem Bache die Blockhütten der Niederlassung Kemnice (Kemniß), d. i. also „Siedlung auf dem Steinfeld oder Steinplatz.“

Im Kreise Löwenberg ist Birngrüz der südlichst gelegene Ort mit slavischem Klang. Birngrüz ist ein Mischwort aus deutsch „Born“ und slavisch grodec oder grode (c - z). Die slavische Silbe bedeutet „die kleine Erdschanze“, „der kleine Erdwall“. Da Birngrüz kein fließendes Wasser, sondern Brunnenwasser hat, ist es erklärlich daß die Siedler den wertvollen Born mit einer schützenden Schanze umgaben. — Auf schweigsamen Waldpfaden mögen von hier aus die Slaven ihre Schritte weiter dem Gebirge zu gelenkt haben, bis zu der uralten Opferstätte des Totensteins. Daß man aber hier oder auf dem „Weißen Flins“ den Gott Flins verehrt haben soll, ist zu verneinen; denn eine slavische Gottheit Flins gab es nicht. Die Bezeichnung Flinsberg ist jedenfalls deutsch und bedeutet „Berg mit Flint“ oder Flinssteinen. Der Ort Flinsberg hat ursprünglich den Namen Fegebeutel geführt. — Aus den Bergwäldern dort oben rauschten damals wie heute die Wasser des Qu eis schäumend zu Tal. Gwizd (z - s) nannten die Slaven unsern Bergfluß, d. h. der pfeisende, zischende, plätschernde Fluß, abgeleitet von gwizdati - pfeisen, zischen.

Im Niederkreise begegnen wir noch einer Reihe slavischer Ortsnamen. Wiesenthal sei dazu gerechnet, das (nach Knoblich Chronik von Lähn) ehemals Wistrice hieß. Es ist das eine slavische Benennung, die sehr häufig vorkommt. Wistrice ist der Ort an der Bystrica, d. i. der klare, flinke Bach. Die Gleichung Wistrice = Wiesenthal wird gegenwärtig von geschichtskundiger Seite angezweifelt. Man hat Grund zu der Annahme, daß unter Wistrice die Gemarkung von Probsthain, die von der „Schnellen Deichsa“ durchflossen wird, gemeint ist. Die Ortschaft Zobten ist das einstige Sobota. „Sobotki“ sind kleine Berggeister, Heinzelmännchen. Es liegt sehr nahe, den Namen mit den Goldvorkommnissen in dieser Gegend in Verbindung zu bringen. Wie überall da, wo der Erde verborgene Schätze zu Tage treten, die Phantasie einfacher Menschen die Natur mit übernatürlichen, geisterhaften oder halb irdischen Gestalten belebte, so mag es auch hier am „Ort der Berggeister“ gewesen sein. Aber auch eine andre Deutung des Namens Zobten = Sonnabendmarkt soll hier verzeichnet sein.

Eine recht oft gebrauchte slavische Ortsbenennung trägt das Dorf Moiz bei Löwenberg. Hier ist der ursprüngliche slavische Name Ujezd von den später einwandernden Deutschen verstümmelt worden. Mit Ujezd bezeichnete man ein durch Umritt in Besitz genommenes Gut, ein slavisches Freigut. Nicht ein Dorf verstand man unter Ujezd, sondern ein Gut, einen Vieh Hof, ein Vorwerk. Die Entstellung des Namens Ujezd ist so vor sich gegangen: Am Ujezd, 'm Ujezd, Mujezd, Mujzd, Moiz.

Plagwitz ist das uralte Placwice. Der Name mag hergeleitet sein von Plochowici, d. s. die Ansiedler auf der Plochowica, auf dem kleinen, schmalen, ebenen Felde. Möglich ist auch, daß Plagwitz die deutsche Umformung eines vielleicht ehemals vorhandenen slavischen Wortes Ploknicia ist, (plok = waschen, spülen, schweifen). Der Name dürfte dann zu den Goldvorkommnissen der Gegend in Beziehung zu

sehen sein, (ploknicz - Schweisbach). Dort, wo jetzt Sirgwiß liegt, ließ sich einst Sirek, d. h. der Verwaiste, nieder. Seine Sippe, die sich um seinen Hof sesshaft machte, gab der Dorfschaft den Namen des Gründers Sirek oder Sirk und nannte sie Sirkowice. Der Ort Sirgwiß war also das „Sippendorf des Sirk“. — Rakwiß, slav. Racowice, ist das „Sippendorf des „Rak“ = Krebs. Oder auch: Racowice ist die Siedlung der Rakowici, der Krebsfischer und Krebsesser. Die zahlreichen Wasseradern der Boberniederung bargen gewiß einen großen Reichtum an Krebsen. Das mag Ursache genug dafür gewesen sein, den Neid der Fernerwohnenden gegenüber den Genießern dieser leckeren Speise wachzurufen. Dafür mußten sich die Glücklichen mit dem Namen Rakowici beladen lassen, der demnach als ein Spitzname anzusehen ist. „Krebsdorf“ oder „Krebsesserdorf“ ist also die Deutung des Namens Rakwiß. — Neuerdings werden auch die Ortsnamen Görisseiffen und Schmoisseiffen als slavisch - deutsche Mischwörter angesehen.

Daß die slavische Siedlung nur wenig aus der Boberniederung hinauszdrang, ist leicht verständlich. Es fehlte noch den Slaven an eisernen Werkzeugen zum Roden des Waldes und an eisernen Pflügen an Stelle des hölzernen Hakenpfluges, des Radlo, zur Bearbeitung der schweren und steinigen Böden. Noch mußte er mit der Sichel das Getreide mähen und mit der steinernen Handmühle das Mehl mahlen. Für den Slaven konnte nicht der wenig ergiebige Ackerbau die Hauptbeschäftigung sein, sondern die Vieh- und Weidewirtschaft. Dafür war die Boberniederung mit ihren Waldlichtungen, Heideland und Grasrümpfen wohlgeeignet. In den Talauen grasten die Stutenherden, eine begehrte Beute bei den Raubeinsfällen der Böhmen; auf der Heide und in der Dorfschaft blühte die Bienenzucht; Wald und Fluß boten jagdbares Wild. Aus dem Jahre 1227 ist uns bekannt, daß die Abgabe der Burggrafschaft Wlan an den Bischof in Eichhörchensellen bestand. Der Getreidebau nahm wahrscheinlich erst mit der Einwanderung der Deutschen zu; vorher begnügte man sich meist mit der anspruchlosen Hirse.

Die slavischen Dörfer waren entweder Gassendörfer oder Rundlinge, und zwar Ganzrundlinge in Kreis- und Fächerform oder Halbrundlinge in Hufeisenform. Die Aecker wurden wenig regelmäßig geschaffen und wechselten ihren Bebauer alle drei Jahre durch das Loß. Die Dörfer hatten meist nur einen Zugang (Sackgasse). In der Mitte der Dorfschaft lag ein freier, runder Platz, die Dorfaue, mit einem Teich als Tränke. Hier standen der Kretscham, die Schmiede, das Hirtenhaus. Dichtgedrängt um die Dorfaue lagen die Höfe, die in Rechteckform errichtet waren und meist aus drei Gebäuden bestanden. Die Gebäude waren mit Stroh und Schilf gedeckte Lehmhütten. Die offene Seite der Höfe kehrte sich der Dorfaue zu. Der rauhen, von dauerndem Kampf und Krieg erfüllten Zeit entsprechend, bot solch ein Rundling das Bild eines kleinen besetzten Platzes. Der Rundling ist sicher eine Nachahmung der Lager auf der ehemaligen Wanderschaft.

Durch An- und Ausbau der slavischen Ortsanlage ist ihre Urform im Laufe der Zeit verändert und verwischt worden. In unserm Kreise

erinnern nur noch die Namen mancher Orte und einzelne Flurbezeichnungen an den slavischen Ursprung. Bei Jobten ist die slavische Form der Dorfanlage noch erkennbar. An andern Orten lassen aufgedeckte slavische Begräbnisstätten keinen Zweifel daran, daß Slaven hier gesiedelt haben. Das ist z. B. bei Groß-Rackwitz der Fall, wo an zwei Stellen in Erdhügeln Skelette und Urnen aufgefunden wurden. Die beiliegenden Schmuckgegenstände und Gefäße ließen mit Sicherheit auf die slavische Herkunft der dort bestatteten Toten schließen.

R. Groß = Görlitz.



2. Burg- und Ringwälle.

Im deutschen Westen schrieben bereits im dämmerigen Kloster sinnende Mönche die ernste, gewaltige Geschichte der Zeit. Die deutsch Sage wand dem „hochgelobten Heldentum“ und der „Mühsal und dem Leid“ des deutschen Volkes ewiggrüne Kränze. Am Rhein, am Main krönten stolze Burgen die Höhen, im Lande wuchsen Städte empor, und bis zur Saale hin ertönte Kirchenglockenklang.

Aus der Menge der slavischen Siedelungen Schlesiens hob sich noch kein Name von besonderer Bedeutung hervor. Von den schlesischen Menschen dieser Zeit meldet kein Lied, kein Heldentbuch. Stille und Schweigsamkeit lagerte über den unermesslichen Urwäldern unserer Gauen. Doch war es nicht die Stille des Friedens. Wie im deutschen Frankenreich unter dem hellen Licht der Geschichte, so tobte auch im rätselvollen und geheimnisreichen schlesischen Waldland der Kampf von Geschlecht gegen Geschlecht, von Volk wider Volk.

An etwa dreihundert Stellen trägt Schlesien die Spuren des heißen Ringens seiner slavischen Bewohner um den Boden der Heimat. Es sind die bis auf diese Tage überkommenen Reste ehemaliger Wallburgen und Ringwälle. In diese festen Erdwälle, in deren Mitte sich wohl oft eine Blockhütte aus Balken oder Steinen erhob, flüchtete man sich mit Weib und Kind vor feindlichen Vernichtungskürmen, barg man die Herde vor räuberischem Ueberfall. Oben auf dem Wallrond verteidigte man Gut und Habe mit Pfeil und Art. — Im Volksmunde werden die Ringwälle Burgberge und Schloßberge genannt, auch Tataren- und Schwedenschanzen. Aber diese Bezeichnungen sind unzutreffend. Die Burg- und Ringwälle stammen aus der slavischen Zeit, ja manche gehören womöglich der vorgermanischen Zeit an. Vielsach waren sie hinter dem Dorfe angelegt. Hier dienten sie in friedlichen Zeiten als Aufbewahrungsstätte der beweglichen Güter und Vorräte, wohl auch als Stätte religiöser und politischer Versammlungen. In der nachfolgenden christlichen und deutschen Zeit wurden die Wälle dann oft als Bauplatz für die Kirche oder das Schloß des Grundherrn benutzt. Meist aber lagen sie versteckt im Walde auf Hügeln, zwischen Wasserläufen oder in Sumpf und Moor.

Im Kreise Löwenberg dürfen wir als Burg- und Ringwälle bezeichnen: die Sumpfburg bei Langenvorwerk, die „Scheibe“ bei Flachenseiffen, das „Frauenhaus“ bei Märzdorf, den Ringwall bei Plagwitz, die sogenannte Schwedenschanze bei Groß-Walditz, die Poitzenburg bei Hagendorf, den „Mönchswall“ bei Geppersdorf und das „Alte Schloß“ bei Klein-Röhrsdorf.

Der vierseitige Erdwall bei Langenvorwerk erhob sich inmitten von schwer zugänglichen Sümpfen. Er war eine Fliehburg für die Anwohner der Boberniederung unterhalb des späteren Löwenberg. Ein steinerne Hochbau, der ehemals den Wall ausfüllte, ist jetzt zerstört. Er ist auch sicher in viel späterer Zeit in den Wall hineingebaut worden. — Der Ringwall bei Plagwitz liegt am Steinberge. Er ist von ovaler Form und umschließt ein etwa einen Morgen großes Gebiet. Der Boden fällt gegen Osten steil nach einem kleinen Quertal, nach Süden zu steil zum Bobertal ab. Der Wall ist hier noch gut erhalten. Wie die Untersuchung in seinen bestbewahrten Teilen ergab, ist er aus oft zentnerschweren Sandsteinblöcken hergestellt. Die Zwischenräume sind dicht mit kleineren Steinen ausgefüllt. Auf dem südlichen Bergabhange, mehrere Schritte unter dem Walle, befindet sich das „warme Loch“, eine Felsenhöhle. Möglicherweise stand es mit dem Ringwalle in irgend einem Zusammenhang. Funde von Gegenständen sind aber innerhalb des Wall'es nicht gemacht worden. — Die „Schwedenschanze“ bei Groß-Walditz liegt in dem Walde zwischen Giersdorf und Groß-Walditz. Teile des viereckigen Wall'es und Grabens sind noch erkennbar. — Etwa eine halbe Stunde nördlich des Dorfes Märzdorf a. B., am Frauenberge, stand auf einem Hügel die alte Wallburg Frauenhaus. Man bemerkt noch zwei Wälle und Gräben mit sehr schmalen Zugänge zu dem kleinen Hügel. Dort muß im Mittelalter, also in geschichtlicher Zeit, ein Blockhaus gestanden haben. Aufgefundene Brandreste und Gefäßscherben gaben dieser Vermutung Raum. Untersuchungen des Hügel's führten auf Spuren eines noch früher vorhanden gewesenem Lehmfachwerkbau'es, der durch Feuer zerstört worden ist. — Die „Scheibe“ bei Flachenseiffen befindet sich im Nordosten des mittleren Dorfes auf einer Bergzunge, die von dem Ludwigsdorfer Bergzuge aus gegen das Dorf vorspringt und auf drei Seiten steil ins Tal abfällt. Man kann noch zwei Befestigungswerke unterscheiden: einen höher gelegenen, fast runden Platz (Scheibe) mit Doppelwall und Graben und einen etwas tiefer liegenden Raum mit nur einem Wall und Graben. Wo die höhere und tiefere Befestigung aneinanderstoßen, ist der Eingang. Mit Ausnahme einiger Mauerreste sind besondere Funde bisher hier nicht gemacht worden. Ebenso fehlen jegliche schriftliche Nachrichten über diese Anlage.

Eine Viertelstunde östlich des idyllisch gelegenen Dörfchens Hagendorf liegt ein fast kegelförmiger, bewaldeter Berg, der Poitzenberg. Dort oben stand in alter Zeit, im Urwald versteckt, die Poitzenburg. Von ihr sind nur noch einige Umwallungen, ein Brunnen und eine Erhöhung

mit trichterförmiger Vertiefung vorhanden. Nachgrabungen, die man vor einer Reihe von Jahren vornahm, förderten Brandschutt und Mauerwerk zutage. Man fand auch eisernes Wehrgerät, Gürtelschnallen, Sporen und Pfeilspitzen aus dem 10. Jahrhundert. Es ist wahrscheinlich, daß hier wie an andern Orten in die alte slavische Wallanlage eine kleine Burg hineingebaut worden ist. In einer Urkunde aus dem Jahre 1277 wird eine Burg zwischen Queis und Bober „Przin“ genannt. Przin ist ein alttschechisches Wort und bedeutet Brefferburg, Pfahlburg, Grenzwachstätte. Vielleicht ist Przin die spätere Poizenburg. Auf einer alten Kreiskarte steht an der Stelle, wo heute die Reste der ehemaligen Wallburg zu sehen sind, der Name Purzberg. Die Poizenburg wird unter der Bezeichnung, „Poizenburgk“ bei der Ueberlassung des Vorwerks „Boizenberg“ an das Kloster Liebenthal im Jahre 1441 als Wehre (Pfand) genannt. Im Jahre 1448 wird in einer Urkunde ein Vorwerk Poizenburg zu Görisseiffen erwähnt. Das Vorwerk war der Anfang der beiden kleinen Ortshschaften Ober- und Nieder-Poizenberg, die der Gemeinde Nieder-Görisseiffen einverleibt worden sind. Die Poizenburg ist wahrscheinlich im Hussitenkriege zerstört worden.

Auf einem Berge bei Klein-Röhrsdorf liegt, im Walde verborgen, das „Alte Schloß“. Steintrümmer und Mauerreste lassen vermuten, daß dort in einem vorgeschichtlichen Steinwerk ein Hochbau errichtet worden ist.

Die alte Wasserburg in Geppersdorf nennen manche Chronikisten den „Mönchswall“. Der elliptische Erdwall und der Wassergraben sind noch erhalten. Der Zugang befindet sich auf der Ostseite. Eine Vertiefung in der Mitte der Wallburg, wo man Schutt und Mauerreste fand, deutet auf ein größeres festes Gebäude hin. Der Sage nach soll im Wall einst ein Mönchskloster gestanden haben und in den moorigen Untergrund versunken sein.

U. G r o ß - G r e i f f e n b e r g .

Unsere Heimat im Streit der Slavenstämme.

Als unter dem deutschen König Heinrich I. die Rückeroberung der slavischen Gebiete im Osten Deutschlands begann, schlossen sich die Slavenstämme in Abwehr zu Verbänden zusammen. Um das Jahr 900 schon entstand in Böhmen der mächtige Staat der Przemysliden, der bis zur Oder reichte. Unsere Gegenden würden böhmische Land. Die Böhmen (Tschechen) waren durch das Brüderpaar Cyrillus—Methodius zu Christen geworden. Deshalb wird gewiß zu dieser Zeit auch bei uns das Evangelium verkündet worden sein. — Bald erfolgte eine neue Staatenbildung: Zwischen Weichsel und Oder vereinigte Mesko I. aus dem Geschlecht der Piasten die Polen zu einem Reiche. Gero, der

Markgraf Kaiser Ottos I., hielt Polen und Böhmen in Abhängigkeit vom deutschen Kaiserreich und damit in Frieden. Als aber unter Ottos Nachfolgern die deutsche Kaisermacht schwand, die Slaven rechts der Elbe im Jahre 982 sich in einem gewaltigen Aufstande erhoben und die Anfänge deutscher und christlicher Kultur wieder vernichteten, da nahm Mesko I. den Kampf mit Böhmen um Schlesiens Gau auf und gewann ihn. Unsr Heimat wurde polnisch. Meskos Sohn, Boleslaw Chabry (Chrobry), dessen Waffenmacht die Länder zwischen Böhmerwald und Ostsee bis tief nach Rußland hinein beherrschte, entledigte sich der deutschen Oberhoheit. Kaiser Heinrich II. führte sechzehn Jahre lang vergeblich Krieg gegen ihn. Aber Kaiser Konrad II. nahm Boleslaws Sohn, Mesko II., im Jahre 1031 die Lausitz wieder ab, den Gau Milska. Hier trifft, wohl das erste Mal, der Queis als Grenzfluß auf zwischen Polen und Deutschland.

Nach Meskos II. frühem Tode geriet Polen in völlige Zerrüttung. Die Witwe Meskos, die als Deutsche verhaßt war, mußte samt ihrem Sohne Kasimir nach Deutschland fliehen. Das Volk rottete das Christentum aus. Böhmishe Scharen brachen in Schlesien ein. Auf's neue saher unsre Gegenden den erbitterten Streit beider slavischen Stämme. Erst Boleslaw III. (1102—1139) mit dem sonderbaren Beinamen „Schiefmaul“ gelang es, Schlesien als polnische Land zu behaupten, sowohl in heftigen Grenzkämpfen gegen die Böhmen als auch gegen Kaiser Heinrich V. Lehnhaus (Wlan) wird damals schon als Burgstätte eine gewichtige Bedeutung gehabt haben. — Als Boleslaw III. starb, wies er Schlesien seinem ältesten Sohne Wladislaw zu. Er sollte Großherzog sein mit Obergewalt über seine Brüder. Diese Einrichtung führte zu Bürgerkriegen, und Wladislaw mußte nach Deutschland fliehen.

Wir sind nun im Zeitalter Friedrich Barbarossas. Dieser rastlose Kämpfer für des Deutschen Reiches Herrlichkeit hat sich auch um Schlesien unvergängliche Verdienste erworben. Mit Heeresmacht überschritt er siegreich die Oder, und als Wladislaw 1163 starb, führte er dessen in Deutschland erzogene Söhne in ihr Erbe Schlesien ein.

So kam Schlesien unter selbständige Herzöge. Bei uns in Niederschlesien regierte von 1163—1201 Boleslaw der Lange, von 1202—1238 Heinrich I., der Bärkige. Sein Sohn, Herzog Heinrich der Fromme, fiel 1241 in der Mongolenschlacht bei Wahlstatt.

R. Groß = Görlitz.

Die Anfänge der deutschen Zeit.

Mit der Regierungszeit Boleslaws des Langen endete für Schlesien die Zeit, da es ein rein slavisches Land war. — Boleslaw der Lange, der Sohn einer deutschen Kaisertochter und Barbarossas treuer Kampfgenosse auf seinem Römerzuge 1158—1162, war nun seit 1163 Herzog

seiner schlesischen Heimat. Dort hinter dem weiten Grenzwald zwischen Bober und Neiße begann Deutschland, wo er manches Jahr hindurch geordnete Gemeinwesen und eine freie, wohlhabende Bürgerschaft kennen gelernt hatte. Dort hatte er Gelegenheit gehabt, deutsche Sitten und Gelehrsamkeit, umsichtige Tatkraft und Schaffensfreude wertzuschätzen. Hier in Schlesien war er Herrscher über ein vielgeplagtes, mit Diensten überlastetes, unfreies, leibeigenes Volk, ohne Hoffnung und ohne Arbeitslust. Hier sah er, wie die slavischen Bauern aus armseligen Hütten mit Scheu zu ihren gestrengen Grundherrschaften aufblickten, an die sie schwere Abgaben leisten mußten von Ackerland, Teich und Bienenstock.

Wir wissen, daß Boleslaw der Lange mit ganzer Kraft versucht hat, seine Vertrautheit mit der deutschen Kultur dem Lande nutzbar zu machen. Die Fläche des bebauten Bodens vergrößerte sich, und neue Verwaltungsbezirke wurden eingerichtet. In unrer Gegend entstanden neben der *Kastellane i Wlan* die zu Bunzlau (Boleslawec) und Grödiß (Grodce). Deutsche Ansiedler aber konnte Boleslaw noch nicht ins Land rufen; denn noch war er als Halbdeutscher von Mißtrauen umgeben. Auch durfte an die mächtigen Bannwälder, die das ganze Land und die einzelnen Gauen umzogen, nicht die rodende Hand gelegt werden; denn ringsum war Boleslaw von Feinden umdroht. — Aber die Zeit ging ihrer Erfüllung entgegen. Schon brandete gewaltig vor dem Grenzwald im Westen die Welle des überschüssigen deutschen Volkstums und drang in einzelnen Kanälen durch den Damm der Urwaldungen: Von Gorlice und Zittau her führten Straßen zu den Siedlungen im Bobertal, und auf ihnen wanderten unablässig Mönche und Priester, Händler und Kaufleute aus Deutschland in das halbwilde Land.

Es ist im Jahre 1186. Aus dem Grenzwald trabt auf der Fahrstraße ins schlesische Gebiet ein bunter Reiterzug: Herren mit pelzverbrämten Mützen auf schwarzsträhnigem Haar, deutsche Ritter mit eisernem Helm, Reiterinnen mit wehendem Blondgelock. Aus ihrer Mitte leuchtet ein goldbebänderter Purpurmantel. Ihn trägt die fürstliche Braut. Heinrich, Herzog Boleslaws des Langen Sohn und Nachfolger, führt Hedwig, die Tochter des Herzogs Berthold von Meran heim. — Bald eilen von der herzoglichen Burg die Boten der jugendschönen Schwiegertochter Boleslaws hinüber zur deutschen Heimat und wieder zurück ins Schlesierland. Manche deutsche Adelsgeschlechter folgen Hedwig aus dem Gebiete ihres Vaters und andern deutschen Gegenden auf diesen Wegen in unsre Berge und Täler. Unter ihnen finden wir die *Schofe*, das Haus der Schaffgotsche. Andre Ritter ziehen ins Land, und bald krönen zahlreiche feste Burgen unsere Heimat wie drüben im Reiche am Rhein, in Schwaben, in Franken und an der Saale.

Unsicher war die Grenze am Queis gegen Böhmen hin. Wie ein Brückenkopf oder ein Ausfalltor lag diesseits der Iserberge, zwischen Tafelsichte, Queisknie am Einfluß des Delsbachs und Marklissa, der *Queiskreis* als Teil der böhmischen Landschaft Zagost (= hinter dem Wald). Wehrhafte Burgen erstanden dort: Swet (Schwertta) und

Lesna auf dem Zangenberge. Der die Gegend zwischen dem Delsebach und Raumburg erfüllende Hagwald war von Raumburg und Lauban her von zwei Straßen durchbrochen. Durch den von der Tafelsichte zum Queis herabziehenden Urwald, hinter dem der Jagost lag, bahnte sich von Zittau her über Heinersdorf und die Stelle, wo später Greiffenberg entstand, ein Weg zur Löwenberger Mulde. Wahrscheinlich führte auch damals schon von Schwerta aus eine Straße über das sehr alte Dorf Steine nach Kemnitz.

Es galt nun, unsern Gau zu schützen gegen das unruhige Volk im Süden. Es galt, die Straßen zu schirmen, auf denen die neue, deutsche Zeit mit starken Schritten herbeieilte. Dieser Aufgabe diente eine Reihe von Befestigungen, an deren Anlage der eingewanderte Adel einen hervorragenden Antheil gehabt hat. Wo eine Bergkuppe zu wachsender Auschau und erfolgreicher Abwehr Raum bot, errichtete man Schutz- und Trutzburgen nach deutschem Muster, z. B. Greiffenstein, Reidsburg, Talkenstein. Den Verteidigungswert alter slavischer Erdwälle erhöhte man durch Einbau von steinernen Wehrtürmen. Dahinten am Bober lag die Hauptburg Lehnhaus, der Mittelpunkt der bewaffneten Plätze unsers Grenzkreises.

R. Groß = Görlitz.

Die Burgen im Kreise Löwenberg.

Im Boberland, so reich an Trümmern,
Wo aus verfall'ner Burgen Schoß
Wie edle Steine Sagen schimmern,
Kenn' ich manch' altes Ritterschloß.

Durch die gesprengten Mauern blicken
Die Wolken frei ins stille Haus,
Und der Vernichtung Geister schmücken
Mit buntem Moos ihr Opfer aus.

Sie flechten aus dem Efeustrauche
Den grünen Kranz um den Altan,
Und zieh'n der Wand nach altem Brauche
Ein Sterbekleid von Moder an.

B. v. Winkler.

1. Von den auf Fels gebauten Höhenburgen unsrer Gegend ist Lehnhaus die älteste. Auch in geschichtlicher Bedeutung hat sie den Vorrang. Ihre Anfänge reichen gewiß bis in die Zeit Boleslaw Chabrys zurück. Damals setzte eine geordnete Verwaltung der schlesischen Gaue ein. Das Land wurde in Verwaltungsbezirke eingetheilt, an deren Spitze ein Kaffellan (Gaugraf) stand. Der Amtssitz des Kaffellans war die Landesburg, die freilich nur aus einem Holzbau bestand, geschützt durch Erdwall, Graben und Holzverhau. So mag Wlan um das Jahr 1000 als Mittelpunkt des Gaus Boborane angeleat worden sein. Als in den folgenden Jahrhunderten die Kämpfe zwischen Böhmen und Polen um unser Grenzland tobten, wurde aus der Palisadenburg Wlan eine Burg aus Stein mit starken Mauern und Türmen. Seit Boleslaw

dem Langen kann man Wan als Zentralburg der Befestigungen im Umkreise ansehen und als eine Hofburg der schlesischen Herzöge. Un-er-steigbar war die Burg da, wo der Schloßberg steil abfällt. Wie mit dem Felsgrunde verwachsen, strebten überall die Mauern jäh empor. Dreistufig übereinander waren die Wehranlagen aufgebaut, jede umgeben von Mauern mit Toren und Thürmen. Das festeste Bollwerk der großen Burg war der Bergfried, ein Rundturm von 2 Meter Mauer-dicke und mächtiger Höhe (48 Meter).

Vorüber ist die Zeit des Glanzes. Längst in Trümmer ist die Ritter-feste gesunken und manches Geschlecht in Staub. Unser innerer Blick, der nicht an Raum und Zeit gebunden ist, taucht in die ferne Vergangen-heit zurück. Und Bild um Bild wird wach und gewinnt lebhafteste Ge-stalt:

Im Blockhaus der Kastellanei Wan sitzen die polnischen Herren. Reiches Mahl prangt auf der Tafel: fetter Hirsebrei und Krebs und Wildbrei. Von Hand zu Hand geht der Krug mit Honigmet. Lärmend erschallt von der Bank das Trinklied. Ruhmfröh erzählt einer vom letzten räuberischen Einfall der Tschechen. Wie vom fernen Tofen-stein her durch Bauern, die nicht ablassen konnten, nächstlich auf ge-heimen Pfaden zum verbotenen Götzendienste zu schleichen, zum Ka-stellan die böse Kunde gekommen sei: eine feindliche böhmische Horde ist in schnellem Anmarsch. Wie er mit polnischen Reitern eilends auf-gebrochen und hinübergestürzt sei zur Siedelung an der Olznica und zur Bretterburg Preczin. Wie die Räuber verblutet seien zwischen seinem Schwader und den Verteidigern auf dem Wallrund. — Und ein an-derer hebt siegesfreudig seine Stimme und berichtet von des deutschen Kaisers Heinrich sieglosem Ansturm auf die Oderfesten und von dem verlustreichen Abzug der Deutschen. — Durch wogenden Wald aber schaut Wan hinab auf nackte Hüften, in denen sich der Bauer voller Sorge und Furcht auf dem Schilflager wälzt. Die Abgabe an die Burg ist fällig und auch der Zins an die Kirche. Aber Wildschweinherden zer-wühlten das magere Ackerland, und der braune Bär vernichtete den Bienenstand in der Heide . . . Schlimme Dinge bereiten sich vor: bald wird um Wan die Empörung des gedrückten Volkes gegen seine Herren auflodern und des Gözenthums wider den Christengott.

Es ist im Jahre 1202. Das Bobertal prangt im Frühlingskleid. Am Saumpfade, der durch das Fischerdörfchen Birkenau zur Burg führt, ordnet sich das herbeieilende Volk. Vom Bergfried herab tönt des Turmwards Horn und verkündet den feierlich Harrenden das Nahen des erwarteten Reiterzuges. Herzog Heinrich I. mit seiner Gemahlin Hedwig und einem reichen Gefolge reitet nach Lehnhaus zum ersten Besuch. Die schöne, gassliche Burg, durch ihre herrliche Lage an die heimische Burg im Frankenlande erinnernd, sollte der Herzogin zur zweiten Heimat werden. Schnell ging die Kunde von Mund zu Mund, wie gottselig und gütig die edle Frau sei, wie sie den Armen die Blöße decke, die Bettler im Burghofe speise, den Zitternden Trost und Hilfe spende, sich den Armen gleichstelle, bei strengem Frost in bloßen Füßen

wandele und sich geißele, wie sie oft kniefällig von ihrem Gemahl die Lösung der Gefangenen aus der Haft in den markervollen Tiefen des Burgverlieses erbittet. — Zur Hedwigsburg blickten Polen und Deutsche mit gleichem Vertrauen empor wie Kinder zur trostreichen Mutter. Schmückend umgab die Volksfage die heilige Frau, von der man jeden Beistand, sogar den übermenschlichen, erwartete.

Der Mongolensturm, der 1241 über das Land raste, trieb Hedwig auf die Burg Krossen, wo ihr Gemahl drei Jahre zuvor gestorben war. In die Totenklage, die in Schlesiens verwüfeten Gauen zum Himmel stieg, mischte sich auch der erhabene Schmerz der Herzogin Hedwig um den bei Wahlstatt gefallenen Sohn, Herzog Heinrich den Frommen.

Am Hedwigssteig am Hang des Burgberges steht Hedwigs Ruhestein. Vor unserm Geiste erscheint dort ihre hehre Gestalt, vom Frühmorgenlicht umglänzt, die Rechte segnend erhoben über die junge Stadt Lähn im Tal. Und unser Herz bewegt das seltschöne Wort, das oben das Grabdenkmal des Freiherrn von Grunfeld ziert und das wir hier auf Hedwig anwenden wollen: „Liebe leitete sie, Hoffnung erhob sie, Denkmäler stützen ein, aber ewig grünt des Edlen Ausfaat.“

Man schreibt das Jahr 1256. Boleslaw II., „der Kahle“ oder auch „der Wilde“ genannt, ist Herzog in Schlesien. Es ist eine düstre Oktobernacht. Von Schönau her, durch Lähn, den Burgberg hinauf, vor das Tor sprengt ein Zug gewappneter Reiter. Drei Gefangene in nodürftiger Kleidung führen sie in der Mitte. Man fordert Einlaß. „Im Namen des Herzogs, öffnet!“ schallt es dem herbeieilenden Torwart entgegen. „Wer seid Ihr?“ ist die Gegenfrage. „Abgesandte des Herzogs Boleslaw. Wir bringen Gefangenel“ Wer waren sie? Bischof Thomas von Breslau mit zwei geistlichen Herren, die der Herzog gefangen genommen hatte. Sie wurden in das gefürchtetste Turmgefängnis geworfen und erst nach halbjähriger Haft gegen Zahlung eines hohen Lösegeldes entlassen. Für diese Gewaltthat traf Boleslaw der Bann, von dem er erst wieder erlöst wurde, nachdem er vom Kloster zu Goldberg bis in die Vorhalle des Domes zu Breslau barhäuptig und barfüßig gepilgert war und dort Buße gelobt hatte.

Frühjahr 1428. Der Bergwald um Lehnhaus blüht, und die Saaten grünen. — Aber was ist in dem Frühlingwind, der von Süden weht? — Brandgeruch . . . Merkwürdig früh steht am Himmel das Morgenrot. Das ist das glühende Rot des Feuers von brennenden Städten und Dörfern. Die aufgehende Maisonne bestrahlt die aus den umliegenden Ortschaften zur schützenden Burg flüchtenden Landleute. — Die Hussiten kommen! Und schon brandet das Heer blutigierig und beutelüftern um die Burg Wütend lobt der Angriffssturm gegen Mauern und Türme. Tristram von Reder verteidigt sie siegreich. Aber bang klopft manches Herz der Besatzung. Lehnhaus besitzt keinen Brunnen. Wehe den Verteidigern, wenn man draußen diesen Mangel erfährt. Man greift zur List: die erneut Anstürmenden empfängt nicht bloß siedendes Pech, sondern ein Schwall äßenden Zisternenwassers. Die

Huffiten müssen glauben, die Burg sei reichlich mit Wasser versehen. So ziehen sie ab, wohl erkennend, daß eine Einnahme der Burg durch Feuer und Schwert unmöglich sei. Aber furchtbar trifft ihre Rache und Wut das Städtchen am Fuße des Berges. Nur brandgeschwärzte Ruinen finden die heimkehrenden Bürger an Stelle ihrer Häuser.

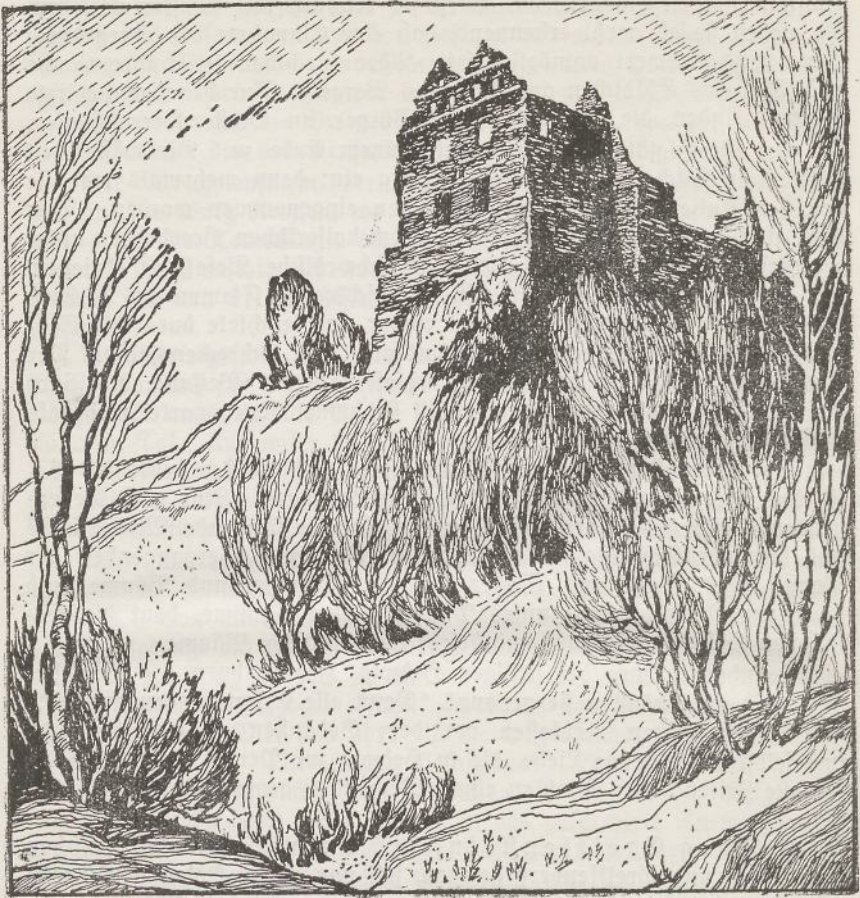
Der Dreißigjährige Krieg neigte seinem Ende zu. Die wüste Zeit leitete allmählich den Verfall der Burg ein; denn mehrmals war sie von den Kaiserlichen und den Schweden eingenommen worden. Nun hatte sie sich, es war im Jahre 1646, einem kaiserlichen Heerhaufen unter Montecuculi ergeben. Frei durfte die schwedische Besatzung abziehen. Die Burg aber wurde zerstört. Mächtig schlug die Flamme aus Dächern und Thürmen zum dunklen Himmel empor und leuchtete durch die Septembernacht als eine gewaltige Brandsackel der Schreckensjahre. Der Eigentümer, ein Herr von Jedlitz, erhielt noch die Weisung, die Burg vollends in Trümmer zu legen, damit sie keiner Kriegspartei mehr als Stützpunkt dienen könne.

So wurde Lehnhaus zur Ruine. Sie befindet sich heute im Besitz des Herrn von Haugwitz auf Schloß Lehnhaus. Nur noch die ragenden Reste des Wartturmes, in die Luft aufstrebende Mauerstücke und lagernde Schutthalten erinnern an die große Vergangenheit der Burg. Aus Staub und Moder wachsen Sträucher und Bäume, und in ihrem Dunkel spinnt unsre Phantasie ihre Träume, baut die zerfallenen Hallen wieder auf und belebt die verödeten Räume.

Lehnhaus, Burg der heiligen Hedwig, Hedwigsburg. — So hat das Volk am schönsten sie genannt. Denn alle Erinnerungen an Krieg und Blutvergießen verblaffen vor dem Gedanken an jene dienende und selbstverleugnende Liebe, die in Hedwig zur Person wurde und die für alle Zeiten diesen Platz zu einer Weihstätte gemacht hat.

2. Burg Greiffenstein, auf einem Basaltkegel zwischen Friedeberg und Greiffenberg gelegen, soll von einem Edlen von Greiff erbaut worden sein, vielleicht ist auch der Name von einer Burg gleichen Namens aus dem deutschen Westen übernommen worden. Boleslaw der Lange erkannte ihre Bedeutung als Wehrplatz hart an der Grenze und erweiterte sie im Jahre 1198 um die mittlere Burg. In späterer Zeit wurde der Waffenplatz noch vergrößert durch die stark ummauerte Vorburg. Deutlich lassen die Ruinen diese Dreiteilung erkennen. Durch ein dreifaches Tor fand man Zugang zur Vorburg mit den Stallungen, Verwaltungsg- und Vorratsräumen. Ein Doppeltor bildete den Eingang zur mittleren Burg, die Wohnräume und Befestigungsanlagen enthielt. Ein schmaler Gang führte hinauf zum Oberschlosse, der Hauptburg, auf der Spitze des Felsens. Dort oben gruppierten sich Rittersaal und Bergfried, Burgkapelle, Frauenhaus und Küche um den Burghof mit dem noch vorhandenen tiefen Burgbrunnen.

Weit in das Land hinein schaute dereinst die stolze Burg, und heute noch sind ihre von der Sage reich umspinnenen Ruinen in ihrer düstern Pracht eine erhabene Zierde unsrer Heimat. Wer jemals in den Trüm-



Burgruine Greiffenstein.

mern Greiffensteins geweiht und droben vom Altan oder den verfallenen Mauern die überaus reiche Umschau genossen hat, wird einen lebendigen Eindruck erhalten von der einstigen Stärke und Bedeutung dieser Burgstätte. Hier in der Burgeinsamkeit redet die Geschichte zu uns manch eindringliches Wort. Indem wir die Chronik des Greiffensteins lesen, erwacht die Vergangenheit aus ihrem Todesschlaf, und es ziehen an uns vorüber alle die Herren und Frauen der Burg, ihre Taten und was sie erlebt und erlitten während ihrer Erdenlaufbahn.

Wechselvoll waren die Schicksale der Burg. Durch mehrere Jahrhunderte hindurch Grenzburg der Landesherrn, sank sie am Ende des 14. Jahrhunderts unter dem Burggrafen Wolf Romka zum Raubnest herab. Greiffenbergs Bürger setzten den Taten des Raubritters ein Ziel. Sie fingen ihn mit List bei Ottendorf und überantworteten ihn dem Landes-

herrn. Die Hussiten wagten nicht, die starke Feste anzugreifen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Burg im Jahre 1640 von den Schweden unter Stahlhans vergeblich belagert, aber 1645 von ihnen unter Führung Torstensons nach tapferer Verteidigung erobert. Auch im Siebenjährigen Kriege war der Greiffenstein wiederholt von den Preußen und Oesterreichern besetzt. Beim Ausbruch des Bayerischen Erbfolgekrieges 1778 widerhallten die Räume der Burg zum letzten Male von Waffenlärm. Im Jahre 1798 wurde sie, die so lange Zeit allen Stürmen getrotzt hatte, durch Abbruch zur Ruine.

Im Jahre 1400 ging Burg Greiffenstein in den Besitz der seit 1595 reichsgräflichen Familie Schaffgotsch über. Der nachweisbar erste dieses Namens im schlesischen Gebirge ist der Ritter Siboto (Siegbote) Schoff auf dem festen Schlosse Kemnitz. Einer seiner Nachkommen, Ritter Gotsche Schoff auf Kemnitz, Besitzer des Kynast und des „Warmen Bades“, ist es gewesen, der durch seine Verdienste und die Zuneigung des Herzogs Bolko im Jahre 1400 den Greiffenstein erhielt nebst Greiffenberg. Treubewährt im Hofdienst des Herzogs und als Beschützer der Herzoginwitwe Agnes gegen sich empörende Städte des Landes, berühmt durch seine Gelehrsamkeit, ist Gotsche Schoff auch der Vater des heutigen Namens Schaffgotsch geworden; denn er fügte seinem Geschlechtsnamen Schoff den Taufnamen Gotsche an, die zum Familiennamen Schaffgotsch verschmolzen.

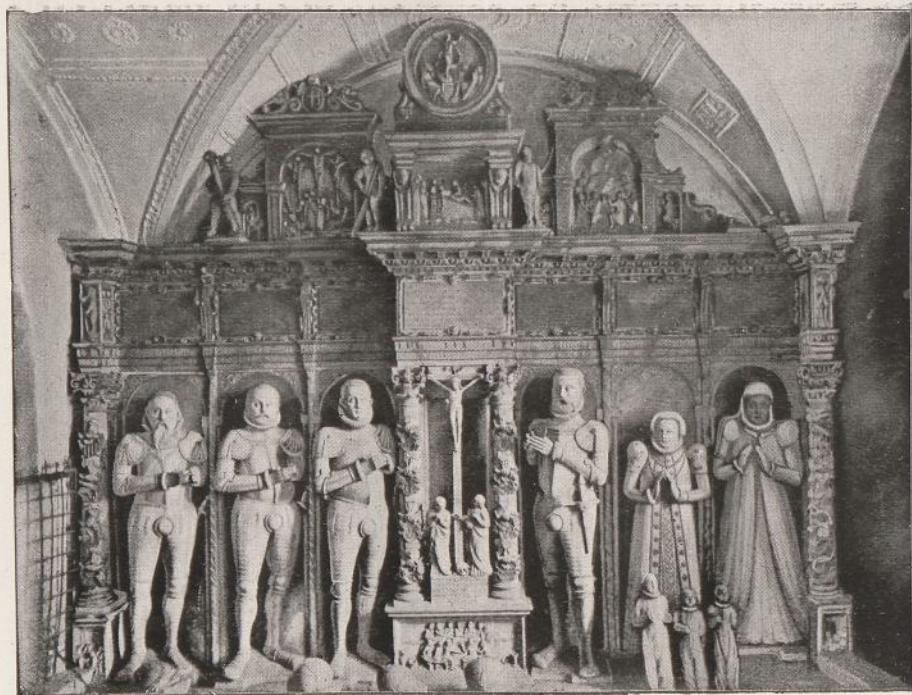
Die Geschichte des Hauses Schaffgotsch ist sehr lesens- und merkwürdig. Sie zeigt uns die Schaffgotsche als Herren des Riesen- und Isergebirges und als allezeit umsichtige Mehrer ihres schönen und großen Besitzes. Im Hussitenkriege erwarben sie sich viele Verdienste um unser Land. Als die Hussiten 1428 Görlitz bedrohten, war Gotsche Schoff III. mit andern Herren des Landadels dort zur Verteidigung bereit, und 1431 nahm er hervorragenden Anteil an dem blutigen Gefecht bei Horka. Mit Spannung verfolgen wir die Fehde der Greiffensteiner mit dem Sechsstädtebund in dieser Zeit, besonders mit Görlitz. Tiefbewegt hören wir von dem tragischen Ende Hans Ulrichs von Schaffgotsch, der im Jahre 1635 zu Regensburg auf kaiserlichen Befehl nach schwerer Folterung schuldlos enthauptet wurde. Er war hineingezogen worden in das Schicksal Wallensteins, dem Hans Ulrich als General seiner schlesischen Kriegsvölker verbunden war. Wir lesen ergriffen aus den Briefen der von Hof und Heimat vertriebenen Kinder das Herzeleid und den Schmerz über das grausame Los des Vaters und über den Verlust der Güter. — Noch lange durchzitterte das Gemüt des Volkes der Tod einer Persönlichkeit, wie es Hans Ulrich war, der einstens, als er von einer Auslandsreise heimkehrte, von der Bürgerschaft Greiffenbergs mit Freude und Frohlocken empfangen wurde. Allgesegnet war er ob seiner Mildthätigkeit, und im Lande galt er als ein Hort der evangelischen Kirche. Der Stammsitz Kemnitz ging damals dem Hause Schaffgotsch endgültig verloren. Die Herrschaften Kynast und Greiffenstein wurden dem Sohne Hans Ulrichs zurückgegeben. Zur Zeit ist Reichsgraf Friedrich Schaffgotsch Herr von Kynast und Greiffenstein. Von seinem

Warmbrunner Schlosse kehrt er oft zu längerem Aufenthalt in dem neuen Schlosse am Fuße der Ruine Greiffenstein ein.

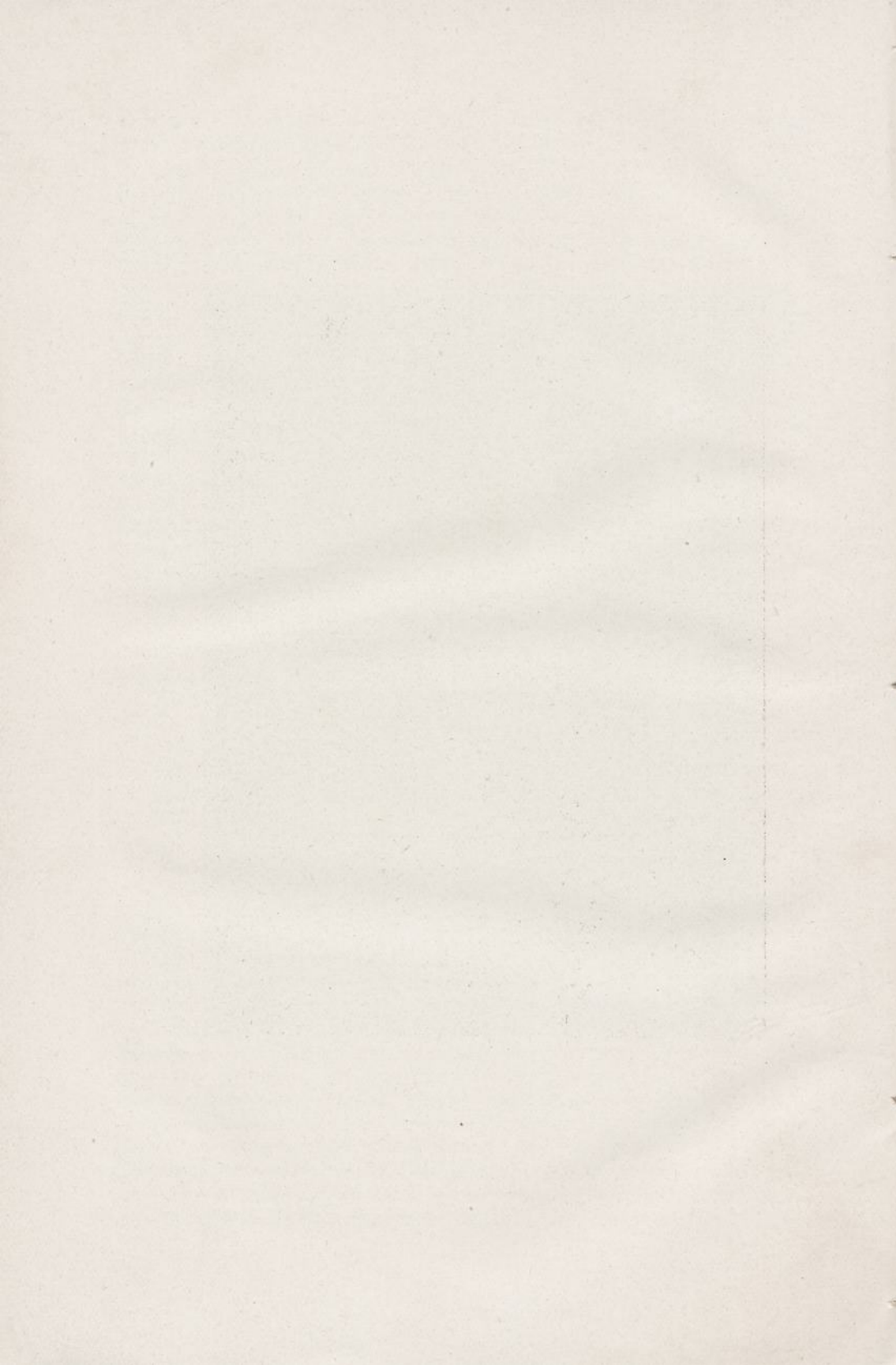
Die katholische Kirche zu Greiffenberg birgt eine wertvolle Erinnerung der gräflichen Familie. Im Jahre 1545 hatte Hans Schaffgotsch in einer an den Chor stoßenden Kapelle eine Familiengruft erbauen lassen. Der Grabdenkstein des Erbauers und seiner Familie verdient hohe Bewunderung. Sechs erwachsene Personen, davon die vier männlichen in Rittertracht, und vier Kinder, alle in Lebensgröße, scharen sich um ein Kruzifix, das die Mitte einnimmt und sich zwischen zwei mit Wappen gezierten Säulen befindet. Die Säulen tragen einen schönen Aufbau, neben dem biblische Darstellungen eingegraben sind. Ueber den Personen sind sieben Inschrifttafeln angebracht. Der Burgherr Hans Schaffgotsch, gestorben 1584, und seine Frau Magdalena, geb. Jedliß, sind an den beiden Ecken des Grabmals zu sehen. Die vor dem Kruzifix knieenden vier Kinder sind, wie die Inschrift sagt, im zartesten Alter verstorben, „alle Herren Hansen Gotschen Kinderlein, den Gott genade“. Zwischen dem Burgherrn und dem Kruzifix befinden sich die Bilder seiner beiden Söhne, rechts von der Mitte steht das Ritterbild seines Schwiegersohnes Christoph Schaffgotsch, der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer Kanzler, und weiter das Bild von dessen Ehefrau.

Noch ein teures Gut barg dereinst das Haus Schaffgotsch in der Greiffenberger Gruft. Darüber berichtet die Chronik des Greiffensteins folgendes: „1631 starb zu Kemnitz Hans Ulrichs Gemahlin, Barbara Agnes, geb. Prinzessin zu Liegnitz, im Alter von 38 Jahren. Sie wurde in Greiffenberg begraben und nahm den Ruhm einer vortrefflichen Mutter ihrer Untertanen mit in jene Welt. Dieser Verlust mußte dem edlen Hans Ulrich um so härter sein, da die innigste Uebereinstimmung der Gefinnungen und eine hohe gegenseitige Liebe seine Ehe zu einer der glücklichsten gemacht hatte. Aber wohl der vortrefflichen Frau, daß sie nicht das traurige Schicksal und das schreckliche, unverdiente Ende ihres Gemahls erlebte, dem sie mit grenzenloser Liebe ergeben war“.

3. Bei dem Dorfe Welkersdorf, das anfangs Wolfkersdorf hieß, liegt auf einem schroff und steil aus ebener Grundlage aufsteigenden Gneisfels die Ruine der ehemals gefürchteten Burg Talkenstein. Mit staunenswerter Geschicklichkeit sind die weckertesten Mauern mit den Felsen verbunden. Ihre Ueberreste lassen noch mehrere Gewölbe-, Zimmer- und Turmanlagen erkennen. Jeder auch nur fußbreite Raum der kleinen Fläche wurde bei der Errichtung der Burg benützt. Herzog Heinrich I., der Bärtige, soll die Burg kurz nach dem Jahre 1200 an Stelle der wahrscheinlich unzulänglichen Poßenburg zum Schutze der Straße Zittau-Liegnitz erbaut haben. 1360 ging sie in die Hand des Edlen von Talkenberg über. Schon 1479 wurde Burg Talkenstein geschleift. Das geschah auf Befehl des Königs Matthias durch dessen Landvogt Georg von Stein im Verein mit der Bürgerschaft Löwenbergs und unter Mithilfe von Schmiedeberger Bergknappen. Der Grund dafür war: Der Talkenstein war unter seinem damaligen Herrn, Bernhard



Der Grabdenkstein der Schaffgotsch'schen Familiengruft in Greiffenberg.



von Talkenberg, eine gefährliche Raubburg geworden. Den Berg nebst dem Dorfe Welkersdorf schenkte der König Matthias der Stadt Löwenberg. Vergebens suchte Bernhard von Talkenberg den Talkenstein wiederzunehmen. Er verbot seinen Untertanen in Moiz, Börisseiffen und Höfel den Löwenbergern Zinsen und Getreide zu entrichten. Der Angriff Bernhards auf Moiz und Höfel wurde zurückgeschlagen. Als aber Matthias gestorben war, erging der Befehl an Löwenberg, den Talkenbergern das Dorf Welkersdorf wieder auszuliefern. Das geschah in einem Vertrage zu Greiffenberg.

4. Von den alten Burganlagen auf dem Burgberge bei Waltersdorf, auf dem Schnoppen-(Schnappen-)berge bei Mahdorf, auf dem Kahlenberge bei Kunzendorf gräflich, auf dem Kesselberge bei Regensberg und auf dem Burgberge bei Liebenthal sind wenig mehr als einige Vertiefungen, niedrige Umwallungen oder geringe Mauerreste übriggeblieben. Auch die Geschichte weiß von ihnen wenig zu berichten. Das gilt auch von der Sumpsburg bei Langendorwerk und vom „Alten Schloß“ bei Klein-Röhrsdorf. Vom „Fünfhäuserschloß“ in Rabishau ist selbst die Lage nicht mehr genau bekannt. Sie sind „versunken und vergessen“, wenn nicht das immergrüne Band der Sage sie umschlingt und in der Erinnerung festhält.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Burgrüne.

Träumend von vergang'nen Tagen
 Thront die Burg dort waldumsäumt.
 Wolken hin und wieder fragen,
 Ob die Schläf'rin ausgeträumt.

Doch es rauscht zu ihren Füßen
 Noch der Wald sein Schlummerlied,
 Das, aus ferner Zeit ein Grüßen,
 Ewig um die Mauern zieht.

Sonst kein Laut. — Im Bann der Träume
 Ruhet rings die Einsamkeit.
 Flücht'gen Schritts durch öde Räume
 Wandelt schweigend nur die Zeit.

B. R a d e ck = Greiffenberg.

Wie unsere Heimat christlich und deutsch wurde.

1. Löwenbergs Gründung.

Jahrhunderte kamen und gingen in slavischer Zeit, ohne dem Schlesiende einen merklichen Kulturfortschritt zu bringen. Zwar lichte sich der dichte Urwald mehr und mehr, und es entstanden neue Ortschaften. Doch sahen ihre Lehmhütten mit den dürftigen Stroh- und Schilddächern armselig genug aus. Ebenso unerfreulich war der Anblick der mageren Aecker. Der oxsenbespannte slavische Holzpflug konnte nur leichten Sandboden lockern. Der schwere, fette Boden mußte umgangen werden. Der polnische Bauer fand keine Freude an einer Verbesserung des Ackerbaues; denn schwer lastete die Hand des Grundherrn auf ihm, dem er leibeigen war. Was zum Leben notwendig war und was der gestrenge Grundherr von ihm forderte, das rang er dem Boden ab. Wozu sich aber unnötig plagen? — So blieb Schlesien ein armes Land.

Kurz vor der Jahrtausendwende stieg endlich die Morgenröthe einer neuen Zeit für Schlesien auf. Vom benachbarten Böhmen kamen christliche Priester ins Land und predigten den heidnischen Bewohnern das Christentum. Wroclaw (Breslau) am Oderstrom, obwohl ein ärmlicher polnischer Marktplatz, wurde um das Jahr 1000 ein Bischofssitz.

Das junge Pflänzlein des Christentums bedurfte jedoch noch sorgfältiger Pflege. Deshalb wurden Augustiner- und Benediktinermönche aus dem Westen ins Land gerufen. Aber nicht nur das Beten, sondern auch das Arbeiten sollten sie die Schlesier lehren. In die Wälder am Zobtenberge und in den tausendjährigen Eichenwald am Leubuser Oderufer brachen sie mit scharfer Art weite Lücken, verrichteten mit unsäglichlicher Mühe Arbeit des Rodens und führten mit starker Hand den deutschen Eisenpflug in den fruchtbaren Waldboden. Mit Staunen sahen die Umwohner den reichen Erntesegen. Doch zur Nachahmung fehlten Tatkraft und Freude am eigenen Besitz. Slavische Gedrücktheit und Bequemlichkeit ließen alles beim alten.

Im Jahre 1202 kam Heinrich I., der Bärtige, zur Regierung. Obwohl Pfaffenblut in seinen Adern floß, kannte und schätzte er wie sein Vater, der lange Boleslaw, deutsche Sitte und deutsches Wesen. Er sagte sich: Freie deutsche Bürger und Bauern sind viel werthvollere Unterthanen als polnische Leibeigene und Hörige. Deshalb schickte er Sendboten ins Frankenland, woher seine Gemahlin Hedwig stammte. Sie mußten verkünden: „Im schlesischen Waldland gibt es guten Boden in Hülle und Fülle. Da ist noch Platz für viele Dörfer und Städte. Wer einen starken Arm und eine kräftige Faust besitzt, der komme, sein Glück zu suchen!“ Auch die Zisterziensermönche, welche das verfallene Kloster Leubus wieder aufgebaut hatten, ließen ein Gleiches kundtun. Sie wollten deutsche Landsleute um sich haben und ihnen den Ackerbau auf einem Teil der Klostergüter überlassen.



PHOT. H. KLETTE

Abend an der Loewenberger Stadtmauer

Freudig hörte mancher die Botschaft aus Schlesien; denn schon wurde für die wachsende Bevölkerung westlich der Elbe der Boden knapp. Die deutsche Wanderlust lockte und drängte in die Ferne. Rasch ist darum mit Gleichgesinnten ein herzhafter Entschluß gefaßt: „Auf zur Fahrt nach dem Schlesiervland!“

Der neuen Heimat zu rollten die schweren Fuhrwerke der Auswanderer, vollgepackt mit Vorrat und Hausgerät. Für die Frauen und Kinder fand sich schon noch ein Plätzchen auf den Wagen. Zu Fuß und zu Pferde begleiteten die Männer den Zug, der von dem Unternehmer, dem Locator, geführt wurde. Die Mühsal langer Reise vermag gar wohl ein fröhliches Wanderliedlein zu kürzen. Gar manches Mal erkönt es hoffnungsfreudig:

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir fort,
All über die braunen Heiden,
All über die grünen Weiden,
Da ist ein bess'rer Ort“.

Während die zukünftigen Klosterbauern über die Landesburg Boleslawec (Bunzlau) ins Innere des Landes zogen, wählten die Beauftragten des Herzogs, die Ritter Thomas und Hartlieb, für ihre Kolonisten einen südlicheren Weg. Wo das Bobertal sich weitet, zwei Wegstunden nördlich der alten Landesfestung Wlan (das heutige Lehnhaus), sollten deutsche Siedelungen und in ihrer Mitte die erste schlesische Stadt, Löwenberg, gegründet werden. Bis in diesen Grenzbezirk mit seinem riesigen Bannwald war die christliche Lehre wenig gedrungen, reichte auch nicht der Einfluß der Leubuser Mönche. Kirchenglocken riefen hier noch nicht zum heiligen Opfer. Dagegen standen Belbog und die andern alten Götter noch in hohem Ansehen. Hier gedachten die deutschen Ansiedler als Träger christlichen Glaubens sich besondere Verdienste zu erwerben. Am Bobertstrand angekommen, gönnten sie sich kaum Rast nach der langen Reise, sondern drangen ungeduldig in ihre beiden Vögte Thomas und Hartlieb, mit der Messkette ihres Amtes zu walten. Das Langrund der Stadumwallung, der mächtige Marktplatz, die Straßen werden abgesteckt, und in der Nähe des „Ringes“ wird ein freier Platz für Friedhof und Pfarrkirche gelassen. Jetzt geht es bei gespanntester Aufmerksamkeit der Ansiedler an das Verteilen der Bauplätze an Markt und Straßen. Und nun, da jeder Bürger seinen Grund und Boden kennt, hebt ein fieberhaftes Schaffen und Treiben an, als gelte es, Löwenberg an einem einzigen Tage zu erbauen.

Im Jahre 1209 war es gewesen, als Herzog Heinrich I. die Stadt Löwenberg gründete und zu deutschem Recht aussetzte. Seitdem waren fast drei Jahrzehnte vergangen. In dieser Zeit hatte sich die Löwenberger Gegend gewaltig verändert. Das ehemalige Waldland und die sumpfigen Niederungen waren durch deutschen Fleiß zu gesegneten Ackerfluren geworden. Stattliche, nach fränkischer Art gebaute Reihen-

dörfer waren entstanden, mit festgefügtten Gehöften und den langen Streifen der fruchtbaren Felder bis zu den Waldresten auf der Höhe. Die Stadt Löwenberg bildete den natürlichen Mittelpunkt der ländlichen Siedelungen im Bobertal. Mit Schutzgraben, Wall und eichener Pfahlumzäunung wohlversehen, war sie nicht nur eine starke Grenzfestung, sondern konnte auch im Falle der Noth und in Kriegszeiten der Bauernschaft mit Weib und Kind, Gesinde und beweglichem Eigenthum als Zufluchtsstätte dienen. Da durch die Gnade des Herzogs die Stadt mit manchen Vorrechten ausgestattet war, hatten sich Handel und Wandel schnell entwickelt und Löwenberg zu einem blühenden Gemeinwesen gemacht.

Außer diesen Gunsterweisungen hatte der Herzog zur Freude seiner frommen Gemahlin der Stadt noch eine besonders große Wohlthat zugebracht. Er wollte ihr ein würdiges Gotteshaus stiften. Lange Jahre hindurch war eine ganze Schar von Maurern, Steinmetzen und Zimmerleuten eifrig am Werk gewesen; jetzt war es beendet. Wichtig hob sich der stolze Bau über die spitzgiebeligen Holzhäuser der Bürger empor, würdig des Herrschers, mit dessen Macht kein deutscher Fürst der damaligen Zeit wettkämpfen konnte, dessen Reich von den Grenzen Pommerns bis an die Abhänge der Karpathen, vom Queis bis zur Bukowina reichte.

Zur feierlichen Einweihung der Kirche waren Herzog Heinrich und der Breslauer Bischof Thomas in Löwenberg eingetroffen. Eine dichtgedrängte, festlich gekleidete Menge stand am Festmorgen auf dem weiten Platz um die Kirche. Von nah und fern war das Landvolk herbeigeeilt, um den Landesherrn zu begrüßen. Noch waren Herzog und Bischof nicht zu erblicken. Unterdessen konnte man den stolzen Kirchenbau genugsam bewundern. Da — eine Bewegung in der Menge: Vor dem Haupteingang des Gotteshauses sieht man den von der Geistlichkeit umgebenen Kirchenfürsten, angetan mit den bischöflichen Gewändern, auf dem Haupt die Mitra, in den Händen den Hirtenstab. Der Bischof ist eine eindrucksvolle Erscheinung. Fast zu gleicher Zeit verkündet Trompetengeschmetter das Nahen des Landesherrn und seines Gefolges. Willig schiebt sich die Menge zusammen, um den stattlichen Reiterzug vorüberzulassen, blondbärtige deutsche Ritter im Eisenhelm, polnische Herren mit pelzverbrämter Mütze. Dort auf dem schönsten der Pferde, der mit dem Ringpanzer und dem normannischen Helm, das ist er, der bärtige Herzog, der Gemahl der heiligen Hedwig. Ehrfurchtsvoll und freudig zugleich entblößen alle die Häupter. Vor dem Portal steigen der Herzog und sein Gefolge von den Pferden. Bischof Thomas feiert Heinrich in königlicher Rede als Förderer und Wohltäter der Kirche und vollzieht sodann die Weihe des neuen Gotteshauses durch Gebet, Besprengung mit geweihtem Wasser und feierlichem Umgang um die Kirche. Dann hält er seinen Einzug in das neue Gotteshaus, gefolgt von Herzog und Volk. Befriedigt schweifen Heinrichs Blicke durch den prächtigen Innenraum. Wahrlich, ein würdiges Seitenstück zu der Kirche von Trebnitz! Das erste heilige Opfer

wird in der geweihten Pfarrkirche dargebracht, der Bischof segnet Fürst und Volk und stimmt dann begeistert das Te deum an. Und gewaltig erbraust aus tausend Kehlen der alte Siegesgesang der Christenheit: „Großer Gott, wir loben dich!“

Schüffner = Löwenberg.

2. Die ländliche Besiedelung.

Zu derselben Zeit, da die ältesten Städte unsres Kreises, Löwenberg, Lähn und Greiffenberg, angelegt wurden — etwa in den Jahren 1209 bis 1220 — öffneten sich überall in dem gewaltigen Grenzwalde zwischen Bober und Queis Lücken zur Aufnahme deutscher Dörfer. Auch im Bobertale bot sich neben den slavischen Ortschaften noch genug Raum zur Neusiedelung. Bisweilen vereinigte man die Marken mehrerer der kleinen, alten Slavendörfer zu einem großen neuen Dorfe. Manchmal trat neben ein altes slavisches Dorf ein gleichnamiges neues der deutschen Kolonisten. An diesen Vorgang erinnern die paarweise auftretenden Dorfnamen mit den unterscheidenden Vorsilben „Wenig“ und „Groß“ (Walditz und Rackwitz). — Hier in unserm Heimatkreise begann Schlesiens Besetzung mit deutschen Siedlern. Löwenberg wurde zum Einfallstor der deutschen Besiedelung des Landes. Die weiten Ausmaße des Löwenberger Marktplazes erklären sich aus seiner Bedeutung als Ausgangsort der Einwandererscharen nach Schlesien hinein. — Dörfer und Städte entstanden zu gleicher Zeit; denn beide Siedlungsarten waren und sind heute noch in wirtschaftlicher Beziehung aufeinander angewiesen. Der Bauer brauchte einen Markt, auf dem er durch Verkauf seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse Geld erwerben konnte zur Bezahlung der Abgaben und zum Einkauf von Gerät, Werkzeug und Kleidung. Für den städtischen Kaufmann und Handwerker waren die Dörfer die notwendigen gewinnbringenden Absatzgebiete.

Die deutschen Ansiedler kamen ins Land, um bessere Verhältnisse zu suchen als in der alten Heimat. Dort hatte die Bevölkerung sich stark vermehrt; Grund und Boden waren im Preise gestiegen; die Möglichkeit, Grundbesitz zu erwerben oder zu pachten, war deshalb geschwunden; an die Stelle der erblichen Pacht war die Zeitpacht getreten, die den Grundherrn mehr Gewinn einbrachte. Hier in Schlesien winkte dem deutschen Bauer eine ausreichende Scholle, dem Städter ein ausichtsreicher handwerklicher oder kaufmännischer Betrieb. Auch der Bergbau auf Gold mochte verlockend für die Zuwanderung sein. — Selbstverständlich konnte für die deutschen Ansiedler auch nicht das polnische Recht gelten, unter welchem Namen man die rechtlichen Beziehungen der polnischen Bauern (Kmeten) zu dem Grundherrn zusammenfaßt. Es ist nichts als eine Reihe drückender Abgaben und Dienste, die auf der großen Masse der polnischen Landleute lastete. Die Kmeten waren durchweg zu Halbfreien und Leibeigenen herabgesunken. Die Halbfreien waren zwar persönlich frei, aber ihr Besitz war in der Not

der Zeit allmählich dem polnischen Adel zugefallen, und nur gegen harte Dienste und Zinszahlungen durften sie den Boden mit bebauen. Die große Menge der Leibeigenen war an den Besitz des Grundherrn gebunden; sie konnten von ihm verkauft und verschenkt werden. Sie fristeten ein kümmerliches Dasein als Jäger, Falkner, Vogelfsteller des Herrn oder als seine Pflüger, Brauer, Bäcker, Zeidler, Fischer, Handwerker und Viehwärter.

Die deutschen Ansiedler brachten deutsches Recht ins Land. Als grundlegende Bedingung der Niederlassung machten sie sich allerorts die Freihaltung vom polnischen Recht aus. Die Abgaben an den Landesherren und an die Kirche wurden im voraus vereinbart; die Freiheit der Person galt als unumstößlich; eine neue Flureinteilung griff Platz. Der Vorgang der Ansiedelung geschah in folgender Weise: Der Grundherr gab dem Unternehmer (locator) den Auftrag, einen Ort nach deutschem Recht auszufehen. Dieser sammelte um sich eine Schar Männer mit ihren Familien, und nun begann das Werk: War ein Obdach für Mensch und Tier errichtet, Saatgetreide, Werkzeug und Gerät geborgen, so ging man ans Abstecken der Feldmark. Als Grenzmale wählte man Steine und Erdhaufen; oft häufte man auf der Grenzlinie die beim Reinigen des Neulandes aufgelesenen Steine an; auch Gewässer bezeichnen die Grenze. In den Tälern suchte man für die Feldmark gern einen quer über das Tal von einer Wasserscheide zur andern reichenden Landstreifen. Jetzt ging es in unendlich mühevoller Arbeit mit Axt und Feuer, mit Brand und Rodung gegen Urwald und Dickicht. Am hohen Bachrand über der Straße wurden die Gehöfte errichtet. Jedem Hofe wies man an einem an der Lehne emporführenden Wege die langgestreckte „Hufe“ zu („Hufe“, oberdeutsch „Hube“ ist abgeleitet von dem althochdeutschen „huoba“, mitteldeutschen „huobe“ und bedeutet ein einheitliches Stück Land, das mit dem Begriffe „haben“ verbunden ist). Die Hufe reichte vom Gehöft bis zur Gemarkungsgrenze des Ortes und umfaßte Garten, Wiese, Feld und Wald. Die für unsre Gegend in Betracht kommende fränkische Hufe war etwa 25 bis 30 Hektar groß. An andern Stellen Schlesiens mit leichtem und ebenem Boden wurde die flämische Hufe maßgebend, die kleiner als die fränkische war. Die Kirche erhielt meist zwei Hufen, der Unternehmer oder „Schulze“ noch mehr. Deshalb zeichnen sich noch heute die Schulzengüter, die Scholtiseien, durch ihre Größe vor den andern bäuerlichen Besitzungen aus. Auch sonst war der Schulze mit Vorrechten ausgestattet: er leitete das Dorfgericht und erhielt von den Gerichtsgefällen ein Drittel. Die Scholtisei war abgabefrei; der Schulze befaß die Schankgerechtigkeit, das Recht zu backen und zu schlachten, er durfte eine Mühle und eine Schmiede betreiben. Die Ansiedler waren für einige Jahre von allen Abgaben frei. Die Anzahl der Freijahre richtete sich nach den Beschwernissen, die der Boden, besonders der Wald, ihnen bereitefe. Später zahlten sie nur den Hufenzins an den Grundherrn und den Zehnten an die Kirche. Der Hufenzins betrug in der Regel einen Vierdung, d. i. eine Viertelmark von jeder Hufe (um das

Jahr 1300 war 1 Mark fein = 20 Gulden; 1 Mark böhmisch = 60 Groschen = 14 Taler). Der Zehnte bestand aus einem Malter Drei- oder Vierkorn (zu gleichen Teilen Weizen, Roggen und Hafer, bei Vierkorn auch Gerste). Für den Malter Getreide wurde später der Vierdung gezahlt (1 Malter = 12 Scheffel, 1 Scheffel = 4 Viertel oder Quartale). Von allen polnischen Fronen und Zinsen und vom Gericht der Kastellane waren die Deutschen befreit. Die obere Gerichtsbarkeit sowie die Berufung von dem Urteil des Dorfgerichts behielt sich der Herzog vor, der vom Hofrichter vertreten wurde.

Nicht auf einmal strömten die Neusiedler ins Land; man kann sagen, daß um das Jahr 1300 das heutige Siedlungsbild vorhanden war. Alle die Niederlassungen um Löwenberg bildeten mit dieser Stadt zusammen ein Weichbild, einen Verwaltungsbezirk nach dem eben gekennzeichneten deutschen Recht. Das Löwenberger Weichbild war damals erheblich größer als der jetzige Kreis Löwenberg. Es gehörten dazu Teile der heutigen Kreise Lauban, Bunzlau und Hirschberg. Die Dörfer am Fuße der Iserberge bis Greiffenberg waren mit der Herrschaft Greiffenstein verbunden. Der am linken Ufer des Queis gelegene Queiskreis hat bis 1815 seine eigene Geschichte gehabt.

Die Namen der meisten Orte unsres Kreises sind ein Vermächtnis jener Besiedlungszeit. Zwar erhielt sich an manchen Stellen noch lange Jahrzehnte hindurch die slavische Bevölkerung, z. B. in Wünschendorf, d. h. wendisches Dorf, aber überall erklangen im Weichbild Löwenbergs und bis ans Gebirge kerndeutsche Ortsnamen. Sie erwecken in uns heute die Erinnerung an jene Zeit, da der Urwald nieder sank und auf dem „Hau“ und dem „Stöckigt“, an „Hag“ und „Seiffen“, auf „Aue“ und „Wiese“ die Gehöfte der deutschen Bauern entstanden. Sie halten das Andenken der Männer fest, die die Siedlerschar führten, den Urwald brannten und rodeten und den Boden in eine freie, deutsche Heimstätte umgestalteten, alle die Kunz (Cunzendorf), Diepold (Dippelsdorf), Gottfryd (Geppersdorf), Johann (Johnsdorf), Otto (Ottendorf), Ludwig (Ludwigsdorf), Hartlieb (Hartliebsdorf), Siboto (Seitendorf), Mathias (Maßdorf), Henner (Hennersdorf), Rudiger (Röhrsdorf), Wolfker (Welkersdorf) u. a. Auch mag es zuweilen geschehen sein, daß man im freien Gedenken an die alte traute Heimat in Franken und am Rhein nichts Besseres tun konnte, als dem neuen Wohnsitz den Namen des alten zu geben. Sicherlich sind die Namen Löwenberg und Greiffenberg von Westen her eingeführt worden, der Greiffenbergs gewiß in Anlehnung an Burg Greiffenstein daneben, deren Name in Thüringen und an der Donau zu finden ist. Der Name Löwenberg kommt am Siebengebirge vor. Vielleicht ist der Name Löwenberg auch mit dem Namen Lämberg, d. i. Löwenberg, bei Gabel in Böhmen, das auch einen aufrechtstehenden Löwen in Wappen führte, in Verbindung zu bringen.

Die Ortsnamen auf „seiffen“ oder „seifen“ verdienen eine besondere Beachtung, weil ihr Vorkommen auf wenige, nicht sehr große Gebiete Deutschlands beschränkt ist. Wir finden sie am Rhein,

zwischen Ruhr und Lahn, auch in Schwaben und Tirol. Mit der Zeit der deutschen Einwanderung treten sie längs der mitteldeutschen Gebirge auf, besonders im Erzgebirge und bei uns in den Sudeten. Im Kreise Löwenberg sind eine nennenswerte Anzahl von Orts- und Bachnamen vorhanden, die die Bezeichnung Seifen allein oder in Zusammensetzung mit anderen Worten führen: Flachenseifen, Mühlseifen, Schmottseifen, Göriseifen, Lauterseifen, die Seifenhäuser bei Cuzendorf u. W., der Seifenbach bei Tschischdorf, der Winterseifen bei Ottendorf und Groß-Stöckigt, der Seifenbach bei Göriseifen und mehrere Seifenbäche im Isergebirge. Die älteste Schreibweise des Wortes Seifen in unserer Gegend ist „siven“ (Luternsiven = Lauterseifen) und „syphen“ (Smottinsyphen = Schmottseifen, ursprünglich wahrscheinlich „Smottersyphen“, d. h. Schmutzseifen). „sifen“ bedeutet in frän-



Ein Reihendorf (Ludwigsdorf).

kischer Mundart tröpfeln, sickern. Im Mittelhochdeutschen heißt Sife ursprünglich Bergschlucht, Quellabfluß, sumpfige Wiese, aus Schluchten hervorrinnendes Bächlein. In der Bergmannssprache hatte Sife den Sinn von goldführendem Wasser, dem Ort, wo Metallkörner gewaschen oder geseift, d. h. von fremden Beimischungen getrennt werden. Die ersten Bewohner der Dörfer auf „seifen“ mögen wohl fränkische oder rheinische Bergleute gewesen sein, die der Ruf von Goldvorkommen in Löwenbergs Gegend herführte.

Es scheint, als ob der Kreis Löwenberg alle deutschen Siedlungsarten nachweisen könnte. Die meisten Dörfer sind Reihendorfer. An einem Bache oder längs der Straße ziehen sich die Gehöfte in zwei Reihen dahin. Um nur einige Beispiele anzuführen, seien hier als ausgeprägte Reihendorfer genannt: Seitendorf, Deutmannsdorf, Lud-

wigsdorf, Langwasser, Spiller. Der mit Neuand vereinigte Ort Stöckigt gräflich ist ein Zeilendorf. Seine sechs Bauernhöfe ziehen sich sämtlich an einer Seite der alten Löwenberg—Laubaner Straße hin. Zu den Streudörfern mag man Mülhseifen und Rabishau zählen. Auch Einzelhöfe hat unser Kreis eine Anzahl aufzuweisen. Die bekanntesten sind Auenberg bei Friedeberg, Baumgarten bei Greiffenberg, Haynvorwerk bei Spiller, Kaltenvorwerk bei Ober-Görzseifen, Dörings Vorwerk bei Neundorf-Liebenthal, der Niederhof „Roter Saum“ bei Schosdorf und Nonnenwald bei Kunzendorf gräflich.

Als das 13. Jahrhundert sich dem Ende zuneigte, da war die friedliche Eroberung unsrer Heimat durch das deutsche Volkstum vollendet. Das Werk war geglückt. Aber ein leichtes Leben ist dem deutschen Bauern hier nie beschieden gewesen. Der Anbau des Wald- und Bergbodens unsrer Gegenden erfordert rastlose harte Arbeit, unbeugsame Energie und unverzagte Treue von Geschlecht zu Geschlecht. Darum hängt aber auch der Landmann von alters her mit viel Liebe an der Scholle. Diese Gesinnung und die Ehrfurcht vor dem Ererbten und Ueberkommenen an Gut und Sitte sind die Grundlagen der Seßhaftigkeit und Bodenständigkeit unsrer bäuerlichen Bevölkerung. Es gibt in manchen Dörfern Güter, die sich nachweislich seit Jahrhunderten im Besitze desselben Geschlechts befinden. Es mögen hier einige Beispiele folgen:

Seit dem Jahre 1456 sitzt die Familie Hübner auf dem Bauergut Nr. 15 zu Radmannsdorf. Seit 1438 ist das Gut Nr. 113 in Nieder-Görzseifen im Besitze der Familie Scholz. Das „stiftsherrschaftliche Lehngut“ Nr. 218 zu Schmottseifen gehörte von 1550 bis 1910 der Familie Arnold. In Krummöls ist ein Bauerngut seit 1568 in den Händen der Familie Stelzer. Das Gut Nr. 109 im gleichen Orte ist durch mindestens sieben Geschlechter Eigentum der Familie Döring. In Wünschendorf sind zwei Besitzungen 300 Jahre Jahre in demselben Geschlecht vererbt worden: das Bauerngut Nr. 17 seit 1619 in der Familie Keuner und die Gartenstelle Nr. 10 von 1624 an in der Familie Hiescher. Die Seifert in Birngrütz und Knobloch in Groß-Stöckigt sitzen ebenfalls mehr als 300 Jahre auf dem Erbe ihrer Väter. Das Bauerngut Nr. 26 in Ober-Langenuau gehört seit dem Jahre 1626 ununterbrochen der Familie Klemm. Das Wendrich'sche Gut in Wenig-Rackwitz befindet sich seit über 200 Jahren im Besitze von ein und derselben Familie.

Es darf die Gewißheit ausgesprochen werden, daß die Zahl der alten Familien im Kreise bedeutend größer ist. Hier tut sich ein weites Arbeitsfeld für die örtliche geschichtliche Forschung auf. Den Spuren solcher alteingesessener Bauerngeschlechter allerorts nachzugehen, wäre für die Heimatkunde ein verdienstvolles Werk.

R. Grob = Görlig.

3. Das Dorf unserer Heimat.

Wie die Art der Flureinteilung, so war auch die Haus- und Hofanlage die der fränkischen Heimat eigentümliche. Vier Gebäude: Wohnhaus, Stallung, Scheune und Schuppen umschließen den Hofplan in Form eines länglichen Vierecks. Ein großes Doppeltor mit einer Pforte für Fußgänger führt hinein. Bei größeren Gehöften sind vor allem die Wohnräume von der Scheune getrennt. Zuweilen sind Kuh- und Pferdeställe mit den Wohnungen unter einem Dache. Dafür steht dann dem Wohnhaus gegenüber das Auszüglerhaus, wo der frühere Besitzer des Gutes im Ausgedinge lebt. Die Gebäude sind auf einer Grundmauer errichtet. In ihrem untern Stockwerke bestehen die Wände aus Bohlen oder Schrotholz, in ihrem oberen Stockwerke aus Fachwerk. Die Balken des Fachwerks zeigen gewöhnlich schwarze Farbe. Die Fachfüllungen aus mit Stroh gemengtem Lehm sind weiß gefüncht. Das Stroh- oder Schindeldach ist an der First meist mit Rasen



Haus mit Bühne in Schmottseiffen.

oder mit der vom Acker abgerechten Quecke belegt, worauf die alten Schutzpflanzen des deutschen Hauses wuchern: das Johanniskraut und die vor Blitzgefahr schützende Hauswurz. Das Dach zeigt an der Längsseite des Wohnhauses gewöhnlich eine weite Ausladung. Sie deckt einen Ausbau des Oberstockes: Gang, Laube oder Bühne genannt. Als Trockenplatz für Wäsche wird die Bühne verwendet, Brennholz wird hier aufgespeichert, und Obst und Pilze, Kräuter und Käse können hier zum Dörren ausgelegt werden.

Schmottseiffen ist geradezu das Musterdorf des Bühnenbaues in unserm Kreise. Es gibt dort noch über 130 Häuser mit Holzgalerien. Auch in Görisseiffen, Märzdorf, Klein-Röhrsdorf, Ullersdorf-Liebenthal, Langneundorf und Plagwitz sind sie noch häufig anzutreffen. Er-

freudlicher Weise sind in Schmotzseifen und in Mauer einige neuerbaute Bauernhäuser wieder mit einer Bühne versehen worden.

Vor dem Hause, nach der Straße zu, liegt zumeist ein Garten, in dem Blumen gezogen werden, Zierpflanzen und allerlei Heilkräuter. — Ueberblickt man das ganze Gehöft, so findet man „das sichtbare Bestreben, Zweckmäßigkeit und Schmuck zu verbinden. Diese einfachen Formen, aus dem Bedürfnis entstanden und mit heimischem Material ausgeführt, muß man als eine gesunde, bodenständige Kunst anerkennen.“

Der Mittelpunkt für Geselligkeit war wohl früher der von Linden überschattete Unger. Im Laufe der Zeit ist aber das Gasthaus, der Kreisam, an seine Stelle getreten. Noch zeugen in manchen Orten die mächtigen Kreisamgebäude von einstigem Wohlstand und traulicher Gemeinschaft der Dorfbewohner. Jetzt ist das Wirtshaus kein vollwertiger Hof mehr. An das alte Gebäude hat man Saalanbauten, geschmacklose Ungetüme ohne jegliche Anpassung, angehängt. Statt ein gastliches Haus, eine Stätte geselliger, behaglicher Freude zu sein, ist das Wirtshaus vielfach nur zu einer Verkaufsstelle berauscher Getränke geworden.

Jedes größere Dorf erhält in seinem Gesamtbilde einen Mittelpunkt in der Kirche. Sie ist von Bedeutung für die Schönheit einer ganzen Ortsanlage. Ein Vorzug ist es gewiß, wenn sie auf erhöhtem Platze steht. Die schönste Umgebung für eine Kirche ist der Friedhof. Er ist der rechte Sammelplatz für die sonntäglichen Kirchgänger. Eine moosbewachsene und weinberankte Steinmauer erhöht den Eindruck. Treppentufen und einfach-schöne Pforten betonen die Würde des Platzes. Bei einer Wanderung durch unser Vorgebirgsland vom Queis bis in die Gegend von Schweidnitz können wir bezüglich der Kirchen überall dasselbe Bild beobachten: In den größeren Dörfern sehen wir zwei Kirchen, eine ältere und eine jüngere. Die ältere Kirche, die katholische, steht meist in erhöhter Lage auf dem Talrand. Sie ist ein massiver Bau mit ragendem Turm und bildet oft einen malerischen Punkt im Landschaftsbilde. Die andere Kirche, die evangelische, steht meist inmitten des Dorfes. Sie ist ein Fachwerkbau, ein sogenanntes Bethaus aus der Zeit der Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen, der den Evangelischen gestattete, Bethäuser ohne Turm und Glocken zu errichten. Dorfbilder dieser Art zeigen Görisseifen, Wünschendorf, Spiller, Kunzendorf gräflich. In manchen Orten ist das protestantische Gotteshaus im verflossenen Jahrhundert erneuert worden und hat dann auch einen Turm erhalten. Dann hat der Ort zwei stattliche Kirchen, wie Schosdorf, Giehren, Rabishau, Langenau, Jobten, Giersdorf, Kesselsdorf. Die ältere Kirche stammt vorwiegend aus vorreformatorischer Zeit. Die Kirche zu Langenau weist in ihrer Bauart noch Formen aus dem 13. Jahrhundert auf.

Die katholischen Ortschaften der Heimat sind erkennbar an den Feldkreuzen, Wegkapellen und religiösen Standbildern, die sich allenthalben vorfinden. Wenn sie aus einem beson-

deren Anlaß errichtet worden sind, etwa nach einem Gelöbniß in schwerer Noth, oder zum Andenken an einen im Kriege Gefallenen, so mögen sie dem Besizer besonders wert sein. Aber in den letzten Jahrzehnten hat man viel Industriefare an Denkmälern geschaffen. Es sind in unsern Dörfern aber auch viel gute Beispiele zu sehen. So steht in Jenersdorf im Mitteldorfe eine steinerne Kreuzigungsgruppe mit buntemaltem Reliefdarstellungen am Unterbau. Sie wurde 1735 von dem Besizer Mittmann errichtet. Eine Mariensäule bei Haynvorwerk ist aus dem Jahre 1734 und eine andre im Oberdorfe von Schmottseiffen aus dem Jahre 1730. Unweit dieser Stelle steht ein vortreffliches steinernes Kruzifix vom Jahre 1871. — Der Standort vieler Feldkreuze ist nicht gut gewählt. Sie wirken oft aufdringlich, sogar profzig; dazu sind sie vielfach von einem unschönen gußeisernen Zaune umgeben. Geeignete Plätze für ein Standbild findet man noch genug. An einer Wegeileung steht es günstig. Im Freien ist eine Baumgruppe ein vorzüglicher Hintergrund. Auch ein Lausbrunnen kann glücklich mit einem Steinbild geschmückt werden. Ein durchaus trefflicher Platz dafür ist eine Brücke. Dann steht die Statue nicht verloren da, sondern sie bildet zugleich eine Bekrönung des Brückenbaues.

In manchen Gegenden haben die Dörfer durch Neubauten und Veränderungen viel von ihrer ländlichen Eigenart eingebüßt. Sie zeigen einen zwiespältigen Charakter, sind weder Stadt noch Land. Städtische Bauart ist ins Dorf eingedrungen. Billige und schlechte Ziegelhäuser verdrängten den warmen, gemüthlichen Fachwerkbau. Unschön und fremd der dörflichen Eigenart stehen nun die massiven Bauten da, meist ohne Verpuß, vielfach sogar mit häßlichen Papp- und buntgemusterten Zementdächern gedeckt. Dazu hat noch eine andre Häßlichkeit das Dorfbild entstellt: es ist der Reklameunfug, der sich besonders in den Ortschaften an den Bahnlmnen entlang breiß macht durch aufdringliche Anpreisungen an Giebeln und Zäunen. — Glücklicherweise haben die Dörfer unsers Kreises diese Umwandlung vorwiegend noch nicht mitgemacht. Noch halten die Besizer mit Zähigkeit in der Bauart und Siedlungsweise an den alten Ueberlieferungen fest. Das ist ein Vorzug, der voll manchen Nachteil einer gewissen Rückständigkeit hinter modernen Einrichtungen aufwiegt.

S o l z b e c h e r = H o h l s t e i n .

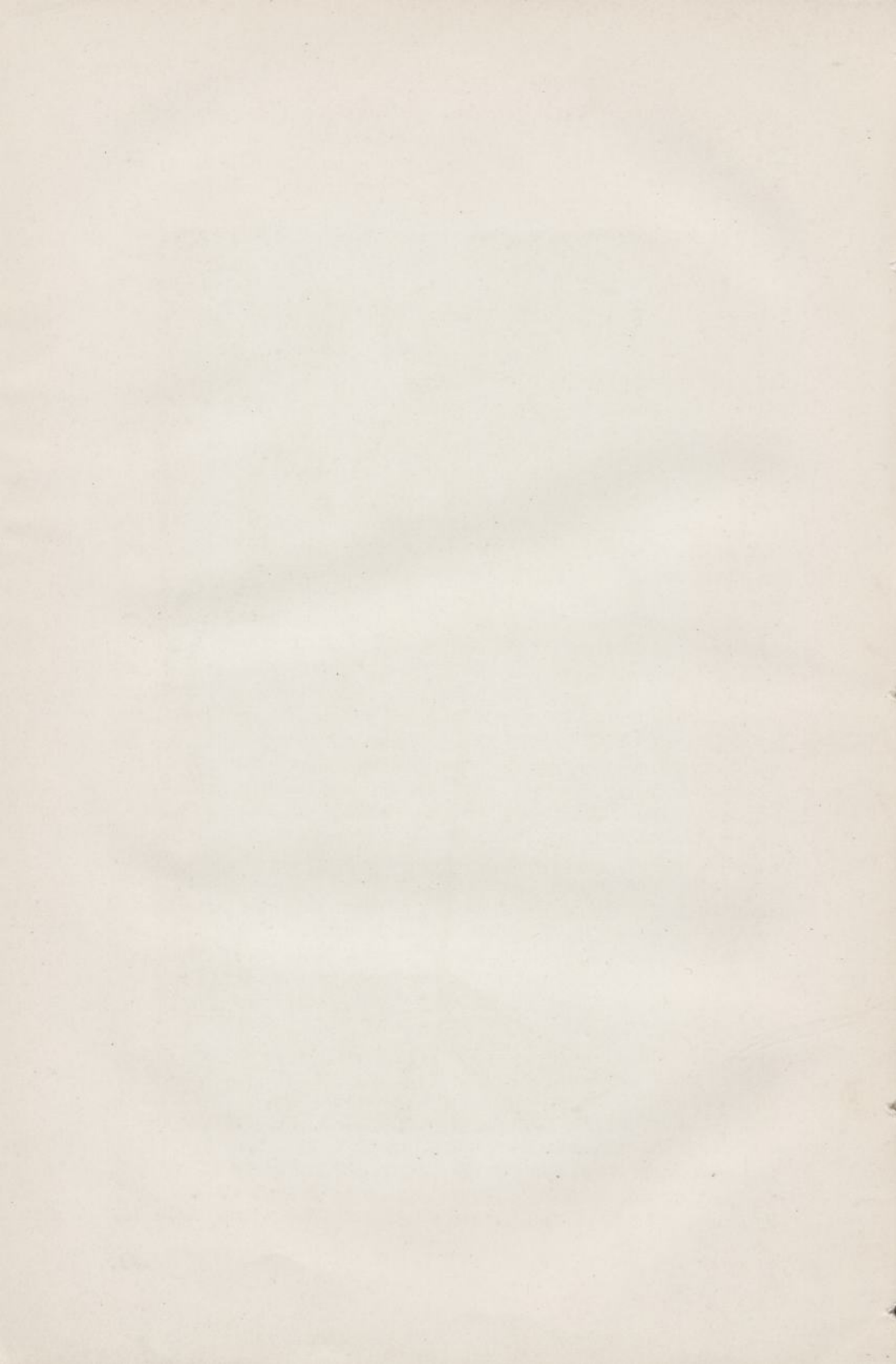
Plastenzwist und Fehdenot.

1. Ein stolzes, weites Herrschaftsgebiet hatte Heinrich I., der Bärige, seinem Sohne Heinrich dem Frommen hinterlassen. Eine glückliche Zeit des Friedens und eine ruhige Entwicklung des Deuschthums schien gekommen. Da zerstörte der Tod Heinrichs des Frommen in der Mongolenschlacht bei Wahlstatt alle Hoffnungen. Heinrichs ältestem Sohn,



PHOT. H. REHNERT

Hetscham in Neundorf-Liebethal



Boleslaw II., dem Wilden, ging jede Herrschereigenschaft seines Großvater und Vaters ab. Ihm blieben schließlich von den weiten Ländergebieten nur noch Mittel- und Niederschlesien übrig. Dazu kam, daß Boleslaw, der üblen slavischen Sitte gemäß, das so arg zusammengeschrunpftc Gebiet mit seinen Brüdern teilen mußte. So wurde die Zahl der Fürstentümer immer größer, ihr Umfang immer kleiner. Im Gefolge dieser Teilungen waren arge Streitigkeiten und Fehden, unter denen das Land schwer zu leiden hatte. Boleslaw der Wilde erwählte Liegnitz zu seinem Fürstentum. Dazu gehörte auch Löwenberg mit seinem Weichbilde, also vornehmlich der Niederkreis. Der Oberkreis, meist im Besitz der Herrschaft Greiffenstein, fiel 1255 an Konrad von Glogau. Mit Przein und Greiffenberg zusammen wurde das Gebiet 1271 von Konrad an seine zweite Gemahlin Brigitte, Tochter des Markgrafen Dietrich von Meißen, als Gegengabe für ihr eingebrachtes Gut gegeben. Dietrich verkaufte die Anrechte an den Erzbischof von Magdeburg, Konrad von Sternberg, der 1276 das Rathhaus in Greiffenberg erbaut haben soll. Boleslaws Nefse, Heinrich IV. von Breslau, löste das Ländchen wieder ein, um es bei Schlesiens zu erhalten. Aber schon 1278 mußte er es wieder an Boleslaw abtreten als Lösegeld für seine Befreiung aus der Gefangenschaft zu Lehnhaus. — Diese Schicksale unsrer engeren Heimat sind nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Bilde, das Schlesiens Zerrissenheit in damaliger Zeit bot. Um das Jahr 1300 gehörte unsre Landschaft zum Fürstentum Schweidnitz — Jauer. Immer mehr lockerte sich in Schlesiens das Gefüge der Fürstentümer, immer weiter schwanden Macht und Ansehen der Fürsten. Adel und Kirche erstarkten auf Kosten der Staatsgewalt. Auch die Städte bei ihrer großen Bedeutung auf wirtschaftlichem Gebiete als Marktorthe der umliegenden Bauerndörfer, als Lagerstätten des emsig betriebenen Zwischenhandels, als Erzeuger von weit in alle Lande gehenden Waren dehnten den Kreis ihrer Rechte aus, erweiterten ständig die Selbstverwaltung und errangen wichtige Vorrechte fürstlicher Gewalt. Besonders die Stadt Löwenberg hat zur Pfaffenzeit klug und weitschauend manches schöne Ziel erreicht. Freilich hatte diese Stadt ihren Fürsten in zahlreichen Fehdenöfen getreulich beigeftanden mit Geld und Leuten, Waffen und Lebensmitteln. Boleslaw II. gewährte den Löwenberger Kaufleuten Freiheit vom Marktvolle, Zollfreiheit beim Ueberschreiten des Bobers, Erlaß des halben Zolles an den übrigen Zollstätten seines Landes. Er übertrug den Bürgern das Gericht über alle Marktrevell und gab ihnen das Weiderecht im Dorfe Plagwitz. Herzog Bernhard (1278—1286) ehrte Löwenberg als die vornehmste Stadt seines Gebietes, indem er ihren Namen in seinem Titel führte: er nannte sich Herzog von Schlesiens und Herr von Löwenberg. Dasselbe that der kühne und weise Bolko I., der Erbauer der festen Schlösser Volkoburg und Fürstenstein. Heinrich von Jauer (1314—46) stakete Löwenberg mit einer Reihe weiterer Vorrechte aus für Dienste, die die Stadt ihm im Kampfe gegen Johann von Böhmen geleistet hatte. Er überließ ihr die Nuznießung der Zechen in der Nähe, auch die

Münze an kleinen Pfennigen in seinen Landen, ebenso den Salzmarkt als alleinige Verkaufsstelle im Weichbild. — Denkwürdig ist eine Urkunde, in der Bolko II. am Bartholomäustage 1354 der Stadt Greiffenberg folgende Privilegien erteilte: einen freien Jahrmarkt am Kirchweihfeste, einen freien Wochenmarkt am Sonnabend, einen freien Salzmarkt, die jährliche Wahl des Bürgermeisters, der Rats Herrn und der Schöppen, das Recht, Braupfannen herzustellen, eignes Maß und Gewicht zu bestimmen, die Gerichtsbarkeit auszuüben, die Fischerei im Queis, das Meilenrecht, wonach im Umkreise der Stadt jeglicher Schank- und Handwerksbetrieb verboten war. Bolko bewilligte Greiffenberg die Erhebung des Geschosses von allen ihren Einwohnern, wovon sie nur jährlich 17 Mark (1 Mark = 14 Taler) an den fürstlichen Burggrafen auf Greiffenstein zu zahlen hatten; er gab der Stadt das Recht, alle Jahre das Dreiding oder die Landrügung zu halten, wozu aus den Dörfern, die unter das Obergericht hierher gehörten, die Schulzen mit den zwei Schöppen erscheinen mußten.

Länger als ein Jahrhundert währten die Händel der Fürstenhäuser untereinander und mit den Nachbarn. Arm war die fürstliche Gewalt geworden, verschenkt, verlehnt, verkauft. Groß war die Schuldenlast der Fürsten bei den Städten, entrechtet zum Teil und verarmt der bäuerliche Besitz zugunsten des Adels, der sich die Gefolgschaft hinter den Fahnen des Fürsten gut bezahlen ließ mit Gütern und obrigkeitlichen Rechten. So ist es erklärlich, daß die schlesischen Fürsten Anlehnung an eine starke Schutzmacht suchten. Das war das starke Böhmen, wo unter einem deutschen Herrscherhause die deutsche Kolonisation gleich bedeutende Fortschritte wie in Schlesien gemacht hatte. Von 1327 an nahmen im Laufe weniger Jahre die sämtlichen schlesischen Herzöge ihre Länder von Johann von Böhmen zu Lehen. Heinrich von Jauer unterwarf sich erst 1336. Johanns Sohn, Karl IV., hat als König von Böhmen und deutscher Kaiser dann im Jahre 1353 das Erbrecht über Schweidnitz—Jauer durch Vermählung mit der Erbtochter des Landes, Anna, erworben, allerdings mit der Einschränkung, daß der damalige Herzog Bolko II. bis zu seinem Tode im unabhängigen Besitze der beiden Fürstentümer bleiben und auch nach seinem Tode seine Witwe Agnes die unumschränkte Regierung bis zu ihrem Ableben behalten sollte. Sie starb 1392. Damals also fiel das Gebiet des Kreises Löwenberg an die Krone Böhmen.

Eine eigenartig verwickelte Geschichte hat in dieser Zeit das Stück des heutigen Kreises Löwenberg gehabt, das westlich vom Queis liegt. Es sind die Ortschaften Flinsberg, Hernsdorf, Ullersdorf, Egelsdorf und Friedeberg (Eulendorf) mit Auenberg, dem Vorwerk, den Grenzhäusern am Lausitzbach und den Wiedemuthhäusern. Alle diese Siedlungen gehörten zum Queiskreise, der als Teil des böhmischen Grenzbezirkes Jagost in Dreiecksform zwischen Tafelsichte, Greiffenberg und Markliffa lag. Im Jahre 1319 erwarb Heinrich von Jauer im Kampf mit König Johann von Böhmen um die Lausitz neben andern

Gebieten auch den Queiskreis. Eulendorf erhielt Stadtrecht und den Namen Friedeberg. Als Heinrich im Jahre 1373 vom König Stadt und Land Glogau auf Lebenszeit erhielt, tauschte er dafür an den König den Restbesitz in der Lausitz um. Friedeberg wurde an den Böhmenkönig zurückgegeben und leistete den vier von diesem abgesandten Rittern den Huldigungseid. Unter der Herzoginwitwe Agnes, da auch das Fürstentum Schweidnitz—Jauer böhmisches Land geworden war, ist Friedeberg wieder Schlesien überlassen worden und zur Herrschaft Greiffenstein gekommen. Die Herrschaft mußte aber an die Lausitz für Friedeberg und die anderen ihr gehörenden Dörfer links des Queis Steuern entrichten. Die Herren Schaffgotsch auf Greiffenstein entzogen sich im Laufe der Zeit dieser Pflicht und zahlten die Steuern dafür an das Fürstentum Schweidnitz—Jauer. Als nun 1544 die Lausitzer Stände beim Kaiser Ferdinand klagten, entschied dieser, daß die ganze Herrschaft Greiffenstein zu Schlesien gehören solle, damit sie nicht unter verschiedene Oberämter (Wauzen und Breslau) zu stehen käme.

2. Die Regierungszeit Karls IV. (1346—78) war eine für Schlesien heilbringende Friedenszeit. Wir wissen, daß damals Schlesien mehr bebauetes Ackerland hatte als vierhundert Jahre später bei der Besitznahme durch Preußen. In Karls Landen konnte man unbehelligt reisen und Handel treiben. Schon zu Königs Johans Zeiten bestanden zwischen den Städten vielfache Verbindungen gegen Landfriedensbrecher. 1354 erhielt der Rat von Löwenberg die Erlaubnis, Räuber, Diebe und andre Landschädiger zu verfolgen. In unsrer Gegend waren es Löwenberg, Bunzlau, Schönau, Lähn und Hirschberg, die besondere Vereinbarungen trafen zu gegenseitigem Schuß und Truß. Die Städtebündnisse erwiesen sich als notwendig, als in Böhmen der jähzornige Trunkenbold Wenzel König war (1378—1419). Als nun gar die Schrecken der Hussitenkriege über unsere Heimat zogen, da verdarben völlig Sitte und Recht. Dede und zertreten lag das flache Land. Die kleinen Städte waren verarmt und ausgebrannt. Der Landadel wurde roh und beutelustig. Als späterhin Georg Podiebrad von Böhmen und König Matthias Korvinus von Ungarn sich um Schlesien schlugen, da lebte die Not der Hussitenkriege wieder auf. Den Städten war die Fehde Notwehr, den Fürsten und dem Adel eine Erwerbsquelle, ja, was am schlimmsten war, nicht selten die wilde Poesie ihres Lebens. Die Raubritter, die den Kaufmann ausplünderten, ihn ins Burgverlies warfen, während die Ritterfrau aus dem geraubten Tuche Kleider schnitt, übten die Freveltaten aus in der Empfindung, daß ihr Tun von den ritterlichen Genossen, ja von den Fürsten im schlimmsten Fall nur als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. So war die Zeit. „Alle Burgen im Umkreis steckten voller Raubritter und Fehder“, berichtet Löwenbergs Geschichtschreiber Sutorius, „die Städte bekamen sehr oft von ihnen Absagebriefe und Ueberfälle“. Sogar Gotsche Schöff auf Greiffenstein befeiligte sich an den Räubereien, und Hans Schöff vom Kynast schloß sich ihm an. Gefürchtete Raubnester waren damals der

Talkenstein und Burg Lehnhaus unter Hans von Jedlitz. Wie weit damals die Verwilderung des Adels um sich gegriffen, zeigt die Grausamkeit des Herzogs Johann von Sagan, der 1472 seinen Bruder Balthasar im Hungerturm zu Priebus verhungern ließ. Als endlich 1474 der Kampf um Schlesien zugunsten des tatkräftigen Matthias von Ungarn entschieden war, konnte dem wüsten Treiben Einhalt geboten werden. Matthias Korvinus erschien selbst in Löwenberg und wohnte im uralten Schadekreßscham, den die Stadt mit dem Wappen des Königs schmückte und nach ihm nannte (Corvus-Rabe) „Gasthaus zum schwarzen Raben“. Matthias befahl seinem Oberhauptmann über Schlesien, Georg von Stein, die Raubschlösser zu zerstören. Mit dem Talkenstein wurde der Anfang gemacht. Daß die Burgen Lehnhaus, Greiffenstein und Kynast nicht dasselbe Schicksal erlitten, ist nur dem Umstande zu danken, daß König Matthias sein Heer in Böhmen gegen Wladyslaw brauchte, den Sohn des Polenkönigs, den die Böhmen zum König erwählten hatten und dem viele schlesische Fürsten huldigten. Als Matthias 1490 starb und Wladyslaw auch von den Schlesiern anerkannt wurde, nahm das Räuberwesen wieder überhand. Besonders berüchtigt war Christoph von Reisewitz, der „schwarze Christoph“ zu Alzenau am Grödißberge, so genannt wegen seines dichten schwarzen Haares und Bartes. Er war der schlimmste Wegelagerer seiner Zeit; denn selten hat ein Mensch soviel Unglück und Elend verursacht, soviel Blutschuld auf sich geladen, das Raubwesen so offen, so verwegen und ausgedehnt betrieben, wie er. „Du leugst wie schwarz Christoph“, pflegten Jahrhunderte hindurch die Bewohner der östlichen Grenzorte unsers Kreises bei Unredlichkeiten zu sagen. Die engere Heimat war zwar das Hauptgebiet seiner Schandtaten, aber er führte seine Raubzüge auch bis Neiße, Breslau und Namslau aus, sogar bis Brandenburg und Sachsen. Die Ratsprotokolle von Löwenberg, Goldberg und Breslau liefern von ihm ein langes Sündenregister. Er brach in Güter und Ortschaften ein, stahl Vieh und Habe, warf reisende Kaufleute nieder, plünderte ihre Wagenzüge, tötete die, welche sich wehrten, oder schlug ihnen eine Hand ab. Diese grausame Verstückelung wiederholte sich in den späteren Anklagen gegen ihn so oft, daß sie ihm geläufig gewesen sein muß wie eine alltägliche Fleischhauerarbeit. Die Adligen der Umgegend gewährten ihm Hilfe und Versteck, selbst die tiefverschuldeten Herzöge von Liegnitz und Münsterberg nahmen ihn gegen Zahlung einer Geldsumme in ihren Schutz. — Da rafften sich die Städte zur Selbsthilfe auf. Herr Ulrich Schoff auf Kynast ließ zu Reichenberg in Böhmen sechs der Raubgesellen „greiffen, fassen und schloßen“. Den Goldbergern und Löwenbergern gelang es, bei Neudorf den schwarzen Christoph selbst zu fangen und in den Schloßthurm zu Liegnitz abzuliefern. Der Herzog hätte seinen alten Parfeigänger gern gereffet, aber die wiederholte Drohung des Königs zwang ihn, das Todesurteil an dem Raubritter zu vollziehen. Im Jahre 1513 wurde er zu Liegnitz an den Galgen gehängt, und sein Raubschloß Alzenau wurde zerstört.

Der schwache König Wladyslaw starb 1516; ihm folgte sein Sohn Ludwig, der schon 1526 in einer Türken Schlacht sein Leben verlor. Ludwigs Schwester Anna war verheiratet mit Ferdinand, dem Enkel des Kaisers Maximilian. Infolgedessen erbte Ferdinand die Länder Ungarn und Böhmen und mit diesen auch Schlesien. So kam Schlesien 1526 an das Haus Habsburg. Die Schlesier erkannten Ferdinand gern als ihren Oberherrn an, obwohl sie schon in der Mehrzahl Anhänger Luthers waren. Sie hatten einen Böhmen, einen Ungarn und einen Polen als König ertragen und das ganze Mittelalter hindurch mit ihren slavischen Nachbarn um ihr Deutschtum kämpfen müssen. In dem Herrscher aus dem Hause Habsburg bekam Schlesien wieder einen deutschen Herrn, und damit war die Gewähr gegeben, daß das in zähem Ringen gesicherte Deutschtum in Schlesien auch erhalten blieb.

R. Groß = Görlitz.

Unsere Heimat zur Zeit der Glaubenskämpfe.

1. Hussitenzeit.

Im Jahre 1415 war zu Konstanz der böhmische Prediger und Professor Johann Huß verbrannt worden, obwohl ihm Kaiser Sigismund freies Geleit zugesichert hatte. Diesem Herrscher verweigerten nunmehr die Böhmen den Gehorsam. Da zog Sigismund mit Waffengewalt gegen sie. Die Schlesier standen ihm bei. Um das Deutschtum zu schützen, war seinerzeit der Anschluß Schlesiens an Böhmen erfolgt; so schien es Pflicht, dem Herrscher Hilfe zu leisten gegen die deutschefeindlichen, nationaltschechischen Absichten der Böhmen. Doch der Erfolg blieb aus. Von 1425 ab erfolgte der Umschlag: die Hussiten gingen zum Angriff über. Durch ein Jahrzehnt hindurch wurde nun Schlesien das Ziel furchtbarer Raubzüge hussitischer Heere. Gegen die wilde, todesmuthige Tapferkeit der rachgierigen, fanatischen Krieger des Kelches vermochten die Heerhaufen der Schlesier nichts auszurichten, zumal wie gewöhnlich die schlesischen Fürsten und Städte uneins waren. So konnten die Hussiten fast ungehindert Schlesien von einem Ende zum andern durchstreifen. Wo sie hinkamen, wurden die unglücklichen Bewohner ausgeplündert, gingen Dörfer und Städte in Flammen auf. Wer mit dem nackten Leben davorkam, konnte froh sein. Wehe den Bewohnern einer Burg oder Stadt, die durch tapfere Verteidigung den Grimm der Sieger erregten! Am grausamsten wütheten die Hussiten gegen Geistliche und Klosterleute. Bunzlau ist dafür ein Beispiel. Durch die verzweifelte Gegenwehr der Bürger zu zügelloser Wuth entflammt, enthaupteten sie den Bürgermeister über einer Wagendeichsel, rissen den Stadtpfarrer unter der Messe vom Altar und schlugen ihm einen Nagel durch den

Kopf. Die Dominikaner und die übrigen Geistlichen verbrannten sie in der Kirche.

In dieser angstvollen, blutigen Zeit entschloß sich mancher tapfere Burgherr, für den Fall äußerster Noth einen unterirdischen Gang von seiner Burg ins Freie legen zu lassen. Das Gleiche thaten auch verschiedene Städte. Zu ihnen mag auch Löwenberg gehört haben. Die Sage vom „Jungfernstübchen“ und von dem unterirdischen Gange, der aus dem ehemaligen Franziskanerkloster nach der Felsengruppe des Jungfernstübchens am Hospitalberge geführt haben soll, hat wahrscheinlich in der Hussitenzeit ihren Ursprung.

Am Abend des 16. Mai 1427 erblickten die Löwenberger einen riesengroßen Feuerschein am Westhimmel. Ueber seine Ursache sollten sie nicht lange in Angewissen sein. Um die Vesperzeit kamen in atemlosem Lauf mit angstentstellten Gesichtern zahlreiche Flüchtlinge aus Lauban und der Umgebung nach Löwenberg. Vor Aufregung konnten sie kaum erzählen, was sich zugetragen hatte. Wie aus der Erde gewachsen, waren die Hussiten vor Lauban erschienen, waren eingedrungen und hatten alles niedergemacht. Die Kirchen, in welche die Frauen und Kinder sich geflüchtet hatten, standen förmlich im Blut. Der Stadtpfarrer wurde durch Pferde, die man an seine Glieder spannte, in Stücke zerrissen. Die Ordensschwestern im Kloster quälte und ermordete man. Ueber all dem Greuel verwandelte sich Lauban durch die angelegte Feuersbrunst in einen Aschenhaufen. — Die ganze Nacht hielt der Zustrom der Flüchtenden in Löwenberg an und erfüllte die Stadt mit ungewohntem nächtlichen Lärm. Am nächsten Tage war Löwenberg von den Hussiten eingeschlossen. Doch die Bürger standen kampfbereit in Wehr und Waffen auf den Mauern, indessen die Frauen und Kinder in den Kirchen um Rettung flehten. Der Tag verging, ohne daß die Feinde angriffen, ebenso der 18. Mai. Am Morgen des 19. Mai, nachdem die Bürger zwei Tage und zwei Nächte in Bereitschaft verharrt hatten, vernahm man den gefürchteten dumpfen Trommelklang aus dem Hussitenlager. Doch er war kein Zeichen zum Angriff. Den Hussiten waren offenbar die Befestigungen Löwenbergs zu stark, seine Verteidiger zu zahlreich und zu wachsam. Zur unbeschreiblichen Freude der Löwenberger zogen die Feinde ab. Sie nahmen bald darauf Goldberg ein und verwüstheten es. Auf ihren späteren Raubzügen sind die Hussiten noch oft in die Nähe von Löwenberg gekommen und haben die Umgegend und die Nachbarstädte furchtbar heimgesucht. Im Frühjahr 1428 erschienen sie vor Lehnhaus. Sie kamen von Hirschberg her, das sie vergeblich berannt hatten. Auch Lehnhaus widerstand siegreich dem Hussitensturm. Als aber die böhmischen Horden abzogen, steckten sie aus Rache Lähn in Brand, das wehrlos ohne Ringmauern zu Füßen der Burg lag. Ein gleiches Schicksal bereiteten sie den Ortschaften Wiefental, Lauterseiffen, Höfel, Zobten und Plagwitz. Aus den folgenden Jahren sind uns Plünderungen der Städte Friedeberg und Liebenenthal überliefert worden. Schwer heimgesucht wurde Greiffenberg im Fe-

bruar und März 1431, wenn es auch vor der Zerstörung durch Feuer bewahrt blieb. Aber gegen Löwenberg haben die Hussiten nie mehr einen Angriff gewagt.

Schüffner = Löwenberg.

2. Glaubensspaltung.

Auf den Popelbergen unsrer Gegend waren die mit Stroh umwickelten und mit Pech bestrichenen Stangen, die Popel, die man zur Hussitenzeit des Nachts als Warnungszeichen für die schutzlose Bevölkerung entzündete, niedergelegt worden. Das Flugfeuer, das vom Scheiterhaufen des Huß nach Schlesien gekommen war, schien erloschen. — Doch schien es nur so: einmal ins Land getragen, glühte das Feuer düster unter dünner Decke fort; dann brach es hervor. Es entflamte die rohen Leidenschaften der Raubritterzeit und spiegelte sich in grellem Widerschein in den verwilderten Sitten des Volkes, wovon die zahlreich über das Land verstreuten Steinkreuze erschütternde Male sind. Es sind meist Sühnekreuze für verübte Unthaten, Beweise einer zu milden Rechtsübung, die nicht das Blut dessen forderke, der es vergossen hatte, sondern sich mit Geldbußen, Aufrichtung der Sühnekreuze und vielleicht einem Bußgange nach Aachen oder Rom begnügte. Um Tschischdorf findet man mehrere solcher Kreuze, Deutmanssdorf weist ein besonders gut erhaltenes auf; zwischen Groß-Stöckigt und Krummöls sind auf einem kleinen Hügel die Reste eines Doppelkreuzes zu sehen.

Es war viel Schlechtigkeit in der Welt. Wer strafte den Junker, der die Bauern mißhandelte, wer den Ritter, der den Kaufmann niederwarf, wer schützte den armen Bürger gegen die mächtige Verwandtschaft der reichen Rats Herrn? Dazu schritt von Zeit zu Zeit die Pest durch Dörfer und Städte, von der die Chroniken unsrer Heimat manches Schreckensbild zeichnen. Wo war Rettung aus dieser Noth? Bei der Kirche? — Die war krank an Haupt und Gliedern. Allzuviel Mönche und Geistliche, die Pfründe begehrt, zu häufig angewandter Bann gegen Gemeinden und einzelne Gemeindemitglieder, Mißbrauch des Ablasses kennzeichnen die Schäden der Kirche. Kein Wunder, daß Luthers Lehrmeinung ihren Eingang bei uns fand. Wittenberger Studenten, darunter etliche Löwenberger, brachten sie mit nach Hause. Langsam und friedlich verbreitete sich mit wenigen Ausnahmen die Reformation in unsrer Gegend, besonders da, wo die kirchlichen Verhältnisse einer Reform bedurften. Ein jäher Bruch mit dem Bestehenden wurde vermieden, die katholische Form des Gottesdienst wurde weitgehend beibehalten, und die Breslauer Bischöfe bereiteten wenig Hindernis.

In Löwenberg war Jakob Fürer der erste lutherische Prediger. 1525 war das Anfangsjahr seines öffentlichen Wirkens. Er ist später nach Greiffenberg gegangen. Im Jahre 1526 wurde der evangelische Gottesdienst in Löwenberg eingerichtet. Ostern des Jahres sangen in

der Pfarrkirche die Knaben Luthers Lieder „Wir glauben all an einen Gott“ und „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir“. In Greiffenberg führte im Jahre 1527 Jakob Steinbrecher die neue Lehre ein. Von Friedeberg berichtet die Chronik, daß dort 1530 fast kein einziger Bürger mehr der katholischen Religion zugetan war. In Lähn und Umgegend vollzog sich die Neuerung unter dem starken Einfluß der protestantischen Abtlichen. Aber an Liebenthal und den benachbarten Dörfern ging unter dem starken Rückhalt des Klosters die Reformation fast spurlos vorüber.

Wir Nachlebenden, Katholiken und Evangelische, die wir im lieben Vaterlande soviel Gemeinsames haben und uns alle ungeschmälerter Glaubensfreiheit erfreuen, wollen uns ohne Leidenschaft jener Zeiterinnerung und auch der nachfolgenden Ereignisse.

Zwei Jahrhunderte waren seit der Hussitenzeit vergangen. Da geschah es, daß über unserm Lande aufs neue die Brandfackel entzündet wurde, deren schwelender Rauch die Gemüter erregte zu entsehllichem Bruderkampf und sie vergiftete zum verzehrenden Glaubenshaß. Das war der Dreißigjährige Krieg. Volk wider Volk. Dieser Krieg, dessen Schuld eine Religionspartei auf die andre schob, hat Katholiken und Protestanten gleich arm und elend gemacht. „Sachsen verderbt, Schlesien verscherbt, Oesterreich verheert, Böhmen umgekehrt“. Und hier mag noch ein anderer Reim stehen, der auch bei uns umfließt: „Dr Schwed' is kumma, hoat oll's mitg'numma, hoaf's Fanster eig'schloin, hoat 's Blei furtgtroin, hoat Kugeln draus gussa und d' Bauern drschussa!“

Man muß die Chroniken unsrer Städte lesen, um die Schrecken dieses Krieges vor Augen zu haben, alle die rohen Gewaltthaten, die steten Plünderungen, die Erpressungen durch Kaiserliche und Schweden, die unerschwinglichen Kriegssteuern. Wieder sehen wir Warnungssignale auf den Höhen, sehen Soldatenhorden beutegierig in die Dörfer einfallen, sehen blutige Hoffstätten, brennende Ställe und zum Tode gequälte Menschen, sehen unter der Brandröte des nächstlichen Himmels verzweifelte Flüchtlinge in dichtem Busch und verborgenem Waldtal.

In Löwenberg erschien 1629 die furchtbaren Lichtensteiner Dragoner. Die Volksmenge hatte sich der zwangsweisen Zurückführung zur katholischen Kirche widersetzt. Man wollte die protestantischen Prediger nicht ziehen lassen. Sogar der Landeshauptmann wurde zur Flucht genötigt. Als sich aber die Lichtensteiner am Bober zeigten, flohen die Löwenberger Familien bis auf einige zwanzig. Wie ausgestorben lag die Stadt, die damals mehr als 7000 Einwohner zählte. Entsehlich hausten die Dragoner. Indessen irrten die Flüchtlinge umher und bargen sich in den Dörfern im Westen und Süden und in den Nachbarstädten. Aus Greiffenberg trieb sie ein Amtsbefehl; in Friedeberg suchte eine Abteilung Dragoner die Geflohenen zusammen und brachte sie nach Löwenberg zurück. Nach und nach kehrten die meisten zwar wieder heim und fügten sich, aber viel hundert Bürger blieben für immer fern. Löwenbergs blühende Tuchindustrie ging darüber zugrunde. Nie-

malß hat Löwenberg seitdem seine frühere Bedeutung wiedererlangt. Auch Lähn nicht, das durch die Pest von 1633, durch Plünderung seitens der Schweden im Jahre 1639 und seitens der Kaiserlichen im Jahre 1645 zu einer der kleinsten Städte herabgedrückt wurde. Greiffenberg zündeten die Kaiserlichen 1634 an, und 1645 erschallten die Artthiebe der Schweden sogar in der Kirche und darunter in der Schaffgotsch'schen Gruft zu ruchloser Sargschändung. Auch Liebenthal und Friedeberg litten dauernd unter maßloser Teuerung und wüsten Plünderungen des Kriegsvolkes. Es half nichts, daß die Friedeberger ihre Habseligkeiten in den weltfernen Walddörfern am Kemnikkamm bargen und in den Bergschächten daselbst: die Verfolger fanden sie auch hier. Unter den Dörfern des Kreises hatten besonders die in der Nähe der Burgen Lehnhaus und Greiffenstein zu leiden. Von Neundorf und Mühlseiffen ist bekannt, daß sie 1640 von den Schweden, die den Greiffenstein vergeblich bestürmten, rachgierig in Brand gesteckt wurden. Das schwärzeste Schicksal aber traf wieder Löwenberg. Es kam über die Stadt in den Jahren 1640—1642, da die Schweden unter Spiegel in Löwenberg hausten. In Erwartung einer Belagerung durch die Kaiserlichen, die auch eintrat, ließ Spiegel alle Häuser um die Stadt niederreißen oder abbrennen und alle Bäume umhauen. Die Schweden nahmen die Lebensmittel der Stadt für sich, deckten die Dächer ab, verbrannten das Holz, verwandelten die Häuser in wüste Baustellen. Die Ratsprotokolle jener Zeit melden nichts weiter als ungeheure Schulden, Klagen, Jammer, Schlägereien, Totschläge. Als die Schweden Löwenberg den Rücken kehrten, ließen sie einen Schutthaufen zurück, unter dem sich, in Kellern verborgen, die Einwohnerschaft befand, bis auf den Leib ausgeplündert und ohne Brod.

Ein Ereigniß, das sich in dieser Kriegszeit zutrug, soll hier nicht unerwähnt bleiben, weil die Kunde davon durch ganz Deutschland gegangen ist. Es ist der Weibekrieg zu Löwenberg im April 1631. Nachdem unter dem Druck der Lichtensteiner Dragoner die Männer der Stadt zum katholischen Bekenntnis zurückgeführt worden waren, versuchte man es auch mit den Frauen und Kindern, die bisher unbehelligt geblieben waren. Doch die Frauen waren standhaft; sie weigerten sich mit Entschiedenheit. Da wurden die angesehensten unter ihnen vor den Rat beschieden. Aber die Frauen Löwenbergs ließen ihre Führerinnen nicht im Stiche. An 300 Frauen der Stadt, die Frauen des Königsrichters und Bürgermeisters voran, erschienen im Rathhaus. Es fand eine lebhaftere Sitzung statt, in der die mutigen Frauen sich nicht im mindesten in ihrem Glauben irremachen ließen. Ihr Auftreten war so, daß der gesamte Rat durch eine Nebentür entwich und die Frauen im Rathhause einschließen ließ. Für diese wenig tapfere That der Männer hatten die Frauen nur lachenden Hohn. Sie verhandelten nicht, und das Ende war, daß man sie ohne das geringste Zugeständnis entlassen mußte. Der Königsrichter verreiße aus Aerger. Der Pfarrer versuchte am nächsten Tage umsonst, die Führerinnen, eben die Frau Königsrichterin und die Frau Bürgermeisterin, durch freundliches Zureden

dem katholischen Glauben geneigt zu machen. Während aber der Pfarrer mit den beiden Frauen verhandelte, rotteten sich die andern alle in den Brotbänken und um die Kirche zusammen. Die Lage wurde so bedrohlich, daß der Bürgermeister den Pfarrer eilends veranlaßte, den Frauen die Versicherung zu geben, daß nichts mehr gegen sie unternommen würde. So verlief der Weibekrieg in Löwenberg, der durch Gustav Freytags Darstellung berühmt geworden ist.

Der Westfälische Friede, der im Jahre 1648 den Dreißigjährigen Krieg beschloß, machte der Glaubensnot noch kein Ende. Durch eine Bestimmung der Friedensakten, wonach das Glaubensbekenntnis der Untertanen sich nach dem des Landesherrn zu richten habe, war es dem Nachspruch der Fürsten überlassen, die Ausübung der evangelischen wie der katholischen Lehre zu gestatten oder zu verweigern. Es galt bei evangelischen und katholischen Fürsten der Satz: „Wessen das Land, dessen die Religion!“ In evangelischen Herrschaftsgebieten verloren die Katholiken Kirchen und Stiftungen, und in Ländern, deren Herrscher ein Katholik war, wurden die seit der Reformation Luthers evangelisch gewordenen Kirchen wieder eingezogen. So geschah es denn, daß die Bewohner unsrer Heimat in Glaubenssachen recht unterschiedlich behandelt wurden. Die Protestanten drüben im Weichbild Goldberg gehörte zum Herzogtum Liegnitz, und die Herzöge von Liegnitz waren Protestanten. Die Oberlausitz jenseits des Queis stand unter der Hoheit des protestantischen Kurfürsten von Sachsen. Das Löwenberger Weichbild, das zusammen mit den Weichbildern von Bunzlau, Jauer und Hirschberg das Fürstentum Jauer bildete, war Erbland des katholischen Kaisers Ferdinand. Der begann in den Jahren 1653 und 1654 von dem ihm zustehenden Recht der Einziehung evangelischer Kirchen Gebrauch zu machen, womit das Verbot des öffentlichen evangelischen Gottesdienstes verbunden war. Zunächst wurden die evangelischen Geistlichen vor die Landesbehörde gerufen und dort für abgesetzt erklärt. Es erwies sich aber als notwendig, eine besondere Kommission einzusetzen, bestehend aus Geistlichen und Beamten, die nun von Pfarrdorf zu Pfarrdorf zog, die Kirchenschlüssel forderte und den Kirchen wieder die katholische Weihe gab. Das führte zu manchen unerfreulichen Gegenmaßnahmen. Schon in den Vorjahren hatten sich z. B. die Lutheraner von Görisseiffen und Neundorf-Liebenthal wiederholt gewaltsam der Görisseiffener Kirche bemächtigt und lutherische Prediger eingeseßt. Der Unmut der Evangelischen wuchs, als der gemessene Befehl an die Grundherrschaften erging, bei Verlust des Patronats und vierhundert Dukaten Strafe die Prediger zu zwingen, binnen zwei Wochen das Fürstentum zu verlassen. Viele Bitten richtete man aus unsrer Gegend an den Kaiser nach Wien. Aber der antwortete, daß man die in den drei Friedenskirchen zu Schweidnitz, Jauer und Ologau zugestandene Gnade nicht mißbrauchen solle. Die Maßnahmen des Kaisers, die den Evangelischen unsres Kreises als ungemein hart erscheinen mußten, wurden

mancherorts gemildert durch billig denkende katholische Priester. So z. B. in Greiffenberg, wo gestattet wurde, daß den Alten, Schwachen und Gebrechlichen evangelischen Glaubens jeden Sonntag nach beendetem katholischen Gottesdienst durch den evangelischen Organisten vor dem Altar eine Predigt und einige Gebete vorgelesen wurden. — Aber bald wurden auch die evangelischen Lehrer abgesetzt. Scharenweise liefen nun die Evangelischen den „Prädikanten“ zu, die an abgelegenen Stellen, im Walde oder auf dem Gebirge Predigtversammlungen abhielten, taufte, trauten und das Abendmahl reichten, obwohl man solche „Buschpredigten“ mit argen Strafen bedrohte. — Heute wird das gewaltsame Verfahren der kaiserlichen Behörden von keiner Seite gebilligt werden. Religiöse Duldung und Freiheit des religiösen Bekenntnisses waren aber jener eisernen Zeit fremd.

Im Westfälischen Frieden hatte der Kaiser sich durch Vermittlung Schwedens für die protestantischen Bewohner seiner Erblande einige Zugeständnisse abgewinnen lassen. Sie sollten ihres Glaubens wegen nicht zur Auswanderung gezwungen werden können. Sodann erhielten sie das Recht, außerhalb der Grenzen ihren Gottesdienst abzuhalten. So suchten denn die protestantischen Gemeinden unsres Kreises die nahe an den Grenzen gelegenen Kirchen im Herzogtum Liegnitz und in der sächsischen Oberlausitz auf. Zufluchtskirchen nannte man sie. Im Weichbild Goldberg kamen vor allem die Kirchen zu Probsthain, Neudorf und Wilhelmsdorf in Betracht, drüben über dem Queis die Kirchen zu Haugsdorf, Lauban, Holzkirch, Oberwiesa und Meffersdorf. Alle diese schon vorhandenen Gotteshäuser vermochten den gewaltigen Zustrom der Besucher nicht zu fassen. In kurzer Zeit entstanden deshalb eine Anzahl neuer Kirchen, die besonders als Grenzkirchen bezeichnet werden. Es seien hier genannt die Grenzkirchen von Friedersdorf bei Greiffenberg, Gehhardsdorf bei Friedeberg, Wingendorf bei Lauban und Nieder-Wiesa bei Greiffenberg. Den stärksten Zulauf hatten die Kirchen zu Probsthain und Nieder-Wiesa aufzuweisen. Zu Nieder-Wiesa hielten sich eine Zeitlang 94 Ortschaften, und Probsthain war viele Jahre hindurch kirchlicher Mittelpunkt von 90 Gemeinden. Oft trafen die Kirchgänger schon Sonnabends in solchen Scharen ein, daß sie den Sonntag im Freien erwarten mußten. Heute stehen diese Kirchen da als bleibende Denkmäler der Glaubensnot jener Zeit.

Eine wesentliche Verbesserung ihrer kirchlichen Verhältnisse erzielten die schlesischen Protestanten durch den schwedischen König Karl XII. Dieser Held des großen nordischen Krieges mußte, um seinen polnischen Gegner, den Wahlkönig Friedrich August den Starken, in Sachsen aufzusuchen, durch Schlessien ziehen. Im Uebereinkommen zu Alttranstädt setzte er durch, daß neben den drei Friedenskirchen noch sechs „Gnadenkirchen“ errichtet werden durften. Die für die Bewohner unsres Kreises nächstgelegene Kirche war die Gnadenkirche zu Hirschberg. Auch Löwenberg hatte um eine Kirche gebeten. Allein die Erlaubnis, eine Gnadenkirche zu bauen, mußte sowohl beim Kaiser als auch beim König von Schweden

durch schwere Geldopfer erworben werden, und die konnte Löwenberg nicht aufbringen. Von König Karl XII. von Schweden berichtet Sutorius, daß er auf seinem Zuge nach Sachsen auch den Löwenberger Kreis berührt habe. Der Teil des Heeres, bei dem sich der König befand, zog über Deutmannsdorf und Ludwigsdorf. Am 7. September 1706 übernachtete Karl XII. in der Scholtisei zu Deutmannsdorf.

Die Spannung zwischen den beiden Konfessionen schwand zusehends, als 1740 die Truppen Friedrichs des Großen in Schlesien einmarschierten. In stürmischem Eifer zogen sogleich die Abgesandten vieler protestantischen Orte unsres Kreises ins Hauptquartier des Königs bei Blogau. Sie hofften wohl nicht anders, als daß Friedrich II. alle wieder katholisch geweihten Kirchen mit ihren Gütern den Protestanten geben würde. Aber sie sahen sich getäuscht. In weiser Duldsamkeit erklärte Friedrich, in kirchlichen Dingen den gegenwärtigen Zustand aufrecht erhalten zu wollen. Die Evangelischen waren daher zufrieden, daß sie die Erlaubnis erhielten, in jedem Orte, wenn er bemittelt genug war, ein Gotteshaus zu bauen und einen Prediger zu halten. Die Gebäude bekamen weder Türme noch Glocken und wurden auch nicht Kirchen, sondern Bethäuser genannt. Die Kirchhöfe und die Glocken der alten Kirchen durften die Evangelischen mitbenutzen.

Der geschichtlich gewordene Gegensatz der beiden Religionsgemeinschaften erhielt sich bei uns in mancherlei Eigentümlichkeiten der Sprache und der Tracht bis in die Gegenwart. Ebenso haben ganze Ortschaften, besonders die Dörfer um Liebenthal, die Ausdrucksformen der vorherrschenden Religion freu bewahrt.

Glaubensspaltung und Glaubensnot! — Es gibt eine Gegend bei uns, die wie keine andre ringsum den bitteren Inhalt dieser Worte erfahren hat. Das ist die Landschaft zu Füßen des Probstthainer Spitzberges. Zu gleicher Zeit mit dem Eingange der Reformation Luthers bildete sich dort die Religionssekte der Schwenkfelder. Ihr Stifter war der schlesische Edelmann Kaspar von Schwenkfeld. Seiner schwärmerischen Religion hingen in kurzer Zeit mehrere tausend Menschen an. Sie saßen zumeist in den Dörfern Zobten, Hohndorf, Hösel, Deutmannsdorf, Lauterzeiffen, Langneundorf und in den Ortschaften der „Langen Gasse“. Es ist hier nicht der Ort, die Grundsätze von Schwenkfelds Lehre zu nennen; nur das sei gesagt, daß die Schwenkfelder das Predigtamt und manche kirchliche Handlungen verwarfen. Das ist eine Denkweise, die wir uns vor allem aus der so häufig veräußerlichten Religionsausübung der damaligen Zeit erklären müssen. Die Haltung der Schwenkfelder aber bewirkte, daß sie sich die unausgesetzte Verfolgung durch beide Religionsgemeinschaften, Protestanten wie Katholiken, zuzogen, obwohl ein Zeitgenosse ihnen bezeugen muß, „daß sie gehorsame Untertanen seien, ehrbaren Wandel führten und gegen die Nächsten sich liebeich zeigten.“

Es ist ein schwerer Leidensweg, den die Schwenkfelder durch fast zwei Jahrhunderte hindurch gegangen sind. Liegnitzer Herzöge ließen sie zum Kirchgang zwingen und zur Auslieferung ihrer religiösen Bücher.

Die kaiserlichen Behörden führten viele Angesehene der Sekte nach Wien zum Verhör, das in harte Gefangenschaft auslief. Der Rat der Stadt Löwenberg als Besitzer des Kirchlehns über Zobten, Langneundorf und Lauterseißen und als Eigentümer von Höfel begegnete den Schwenkfeldern mit großer Härte, als diese gegen die Aufnötigung von unerwünschten Predigern mit Aufruhr antworteten. Der Rat stellte die Schwenkfelder dieser Orte vor die Zwangslage, entweder die kirchlichen Gebräuche zu beachten oder ihre Güter zu verkaufen. Da verließen viele die Heimat. Aber auch die zurückgebliebenen Schwenkfelder setzten nach dem Jahre 1700 den Bekehrungsversuchen katholischer Missionare festen Widerstand entgegen. Da gebrauchten die kaiserlichen Behörden neue Gewalt. Soldaten brachten die Täuflinge zum Missionshause in Langneundorf, und die Eltern wurden mit Geldbuße und Gefängnis bestraft. Seitdem der Gutsherr von Armenruh begonnen hatte, einen Schwenkfelder am Viehwege zu begraben, folgte man diesem Beispiel. Die Begräbnisstätte der Schwenkfelder in Langneundorf ist erst in den letzten Jahren wieder in Ackerland verwandelt worden. Ueber den Begräbnisort in Lauterseißen führt jetzt die Chaussee Löwenberg—Goldberg.

Nof und Elend sollten die Schwenkfelder zur Sinnesänderung führen. Allein sie verließen lieber Hab und Gut und Vaterhaus, als ihre Ueberzeugung zu opfern. Um 1725 flüchtete sich heimlich manche Familie über den Queis auf sächsisches Gebiet, und 1734 wanderten 170 Schwenkfelderfamilien nach Amerika aus. Die noch in der Heimat Weilenden sollte eine kaiserliche Verordnung 1740 mit Gewalt aus dem Lande treiben. Da erschien zu rechter Zeit Friedrich der Große in Schlessien. Nun hörte alle Bedrängnis auf. An die Ausgewanderten erging eine Einladung, wieder heimzukehren. Der Große König erhielt einen Brief mit ihrem tiefen Dank, aber sie blieben dort.

Heute ist die Sekte verschwunden. Jedoch das Denkmal auf dem Schwenkfelderkirchhof in Harpersdorf hält das Gedächtnis an sie wach.

R. Groß =
Görlitz.



Altes Steinkreuz bei Deutmannsdorf.

Das Lager Friedrichs des Großen bei Schmottseiffen im Jahre 1759.

Das Jahr 1758 mit der männermordenden Schlacht bei Zorndorf und dem unglücklichen Ueberfall von Hochkirch war vorüber. Aus der Niederlage bei Hochkirch heraus hatte König Friedrich sein Preußenheer nach Schlesien geführt. Vorbei war es mit kühnen Vorstößen in Feindesland. Es galt, sich zu beschränken auf die Verteidigung des Landes. Die Bedrängnis des Königs wuchs: Der Oder zogen die Russen zu. Zur Vereinigung mit ihnen bereiteten sich die unter Daun in Nordböhmen stehenden Oesterreicher vor, um dann gemeinsam in die Mark einzufallen. Den Russen sandte Friedrich eine Heeresabteilung unter dem Grafen Dohna entgegen. Den Oesterreichern gegenüber bezog er selbst im Frühjahr 1759 ein Lager bei Landeshut. Mochten diese nun durch die Grasschafft Olasz oder durch die Lausitz in Schlesien einbrechen: ein paar Tagemärsche brachten des Königs Armee in ihre Flanke. Als nun der Anmarsch Dauns gegen die Lausitz gemeldet wurde, verließen die preussischen Truppen das Landeshuter Lager und wandten sich über Hirschberg in die Gegend von Lähn. Hier erhielt der König die Nachricht, daß Daun bei Marklissa eingetroffen sei. König Friedrich zweifelte nicht, daß die Oesterreicher in Schlesien eindringen wollten, vielleicht um über Lauban und Bunzlau den Russen entgegenzuziehen. Sehnlichst erwünschte er eine Gelegenheit zu einem erfolgreichen Angriff; denn mit seinen 44 000 Mann glaubte er den 77 000 Mann starken Oesterreichern gewachsen zu sein. Aus seinem Hauptquartier in Waltersdorf bei Lähn schrieb der König am 8. Juli an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich: „Ich bleibe hier halten und lasse meine Absicht nicht erkennen, ich warfe den Augenblick zum Handeln ab. Ich bin bereit und wachsam und suche mir alle Nachrichten zu verschaffen, die es über den Feind geben kann; aber das befreit mich nicht von den vielen Sorgen und der Unruhe.“

Allein der erwartete Vormarsch der Oesterreicher über den Queis blieb aus. Es traf die Meldung beim Könige ein, daß der Feind sich hinter dem Queis bei Marklissa in einer starken Stellung einschänzte. Nun bedurfte auch das preussische Heer für seine abwartende Haltung eines Lagers, worin es einem möglichen Angriff seines überlegenen Gegners standhalten konnte und ihn dauernd zu beobachten in der Lage war. Die Stellung mußte so gewählt werden, daß die Armee vor Ueberraschungen wie bei Hochkirch gesichert war. Diese Bedingungen erfüllte die Hochfläche zwischen Löwenberg und Liebenthal—Greiffenberg. Hier legte man ein besestigtes Lager an, und vom 10. bis 12. Juli rückten die Regimenter des Königs ein.

Die Grenzen des Lagers bildeten die Niederungen des Delsbaches, des Görisseiffenbaches und des Schmottseiffener Baches. In Rechtecksform lag es zwischen den Ortschaften Mois, Schmottseiffen, Gep-

persdorf, Krummöls, Neundorf und Görisseifen. Starke Vorhuten standen auf den Welkersdorfer Höhen. Das Hauptquartier des Königs befand sich in Kaltenvorwerk. Von Welkersdorf aus ließ der General von Geisau zur Mitte des Lagers einen Verbindungsweg bauen, die nach ihm benannte Geisauer Straße. Von Krummöls aus bis Mois führte der Pikettweg (Feldwachenweg), den angeblich General Fouque anlegen ließ. Am Scher- (Feldscher-) berge bei Ober-Görisseifen befand sich der Verbandplatz, und an der Lehne des Taubenberges, westlich von Kaltenvorwerk, lag die Beerdigungsstätte. Auf dem Lindenberge, der höchsten Erhebung des Lagers, war ein Husarenposten aufgestellt. Danach erhielt die Höhe, die durch eine weithin sichtbare Fichtengruppe erkennbar ist, den Namen „die drei Husaren“. Die Weberübergänge bei Märzdorf, Siebeneichen und Löwenberg waren stark gesichert.

Fest und stark war das Lager von Schmottseifen, stärker noch die Zuversicht der preussischen Soldaten. Hier lagen Friedrichs Kerntruppen, die Helden von Rossbach, Leuthen, Zorndorf. Aber den König erfüllten quälende Sorge und verzehrende Ungeduld. Von den Höhen des Lagers spähten seine Augen hinüber zum Feinde, dessen rechter Flügel auf dem Klingenberg, seitlich von Friedeberg, deutlich zu erkennen war. — Die Erwartungen des Königs erfüllten sich nicht: Daun dachte weder an Anmarsch, noch an Abmarsch. Er wollte des Königs Heer zwingen, im Lager von Schmottseifen zu Schlesiens Schutz zu verharren, derweilen er eine Heeresabteilung den Russen entgegen sandte. Vom Heere des Generals Dohna kamen bedenkliche Nachrichten ins Lager; es wich ständig vor den vorwärtsdrängenden Russen zurück.

Des Königs Mißmut stieg aufs höchste. Ein Brief voll beißenden Spottes und erregter Unzufriedenheit geht an Dohna ab. Die Seelenstimmung Friedrichs drückt sich auch in seinem Äußeren aus. Die treuen Lagergefährten sehen in ein Antlitz voll Verdruß unter ergrauendem Haar; die Uniform, die Friedrich nach Zorndorf neu angelegt hatte, ist ihm viel zu weit geworden. — Da reißt ein Entschluß des Königs die Zuversicht wieder empor. Im Lager ist der General von Wedell, rühmlichst bewährt seit dem Tage von Leuthen. Mit warmen, vertrauenden Worten übergibt ihm König Friedrich den Befehl über die gegen die Russen fechtenden Truppen. „Der Feind ist ersichtlich in einer guten Stellung aufzuhalten, alsdann zu attackieren“. Eingedenk dieser Weisung des Königs verläßt Wedell das Lager und eilt nach Jülichau, seinem Schicksale entgegen.

Neue Tage der Spannung und Sorge folgen. Auch die Oesterreicher zwischen Marklissa und Friedeberg geraten in Bewegung. Im Hauptquartier zu Kaltenvorwerk gehen die Kundschafter aus und ein. Sie melden Truppenverschiebungen über Lauban nach Naumburg a. O. und Bunzlau hin. Da schallt im preussischen Lager durch die laue Sommernacht zum 22. Juli verhaltener Alarmruf. In der Morgen-

frühe rücken 7 Bataillone und 22 Schwadronen in eiligem Marsche in der Richtung Bunzlau aus. Vielleicht ist der ersehnte Augenblick gekommen, den Feind zu stellen. Aber der weicht aus, nach Westen bis Rothenburg. Bei Ottendorf zwischen Naumburg und Bunzlau hält König Friedrich an. Es war nicht möglich, den Feind zu fassen; unverrichteter Sache kehren die Truppen ins Lager zurück.

Der König war in diesen Tagen recht schwermütig. Zu seiner Umgebung äußerte er: „Ich sehe, daß sich Wolken zusammenziehen, und ein schwerer Sturm wird losbrechen; wer weiß, wo er Vernichtung bringt“. Für alle Fälle beorderte er den Prinzen Heinrich, der mit einer kleinen Heeresmacht bei Baußen stand, näher heran an die Wedell'sche Heeresgruppe zu ziehen in der Richtung auf Sagan. An Wedell schrieb er in Vorausahnung einer unglücklichen Schlacht einen Brief, in dem er zur Vorsicht mahnte angesichts der so großen zahlenmäßigen Ueberlegenheit der Russen.

Am Spätabend des 24. Juli sitzt der König mit wenigen seiner Offiziere in einem Zimmer des Oberstocks von Kaltenvorwerk. In die Vorlesung seines treuen Begleiters auf allen seinen Kriegszügen, Cass, schallt von weit draußen der Anruf der Wache. Rasch nähert sich Pferdgalopp, wird lauter und verklingt im Hofe. Eiliger Schritt stürmt die Treppe herauf. Die Offiziere erheben sich und stehen gespannt: Das ist Nachricht von Wedell. Und schon tritt in den Türrahmen in militärischer Haltung des Königs Adjutant v. Bonin. Er meldet, daß Wedell bei Kay unter schweren Verlusten geschlagen worden sei. — Während aber der Offizier die Unheilsbotschaft ins Zimmer ruft, wächst in Friedrich aus aller Unrast jene Seelengröße empor, die ihm im Unglück eigen war, die seine Zeitgenossen bewunderten und die wir Nachlebenden rühmen, wenn wir diesen König nennen „Friedrich den Großen, Friedrich den Einzigen“ . . . Der Bericht ist beendet. — Nun fragt der König mit leisen, kurzen Worten nach Einzelheiten der Niederlage. Er ist ganz ruhig. Keine Miene verrät seine Erregung. Den geschlagenen Feldherrn trifft kein Wort des Tadel's. „Mir hat es geahnt, daß das Ding schiefgehen würde. Nun nicht mehr daran gedacht und von neuem drauf!“

Der Entschluß des Königs stand sofort fest. Er übernahm selbst den Oberbefehl gegen die Russen. Am 29. Juli löste ihn sein Bruder Heinrich im Lager von Schmottseiffen ab. Keine Minute war zu verlieren. Noch am Abend des Tages brach der König mit General Sendlitz nach Sagan auf. Die dort stehenden Truppen des Prinzen Heinrich führte er zur Vereinigung mit den Trümmern der Wedell'schen Abtheilung der Oder zu.

Das Lager von Schmottseiffen bestand bis nach dem Tage von Kunnersdorf. Dort erlitt Friedrich der Große am 12. August seine schwerste Niederlage. Erst am 25. August kam die Kunde davon ins Lager zum Prinzen Heinrich. Mit dem schönen, unversehrten Heere brach er sofort auf und folgte Daun, der auf Berlin ziehen wollte.

Durch Wegnahme von Magazinen und Bedrohung der Verbindung mit Böhmen zwang er die Oesterreicher zur eiligen Umkehr nach Sachsen.

Seit jenen Tagen ist mehr als eineinhalb Jahrhundert der Pflug der Landmanns über das Lagergelände gegangen. Fast nichts mehr ist von den Befestigungswerken zu sehen. Nur auf dem Steinberge über Krummholz sind die Spuren ehemaliger Schanzanlagen und Geschützstände deutlich zu erkennen. Im Jahre 1909, der 150jährigen Wiederkehr der Lagerzeit, wurde Friedrich dem Großen auf der Höhe des Kalkenvorwerks, von wo er so oft die Gegend überschaut hatte, ein Denkstein errichtet. Er trägt die Inschrift: „Zum Andenken an Friedrich den Großen, der am 10. Juli 1759 hier zum Schutze Schlesiens ein besetztes Lager bezog“. Auf der Rückseite stehen die Worte: „Errichtet vom Kreisriegerverbände Löwenberg 1909“.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Im Freiheitskampfe 1813.

Auf der Nordseite des Rathhausturmes zu Greiffenberg sind auf einer Tafel folgende Worte unter Siegeszeichen und einem Eisernen Kreuz zu lesen: „Dank der Vorsehung, die aus einem verheerenden Kriege uns Leben und Freiheit geredet und uns bis hierher gebracht. Sie erhalte unsern König Friedrich Wilhelm III., schenke fortan gesegnete Zeiten, und nur Glückliche sehe dieser Turm um sich her“.

Den Friedhof zu Greiffenberg ziert ein Steindenkmal in eindrucksvoller Würfelform, von einem Adler gekrönt. Eingegraben sind die Worte: „Den Manen der hier in einem Grabe vereinten am 31. August 1813 gefallenen 63 Kaiserl. Russischen Krieger“.

Ueber den Pforten des Löhner Rathhauses findet man die Inschriften: „Post nubila Phöbus“ = Auf Regen folgt Sonnenschein; „Ex cinere Phönix“ = Aus der Asche erhob sich der Phönix; „1813—1824“.

Seit 1833 steht auf dem Blücherplatz bei Löwenberg ein Obelisk mit dem eingemeißelten Satze: „Das dankbare Löwenberg dem Tage seiner Rettung aus Feindeshand“.

Erinnerungen sind es alle an eine große Zeit: Frühjahr und Sommer 1813! — Das preußische Volk war aufgestanden, der Befreiungsturm gegen die welschen Bedrücker losgebrochen. Die verbündeten Preußen und Russen waren von Schlesien aus nach Sachsen dem Feinde entgegengezogen. Hoffnungsvoll harrte Schlesien der kommen-

den Ereignisse Die Schlacht bei Groß-Görschen war geschlagen. Da drang zum Queis und Bober das Gerücht, erst schüchtern, dann immer lauter, daß die Verbündeten auf dem Rückzuge seien. Und schon kündete am 20. Mai dumpfer Kanonendonner von Baußen her die Gefahr: Napoleon nah!

Er kam! Hart auf den Fersen der in Ordnung zurückweichenden Massen der Preußen und Russen. Ueber Nacht wuchs der Schrecken des Krieges über unsern Gegenden empor. Die wilde Röte des westlichen Himmels beleuchtete in der Nacht zum 23. Mai den Strom der russischen Heeresgruppe, die von Marklissa über Greiffenberg und von Lauban aus Löwenberg zustrebte und in der Morgendämmerung den Niederkreis überschwemmte zu kurzer Rast. Allein das genügte, um die Not der Ortschaften ins Riesengroße zu steigern. Die noch unreife Winterfaat verschwand, die Scheunen und Ställe wurden leer, die Kellervorräte wurden aufgezehrt. Bestürzung und Entsetzen bemächtigte sich der Bewohner in Dorf und Stadt. Man sah das Schauspiel einzeln und in langen Reihen fliehender Familien und Ortschaften, das wenige ihnen gebliebene Vieh mit sich führend. Die nahen Wälder nahmen ganze Scharen auf, und zu den Walddörfern des Isergebirges eilte mancher Schrift. Wer zurückblieb, vergrub Habe und Geld.

Von Löwenberg aus erließ der König Friedrich Wilhelm einen Aufruf „An die Preußen“. Mit zuversichtlichen Worten ermahnte er zur Beharrlichkeit und Treue. Unterdessen setzten die Verbündeten den Rückzug fort: Wagenzüge, Lebensmittelkolonnen, Verwundete, Soldatenschwärme, Artillerie, ständig bedrängt von den nachsetzenden Franzosen. Die abziehenden Russen nahmen alle in den Magazinen aufgehäuften Vorräte mit sich, um sie nicht den Feinden in die Hände fallen zu lassen.

Von Westen her zog am 25. Mai das Kriegsgewitter näher an den Kreis heran, und noch am gleichen Tage stand es über ihm. Die Artillerie der russischen Nachhut fuhr an den Hängen des Steinberges bei Plagwitz auf, um der französischen Vorhut das Nachdrängen über den Bober zu wehren. Nun setzte ein neues Flüchten der Bewohner ein. Die Böden der Häuser in Löwenberg versah man mit Wasser, um dem drohenden Brande zu begegnen. Nach allen Richtungen hin sah man Feuersbrünste.

Napoleon war mit seinen Garden schon in Bunzlau. Da rückten die Russen auf Goldberg zu ab. Löwenberg stand dem Feinde offen. Ueber Cunzendorf und Langenvorwerk stieg er ins Bobertal. Es waren die Truppen des Generals Macdonald. Am weiteren Vormarsch wurden sie durch die von den Russen zerstörten Boberbrücken gehindert. Deshalb lagerten sie. Das war zum Unheil; denn nun begann in den Vorstädten von Löwenberg, in Nieder-Görschseiffen, Moiz und Langenvorwerk die Plünderung. Die innere Stadt blieb verschont; die Anwesenheit des Marschalls schützte sie.

Sobald Brücken geschlagen waren, überschritten die Franzosen den Fluß und ergossen sich in die Gegend von Seitendorf bis Zobten. Links schloß sich ihnen die Heeresgruppe des Generals Bertrand an, die um Kesselsdorf fürchterlich gehaust hatte und bei Wenig-Rackwitz über den Bober gegangen war.

Während die Franzosen stürmisch Liegnitz und Breslau zustrebten, zogen russische Truppen ungeföhrt durch den Oberkreis nach Osten ab. Kosaken unternahmen kühne Streifen gegen die Flanke des Feindes. Von Greiffenberg und Liebenthal aus stießen sie bis dicht an Löwenberg vor.

Die verbündeten Heere der Preußen und Russen sammelten sich in einer Stellung bei Schweidnitz. Am 4. Juni wurde zu Pläswitz, einem Dörfchen südlich von Neumarkt, ein Waffenstillstand abgeschlossen. Nach seinen Bestimmungen blieb der Bunzlau—Löwenberger Kreis vom Feinde besetzt. Hierher kehrten die Truppenmassen des Marschalls Macdonald zurück, der im Schlosse von Hohlstein sein Hauptquartier aufschlug. Zum großen Teil wurden die Soldaten in Lagern untergebracht. In unserer Gegend errichtete man drei: auf der Grenze von Moiss und Schmottseiffen, zwischen Groß-Stöckigt, Krummöls und Ottendorf und auf dem Märzberge bei Friedeberg. Doch waren auch die Ortschaften übervoll belegt.

Die Waffenstillstandszeit war für die Bewohner unsers Kreises eine schwere Leidenszeit. Die Berichte aus jenen Tagen, unter denen die Schilderungen des Probstes Scharfenberg in Zobten und des Bürgermeisters Neubarth von Lähn genannt seien, erzählen von schweren Drangsalierungen, maßlosen Gewaltthatigkeiten, Räubereien und Plünderungen und unsäglicher Noth. Die im französischen Heere befindlichen deutschen Rheinlandstruppen standen den Franzosen in nichts nach. Im Umkreis der Lager verschwanden die Büsche, und auf den Feldern sank das reisende Getreide. Man verlangte Lieferungen an Stroh, Gemüse, Getreide, Genußmitteln, Webwaren und Geld, die jedes Maß überstiegen und ungeheuerliche Zahlen aufwiesen. Hinter der Eintreibung der Forderungen stand vielfach harte Gewalt. Das erfuhr z. B. der Bürgermeister von Liebenthal, der nach Löwenberg in Haft gebracht wurde, weil die kleine Stadt eine Tuch- und Leinwandlieferung nicht leisten konnte. Das gleiche Schicksal traf den Bürgermeister von Friedeberg. Obwohl dem Elend und Hunger preisgegeben, harrte die Bevölkerung aus in Hoffnung und Zuversicht, ein gleiches Heldentum beweisend wie die Brüder und Söhne im Heere Blüchers.

Am 10. August kündigten die Verbündeten den Waffenstillstand auf. Oesterreich war dem Bunde gegen Frankreich beigetreten. Napoleon weilte in Dresden bei seinem Hauptheere. Die Armee Blüchers bewegte sich dem Bober zu. Ihren linken Flügel bildeten die russischen Truppen des Generals Langeron. Sie waren im Anmarsch auf Lähn und Zobten. Die französischen Heeresreste, die im Kreise Löwenberg

während des Waffenstillstandes Quartier gemacht hatten, sammelten sich um Löwenberg und am Talkenstein. Die Feindseligkeiten eröffnete am Morgen des 16. August ein Kosakenhaufen, der an der Lähner Boberbrücke die französischen Vorposten überfiel. Bald ging ein Teil der russischen Vorhut bei Lähn über den Bober und erschien in der Gegend von Schiefer und Märzdorf. Am 18. August aber wurden die Russen von den Franzosen, bei denen sich eine italienische Brigade befand, zurückgeworfen. Bei dem heftigen Gefecht geriet Lähn in Brand und sank bis auf wenige Häuser in Asche. Dabei verbrannten in einem Gasthause an der Boberbrücke etwa 200 verwundete Italiener und Russen jämmerlich. — Jedoch schon am folgenden Tage stießen die Russen mit starker Macht wieder über den Bober vor. Das geschah bei Jobten. Es entwickelte sich ein heißer Kampf bei Sieben-eichen. Die Russen vermochten aber nicht, das linke Boberufer zu halten. Mit erbeutetem Schlachtvieh und eroberten Kanonen kehrten sie nach Jobten zurück. Auch die reichgefüllte Kriegskasse des Marchalls Macdonald war ihnen in die Hände gefallen.

Am Abend des 20. August war die Schlesische Armee im Besitz des gesamten rechten Boberufers. Von Lähn bis vor Löwenberg standen die Russen Langerons. Es folgten die Preußen des Generals York bei Braunau, Ludwigsdorf, Hohlstein. Bis Bunzlau hin hielten wieder Russen unter dem General Sacken. Beim Anmarsch zum Bober hatte Blüchers Adjutant, Graf von Nostitz auf Jobten, der mit den Verhältnissen als Einheimischer gut vertraut war, dem verbündeten Heere wichtige Dienste geleistet.

In der Nacht vom 20. zum 21. August hatte Blücher sein Hauptquartier in Hohlstein. Er beabsichtigte, den weichen Franzosen über den Bober zu folgen. Schon bewegten sich französische Kolonnen auf Greiffenberg und Lauban zu, da wandte sich das Blatt. . . Von Dresden her über Jittau war am 20. August Napoleon in Lauban eingetroffen. In Eilmärschen führte er seine Garden und bedeutende Reiterei herbei. Sein Plan war, bevor die böhmische Armee der Verbündeten sich zum Angriff auf Dresden anschickte, Blüchers Heer unschädlich zu machen. Auf's neue stand an dem denkwürdigen 21. August über dem Löwenberger Tale das Kriegsgewitter. Gegen Mittag traf Napoleon in Löwenberg ein. Eilig bestieg er seinen Schimmel und ritt auf den Popelberg, dann auf den Hospitalberg, um sich über den Stand der Dinge zu unterrichten. In die Stadt zurückgekehrt, begab er sich zum Gasthof zum weißen Roß und befaß eiligen Brückenschlag. Voller Ungeduld harrte er hier, umgeben von seinen Generalen. Da er aber von diesem Standpunkt aus wenig Uebersicht hatte, begab er sich zur Obermühle. Sofort mußten die Pioniere auch hier mit dem Brückenbau beginnen. Eine preußische Batterie nahm vom Lustenberge aus das Werk unter Feuer. Als auch das Dach der Mühle getroffen wurde, kehrte der Kaiser zur Stadt zurück. Er nahm Quartier bei dem Justizrat Streckenbach. Der schrieb

im Keller, während Napoleon mit seinen Generalen an der Tafel saß, einen Brief an Blücher mit wichtigen Mittheilungen. Ein Fleischer aus Löwenberg, namens Schneider, schwamm mit dem Briefe über den Bober zum preußischen Heere: zwei thatvolle Thaten, die wert sind, nicht vergessen zu werden.

Blücher war über die Ankunft des Kaisers und der Garden unterrichtet. Klug entschloß er sich, angesichts der ungleichen Stärke der gegenüberstehenden Heere, die Schlacht nicht anzunehmen, sondern zurückzugehen. Zusammengeballt standen die französischen Regimente bei Löwenberg. Stießen sie hier über den Bober, so lag die Gefahr nahe, daß die Heeresgruppen York und Langeron getrennt würden. Deshalb verstärkte Blücher die Truppen Löwenberg gegenüber. Den Windmühlen- und Lefkenberg, den Luffen- und Weinberg hielten preußische Bataillone besetzt, insbesondere schlesische Landwehr, die hier zum ersten Male ins Feuer kommen sollte. Unter dem Schnellfeuer ihrer Geschütze drangen die Franzosen über den Fluß, erstiegen den Steinberg und gewannen Plagwitz. Hier setzte in zäher Verteidigung des Heimatbodens Landwehr aus den Kreisen Löwenberg — Bunzlau und Hirschberg dem Vordringen der Feinde ein Ziel. Ihr opferreiches Standhalten ermöglichte den wohlgeordneten Rückmarsch des York'schen Korps, so daß es am Abend zwischen Hartliebendorf und dem Gröbitzberge lagern konnte.

Schwer gebrandschaft wurden die Orte unseres Kreises, die nun die Franzosen besetzten: Gehnsdorf, Ludwigsdorf, Deutmannsdorf, Plagwitz, Höfel, Zobten, Petersdorf, Lauterseeifen. Am schlimmsten erging es Plagwitz. Namentlich das Schloß, die jetzige Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt wurde eine Stätte der Verwüstung. Die reiche Bibliothek, die wertvollen Sammlungen, die kostbaren Gemälde und physikalischen Instrumente des kunstsinigen und hochgebildeten Schloßherrn wurden mitgenommen oder zerstört. Auch aus Seifendorf sind uns Berichte wilder Greuelthaten der Franzosen überkommen: unsagbare Quälereien, begangen an Frauen und Männern, Kirchenentweihungen und Grabschändungen.

Während am 22. August die Schlesische Armee auf Jauer zu abzog, blieben Napoleons Garden an diesem Tage in und um Löwenberg. Dieser eine Tag genügte, um die ganze Gegend zur Einöde zu machen: durchwühlte Felder, geplünderte Gärten, leere Häuser, abgebrochene Scheunen, angstvoll verborgene Menschen, das war das Ergebnis des Schreckenstages . . . Einen Teil seiner Garden entsandte Napoleon nach Lähn, um die in der dortigen Gegend noch kühn streifenden Kosaken zu vertreiben, die soeben bei Spiller durch einen Ueberfall auf den Wagenzug eines französischen Generals wertvolle Beute gemacht hatten.

Napoleon selbst weilte am 22. August in Löwenberg. Hier kam der denkwürdige Augenblick, da Napoleons Schicksal laut und vernehmlich an die Pforte klopfte. — Es war am Abend bei der Tafel. Da er-

hielt Napoleon durch einen Eilboten die Meldung von dem Vordringen der Verbündeten von Böhmen her auf Dresden zu. Die Wirkung der ersten Nachricht auf den Kaiser soll außerordentlich gewesen sein: das Trinkglas entfiel seiner Hand, ein Stück sprang heraus, und zwar seltsamerweise der Teil, auf dem sich die Krone und das N befanden . . . Ein böses Vorzeichen! Noch heute ist das Glas erhalten. Es befindet sich im Altertumsmuseum in Breslau. — Sofort erhielten die Garden den Befehl, nach Sachsen aufzubrechen. Das geschah am 23. August in der Morgenfrühe. Der Kaiser folgte ihnen.

Für die Bewohner unsers Kreises vergingen die folgenden Tage in banger Ungewißheit. Unaufhörlich grollte im Ofen dumpfer Kanonendonner. Ein starker Landregen hatte eingeseht. Der Bober schwoll.

Es kam der 26. August. An diesem Tage wandte sich wieder das Blatt. Blüchers Schlesische Armee schlug in der Schlacht an der Kaßbach die Franzosen und verwandelte ihren Vormarsch in Rückzug und Flucht. Noch wußte man bei uns nichts von der glücklichen Wendung der Dinge. Durch den Oberkreis von Greiffenberg aus über Rabishau nach Kemnitz marschierte die französische Brigade Fressinet vorwärts, um das Vorgebirge von Kosaken zu säubern, und wie in den vorangehenden Tagen zogen durch den Niederkreis verwundete Franzosen und gefangene Preußen und Russen rückwärts nach Westen den Lazarethen zu. Aber schon am 27. früh änderte sich das Bild. In Gruppen und einzeln, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, oft zu zweien auf einem Pferde, erschienen flüchtende Franzosen und Rheinbundtruppen im Kreise. Mit ihnen kam die Kunde vom Siege Blüchers an der Kaßbach.

Anhaltend und stark strömte unterdessen der Regen nieder. Gewaltig wuchsen die Fluten des Bobers. Sie rissen die am 21. August bei Löwenberg geschlagenen Brücken hinweg, den fliehenden Feinden den Rückweg abschneidend. Alle Versuche der Löwenberger Besatzung, neue Brücken zu bauen, scheiterten an der Gewalt des Wassers. Nur bei Bunzlau war es möglich gewesen, die Brücke zu erhalten. Hierher wandte sich daher die Hauptmasse des geschlagenen feindlichen Heeres und entkam.

Allein der Stadt Löwenberg und seinem Nachbarorte Plagwitz war es beschieden, Augenzeuge der letzten Ernte der Kaßbachschlacht zu sein. Bei Plagwitz geschah es, am 29. August. Da gelang es den Verbündeten, insbesondere dem russischen Heereskeile Langenons, eine französische Armeeabteilung, es war die Division Puthod, zu vernichten oder zu fangen. Die Division Puthod, die an der Kaßbachschlacht nicht hatte teilnehmen können, war nach Hirschberg marschiert, um dort das linke Boberufer zu gewinnen. Es erwies sich als unmöglich. Nun zog die Division auf Lähn zu, unter fortgesetzter Plünderung der Ortschaften, wobei besonders Langenau arg betroffen wurde. Auch bei Lähn war an einen Uebergang über den reißenden Fluß nicht zu denken. Da hofften die Franzosen, bei Löwenberg hinüberzukommen. Dort, wo am

Abfall des Steinberges, am Lettenberge, die Breite des Bobers verhältnismäßig gering ist, versuchte man, eine Brücke zu bauen. In den Saubornhäusern und in Plagwitz riß man Häuser ein, um Balken und Bretter zu erlangen. Jedoch das Material war zu unvollkommen, und zu heftig war des Wassers Gewalt. Es fehlte auch an Zeit; denn jetzt waren die verfolgenden Russen da. Sie griffen mit Ungeflüm die Franzosen von allen Seiten an, drängten sie aus Plagwitz hinaus, erstürmten den Steinberg, durchbrachen die feindlichen Massen, nahmen sie gefangen oder trieben sie die steilen Berghänge hinab in den Bober. Viel hundert Franzosen mußten den Versuch, schwimmend das rettende Löwenberger Ufer zu erreichen, mit dem Tode des Ertrinkens bezahlen. In den nächsten Tagen spülte der sinkende Fluß die Leichen in großer Zahl ans Ufer. Massengräber auf den Wiesen gegen Braunau nahmen sie auf. Als am Morgen des 31. August das Hochwasser zurückgetreten war, gingen die Russen über den Bober und folgten den Franzosen auf Lauban und Greiffenberg zu.

Am 30. und 31. August spielten sich bei Greiffenberg die letzten Verfolgungskämpfe in unserm Kreise ab. Von ihrem Vordringen längs des Gebirges hatte die französische Brigade Fressinet absehen müssen. Durchnäht, erschöpft und hungrig war sie nach Greiffenberg und Umgebung zurückgekehrt. Ihr folgten die Russen unter dem General St. Priest. Die Franzosen und Italiener verschanzten sich in der Stadt, verrammelten die Tore und brachen die Brücken über den Queis und Delsebach ab. Nun drohte Greiffenberg ein gleiches Schicksal wie dem unglücklichen Lähn. Ueber Neundorf, Groß Stöckiat und Krummölz rückten die Russen heran, und bald tobte ein heftiger Kampf um die Tore. Noch vermochten die Franzosen am 30. August die Stadt zu halten; doch am 31. zogen sie frühzeitig ab. Der Befehl des russischen Generals, Greiffenberg zu erstürmen, brauchte glücklicherweise nicht ausgeführt zu werden. — In der Gegend um Greiffenberg sind jene Tage der russischen Einquartierung in wenig angenehmer Erinnerung. Die verbündeten Russen standen den Feinden an Plünderungen und Gewalttätigkeiten nicht nach . . . Das ist der Krieg!

Am gleichen Tage, da die letzten Franzosen vom Boden unsers Heimatkreises verschwanden, erließ Blücher von Löwenberg aus einen Armeebericht an seine Soldaten. Er enthielt die erhebenden und bedeutungsvollen Worte: „Die Armee ist an den Queis vorgedrückt und Schlesien befreit!“

Blüchers Werk war vollendet: Schlesien war von seinen Weinigern frei. Wohl nirgends wurde die Tat der Schlesienschen Armee dankbarer empfunden als in Löwenberg, der Stadt, die der Freiheitskampf am stärksten umtobt hatte. Von Rauchs Meisterhand gehauen, steht im Buchholz die Büste des greisen Feldmarschalls Blücher mit dem wundervollen, nie alternden Auge, das nach der Höhe des Steinberges bei Plagwitz gerichtet ist, wo auch ein Malzeichen das Andenken an das dort geschehene große Ereignis festhält. Das dankbare Löwenberg feiert

alljährlich unter der Büste des Helden und im Angesichte des Schlachtfeldes ein Volksfest, das Blücherfest. Die Bevölkerung in weitem Umkreise nimmt daran teil. Und zündende Reden werden dabei gehalten, damit dem nachwachsenden Geschlechte immer wieder die großen Taten der Ahnen im glorreichen Freiheitskampfe 1813 vor der Seele erstehen.

R. Groß = Görlitz.

Aus der Geschichte der Kreisverwaltung.

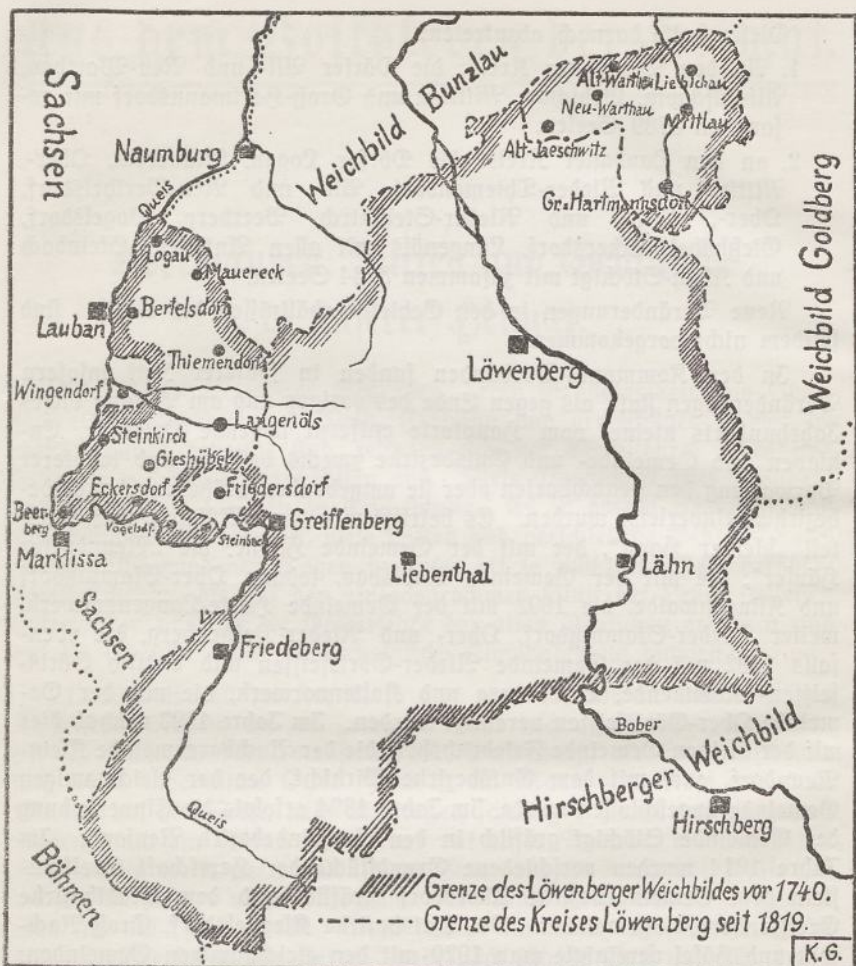
Bei der Besitznahme Schlesiens durch Preußen setzte sich die Provinz aus Fürstentümern zusammen, und diese wieder waren in Weichbilder eingeteilt. — Es fand nun bald eine andere Organisation der Provinzialbehörden statt. Es wurden zwei Kriegs- und Domänenkammer-Bezirke, mit dem Sitze in Glogau und Breslau, gebildet und diesen die neu abgegrenzten Kreise zugeteilt. Seit 1809 bestehen unter späterer Aenderung der Gebietsbegrenzung (1815 und 1820) in der Provinz Regierungsbezirke, namentlich auch ein Regierungsbezirk Liegnitz.

Der im Jahre 1741 aus den beiden Weichbildern Bunzlau und Löwenberg gebildete Bunzlau-Löwenberger Kreis, früher ein Bestandteil des Fürstentums Jauer, gehörte dann zum Kriegs- und Domänenkammer-Bezirk Glogau und wurde 1809 mit dem Regierungsbezirk Liegnitz verbunden. Bald zu Anfang dieser Einrichtung befand sich das Landratamt in Löwenberg. Dies war wohl auch die Veranlassung, weshalb der Kreis bald nachher der „Löwenberg-Bunzlauer“ genannt wurde. Der erste Landrat des so gebildeten Kreises war der Freiherr von Glaubitz auf Sirgwitz.

Nachdem schon im Jahre 1809 das Präsidium der Regierung in Liegnitz eine Neuregulierung des Kreises angeregt hatte, erforderte mittels einer Verfügung vom 29. Juli 1815 der damalige Ober-Landesgerichts-Präsident und Bevollmächtigte zur Organisation des Liegnitzer Regierungsdepartements, von Reibnitz in Liegnitz, Vorschläge zu einer anderweitigen Abgrenzung unsers Kreises.

Als leitende Grundsätze für die Neuregulierung gab er neben anderen hauptsächlich die an, daß ein Kreis künftig einschließlich der darin gelegenen Städte nicht mehr als 36 000 oder weniger als 20 000 Seelen enthalte und daß die Kreisinsassen nicht weiter als drei Meilen zur Kreisstadt haben sollten.

Nach dem Gutachten des Landratamts-Verweisers von Stedow in Löwenberg wurde darauf eine Trennung des Kreises Löwenberg-Bunzlau in zwei besondere Kreise, Löwenberg und Bunzlau, für zweck-



mäßig erklärt und als Scheidungslinie zwischen beiden die früheren Weichbildergrenzen angenommen. Der Löwenberger Kreis sollte darnach eine Einwohnerzahl von 67 230 Seelen und der Bunzlauer Kreis eine solche von 24 523 Seelen erhalten.

In einer hierauf ergangenen Verfügung der Regierung zu Liegnitz vom 9. Januar 1816 wurde dem Landratamte in Löwenberg eröffnet, daß durch Verfügung vom 15. Dezember 1815 das Ministerium des Innern die beantragte Genehmigung dazu erteilt habe, den Bunzlauer Kreisanteil in Hinsicht der landrätlichen Geschäftsverwaltung vom Löwenberger Kreise sogleich zu trennen. Ein Regierungs-Erlaß vom 19. März 1819 machte schließlich noch geltend, daß bei der im Werke stehenden Kreiseinteilung den Vorschriften gemäß der Kreis Löwenbera bedeutend zu verkleinern sei.

Dieser hatte darnach abzutreten:

1. An den Bunzlauer Kreis: die Dörfer Alt- und Neu-Warthau, Alt-Jäschwitz, Liebichau, Mittlau und Groß-Hartmannsdorf mit zusammen 3789 Seelen,
2. an den Laubaner Kreis: die Dörfer Logau, Mauereck, Ober-, Mittel- und Nieder-Thiemendorf, Alt- und Neu-Verthelsdorf, Ober-, Mittel- und Nieder-Steinkirch, Beerberg, Vogelsdorf, Giezhübel, Eckersdorf, Langenöls mit allen Anteilen, Steinbach und Klein-Stöckigt mit zusammen 8234 Seelen.

Neue Veränderungen in den Gebietsverhältnissen des Kreises sind seitdem nicht vorgekommen.

In den Kommunal-Verbänden fanden in späterer Zeit insofern Veränderungen statt, als gegen Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts kleine, vom Hauptorte entfernt liegende Ortsteile, Enklaven und Gemeinde- und Gutsbezirke zwecks besserer und leichterer Verwaltung den benachbarten oder sie umgebenden größeren Gemeindebezirken einverleibt wurden. Es betrifft u. a. den Mühlseiffener Ortsteil „kleiner Hayn“, der mit der Gemeinde Hayne, die „Neundorfer Häuser“, die mit der Gemeinde Rabishau, sodann Ober-Stammisdorf und Klingenwalde, die 1892 mit der Gemeinde Harte-Langenvorwerk, weiter Nieder-Stammisdorf, Ober- und Nieder-Poizenberg, die ebenfalls 1892 mit der Gemeinde Nieder-Görisseiffen und endlich Görisseiffen-Kommende, Lindenberg und Kaltenvorwerk, die mit der Gemeinde Ober-Görisseiffen vereinigt wurden. Im Jahre 1893 geschah dies mit der kleinen Gemeinde Friedrichshöh, die der Nachbargemeinde Klein-Neundorf, auch mit dem Gutsbezirke Birckich, der der gleichnamigen Gemeinde angeschlossen wurde. Im Jahre 1894 erfolgte die Einverleibung der Gemeinde Stöckigt gräflich in den Gemeindebezirk Neuland. Im Jahre 1914 wurden verschiedene Grundstücke der Herrschaft Greiffenstein dem Gemeindebezirke Allersdorf gräflich und dem Stadtbezirke Greiffenberg eingemeindet. Die Gutsbezirke Kleppelsdorf, Groß-Rackwitz und Höfel vereinigte man 1920 mit den gleichnamigen Gemeinden; der Gutsbezirk Haynvorwerk kam zur Gemeinde Spiller. Greiffenthal ist seit dem Jahre 1921 Ortsteil von Giehren.

U. G r o ß = Greiffenberg.



Aus dem Volksleben der Heimat.

Aberglauben, Sitten und Gebräuche in unserer Heimat.

Die Bewohner unsrer Gegenden, deren Genügsamkeit und Sparsamkeit, Schlichtheit und Fleiß, Frohsinn und urwüchsiger Humor im weiten Lande bekannt sind, zeichnen sich vor allem durch zähes und liebevolles Festhalten am Alten aus. Diese Eigenschaft tritt besonders unter den Hsergebirglern in Erscheinung. Es ist darum erklärlich, daß sich mancher Aberglauben, viele Sitten und verschiedene Gebräuche aus längst entschwundenen Tagen in unsre oft so nüchterne Zeit herübergerettet haben, die auf den einfach-frommen Sinn der Leute schließen lassen, aber auch an die Götterlehre der alten Deutschen erinnern und auf die fränkische und niederheinische Einwanderung hinweisen.

1. Wie überall im Kreise, so gibt es besonders in Querbach und Umgegend Stellen, wo es „umgeht“ oder „scheecht“. Der Witzeteich, der Wickenstein, der Totenstein, der Pulverberg, die Straßenscheune sind solche unheimliche Orte. Bald ist ein Mann ohne Kopf mit einer Laterne auf der Brust, bald ein großer, schwarzer Pudel mit glühenden Augen, bald ein Mann ohne Kopf mit einer Radwer, ein Jäger mit Hunden, ein Geist, der die Leute am Hute oder am Kopftuche zupft, und andere Gespenster mehr. Begegnet man solch einem Spuck, so braucht man sich nicht zu fürchten. Man schlägt ein Kreuz und spricht: „Alle guten Geister loben den Herrn!“ oder „Ich fürchte Gott und alle guten Geister!“ Dann kann der böse Geist „einem nichts anhaben“. Tut man dies nicht, so kann es vorkommen, daß man sich verirrt, am Platze verharren muß oder gar krank wird.

Einem Manne aus Rabishau begegneten eines Abends am Wickenstein kleine, graue Männlein. Die wollten ihm einen großen Schaf zeigen. Er traute ihnen aber nicht und sprach ein Gebet. Da verschwanden die Männlein. — In der altbekannten Straßenscheune soll es zu gewissen Zeiten „umgehen“. In der Geisterstunde rumort es dann darin, als ob alles durcheinandergeworfen würde. Ein Förster, der zu dieser Zeit vorbeikam, mit dem Stocke an die Bretterwand schlug und fragte: „Was gibt's denn hier?“ erhielt von unsichtbarer Hand eine Ohrfeige. — In einer Scheune sollen 1813 mehrere Franzosen umgekommen sein. Nun gingen sie lange Zeit darin um. Man hörte dann zuweilen des Nachts, wenn der Bauer schlief, ein Dreischen und „Urbern“.

— Manchmal hielt sich auch dort ein großer Pudel mit glühenden Augen auf, der so geschmeidig war, daß er unbehindert zwischen den Stakeken des Zaunes hindurch ging.

Selche und ähnliche Spukgestalten und -geschichten finden sich überall im Kreise. Wer einen Erhängten findet, muß ihn sofort abschneiden, sonst kommt über ihn der Drang, sich selbst vor Ablauf eines Jahres zu erhängen, oder der Erhängte „kommt wieder“ und geht an den Jahrestagen des Selbstmordes um. Auch glaubt man, daß jeder Selbstmörder so lange an diesen Tagen „wiederkommen“ muß, bis die Zeit erfüllt ist, die Gott ihm als Lebensziel gesteckt hat, bis der Tag gekommen ist, an dem er eines natürlichen Todes gestorben wäre. In der Umgegend von Friedeberg glaubt man an die Unfehlbarkeit des „Diebssegens“, eines geheimgehaltenen Spruches; man jagt ihn her unter Schlagen des Kreuzes und Anrufen der Dreieinigkeit: da wird der Dieb offenbar. Dieselbe Wirkung hatten nach dem Glauben der Leute um Liebenthal in früherer Zeit die sogenannten „abgestorbenen“ Sachen, ein Schlüssel, ein Spiegel und ein Gebetbuch, bei deren richtiger Anwendung das Bild des Diebes im Spiegel erscheint..

Eine der bedeutendsten Gestalten des Aberglaubens ist bei uns der „große Leuchter“. Er leuchtet nachts den Wanderern, in der Lichtwirkung einer großen Laterne gleich, zuweilen aber auch aufflammend wie eine Schütte Stroh. Wer ihn verspottet, dem zündet er das Haus an; wem er geleuchtet hat, der soll ja nicht vergessen, ihm zu danken.

Weit verbreitet ist in unserer Gegend der Glauben an den Alb, diesen Druck- und Quälgeist, der anderwärts „Mahre“ genannt wird. „Du Alb“, „ihr Nelbr“, sagt man bei uns zu quälenden Kindern. Der Alb, so glaubt man, ist die Seele eines Schlafenden, die außerhalb des Körpers umhergeht. Sie erscheint als Zugwind, als Kaße oder Maus, als Strohalm, Faden und Rauch, auch in Gestalt eines Weibleins oder Männleins mit Plattfüßen und blauen Lippen. Der Alb drückt die Schlafenden und nimmt ihnen Bewegung und Kraft. Man schützt sich gegen den Quälgeist durch ein Versprechen, durch eine Gabe, durch kreuzweis vor die Tür gelegte Besen und andere Mittel, die gegen Unholde gelten.

2. Alte Sitten und Gebräuche werden besonders zu heiligen Zeiten, wie Weihnachten, Silvester, Neujahr, Karfreitag, Ostern und um Johanni ausgeübt. Laden die Kirchenglocken zur Christnacht, so binden manche Leute um jeden Obstbaum ein Strohseil. Dann fragen diese Bäume im kommenden Jahre viele und gute Früchte. Will man, daß ein zu sehr ins Holz wachsendes Bäumchen fruchtbarer wird, so muß man beim Geläut der Christglocken einen Pfennig in die Krone schlagen. — Haben die beiden Gebräuche mit dem Strohseil und dem Pfennig einen Sinn? Gewiß; man vergleiche nur mit dem Strohseile unsere „Obstmadenfalle“ und mit dem Einschlagen des Pfennigs das Ringeln der Obstbäume. Verlöscht am Christbaume plötzlich ein Licht, so stirbt jemand in der Familie. Am Christbaume soll auch nur eine grade Zahl

von Lichtern brennen, sonst stirbt jemand in der Verwandtschaft. Eine helle Christnacht zeigt eine dunkle Scheune, also eine reiche Ernte an und umgekehrt. In manchen Familien wird der Christbaum auf dem Hausboden neben dem Schornstein aufbewahrt in dem Glauben, daß er vor Blitzschlag schütze.

Am Silvester erforscht man das Wetter des neuen Jahres durch den Zwiebelkalender. Nachts von 11—12 Uhr schneidet man eine große Zwiebel in zwei Teile. Man löst aus jeder Hälfte sechs Zwiebelscheiben ab und legt sie auf den Tisch oder einen Teller. Jede erhält der Reihe nach den Namen eines Monats. Alsdann streut man etwas Salz hinein. Die Schale, in der am Neujahrsmorgen das Salz zerfließen ist, zeigt einen nassen, diejenige aber, in welcher es trocken blieb, einen trockenen Monat an.

Weit verbreitet ist auch das Bleigießen in der letzten Stunde des Jahres. Die entsehenden Figuren haben in unsrer Gegend im allgemeinen folgende Bedeutung: Schiff = Glück im Handel, Felsen = Freude, Kranz = Trauer, Baum = Friede im Hause, Storch = Patentbrief, Glas = ein Ehrentag, Wagen = eine Reise, Stern = Freude, einige Männer = Geschäfte auf dem Gericht. Kann man die Figur nicht sogleich deuten, so hält man sie gegen die Wand und betrachtet das scharfe Schattenbild.

Gegen 11 Uhr befragt man auch das Schicksal wegen Erfüllung eines besonderen Wunsches. Man setzt dazu eine Schüssel mit Wasser auf den Tisch. Jede anwesende Person schreibt einen mit ihrem Namen unterzeichneten Wunsch auf einen schmalen Zettel, den man, die Schrift nach unten, über den Rand der Schüssel legt. Nun setzt man eine Nußschale, in die man ein brennendes Stückchen Wachsstock geklebt hat, aufs Wasser. Das in Bewegung gebrachte Wasser treibt die Nußschale im Kreise herum. Endlich bleibt sie bei einem Wunschzettel stehen. Der Wunsch wird vorgelesen und geht in Erfüllung. — Am Silvester werden vier Tassen auf den Tisch gestürzt. Unter die erste Tasse legt man ein Geldstück, unter die zweite ein Stückchen Brot und unter die dritte ein Lämpchen. Jede Person muß, nachdem sie viermal abseits gestanden hat und die Tassen immer wieder durcheinandergeschoben worden sind, eine Tasse heben. Dadurch erfährt sie ihr Schicksal im folgenden Jahre. Geld bedeutet Glück, Brot eine gute Ernte oder keinen Mangel, der Lumpen kündigt Hader und Aerger an, hebt man die vierte, leere Tasse auf, so bekommt man Trauer oder gerät in Noth. In manchen Orten legt man unter die vierte Tasse als Zeichen der Trauer etwas schwarzen Luchstoff, oder, wenn ein junges Mädchen das Schicksal befragt, einen Ring, der dann Verlobung und Hochzeit bedeutet.

Wenn man am Neujahrstage „nüchtern“, also vor dem ersten Frühstück, niesen muß, so steht der Tod eines Angehörigen bevor. — Am Neujahrstage schlägt man nach dem Erwachen ein bereitlegendes Gesangbuch auf und liest den Vers, bei welchem sich der Daumen der

rechten Hand befindet. Von dieser Strophe merkt man sich den ersten Buchstaben und sucht im „güldenen ABC“ die Strophe, die mit diesem Buchstaben beginnt. Der betreffende Vers wird gelernt und gewährt, sobald man ihn betet, Schutz in allen Lebenslagen. (Das „güldene ABC“ ist das alte Kirchenlied „Allein auf Gott setz' dein Vertrauen“. Jede Strophe fängt mit Buchstaben in der Reihenfolge des Alphabets an.)

Am Gründonnerstage gehen die Kinder zu Paten, Freunden und Bekannten, oft ziehen sie auch truppweise von Haus zu Haus. Ueberall erschallt laut der Ruf: „Gudn Murjn im an Gründunscht'g!“ Dem Verlangen nach einem kleinen Geschenk wie Brezeln, Eier, Geld gibt man zuweilen Nachdruck durch folgende Verse:

„Gudn Murjn im an Gründunscht'g!
Die Frau, die geht im Hause rim,
se hoat an weiße Schürze im
mit am rufa Bände;
se ist die schienst' im Lande;
se werd sich wul bedenka
und mir o woas schenka!“

oder: „Gudn Murjn im an Gründunscht'g!
Ich bin a klenner Kenig,
gabst mer ne ze wenig;
loßt mich ne ze lange stiehn,
ich muß a Häusla wetter giehn!“

Die Sitte des Gründonnerstagesgehens artefe bisweilen zur Unsitte, zur Bettlei aus, die als solche polizeilich verboten wurde. Es wäre zu wünschen, daß dieser Brauch sich überall in den Grenzen des Schicklichen hielte. — Am Gründonnerstage überbringen die Paten ihrem Patenkinde die sogenannte Patensfemmel. Sie hat die Form eines Striezels oder eines länglichen Brotes und ist mit allerlei Backfiguren geziert.

Karfreitagswasser wird wohl wegen seiner angeblichen Heil- und Wunderkraft von den Leuten geholt. Es heißt auch „stilles“ Wasser, weil bei dem Schöpfen nicht gesprochen werden darf. Der Ort des Schöpfens ist nicht gleichgültig; am besten wählt man Wasser unterhalb einer Brücke, über die Leichen zum Friedhofe getragen werden. Das Karfreitagswasser mischt man bei Seuchen dem Vieh unter das Getränk, man wäscht damit Wunden und benützt es bei allerhand Leiden und Gebrechen.

An Ostern werden bunte Eier gekocht, Osterwasser wird frühmorgens geholt und das „Hüpfen“ der Sonne beim Aufgange beobachtet.

Am Johannisstage werden hier und da an den Stalltüren Eichenzweige angebracht. Sie verscheuchen die Hexen, die dem Vieh schaden und es unruhig machen. In manchen Dörfern herrscht auch der Aberglaube, daß „gewisse Leute“ das Handtuch „melken“ und dadurch

benutzen, daß sie viel Milch haben, dagegen die verherzten Kühe anderer Dorfbewohner ausgemolken sind. Am Johannistage schneidet man in der Mittagstunde Arzneipflanzen ab, Hufslattich, Fieberklee, Bergwohlverleih. Sie besitzen dann eine besondere Heilkraft.

Am Jürgetag (Georgentag) „kommt das Gift aus der Erde.“ Von diesem Tage an, glaubt man, sei der Boden frei von allen der Gesundheit schädlichen Stoffen. Darum geht man zumeist erst vom folgenden Tage an barfuß.

Mondlauf und Mondenschein spielen in der Vieh- und Ackerwirtschaft eine große Rolle. Ein Kalb bindet man gern im Zeichen der Fische an, dann wird aus ihm ein gutes Nutztier. Die „harten“ Zeichen, Löwe und Steinbock, meidet man. Die „Vormittagsviertel“ bringen schönes Wetter, während bei „Nachmittagsvierteln“ auf kein gutes Wetter zu hoffen ist. Die Landwirte säen auch gern bei zunehmendem Monde oder bei Vollmond, ungern aber bei abnehmendem Monde oder Neumond. Ein „fünfvierteliger“ Monat, d. i. ein Monat mit fünf Mondwechseln, ist ein schlechter Monat. Auch in der „Kropfwoche“, wenn der Mond zwischen erstem Viertel und Vollmond steht, sät und pflanzt man nur notgedrungen; denn man befürchtet eine geringe Frucht.

Am 24. Februar sät man „Moşa-Sooma“ auf ein Beet an der Hauswand oder im Hausgarten. Wird nämlich der Strunkkrautsamen am Matthiastage (Moşa), dem 24. Februar, gesät, so erfrieren die Pflanzen nicht; sie gedeihen auch sonst besser als die zu anderen Zeiten gesäten. Liegt an Matthias noch Schnee, so wird eben in diesen hineingesät.

Nach dem Kalben kann das Kalb, das Miez, nicht sofort bei der Kuh saugen. Die Milch muß aber, um Nachteile für die Kuh zu vermeiden, hinweggemolken werden. Vielsach gibt man nun diese Milch der Kuh in die Tränke oder gießt sie in alle Ecken des Stalles. Manche Leute aber bereiten den „Miezetränk“ daraus. Das geschieht in folgender Weise: Man läßt in einer Pfanne Butter zerlaufen; darin wird die Milch, die dick und gelb ist, mit einem Zusatz von Salz und Zucker gebraten. Der „Miezeltanz“ darf nur mit dem Löffel gegessen werden. Gebraucht man beim Essen Messer und Gabel, gibt man der Käse etwas davon oder geht man damit über die Haustürschwelle, so stößt der Kuh ein Unglück zu. Soviel Leute vom Miezeltanz essen, soviel Pfund Butter gibt die Kuh später in der Woche; daher müssen möglichst viel Personen am Miezeltanzessen teilnehmen.

Eine gekaufte ältere Käse bringt man nicht durch die Haustüre in die Stube, sondern man gibt sie rücklings durchs Fenster hinein. Alsdann läßt man sie in den Ofen setzen und führt sie dreimal um das Tischbein. Manche Leute schneiden ihr auch drei Haare aus der Schwanzspitze, die vor der Haustür vergraben werden. Eine auf diese Weise behandelte Käse „läuft nicht fort“.

Läuft einem eine Krähe über den Weg, so muß man dreimal ausspucken, ehe man seinen Gang fortsetzt; sonst hat man Unglück. Hühner, die krähen, soll man abschaffen; denn sie krähen Unglück über das Haus.

Der Gang der Bewohner des Kreises, sich das Geheimnisvolle und Wunderhafte für den Vorteil dienstbar und für den Nachteil unschädlich zu machen, der Drang, an der Not und an der Freude anderer teilzunehmen, zeigt sich besonders bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen. — Ist das Kind geboren, so tritt möglichst bald der Vater im Sonntagsrock den gewichtigen und stolzen Gang zum Standesbeamten an. Die Gevattern sind nach altem Brauch bei allen Kindern möglichst dieselben; nur zwischen Mann und Frau wird gewechselt. Sie erhalten reich ausgestattete, mit überschwenglichen Anreden versehene Gevatterbriefe zugestellt. Der Taufstag ist für Eltern und Paten ein fröhliches Fest, das ohne reiche Entfaltung von Kleiderpracht und ohne ein hebes Maß von Essen und Trinken nicht vergehen darf. Beim Hinaustragen über die Hauschwelle schlägt man über dem Täufling ein Kreuz und spricht dazu die Worte: „Einen Heiden tragen wir hinaus, und einen Christen wollen wir wieder zurückbringen!“ Bei der Tauffeier, zu der oft geläutet wird, stehen die Männer rechts und die Frauen links vom Geißlichen am Taufstein.

Bei Hochzeiten wird überall im Kreise großer Aufwand gemacht. Am Abend zuvor werden von Jugendgepielen des Brautpaares bei Braut und Bräutigam Ehrenpforten gesetzt und alte Töpfe an die Tür oder in den Hausflur geworfen; denn Scherben bringen Glück. In das Heim des jungen Paares läßt die Braut vor dem Hochzeitstage das „Brautfuder“ einbringen. Ein solches Brautfuder enthielt früher auch das geringste Stück des neuen Hausrats und der Brautausstattung. An der Seite hingen die Stühle, die Schemel, querüber lagen die Bettstellen, Schränke und Laden, hinten waren Spinnrad, Scheuerfaß, Wasserkannen, Butterfaß und Quirlholz angebracht. Obenauf lagen, die Zipfel herausgezogen, die Betten. Hinter dem Brautfuder wird womöglich noch die „Brautkuh“ geführt, schön mit Girlanden gepußt und bunten Schleifen. Beim Eintritt in die Kirche geben die „Brautschau“ haltenden Leute acht, wer von den Brautleuten den ersten Schritt hineintut; denn der hat später die Herrschaft im Hause. In der Löwenberger Gegend teilen Braut und Bräutigam am Hochzeitstage den Rest eines Brotes, das „Rampfel“. Die Stücke werden sorgfältig aufgehoben. Wessen Teil zuerst verdirbt, stirbt auch zuerst. Nächst den Brautleuten sind bei der Hochzeit die Hauptpersonen die Frau „Züchte“ oder Züchtfrau und der Hochzeitbitter oder Brautdiener. Die Züchtfrau, die gewöhnlich eine Patin, eine nahe Verwandte oder Gönnerin der Braut darstellt, hat, wie ihr Name besagt, beim Feste auf Zucht und Sitte zu halten. Der Brautdiener ist eine ganz unentbehrliche Person, und seine Rolle ist nicht leicht. Geschmückt mit einem Strauß, an Hut und Brust mit schwirrendem Flitter, ist er zugleich Tischordner, Sprecher, Mundschenk der Braut und Lustigmacher. Ist es eine große Hochzeit, so dauert sie

mehrere Tage. Am zweiten Tage ist gewöhnlich die Nachhochzeit, die im Hause des Bräutigams gefeiert wird. Am Donnerstag darf keine Hochzeit sein; er ist ein Unglückstag. Vor den Hochzeitswagen spannt man nur ungern Schimmel. Sorgsam vermeiden die Hochzeitswagen, einem Leichenzuge zu begegnen; denn das bedeutet baldige Trauer. Man ahnt nichts Gutes für die Brautleute, wenn während der Hochzeit auf dem Friedhofe des Dorfes ein Grab offensteht. Entladet sich ein Gewitter über dem Hochzeitszuge, so besürchtet man Unglück für eines der Brautleute.

Es ist ein schöner Charakterzug der Bewohner unserer Heimat, daß sie ihre Toten ungemein ehren und mit Liebe und Sorgfalt zur ewigen Ruhe besten. Manch alter Brauch wird dabei ausgeübt, freilich ist auch reichlich Aberglaube noch vertreten. Vorboten des Todes vermeint man in unserer Gegend gar viele zu kennen. Ist der Verstorbene ein Landwirt, so wird sein Ableben den Haustieren mit den Worten angezeigt: „Der Herr ist tot; es kommt ein anderer, der euch ernähren wird!“ Dadurch kommt keine Unruhe in den Stall und geht auch kein Nutzen verloren. Vielleicht ist das Ansagen auch ein uralter Rechtsbrauch. Gleich nach dem Dahinscheiden wird die Wanduhr angehalten, auch der Spiegel wird verhängt; denn der Tote soll in seiner Ruhe nicht gestört werden und soll nicht den Ueberlebenden im Spiegel erscheinen. Zum Begräbnis ladet der „Grabebitter“ in jedem Hause des Dorfes ein. Nachdem die Leiche aus dem Hause getragen worden ist, wird die Haustür verschlossen, damit nicht so bald wieder jemand stirbt und durch die Tür getragen wird. Alles muß getan werden, daß die Seele des Toten Frieden findet und sich nicht zurücksehnt. Deshalb gibt man oft Lieblingsgeräte und wichtige Gebrauchsgegenstände mit in den Sarg, etwa eine Tabakpfeife, ein Messer, einen Kamm. Kindern legt man wohl ein liebes Spielzeug bei. Freundlicher Blumen Schmuck fehlt auch dem einfachsten Sarge nicht. Die ganze Dorfschaft betrachtet es als Ehrenpflicht, zahlreich zum Grabgeleit zu erscheinen, und noch besteht allerorts der schöne Brauch, den Sarg auf den Schultern freier Nachbarn des Entschlafenen zum Friedhof zu tragen.

Rüger - Quedlinburg.

Johannisfeuer.

Ostlich des oberen Endes von Ullersdorf-Liebenthal ist einer der zahlreichen Basalthügel ein vielbesuchter Aussichtsort. Er enthält einen Bruch, dessen besten Teil die Provinzialverwaltung für ihre Wegebauten ausnützt. Die weite Aushöhlung ist der Lagerung der in seltener Regelmäßigkeit vorkommenden sechsseitigen Säulen entsprechend gegen Westen offen und Jahr um Jahr Schauplatz des ansehnlichsten Johannisfeuers der Gegend.

Morgen des 23. Juni. — Die junge Bauersfrau gebietet dem erst aus den Federn gekrochenen Hütejungen: „Hole bald aus dem Kraut die Besen (Stümpfe), daß die Mordsjungen sie nicht wieder erst stehlen!“ Er geht und bleibt reichlich lange aus. — „Frau!“ berichtet er freiweg, „sie sind schon alle fort!“ Das ist zum Aergern; wie doch die Hasen ihrem schönen Kohlsfelde wieder zusehen werden!

Abends des Tages. — Bei zunehmender Dunkelheit macht sich jung und alt auf, die Johannisfeuer zu sehen. Wo wird das erste auf-flammen? Der Horizont wird abgesucht. Keines noch auf Föhrenshöh, in der Sandgrube unter den Schanzen, auf dem Greiffenstein, den Schneegruben, auf dem Bruchberge — Doch! gerade ein erstes Lichtlein dort, bald ein zweites — jetzt eine Menge auf einmal; nun wieder alle weg. Da sind sie wieder, lustig durcheinanderfahrend.

Nun kommt Ordnung in die stattliche Zahl. Deutlich rundet sich ein Kreis von Flammen, dreht sich rechts, dreht sich links — erst einzeln, dann zu Paaren, zunächst gemächlich, dann in rasender Eile, schließlich ein wildes Durcheinander. — Lichter erlöschen; sichtlich werden andere neu entzündet. Nun stehen sie deutlich in zwei Stirnreihen einander gegenüber. Das erste Paar trifft tanzend aufeinander, die Brände kreuzen sich, die Lohe sprüht hoch auf. Gut getroffen! Deutlicher Jubel. Sofort ein zweites Paar vor, weniger glücklich, verhaltenes Johlen . . . Schon wird die Lichtreihe ärmer. Da fährt ein brennender Besen hoch in die Luft, die andern ihm nach; am Boden noch ein verglühender Wall. Wer springt darüber? Wer seinem Mädchen gut genug ist — Beifall und Höhnen. — Bald dichtere Dunkelheit hier als anderswo.

War gar eine alte Leertonne zur Hand oder ein leckes Krautfäß, so ist die Freude am schwelenden Feuer noch größer.

Man geht befriedigt dem stillen Hause zu. Der Hütejunge kommt als einer der letzten heim. Nun weiß die Bestohlene, wie ihre Besen aus dem Kraut gekommen sind, und jener andere Abend wird hell in ihrer Erinnerung, da ihr brennender Stumpf an derselben Stelle hoch-aussprühete. War sie doch sicher, noch unterm Jahr die Myrtenkrone zu fragen. Glaube — Schicksal.

Sch o l z = Liebenthal.

Trachten und Mundarten im Kreise Löwenberg.

Die Bewohner unsers Heimatkreises, besonders die des Gebirges und flachen Landes, sind im allgemeinen den Neuerungen abhold. Sie halten zähe am Althergebrachten, sowohl in der wohnlichen Einrichtung und im häuslichen Tun als auch in Tracht und Mundart. Nur ungerne und vorsichtig schließen sie sich den Forderungen der Gegenwart an. Trotzdem vollzieht sich hierin vor unsern Augen, besonders

In den letzten Jahrzehnten, allmählich eine Wandlung zur Modernisierung. Mancher alte, schöne Brauch, der das Leben der mühsam arbeitenden Bevölkerung oft mit einem Hauche von Poesie umwob, weicht vor der sogenannten Aufklärung unserer Tage unaufhaltsam zurück, und die Enkelkinder belächeln überlegen der Großmutter sorgfältig in der Lade aufbewahrten „Staat“ und des Großvaters buntemaltes „altes Gerümpel“. Derlei Sachen haben jetzt nur noch Wert für Altertümersammlungen, moderne Maskenbälle, Trachtenfeste oder ins Lächerliche ausartende Spinnstuben. Freilich zwingt vielfach der Mangel an hinreichenden Kleidungsstoffen oder ihre allzuhohen Preise jetzt viele dazu, den „alten Plunder“ hervorzufinden und dankbaren Herzens zu nötigen Kleidern umzuarbeiten.

In Heines Beschreibung des Löwenberger Kreises findet sich ein buntes Bild. Es stellt eine Frau aus Schmottseiffen in alter Tracht dar. Der rote, gefaltete Tuch- oder Friesrock, das grüne Tuchmieder, das spitzenumsäumte Bruststück des Hemdes, das wertvolle Spizenhäubchen, die weißen Strümpfe, die netten Niederschuhe und das feinleinene Taschentuch in der Hand kleiden ganz stattlich. In den Ortschaften um Liebenthal trugen früher die Frauen keine Halstücher. Im Gebirge, besonders um Flinsberg, tragen die Männer noch von alters her gern den dunkelgrünen Filzhut mit hellgrünem Bande, ein buntes Halstuch und eine dunkle, mit mehreren Reihen Perlmutterknöpfe besetzte Weste.

Welch ein eindrucksvolles, gemütvolltes Bild war es einst, wenn der Landmann an stillem, sonnigem Sonntagmorgen in langschößigem, blauem oder schwarzem Tuchrocke, dem sogenannten Goffestischrock oder Knöchelwärmer, der dunklen hirsch- oder bockledernen Hose, der rotgeblumten Plüschweste, den langen, derben Stiefeln und der breitbeschilderten Tuchmütze, das Gebetbuch unter dem Arme, bedächtigen und würdevollen Schrittes zur Kirche ging? Oder wenn die Frau in buntbesetztem Zeugrocke und pausärmeligem Spenjer, die breitgebänderte Schürze vorgebunden, den Deckelkorb am Arme und den großen blauen Regenschirm in der Hand zur Stadt oder zum Jahrmarkte wanderte?

In welchem Gegensatz dazu sehen wir die Jetztzeit, in der sich Frauen und Mädchen mit landsfremden Kostümen, handgroßen Tändelschürzen und phantastischen Kopfbedeckungen kleiden und die „Herren“ barhäuptig, in Wickelgamaschen, hohem Stehkragen und mit der Zigarette im Munde in nervöser Hast einherschreiten! Die Modetorheit hat auch auf dem Gebiete der Tracht unserer Heimat im Laufe der Zeit gewaltige Veränderungen hervorgerufen, ja vieles dem Ende nahegebracht, und bald wird es uns aus der Väter Tagen auch in dieser Hinsicht märchenhaft an das Ohr klingen: „Es war einmal!“ —

Das, was von der alten Tracht gesagt ist, gilt zum großen Teile auch von der *Mundart* des Kreises, in der sich schon seit dem dreizehnten Jahrhundert unser Volkstum am unmittelbarsten ausdrückt.

Leider schwindet auch sie immer mehr, und es hört sich spafzig an, wenn der Landmann in der Unterhaltung sich bemüht, „vürnahm“ oder „städt'isch“ zu sprechen und bei landläufigen Redewendungen doch wieder in die altgewohnte Mundart verfällt, ihm, wie man sagt, „der Bauer in den Nacken schlägt“.

Was den Klang unserer Mundart betrifft, so hält er den Vergleich mit den weichen, anheimelnden und angenehm klingenden mittel- und süddeutschen Dialekten nicht aus. Er ist vielmehr, der rauhen Hochlandsnatur entsprechend, ziemlich hart, breit und dem fremden Ohre wenig angenehm tönend. Und doch ist uns unsere Mundart ebenso wie die thüringische, hessische und schwäbische ihren Volksstämmen ans Herz gewachsen; denn es ist bei ihr wie dort „a bissel Lieb' und a bissel Treu“ für die schöne Heimat dabei!

Es kann nicht stark genug betont werden, daß wir in unserm Heimatkreise keine einheitliche Mundart haben. Die Ursachen dazu sind in der konfessionellen Gemischtheit und in der landschaftlichen Vielheit zu suchen. Gewiß, es gibt manche Redewendungen und Verschen, die im ganzen Kreise gleich ausgesprochen werden mögen, z. B. dieses: „Wenn d' Kerms werd sein, wenn d' Kerms werd sein, do schlacht' mei Voater an'n Book, do fanzt de Mutter, do pfefft d'r Voater, do wackelt d'r Mutter d'r Kook!“ — Ebenso erkönt noch überall im Kreise auf der Weide der gleiche Hirtenruf: „Weedo!“ und „Horeil!“ (Weide auch! Ho, herein!) Aber sonst ist die im Gebirge, um Flinsberg, Giehren und Querbach, heimische Mundart eine ganz andere wie die um Greiffenberg, um Liebenthal (den sogenannten Stiftsdörfern), um Spiller und Johnsdorf, um Lahn und um Löwenberg. So spricht man z. B. im obern Kreise statt Mädchen „Madel“, um Liebenthal „Mädel“ und um Spiller „Maidel“. In den Ortschaften um Liebenthal wird das a in ä verwandelt wie in „Fräns“ (Franz), „Märtin“ (Martin) und „gähn“ (gahn = geben). Die End- und Verkleinerungsilben a und ia (singa, bafa, rota, uba; Jingla, Madla, Wofferla, Kühla) werden allenthalben im Kreise mit kleinen Abänderungen und Ausnahmen gebraucht. In der Gegend von Greiffenberg wird das o vielfach wie ui ausgesprochen, z. B. tuit (tot), ruit (rot), Bruit (Brot), Suihn (Sohn). — Im allgemeinen neigt die Mundart unser's Kreises gern zu Verdrehungen und Verstümmelungen oft der einfachsten Wörter und Bezeichnungen. Wer würde z. B. in der „Schnürge“ des Niederkreises die Schwiegertochter (Schnur) oder in „Alboin“ den Ellenbogen, im „Plattch“ der Gebirgsgegenden den Kopf (Platte), in der Redensart „ollfalaatch“ all sein Lebttag und in „eitkeen“ entgegen vermuten? Das Wörtchen „auch“ wird im Oberkreise auf au abgekürzt und im übrigen Kreise wie o ausgesprochen. Bekannt ist der mundartliche Spottvers auf Zofen und dessen benachbarte Ortschaften Langneundorf und Armenruh: „Im Zofa hof's grobe Knofa, im Langneundorf nunger hof's 'r o na drunger, und ei Ormaruh langa se irscht raacht na zu!“ Die Mundart des Niederkreises spiegelt sich in den verschiedenen Ortsnamen wieder, wie sie der Volksmund bei einer Rundreise um Löwen-

berg gebraucht: „Ma gih't vu Lamrich (Löwenberg) iber Plaags (Plagwih'), Lus- und Deusdurf (Ludwigs- und Deutmansdurf), Seckendurf und Sirbs (Seitendorf und Sirgwih') na Gruf-Wals (Groß-Waldih') und vo durt iber Wing-Wals (Wenig-Waldih'), Wing-Raaks (Wenig-Rackwih'), Keshdurf (Kesselsdorf) und Gruf-Raaks (Groß-Rackwih') na Lamrich zurick“.

Die mundartlichen Unterschiede im Kreise treten oft schon in den einzelnen Ortschaften eines Kirchspiels, ja sogar bei zwei benachbarten Gemeinden merklich hervor. Die größte Verwirrung richten aber die vielen Dichterlinge an, die mit einigen mundartlich gefärbten Wendungen und Endungen den Kern der Mundart zu bieten meinen.

Viele mundartliche Ausdrücke der Bewohner unseres Heimatkreises weisen noch auf die Abstammung oder Herkunft unserer Vorfahren hin. Die Worte: Bansen, Schlung, pläken, belemmern, schlickern und schlippern kommen sonst nur im niederdeutschen Sprachgebiete vor, und wenn sich nun solche Worte auch bei uns vorfinden, so können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß sie von niederrheinischen oder gar niederländischen Bauern zu uns gebracht worden sind und sich hier fortgeerbt haben.

Aber diese Niederdeutschen sind nur die ersten deutschen Kolonisten gewesen, die unsere Heimat besiedelten. Nach ihnen, wie wir wissen, hat sich ein breiter Strom mitteldeutscher, besonders fränkischer Einwanderer über Schlesien ergossen. Die Verkleinerungsilbe „el“, wie in Lied'l, Häuf'l, Mad'l, Stück'l, biss'l, verrät uns, daß viele aus dem mittleren Bayern waren, wo heut noch diese Endung daheim ist.

In die Saalegegend (Thüringen) weisen uns die Ausdrücke „Flunsch, Griebisch, hinte, kirre, salte, Burn, murn“.

Von hessischer Einwanderung zeugen „schoren, ock, wiebeln, kriecheln, wehen, muhen“.

Aus Franken (Maingegend) stammen die Worte: „Büttner, farte, Gake, Pomps, wischpern, folkern, franschen, Gewende, äbsch, grätig, niseln, praschen, schürgen = stoßen, quer“.

Auch die Bezeichnung „altfränkisch“ weist auf die Bauart und Kleidung aus jener Zeit und Gegend hin. Noch leben auch die Ausdrücke „flämsche Kerle“ und Flaumbauern = Flam-Bauern = flämische Bauern im Volke fort als Kennzeichnung der von den fränkischen Einwanderern wesensverschiedenen flämischen Ansiedlern in Schlesien.

Als alt- und mittelhochdeutsches Sprachgut sind noch folgende Wortbildungen bei uns allbekannt: „urbern“ von urborn = urbarmachen, geräuschvoll arbeiten, poltern, „urschen“ von urezzen = herausessen, „flennen“, „Flunsch“ von vlsn = Maul, „Lebs“ von toben, Flabbe von flabbs = grober Mensch, „verfizzen“ von vizzo = Faden, „Totische“ von tatschen, tasten, „natschen“ von nazzen, naß werden, „gelt“ von gelten, „naichten“ von nechten, Nacht, „Latschen“ von latfsche = Fuß des Bären, „imzechig“, umzechig = umschichtig von zech = Reihenfolge.

Auch slavische Wörter haben sich bis auf unsere Zeit erhalten und werden umgebildet gebraucht, z. B. „Kretscham“ von karczma (Wirtshaus), „fideln“ (geigen), „pietschen“ (trinken), „Luschel“ von noz (schlechtes Messer), Miezal (Kalb), „Lusche“ von luza (Pfüße, Wasserlache), Patsche (Hand), „Komurke“ von comorca (Stübchen), „Schubiak“ von subbiak (Schläger), „Kren“ von kren (Meerrettich), „pomadig“ von po maln (langsam), „Kaluppe“ von chalupa (Haus).

Als Beigabe zu der vorstehenden Abhandlung möge eine Mundartprobe aus dem Wirkungsorte des Verfassers folgen; es ist die lustige Gespenstergeschichte:

Dar Zoppa=Malcher.

Ei dam Derf'l Grufz-Stöckigt bei Greiffenberg — eisgemeene heesza f'is „eim Grufza Steck'gt“ — labte ver vielleicht achtz'g Juhren a aler, guder Moan alleene ei am Hoisel. Mit dam trieba de annern Loif' immer ollerhand Norrnspuff'n. A hieß Melchior Arnold. Aber weil'n d'r Tazer amol beim Tonnzoppahul'n derwischt und mit nie sibr freindlichen Riädenzoarta aus 'm Pusche gebrucht hotte, g'nannt'n s'n kurzweg „Zoppa-Malcher“.

Dar Moan hotte anne furchtboare Angft ver a Spizhub'n — obwohl bei 'm nisch zu stahlen woar — und ver a Gespenstern. Wenn s'n dodermittle eim Kratsch'n gruslich mach'n — dr Linden-Börner, woas sei Nupper und bester Freund woar, zug 'n immer dodermittle uf — do ging a ne heem und wenn a eim Gostfollle hätte übernachta missa. Besunders red'n d'r Nupper vir, doas vu d'r „Lumpfüß“ har immer ees kiäm', doas siäge aus holb wie a Mensch und holb wie a Tier und kiäm' mit Brumma und Grunza uf en lus, spränge wie a Reiter uf en druf und ging' nimmeh runner, bis ma fut hiessterzte.

„Dho“, soite do d'r Zoppa-Malcher jedesmol ganz kuraschieret und schlug mit d'r Faust uf a Tiesch, „mir sullt's ock kumma; iech wird'n schun heemloichta; iech bih kee Guder!“ — Doas woar sei gewöhnliches Sprichwurt, — A gleeht's o salber ne, woas a soite; denn d' Knie schlug'n doderbeie unner'm Tiesch ock a su ver Angft oanander.

Nu woarn dozumul biese Zeita! 's woarn de Juhre 1848 und 49, wu ollerhand liederliches Gesind'l eim Lande rimzug und de raichtliche Loif' uf ollerlee Dart schikanierte und auspeinigete. D'r Stoat konnte oafangs ne halsa; denn a hotte ei a Städtta, ver olln ei Berlin, gnung zu tun. Do hieß is, de Gemeend'n sullta sich ock vurleef'g salber halsa. Se sullta Wach'n, sугenannte Vigilationswach'n, bei Tag und bei Nacht uffstell'n, sullta sulch schlaichtes Vulk festnahma, durchs Durf transportiern und am annern End' wteder derojoin. Garne foata doas de Loif' nu nie; denn se kunnta ne wissa, ob ihn'n su a nischnußger Karl ne doderbeie de Bude iberm Koop oazinda oder a Ding verwinka kennte, doas se fir zeiflabens gnung hättta.

Do wullte unser Zoppa-Malcher a Loita zeija, doas a miß Kurafche wie olle hätte. „Jech viel wach'n, soit a, und wenn dr Teifel salber kiäme, iech fert mich ne; iech biß kee Guder!“ Und su meente o sei Freind, d'r Linden-Börner.

Dam Urksrichter woars raicht, und su ginga nu eenes Obends beede uf d' Wach' und zwoar am Ausgang vum Durt uf Liebthoal zu. Jeder hotte als Woff' an Nachtwächterspieß ei dr Hand. — Solange wie's Obend woar, do ging's. Daber wie's nu immer finstret wurd', woars dan beeden doch ne su ganz egoal. Se schielta nooch olln Seitn hie und psiffa und sunga sich leise a Liedl vir, um sich Muß zu macha.

Uß eemol soit dr Linden-Börner und wies nooch dr Lumpfüß' hie: „Du, Malcher, sieh ock amol durthie! . . . Durt kimmt woas gekrucha . . . 's sitt aus wie a Baar und brummt o a su . . . Ob doas a Gespenste is?“

Dr Malcher soach's nu o und wußte goar ne, woas a glei soin sullte; denn a woar zu sihr erschrocka. — Endlich soit a: „Na, 's sull ock kumma; iech biß kee Guder!“ . . . Doderbei aber schlenkerte dr Spieß ock su ver Angß ei senner Hand, und dr Schweetß broach'n urnlich aus.

Doas Ding koam nu immer nähnder, wurde immer griffer und brumnte immer furchtbarer. — Do schrie dr Malcher uf eemol und hielt a Spieß ver sich hie: „Mach' dich furt, Gespenste! Jech biß kee Guder!“

Doas hierte aber ne druf, 's hub sich ei de Hieh' und toak, als wenn's uf'n springa wellte . . . Doas woar zuviel fer de beeda tapfern Wächter. Se schmissa a Spieß weg und rannta dervohn, su viel se ock loosa kunnta. Iber Zeeme und Carta ging's weg wie de wilde Joid, zum Kratsch'n nei.

Durt soasja no ekliche Loit' aus'm Durse bemm Gloafel. Dr Zoppa-Malcher, dar dr irschte und flinkste beim Ausreiß'n gwaß woar, riß de Tier uf und schrie — und doderbei blieb a immer hingerm Oden und schnoppfte ock su no Luft: „'s scheecht! 's kimmt — a — a — Gespenste!“

Doas woar nu freilich ne dr Foll. U Spoasßvogel eim Durse hotte sich vermoskeriert und dan beeda de fulle Furcht eigejoit. — Dar Scharz wurde no lange belacht, und doas Wurt: „Jech biß kee Guder!“ is no heute durt anne stihnde Riädensoart.

No langer Zeit ging durch doas Derfl a Leichenzug. Wenn a Fremder g'froit häßt', war do begroaba wurde, do häßt' a jeder g'joit: „Dar Zoppa-Malcher!“ Und wenn a nu wetter froite, ob a denn ne no an annern Noama gehoat häßt', do wurde jeder miß'n Koop g'schüttelt honn und gemeent: „Nee, su hoat a ollsalaatje gehissa!“

Als a poar Juhri friher sei Freind und Nupper, dr Linden-Börner, gesturba woar, hotte d Zoppa-Malcher no g'joit: „Ju, ju, dar Lud kimmt, wenn a viel und verschunt ne Freind und Feind . . . Doas iss o kee Guder!“

U. G r o ß = Greiffenberg.

Der Bienenstand „Die 12 Apostel“ in Höfel.

Im Garten der Erbscholtslei, Besitzer Hermann Vogt, in Höfel sind 20 in Holz geschnitzte überlebensgroße menschliche Figuren als Bienenstöcke aufgestellt, die unter dem Namen „die 12 Apostel“ weit hin über die Grenzen unsers Kreises bekannt sind.

Ueber Entstehung und Alter dieses eigenartigen Bienenstandes lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Die biblische Gruppe, Moses, Aaron, Petrus, Paulus und Simeon mit dem Jesuskinde darstellend, stammt wohl aus der Zeit, als „Höfelin“, wie damals unser Dörfchen hieß, ein Klostergut war. Singen diese Gestalten gar aus der kunstgeübten Hand des Mönches hervor, der im Kreuzgange der Simonishäuser das Leiden und Sterben des Heilandes in Holzbildwerken erstehen ließ? Kein beschriebenes Blatt gibt uns darüber Gewißheit.

Die kirchliche Gruppe, Bischof, Abt, Mönch und Aebtissin umfassend, dürfte auch aus der Klosterzeit herrühren, worauf schon die Sorgfalt in der Schnitzerei schließen läßt.

In dem Mönch mit seinem stattlichen Leibesumfang, mit Weinkanne und Glas, hat der Künstler wohl den Bruder Kellermeister nachgebildet.

Für den Freund alter Volkstrachten besonders wertvoll sind die 8 bäuerlichen Gestalten, die ein treffliches Bild der ländlichen Kleidung am Ausgange des 17. Jahrhunderts gaben.

Die Mitte der Reihe nimmt die kernige, selbstbewußte Gestalt des Bienenvaters Gottfried Ueberschär ein. Er war an der Wende des 18. Jahrhunderts ein Führer auf dem Gebiete der Bienenzucht und hat durch seinen großen Bienenstand und zahlreiche Schriften der fleißigen Imme viele Freunde zugeführt.

Zwei Wächter, mit Spießen bewaffnet, flankieren den Bienenstand. Diese, sowie der Pole mit seiner riesigen Schnapsflasche sind nach Auftrag des Bienenvaters Ueberschär in Löwenberg geschnitzt worden, sind also die jüngsten Figuren.

Als in den Augusttagen des Jahres 1813 die Russen sich in unserm Dorfe als recht lästige Bundesgenossen erwiesen, beraubten und verbrannten sie zahlreiche Strohbeuten; an die „12 Apostel“ jedoch wagten sie sich nicht heran. Diese stumme Schar flößte ihnen wohl ein ehrfürchtiges Grauen ein.

Werner = Höfel.



Der Bienenstand „Die 12 Apostel“ in Höfel.

Bedeutende Männer unserer Heimat.

Wenn die hervorragenden Männer des deutschen Volkes aufgezählt werden, so muß dabei auch eine große Anzahl Schlesier genannt werden. Schon Philipp Melanchthon rühmt von den Schlesiern: „Kein deutsches Volk hat in allen Teilen der Philosophie mehr gelehrte Männer hervorgebracht. In keinem Lande ist mehr Lernbegierde unter den niedrigen Volksklassen und erheben sich mehrere aus denselben zu großen Gelehrten. Viele haben vortreffliche Talente für Dichtkunst und Beredsamkeit“. Robert Prutz sagt in seiner Literaturgeschichte: „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die Schlesier das sangesreichste Volk in Deutschland sind, auch die Schwaben nicht ausgenommen. Nirgends ist die Zahl der Naturdichter so groß wie hier“. Detlev von Liliencron nennt mit liebenswürdigem Spotte unser Schlesien das Land, das 666 Dichter habe.

An den bedeutenden Männern der Provinz hat auch unsere engere Heimat, der Kreis Löwenberg, einen ansehnlichen Anteil. Wollten wir alle aufzählen, so müßten wir wohl fünfzig und noch mehr Namen nennen. Wir begnügen uns damit, eine kleinere Anzahl von Personen herauszuheben.

Ein bekannter Reitergeneral des dreißigjährigen Krieges, Hans Ulrich von Schaffgotsch, ist ein Kind unserer Heimat. Er ist wohl der bedeutendste Mann aus dem Geschlechte der Schaffgotsche. Als General und Vertrauter Wallensteins war er einer der ersten, die 1634 den Pilsener Revers unterzeichneten. Darin übernahm er die Verpflichtung, sich auf keinen Fall von Wallenstein zu trennen. Nach des Friedländers Ermordung wurde Hans Ulrich gefangen genommen und wegen Hochverrats angeklagt. Das Ende war seine Enthauptung im Jahre 1635 auf dem Marktplatze zu Regensburg. Sein Freund und Adjutant Konstantin von Wegerer hat das traurige Schicksal seines Herrn rührend geschildert. Zwei neuere Dichter haben die Geschichte des unglücklichen Generals poetisch dargestellt. Fedor Sommer schrieb darüber eine Novelle „Hans Ulrich“ und Bruno Wille erzählt davon in seinem groß angelegten Romane „die Abendburg“. — Schon früher, um das Jahr 1400, weist das Haus Schaffgotsch einen hervorragenden Mann auf. Es ist der Ritter G o t t s c h e S c h o f f. Er muß geistig zu den Besten seiner Zeit gehört haben; denn Cyriakus von Spangenberg nennt ihn in seinem „Abelspiegel“ unter den Gelehrten Kavalieren. —

Von späteren bedeutenden Vertretern des Wehrstandes verdienen hier erwähnt zu werden die beiden Grafen Rostk, der Großvater und der Vater des heutigen Besitzers der Herrschaft Jobten, welche beide Ehrenbürger der Stadt Löwenberg gewesen sind. August Ludwig Ferdinand Graf von Rostk-Rieneck, preußischer General der Kavallerie, am 27. Dezember 1777 zu Jessel, Kreis Dels geboren, lebte, nachdem er in der altpreußischen Armee gedient und bei Jena gefochten hatte, vor Ausbruch des Krieges von 1813 der Bewirtschaftung

lung seiner im Kreise Löwenberg gelegenen Besitzungen. Als Rittmeister freiwillig wieder eingetreten, ward er sodann auf Wunsch Blüchers, welcher ihn von Münster her kannte, diesem als Adjutant beigegeben und blieb als solcher bis zu jenes Tode bei ihm. Der Anteil, welchen Graf Nostiz an der Rettung seines Chefs hatte, als dieser am Abend des 16. Juni 1815 in der Schlacht bei Ligny betäubt unter seinem gestürzten Pferde lag, hat seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht. Auch um die Beziehungen des Hauptquartiers im Innern und nach außen erwarb er sich mannigfache Verdienste. Nach Blüchers Tode trat Graf Nostiz in den Truppendienst zurück. Von seinen späteren Verwendungen verdienen Erwähnung ein Kommando zum Hauptquartier des Kaisers Nikolaus von Rußland während des Türkenkrieges von 1828 und die diplomatische Stellung, welche er von 1850—59 als preußischer Gesandter am Hofe zu Hannover inne hatte. Durch seine Vermittlung verdankt die Stadt Löwenberg königlicher Huld eins ihre schönsten Denkmäler, nämlich die Büste Blüchers im Buchholz, welche von Rauchs Künstlerhand gemeißelt und von Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1841 der Stadt Löwenberg geschenkt worden ist. Er starb am 28. Mai 1866 zu Jotben. Von ihm sind verfaßt worden „Kriegsgeschichtliche Einzelheiten“, herausgegeben vom Großen Generalstabe, 5. und 6. Heft, Berlin 1884/85, worin auch sein Tagebuch 1813 bis 1815 enthalten ist.

Sein Sohn Willy Graf Nostiz ist im Jahre 1835 geboren. Dem Beispiele seiner Vorfahren folgend, trat er in jungen Jahren in den preußischen Heeresdienst und nahm an 3 Feldzügen in bevorzugter Stellung teil: 1864 als Gardedragonerleutnant im Hauptquartier des alten Wrangel, 1866 im Stabe des Generals von Manteuffel und 1870/71 als Rittmeister und Adjutant im großen Hauptquartier. In dieser Eigenschaft lag ihm die Niederschrift der Verhandlungen zwischen Moltke und Wimpffen über die Kapitulaton von Sedan im Schloßchen Donchery während der Nacht vom 1./2. September 1870 ob, ein weltgeschichtlicher Vorgang, der von Anton von Werners Meisterhand verewigt worden ist. Was er nach seiner Verabschiedung als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses während mehrerer Wahlperioden, des Kreistages, des Kreis Ausschusses, des Provinziallandtages und der Landwirtschaftskammer geleistet hat, wird im Kreise unvergeßlich bleiben. Er war einer der ersten, welche die Notwendigkeit eines weitgehenden Hochwasserschutzes erkannt hatten, und sein reges Interesse für die Durchführung dieser Arbeiten sichert ihm den Dank der engeren Heimat und ein bleibendes Andenken in der ganzen Provinz. Als Landtagsabgeordneter ist er mit Erfolg auch für neue Eisenbahnverbindungen Löwenbergs eingetreten. Dafür bekundeten ihm die städtischen Behörden ihre Anerkennung durch seine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Löwenberg. Er ist am 23. Dezember 1916 im Alter von 81 Jahren gestorben.

Löwenberg war im Mittelalter als drittgrößte Stadt Schlesiens auch ein geistiger Mittelpunkt unserer Heimatprovinz. Aus Löwenberg sind in jener Zeit eine Anzahl Dichter und Gelehrter hervorgegangen. Das

Lateinische war damals die Sprache der Gelehrten. Auch die Dichtungen wurden in lateinischer Sprache verfaßt. Deutsche Dichter und Gelehrte verschmähten es fast, ihre Muttersprache zu gebrauchen. Selbst ihre deutschen Familiennamen brachten sie oft in lateinische Form. Lateinische Dichter des 16. Jahrhunderts aus Löwenberg waren Hieronymus Bogner (Arconatus) 1553—99, Verfasser von Schriften über die Türkenkriege und von Gedichten im heroischen und elegischen Versmaße sowie in Zwölfsilbern, Johannes Heidenreich 1542 bis 1617, Dr. der Philosophie und Theologie, Superintendent in Braunschweig, Professor an der Universität Helmstädt und zuletzt Oberpfarrer in Frankfurt a./O., Nikolaus Reusner 1545—1602, Dr. der Philosophie und beider Rechte, Professor an der Universität Jena, Verfasser zahlreicher philosophischer und juristischer Schriften sowie von Gedichten verschiedenen Inhalts. Unsere Heimat hat auch einige namhafte Vertreter des deutschen Kirchenliedes hervorgebracht. Gottfried Hoffmann wurde 1658 zu Plagwitz geboren. Er war Rektor in Lauban und Zittau und wurde als Schulmann und Dichter geschätzt. Von seinen geistlichen Liedern sind noch heute einige bekannt, so das Erntelied: „O Gott, es steht Dein milder Segen in unsern Feldern herrlich schön.“ Das Begräbnislied: „Zieh' hin, mein Kind, denn Gott selbst fordert Dich aus dieser argen Welt“, hat schon manches trauernde Elternherz getröstet. Johann Christoph Schwedler wurde 1672 in Krobsdorf bei Friedeberg a. Du. geboren, war von 1700—30 Geistlicher an der bekannten Grenzkirche Nieder-Wiesa bei Greiffenberg, stand in Verbindung mit der Brüdergemeinde und wurde von Zinzendorf hochgeschätzt. Unter seinen vielen Liedern ist wohl das beste: „Wollt ihr wissen, was mein Preis?“ Es findet sich in allen evangelischen Gesangbüchern. — Zu Nieder-Wiesa wurde 1685 Gottlob Adolph geboren; er war seit 1727 Archidiakon in Hirschberg und starb 1745, auf der Kanzel vom Blitze getroffen. Es klingt fast wie eine Vorahnung seines Endes in dem von ihm gedichteten Liede: „Schaffet eure Seligkeit allezeit mit Furcht und Zittern!“ — Unter den katholischen Geistlichen unserer Heimat ragt Joseph Hübner hervor, der 1755 zu Kleppelsdorf bei Lahn geboren wurde. Er war zuletzt Erzpriester in Breslau und zugleich Professor der Philosophie an der Universität daselbst. Seine hinreißenden Predigten fesselten die zahlreichen Zuhörer. Von seinen Dichtungen wird heute noch in den katholischen Kirchen an den Ostertagen das Lied angestimmt: „Triumph, der Tod ist überwunden!“

Groß ist die Zahl der Gelehrten, die in der Stadt Löwenberg geboren sind. Im 16. und 17. Jahrhundert gab allein die Familie Wirth aus Löwenberg der Universität Leipzig drei Rektoren. 1510/11 war Rektor Petrus Wirth (1461—1521), Dr. der Philosophie, Kanonikus an der Domkirche zu Breslau, 1513 Dekan der philos. Fakultät und 1521 Dr. theol. zu Rom, wo er auch gestorben und begraben ist. Dreimal, 1574, 1578 und 1592 war Rektor Dr. Michael Wirth (1547—1611). Er war Professor der Rechte, 1581—82 Kanzler des Herzogs Kasimir

in Koburg, dessen Lehrer er während dessen Studienzeit gewesen war, 1600 Ordinarius der Juristenfakultät und stiftete 12 Konviktsstellen (Wirth'scher Tisch) mit einem Kapital von 4000 Gulden, wie er denn überhaupt durch seine Mildthätigkeit hervorragte. — Sein Sohn *Michael Wirth* (junior), (1571—1618) war 1604 und 1612 Prorektor und 1616 Rektor der Universität Leipzig. Die Familie ist später geadelt worden, und *Johann Georg von Wirth* ist 1740 von Kaiser Karl VI. in den Reichsritterstand erhoben worden mit dem Prädikate „Edler von Weydenberg.“ Er ist gestorben als Oberstkleutnant im Sendlitz'schen Husarenregiment, welches damals in Hinterpommern stand. — Noch manche andere Gelehrte hat die Löwenberger Familie *Wirth* aufzuweisen, besonders Aerzte, von deren einem weiter unten die Rede sein wird.

Aber noch weit zahlreicher sind die Gelehrten aus dem Löwenberger Geschlechte der *Reufner*. Erwähnt mögen hier nur folgende werden, die sämmtlich in Löwenberg geboren sind. 1. *Elias Reufner* um 1600, Doktor beider Rechte und Professor in Wittenberg. 2. Dr. *Elias Reufner* (1555—1612) Professor der Geschichte an der Universität Jena, Verfasser mehrerer Werke über Abstammung, einer Einführung in die Geschichte, einer römischen Geschichte und mehrerer Gedichte. 3. *Jeremias Reufner* (1590—1652) Doktor beider Rechte, Professor in Wittenberg, kurfürstlich sächsischer Rat, Verfasser eines Lehrganges des Lehnrechts sowie zahlreicher juristischer Streitfragen und Disputationen. 4. *Nikolaus Reufner* (1545—1602) Dr. der Philosophie und beider Rechte, kaiserlicher Pfalzgraf, Rektor des Gymnasiums zu Lauringen, Assessor am Kammergericht zu Speier, Professor der Rechte an den Universitäten zu Straßburg und Jena, herzoglich sächsischer Rat, Verfasser von philosophischen, ethischen, physischen und juristischen Schriften, einer Uebersicht über alle Feste, von Gedichten verschiedenen Inhalts, besonders Sinn- und Spottgedichten, eines Buches über die Dogen und Heerführer Venedigs, über Streitfragen, von vier Büchern über Einführung in das Recht usw.

Aus der Löwenberger Familie der *Suevi* (Schwabe) sind folgende Gelehrte hervorgegangen: 1. *Kaspar Suevus der Ältere*, Magister und Rektor der lateinischen Schule zu Löwenberg, später Syndikus seiner Vaterstadt, gestorben 1585. 2. *Kaspar Suevus der Jüngere*, ein Verwandter des vorigen (1577—1625), Magister und Rektor des Löwenberger Gymnasiums. Er war Philosoph, Redner, Historiker, Dichter und Verfasser von: Erinnerung an Löwenberg oder Rede über die besonderen Vorzüge Löwenbergs, Liegnitz 1611, und Feinheiten der lateinischen Sprache bei Cäsar, Wittenberg 1586. Unter seinem Rektorat 1606—25 erlebte die lateinische Schule Löwenbergs ihre Blütezeit, der leider nur zu bald Pest und Krieg ein jähes Ende bereiteten. Sein Bild mit seinem Wahlspruche „candide et constanter“ d. h. aufrichtig und beharrlich, zielt noch heute in den Räumen, in denen er einst gewirkt hatte, den Schulsaal. 3. Sein Sohn *Gottfried Suevus*, geb. 1614 zu Löwenberg, gestorben 1659 zu Wittenberg, war

Professor und Assessor des Konsistoriums sowie der juristischen Fakultät zu Wittenberg. Er hat verfaßt: Uebungen über das Lehnrecht, eine Zusammenstellung des Kriminalrechts, 12 Erörterungen über den Religionsfrieden, zahlreiche Auseinandersetzungen über juristische Stoffe, eine Geschichte der Wittenberger Akademie von 1502—1655.

Durch alle diese genannten und noch viele andere in Löwenberg geborene hervorragende Männer kam die Stadt in den Ruf eines für die Bildung der Jugend eifrig besorgten Ortes. Bezeichnend genug ist es, daß dieses Lob sogar in den Urkunden besungen wird, in denen doch sonst der trockene Ton der Formel vorherrscht. So sagt der Bischof Jakob von Salza in einer Urkunde vom 10. Oktober 1536, „er glaube auf die ihm vorgebrachte Bitte der Löwenberger eingehen zu müssen, zumal aus dieser Stadt in früher wie in jüngster Zeit in Folge des großen Auftriebs der Geistesbildung verwendeten Eifers viele Gelehrte und treffliche Männer, sicherlich mehr als aus den übrigen Städten gleicher Bedeutung, hervorgegangen seien, die durch praktische Tüchtigkeit und andere Gaben empfohlen in der Kirche wie an den Höfen der Fürsten und sonst in öffentlichen Ämtern zu Ehren erhoben, ihrer Vaterstadt wie den Ihrigen zu Nutzen, Ruhm und Zierde gereichten“, und wünscht, daß das Beispiel so berühmter Männer die Jugend zur Nachahmung anregen möge. Und ganz ähnlich heißt es in einer Urkunde des Bischofs Balthasar vom Jahre 1543: „Es haben schon ehemals die Bürger von Löwenberg das Lob gehabt, daß sie ihre Kinder mit nicht geringen Aufkosten in den Wissenschaften tüchtig haben ausbilden lassen. Deshalb sieht man auch in dieser Zeit manche treffliche gelehrte Männer aus dieser Stadt an den Höfen von Fürsten und im Regiment von Städten.“

Aus neuerer und neuester Zeit verdienen hier noch erwähnt zu werden Benjamin Gottlieb Sutorius, geb. 1720 zu Klein-Rosenu, welcher in Löwenberg als Stadtphysikus amtiert hat und eine noch heute wertvolle Geschichte der Stadt Löwenberg auf Grund von Handschriften und Urkunden 1784 und 1787 verfaßt hat, und Dr. Hermann Wese mann, geboren 1845 zu Magdeburg, welcher von 1875—1910 als Oberlehrer und Professor am Realgymnasium zu Löwenberg gewirkt hat und dessen gediegene Arbeiten zur Geschichte der Stadt Löwenberg für alle Zeiten grundlegend bleiben werden.

Auch auf dem Gebiete der Heilkunde und Naturwissenschaften haben Kinder unserer Heimat Beachtenswertes geleistet. Aus Löwenberg stammte Georg Wirkh (1470—1524). Er war der Leibarzt des Königs Ludwigs von Böhmen und Ungarn. Johannes Lange (1485—1565) ist in Löwenberg geboren. Er hatte ursprünglich in Leipzig Theologie studiert und war unter dem Dekanat seines Landsmannes und Veters Dr. Peter Wirkh Magister geworden. Bei Luthers Leipziger Disputation 1519 finden wir ihn als Rektor der Universität. Als solcher hatte er vom Herzoge Georg von Sachsen den Auftrag erhalten, die Schlußrede bei der Disputation zu halten. In dieser Rede, die er am 15. oder 16. Juli hielt, vermied er es, auf die Streitpunkte

selbst einzugehen, ertheilte aber in geschickter Weise jedem der Wortkämpfer ein Lob. So rühmte er zunächst Ecks Gedächtnis und Karlstadts Wiß, sodann aber nannte er Luther trotz der bekannten Gegnerschaft seines Auftragebers einen Mann von Charakter und hoher Gelehrsamkeit und hob die Kraft und Kühnheit seiner Rede gebührend hervor. Die Rede erschien noch in demselben Jahre im Drucke. Lange aber scheint durch die Disputation für Luther gewonnen worden zu sein. Er verließ Leipzig und ging nach Bologna und Pisa in Italien, wo er nochmals und zwar nun Arzneiwissenschaft zu studieren begann. In Pisa schloß er diese Studien mit dem Dr. der Medizin ab und gab damit der Theologie endgültig den Abschied. Neben medizinischen Schriften über Chirurgie und Skorbut hat er auch Gedichte verfaßt. Als kurfürstlich pfälzischer Leibarzt war er später sehr geachtet und starb in Heidelberg am 21. Juni 1565 als Protestant.

Die Verdienste **Theodor Puschmanns**, der 1844 zu Löwenberg geboren wurde, preist eine Gedenktafel an dem Hause Nr. 260 der Laubaner Straße. Eine Verühmtheit unter der schlesischen Ärzteschaft früherer Jahrhunderte erreichte **Kaspar Schwenkfeld**, der 1563 zu Greiffenberg als Sohn des Bürgermeisters Melchior Schwenkfeld geboren wurde. Er war als Physikus in Hirschberg und Görlitz tätig. Die Ärzte nahmen damals ihre Heilmittel fast alle aus dem Pflanzenreiche. Daher waren alle Mediziner jener Zeit erfahrene Pflanzenkundige. Als Arzt kam Schwenkfeld viel in seiner Heimat herum und lernte außer Land und Leuten auch die Tier- und Pflanzenwelt Schlesiens gründlich kennen. Auf Grund dieser Erfahrungen gab er 1600 eine Naturbeschreibung Schlesiens heraus, die erste ihrer Art, die sich durch gründliche Beobachtung und eifrige Forschung auszeichnete. Schwenkfeld ist 1609 zu Görlitz gestorben und auf dem Frauenkirchhofe daselbst beerdigt.

Greiffenberg ist auch die Vaterstadt eines Naturforschers jüngerer Zeit. **Karl Theodor Hermann Steudner** wurde hier 1832 geboren. Sein Vater war ein wohlhabener Leinwandkaufmann und starb frühzeitig. In der Schule seiner Vaterstadt lernte Steudner durch seinen vortrefflichen Lehrer Laubichler die Naturwissenschaften lieben. Nach Besuch des Görlitzer Gymnasiums studierte er in Berlin und Würzburg Medizin und Naturwissenschaften. Als junger Gelehrter gab er Arbeiten über Pflanzenkunde heraus. Als unter Henglin eine Expedition nach Zentralafrika ausgerüstet wurde, schloß er sich in seiner Eigenschaft als Naturforscher ihr an. 1861 betrat er mit der Gesellschaft den Boden Afrikas. Sie reiste die Nilländer aufwärts nach dem Süden Afrikas. Im Januar 1863 verließ sie Chartum und drang in Gegenden vor, die noch kein Europäer betreten hatte. Da wurde Steudner von einem Sumpfieber befallen und starb nach dreitägigem Krankenlager am 10. April 1863. Als Ruhestatt für den Toten wählten die Begleiter einen Platz unter einer schönen Baumgruppe an einem Flusse. Der Leichnam, der in ein Tuch eingnäht war, wurde dort in einem tiefen Grabe versenkt und mit Laub und Erde überdeckt. So fand ein viel versprechen-

der Forscher ein frühzeitiges Ende. Die nachgelassenen Schriften Steudners sind veröffentlicht worden und haben viel Beachtung gefunden.

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts sind noch bekannt geworden der Kantor und Lehrer K. F. Dresler in Löwenberg durch seine reichhaltigen naturkundlichen Sammlungen und die Herausgabe einer „Flora des Kreises Löwenberg“ und der Kartograph G. Leeder, gebürtig aus Rabishau, durch seine Landkarten, die in Volksschulen und höheren Unterrichtsanstalten Eingang gefunden haben und noch heute als geschätztes Unterrichtsmaterial im Gebrauche sind.

Auch auf dem Gebiete der schönen Künste sind Kinder unserer Heimat zu nennen. Karl Wilhelm Greulich, geboren 1796 zu Kunzendorf u. W., war als sechsjähriger Knabe ein Wunderkind im Klavier- und Orgelspiel. Er gab später als Musiklehrer in Berlin eine beliebte Klavierschule heraus. Leberecht Baumerl, geboren 1833 zu Rabishau, war Komponist von Orgelstücken, Chören und Schulliedern. Nicht unerwähnt mag an dieser Stelle bleiben der königliche Kammermusikus Moriz Hanemann, der über sein Leben und seine Schriften ein im Verlage von Otto Gölker und Co. Berlin 1874 erschienenes Buch für seine Freunde veröffentlicht hat. Geboren am 28. Februar 1808 zu Löwenberg, erfüllte sich nach einer harten, entbehrungsreichen Jugend und längerem Besuche des Gymnasiums St. Elisabeth in Breslau endlich sein sehnlichster Wunsch, Musiker zu werden. Durch Fürsprache edler Menschen, besonders des Superintendenten Schroer in Löwenberg beim Generalfeldmarschall Grafen von Oeisenau, des Generalstabsoffiziers von Olberg und vor allem des kgl. Kammermusikus Lürschmiedt erhielt er in Berlin freien Unterricht bei einem der vorzüglichsten Violoncellisten, dem ehemaligen ersten Mitgliede der kgl. Kapelle Hansmann. Infolge seines Fleißes und seines Talentes wurde er bald Accessist in der kgl. Kapelle und gewann damit die Aussicht auf feste Anstellung. Auf Verwendung seines Lehrers erhielt er von Sr. Majestät König Wilhelm III. wiederholt Gnadengeschenke, so u. a. ein sehr wertvolles italienisches Violoncello und freien Unterricht in der Theorie der Musik. 1830 wurde er als erster Violoncellist der kgl. Kapelle fest angestellt und 15 Jahre später zum Solospieler für das Ballet mit vierfachem Gehalte ernannt. Als solcher hat er vor fast allen gekrönten Häuptern Europas seiner Zeit zu spielen wiederholt Gelegenheit gehabt, und eine stattliche Anzahl von Schülern erfreute sich seines Unterrichts. Da der Theaterdienst nur geringe Anforderungen an ihn stellte, so beschäftigte er sich aufs eifrigste mit der Philosophie, an der er großen Gefallen fand. Im Jahre 1846 schrieb er den Roman: „Felix Fißel, ein Künstler und Virtuose unserer Zeit“; ferner hegte er eine große Liebhaberei für Delbilder und altdeutsche Tongefäße aus dem 15.—17. Jahrhundert. Seine Sammlung zählte ohne Dubletten im Jahre 1872 1058 Stück und war unfreitig die reichhaltigste, welche Deutschland damals aufzuweisen hatte. Sie ist Eigentum des Staates geworden und dem Berliner Gewerbe-Museum einverleibt worden. Er schließt seine Lebensbeschreibung mit folgenden Wor-

ten, die hier Platz und rechte Beachtung finden mögen: „War doch zu Anfang meines Lebens nichts mein Eigen als der Besitz rechtschaffener Eltern und braver Geschwister und der Wunsch und gute Wille, etwas zu lernen, und dennoch erreichte ich unter Gottes Segen und guter Menschen Beistand eine ehrenhafte Stellung als Musiker und zwar im feuren Vaterlande, sammelte reiche Erfahrungen und liebe Erinnerungen, wurde fest im Glauben an eine gütige Vorsehung und habe den Wert meiner Mitmenschen kennen und sie herzlich lieben gelernt. — Ist das nicht genug, um mich glücklich zu preisen, nicht genug, um mit meinem Geschicke zufrieden zu sein?“ — Und dieser edle und liebenswürdige Mann krönte sein Lebenswerk damit, daß er trotz einer üblen Erfahrung seitens seiner Vaterstadt ihr im Jahre 1874 testamentarisch die Summe von 30 000 Mark vermachte zur Unterstützung verkrüppelter Mädchen, zur Einkleidung armer Schulkinder, zur Anschaffung von Brennholz für arme Einwohner und zur Unterstützung unbemittelter Witwen und Waisen von im Felde gebliebenen Soldaten. Er ist am 7. Januar 1875 zu Berlin gestorben und seinem Wunsche gemäß auf dem hiesigen Friedhofs beigesetzt worden.

Eine nachhaltige Wirkung auf das Musikleben der damaligen Zeit ging von der Stadt Löwenberg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus, als Friedrich Wilhelm Hermann Konstantin Thassilo, der letzte Fürst von Hohenzollern-Hechingen, nach dem Verzicht auf sein Ländchen seine letzten Lebensjahre von 1851 bis 1869 teils in Löwenberg, teils in der Nähe auf seinem Schlosse Hohlstein in der Pflege der Musik verbrachte und der Stadt einen noch heute unvergessenen Abglanz einer kleinen Hofhaltung verlieh. In den Konzerten der fürstlichen Hofkapelle, deren Leiter der geniale Max Seifriz war, haben fast alle Musikgrößen dieser Zeit mitgewirkt, wie Richard Wagner, Liszt, Hans von Bülow, Hector Berlioz, der Cellist David Popper, der Geigenvirtuose Vieuxtemps, die Klaviervirtuosinnen Sophie Menter und Adeline Lopp, der Klaviertitane Karl Taubig, der spätere Indentant von Bronsart und viele andere. Die Löwenberger Hofkapelle gewann damals ein hohes Ansehen in der musikalischen Welt. Denn trotz der Vorliebe des Fürsten für Schumannsche Kompositionen wurden alle auserlesenen Konzertwerke von Bach und Händel bis Brahms gleichmäßig berücksichtigt, und „in dem freimütigen Eintreten für Berlioz, Wagner und Liszt, deren Wertschätzung damals nur auf verschwindend wenige exklusive Heimstätten der Kunstpflege beschränkt war, arbeiteten Fürst und Dirigent einander in die Hände, und nicht mit Unrecht könnte man behaupten, Löwenberg sei zu jener Zeit ein musikalisches Weimar gewesen“.

Aber nicht nur in der Pflege der Musik hat sich Löwenberg von jeher eifrig befähigt, sondern auch für die Herstellung eines eigenartigen Musikinstruments ist es zur Zeit auf dem Weltmarkte mit sonangebend geworden. Hier hat nämlich der fürstlich Lippe'sche Hoflieferant Johannes Eich seine Werkstätte aufgeschlagen und sendet von hier aus seine Kunstharmonien in die Welt. Als Sohn eines Landwirts am 5. April

1844 zu Märsdorf a. B. geboren, wollte Tisch ursprünglich Lehrer werden. Aber bei dem Studium klassischer Musik unter der Anleitung seines Seminarmusiklehrers ging ihm jedes Interesse am Lehrfache verloren, und eines schönen Tages kehrte er freiwillig dem Breslauer Seminar den Rücken und tauchte wieder in Märsdorf auf, wo er nun zunächst seine freie Zeit dazu benutzte, ein kleines Harmonium zu bauen. Es begann dann für ihn ein unftetes Wanderleben, in dem er sich sein Brot bald als Jäger, bald als Büchsenmacher, Photograph, Uhrmacher, Musiklehrer und Klavierbauer zu erwerben versuchte. Als letzterer hatte er endlich Erfolge zu verzeichnen, und so faßte er den Entschluß, Musikinstrumentenbauer zu werden. Eine schaffensfrohe Zeit brach jetzt für ihn an, zuerst in Halbau, dann in Görlitz und zuletzt in Löwenberg, wo der Preis noch heute mit fast ungebeugter Rüstigkeit arbeitet. Inzwischen hatte Tisch sich auch mit dem Studium des Orgel- und Harmoniumbaus befaßt, und als gelegentlich eines Besuchs auf dem nahen Schlosse Kleppelsdorf bei Lähn der damalige Besitzer Rohrbeck ihm ein von der Weltfirma Mustel in Paris gebautes Kunstharmonium zeigte und dessen hervorragende Eigenschaften pries, erklärte der wackere Löwenberger kühn, ein zum mindesten gleichwertiges Instrument herzustellen zu können. Rohrbeck war anfänglich erstaunt, führte aber nach einiger Zeit eine Unterredung zwischen Tisch und dem deutschen Vertreter Mustels, Karl Simon, dem Inhaber des bekannten Berliner Musikhauses, herbei, als deren Ergebnis Tisch den Auftrag zum Bau eines Kunstharmoniums mit nach Hause nahm. Mit Feuereifer ging es jetzt an die Arbeit, und nach kaum 14 Monaten wurde ein Tischsches Kunstharmonium zum ersten Male in Berlin durch den Virtuosen Stabernack vorgeführt, welcher erklärte, daß es hinsichtlich seiner hervorragenden Eigenschaften dem französischen Kunstwerke keineswegs nachstehe. Infolgedessen schloß das Harmoniumhaus Simon mit Tisch einen Vertrag, nach welchem dem ersteren zunächst auf zehn Jahre hinaus der Alleinverkauf der Tischschen Fabrikate, diesem aber die Abnahme sämtlicher von ihm gefertigten Instrumente durch Simon zugesichert wurde. — Die hauptsächlichste Neuerung dieses Kunstwerkes besteht in der von Victor Mustel 1853 erfundenen, von Johannes Tisch hier selbst in unvergleichlicher Weise gebauten, sogenannten Doppel-Expression (zwei Luftfangkästen im Gegensatz zu nur einem bei einfachen Instrumenten), die es dem Spieler ermöglicht, zwei gänzlich verschiedene Stärkegrade für Melodie und Begleitung gleichzeitig zur Ausführung zu bringen. Der ungeheure Reichtum der Klangfarben des an und für sich äußerlich kleinen Instruments wie auch die präzise Ansprache der 480 feinen Metallzungen in Verbindung mit der äußerst ingeniosen Hammer-Mechanik gestatten diesem Kunstwerke nahezu unbegrenzte Möglichkeiten für die Ausführung der verschiedenartigsten musikalischen Kompositionen. Man hört ebenso die bekanntesten Orchester-Instrumente, wie Flöte, Oboe, Horn, Klarinette, Violine, Bratsche, Cello, als auch die mächtigen Orgelklangfarben vom leisesten Pianissimo bis zum brausenden Fortissimo. Professor Dr. Siegfried Karg-Elert in Leipzig, der bekannte und be-

deufende Meister des Harmoniums urteilt über das Werk des schlichten schlesischen Instrumentenbauers Johannes Tiz folgendermaßen: „Ich kenne kein einziges Instrument, obgleich ich die Orgel und das universelle Klavier von ganzem Herzen liebe, welches den seelischen Ausdruck so restlos wiederzugeben imstande ist wie ein Tiz. Kein Streich-, Blas- oder Schlaginstrument kommt dem Tiz an Koloristik, Vielseitigkeit in der Behandlung, an dynamischen Schattierungen nur annähernd gleich. Es ist ein Orchester und eine Orgel und ein Klavier in gewissem Sinne zugleich. Erhebt mich die Orgel, begeistert mich das Klavier, so beglückt und bezaubert mich täglich aufs neue mein herrlicher Tiz“. Johannes Tiz hat am 5. April 1924 in Löwenberg noch rüstig und ungebeugt seinen 80. Geburtstag gefeiert.

Aus Löwenberg stammt auch der angesehene Bildhauer Johannes Pfuhl, geboren 1846. Nach dem Besuche der Berliner Kunstakademie schuf er 1872 das Marmordenkmal Steins in Nassau. Nachdem er 1875 und 1878 Studienreisen nach Italien gemacht hatte, führte er 1878 einen 70 Meter langen marmornen Relieffries mit Darstellungen aus dem deutsch-französischen Kriege für die Lichtenfelder Hauptkatheden-Anstalt aus. Von seinen späteren Werken sind zu nennen: das Standbild des Grafen Stolberg für Landeshut i. Schlef. 1878, der in Bronze gegossene Perseusbrunnen in Posen 1891, das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. mit Statuen Bismarcks und Moltkes 1893, das Denkmal des Grafen Roon 1895, Jakob Böhmes 1898, Goethes 1902, das Doppelstandbild Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs 1902, sämtlich in Görlitz, das Laubedenkmal in Sprottau 1895 und das Marmorstandbild Kaiser Wilhelms I. im Reichstagsgebäude 1905. Außerdem hat Pfuhl viele Büsten berühmter Männer, wie Blüchers, Zietens, Robert Kochs u. a. ausgeführt. Sein letztes großes Werk ist eine Theseusgruppe, welche in Athen Aufstellung gefunden hat. Er war Professor und Inhaber der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und lebte zuletzt in Baden-Baden, wo er im Jahre 1913 gestorben ist.

Aus jüngster Zeit sind ferner zwei Männer der Technik zu nennen die sich eines internationalen Rufes erfreuen. Wilhelm Seibt Dr. ing. h. c., Preussischer Professor und Geheimrat Regierungsrat, geboren zu Löwenberg 1846, war nach dem Besuche der Oberfeuerwerker-Schule, der Gewerbe-Akademie, der Bauakademie und der Universität zu Berlin bis 1890 erster Assistent am geodätischen Institut in Berlin, sodann bis 1915 Vorsteher des Büros für die Hauptnivellements und Wasserstandsbeobachtungen im Ministerium der öffentlichen Arbeiten und im Nebenamt Mitglied des Zentraldirektoriums der Vermessungen im Preussischen Staate, endlich Bevollmächtigter des Deutschen Reiches für die internationale Erdmessung. Er ist Verfasser mehrerer vom geodätischen Institute und vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegebenen Werke und zahlreicher, vornehmlich im Zentralblatte der Preussischen Bauverwaltung erschienenen Abhandlungen über Feinnivellements, Wasserstandsbeobachtungen und über die mannigfachen, feinmechanischen Apparate der von ihm auf Grund seiner Patente ausgebil-

deten Pegelbauart Seibt-Fuß. Seibt ist Inhaber der Silbernen Medaille für Verdienste um das Bauwesen und der großen Preise und Ehrendiplome der Weltausstellungen von Paris, St. Louis, Brüssel und Mailand sowie Ritter des Kronenordens 2. Klasse und vieler anderer hohen Orden. Er wohnt in Berlin-Grünwald.

Mag Walter, geboren am 25. März 1857 zu Löwenberg i. Schles., erhielt seine Ausbildung auf der damaligen Gewerbe-Akademie, jetzt Technischen Hochschule in Berlin. Seine technische Laufbahn begann er 1880 im Schiffbau-Konstruktionsbüro des Vulkans in Bredow bei Stettin. 1882 trat er eine Stellung als Schiffbauingenieur in der Reparaturwerkstatt des Norddeutschen Lloyds in Bremerhaven an, wo ihm außer der Ausführung der zahlreichen Schiffszumbauten auch die Bearbeitung der Schiffszneubauten oblag. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, an der Ausbildung des damals noch in den Kinderschuhen stekenden deutschen Handelsschiffbaus erfolgreich mitzuwirken. Während der Norddeutsche Lloyd zur Zeit seines Antritts noch alle Schiffe in England bauen ließ, war Walter aufs eifrigste bemüht, den Bau weiterer Schiffe deutschen Werften zuzuwenden, was dazu führte, daß vom Jahre 1890 ab fast sämtliche Schiffe des Norddeutschen Lloyds auf deutschen Werften gebaut wurden.

Beim Entwurf der Pläne für die Schiffszneubauten richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Sicherheitseinrichtungen. Diese bestanden neben der Anordnung und zweckmäßigen Verteilung zahlreicher wasserdichter Schotte besonders in der Einführung des Doppelbodens, der Doppelschraubenanordnung, der von der Kommandobrücke aus zu betätigenden Schottenschließvorrichtung, der drahtlosen Telegraphie, der Unterwasser-schallempfänger und der Schlingerkiele. Alle diese Einrichtungen brachten es dahin, daß die Schiffe des Norddeutschen Lloyds wegen ihrer großen Sicherheit und vielen Annehmlichkeiten zu den beliebtesten auf dem Weltmeere gehörten. Der Norddeutsche Lloyd erkannte Walters Tätigkeit dadurch an, daß er ihn 1895 an den Sitz seiner Geschäftsleitung nach Bremen, am Tage seines 50 jährigen Bestehens im Jahre 1907 in den Vorstand berief und ihm die gesamte technische Leitung seines Unternehmens übertrug. Walter ist ferner ständiges Mitglied des Ausschusses zur Beratung der Bauvorschriften des Germanischen Lloyds und zahlreicher Kommissionen. Auch bei den auswärtigen Verhandlungen mit der englischen und französischen Regierung, die 1907 und 1909 durch neue Gesetze der deutschen Schifffahrt erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten drohten, gelang es ihm in seiner Eigenschaft als Schifffahrtssachverständiger, wesentliche Milderungen zu Gunsten der deutschen Schifffahrt durchzusetzen. Ebenso wurde er 1913 vom deutschen Reiche als Sachverständiger zu der internationalen Beratung über Maßnahmen zum Schutze des menschlichen Lebens auf See entsandt, wo die deutschen Vorschläge in Würdigung der hervorragenden Leistungen des deutschen Schiffbaues ganz besondere grundlegende Berücksichtigung fanden. Walter ist noch heute technischer Direktor des Norddeutschen Lloyds und bedauert aufs tiefste den durch den Weltkrieg erlittenen Verlust aller der

schönen Schiffe, an deren Bau er so großen Anteil gehabt hat und die zu dem großen Ansehen Deutschlands in der Welt mit beigetragen haben. Trotzdem hofft er bei dem Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte dem deutschen Vaterlande durch seine Erfahrungen noch von einigem Nutzen sein zu können. Anfang März 1922 hat er sein 40 jähriges Jubiläum im Dienste des Norddeutschen Lods gefeiert und ist aus diesem Anlasse von der Technischen Hochschule in Berlin zum Dr. ing. h. c. ernannt worden.

Endlich verdienen noch zwei Männer hier hervorgehoben zu werden, die sich in der Verwaltung des preußischen Staates und des deutschen Reiches hervorragend betätigt haben. Der eine ist Johann Chrystofomus von Blockmann, welcher am 24. Januar 1697 in Löwenberg geboren ist. Sein Vater Johann Jeremias Blockmann war Postmeister, Steuer- und Rentamtsverwalter daselbst. Nach dem Besuche des Gymnasiums zu Lauban und der Universitäten Halle und Leipzig, wo er die Rechte studiert hatte, wurde er in Küstrin 1721 Obersteuereinnehmer, 1723 Regierungsdvokat, 1726 Landsyndikus und Hofrat, als welcher er schon damals mit dem Kronprinzen Friedrich näher bekannt geworden ist (Mittheilung des Herrn Pastor Posselt-Löwenberg auf Grund der Westermann'schen Familienchronik) und 1739 Kriegs- und Domänenrat. In Küstrin sind dann die alten Beziehungen zwischen Blockmann und dem Kronprinzen nach des letzteren Entlassung aus der strengen Haft erneuert worden, indem Blockmann ihn in die kameralistischen Studien eingeführt und dem prinzlichen Auskultator bei der Kammer mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat. In dankbarer Erinnerung an seinen verdienten Lehrer und Freund hat dann König Friedrich II., als mit der Besitzergreifung Schlesiens die Freiheit und Selbständigkeit der Städte aufhörte und die neuen Mitglieder des Rates oder Magistrates vom Könige auf Lebenszeit ernannt wurden, Blockmann am 11. September 1741 zum Direktor der Stadt Breslau berufen, und schon am 30. Oktober desselben Jahres erhielt er das Prädikat eines Geheimen Rates und den Adel. 1742 wurde er Direktor des königlichen Oberkonsistoriums in Breslau, einer Kirchenbehörde, die mit dem Oberamte oder der Oberamtsregierung zusammen einen Präsidenten hatte und der die Organisation der gesamten evangelischen Provinzialkirche wie der einzelnen evangelischen Kirchengemeinden oblag. Aber nicht bloß um seinen König, um die Stadt Breslau und um die schlesische evangelische Provinzialkirche hat sich Geheimrat von Blockmann verdient gemacht, sondern noch höher sind seine Verdienste um seine Vaterstadt Löwenberg zu veranschlagen. Ihm verdankt sie nicht allein die Förderung des Baues ihres evangelischen Gotteshauses durch die Regelung der Platzfrage, durch erhebliche Beiträge zum Baukapitale und seine Beteiligung bei der Grundsteinlegung, sondern auch den Bau des evangelischen Pfarr- und Schulhauses. In seinem am 24. Dezember 1746 errichteten Testament hatte nämlich Herr von Blockmann der Stadt Löwenberg die Summe von 5000 Gulden = 3340 Talern mit der Bestimmung vermacht, daß die Zinsen dieses Kapitals der evangelischen Stadtschule, den Stadtfarmen ohne

Unterschied des Bekenntnisses sowie bedürftigen evangelischen Löwenberger Stadtkindern, die auf Universitäten studieren wollten, zuließen sollten. Der Zinsertrag, nach damaligem Zinsfuß 300 Gulden = 200 Taler, sollte aber erst dann seine völlige stiftungsmäßige Verwendung finden, wenn die Gemeinde in den Besitz eines Pfarr- und Schulhauses gelangt wäre. Bis dahin sollten 150 Taler zum Bau und nur 50 Taler für die Schule verwendet werden. Der Stifter verpflichtete sich sogar, von Johannis 1746 ab diese Zinsen selbst zu zahlen und damit bis zur Vollendung des Baus fortzufahren. Durch Nachzettel zu seinem Testamente vom 24. Januar 1750 legte er im Falle seines Todes seinen Erben die gleiche Verpflichtung auf. Den Bau selbst leitete Herr von Blockmann bei seiner Anwesenheit hierselbst 1747 in die Wege. Am Tage der Kirchweihe, am 17. November 1748, wurde in Gegenwart des hochherzigen Stifters der Grundstein zu dem Pfarr- und Schulgebäude gelegt. Am 28. November 1754 war der Bau so weit vorgeschritten, daß das Haus eingeweiht werden konnte. Als abgeschlossen aber kann man ihn erst im Jahre 1764 betrachten. An dieser Verzögerung frug der Tod des Geheimrats von Blockmann am 23. Dezember 1752 die Schuld, da die Erben wegen großer Vermögensverluste infolge des Siebenjährigen Krieges ihren Verpflichtungen gegen die Pfarrhausbankasse nicht mehr voll nachkommen konnten. (Mit Benutzung der Nachrichten aus der Vergangenheit und Gegenwart der evangel. Kirchengemeinde zu Löwenberg i. Schles. von Pastor C. Wilking 1898.)

So hat denn dieser Edelmann, der sich um Vaterland, Heimatproving und Vaterstadt so große Verdienste erworben hat, auch noch den Ruhm, zum Aufbau der evangelischen Kirchengemeinde Löwenberg beigetragen und sich ihrer Armen und Notleidenden für alle Zeiten angenommen zu haben. In dankbarer Erinnerung an seine Verdienste haben die städtischen Behörden Löwenbergs in jüngster Zeit eine Straße nach ihm benannt.

Der andere verdiente Verwaltungsbeamte ist Franz von W ant o ch - R e k o w s k i, Kgl. Preuß. Kammerherr, Geheimer Legationsrat, Kaiserlicher Generalkonsul und Kgl. Preuß. Major a. D., geboren am 20. Juni 1851 zu Löwenberg i. Schles., Sohn des Hauptmanns im Inf. Regt. Nr. 7, späteren Königs-Gren.-Regt. (2. Westpr.) Nr. 7 und persönlicher Adjutant Sr. Hoheit des Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin von Hohenzollern-Hechingen. Beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges zog er als Leutnant desselben Regiments, in welchem sein Vater gestanden hatte, hinaus gegen den alten Erbfeind, um an blutigen Schlachten, aber auch an herrlichen Siegen teilzunehmen, bis schließlich seine Verwundung in der Schlacht am Mont Valerien ihn im großen Schloßlazarett zu Versailles unter den Kolossalgemälden der Schlacht bei Eylau und des Einzuges Napoleons I. in Berlin zur Ruhe brachte. Es folgten nun drei Jahre des Siechtums und des Kampfes ums Dasein, drei unstete Wanderjahre meist in Italien, bis dem sprachkundigen jungen Offizier der Eintritt in die vielversprechende konsularische Laufbahn des neuen Reiches eröffnet wurde. Am heiligen Abend 1873 flog ihm die

Ernennung zum Konsularanwärter und Sekretär bei dem kurz zuvor errichteten Kaiserlichen Berufskonsulate zu Messina als Wegweiser in eine neue Zukunft auf den Weihnachtstisch. Auf Messina folgte dann Nizza. 1886 erfolgte seine Berufung als Konsul des deutschen Reiches nach der wichtigen lombardischen Hauptstadt Mailand, und während der Jahre 1891—1905 residierte er als Vertreter des Reiches und Generalkonsul für Süditalien in Neapel. In allen Orten seiner konsularischen Wirksamkeit sah er seine Hauptaufgabe darin, neben den besonderen Interessen der Kolonie die Gesamtinteressen des deutschen Handels zu vertreten, zwischen der deutschen Ansiedlung und den italienischen Behörden gute Beziehungen zu unterhalten, den Bewegungen des deutschen Handels auf Schritt und Tritt zu folgen, um jederzeit in der Lage zu sein, fördernd, beratend und wann es not tat, auch schützend einzutreten, ferner Verkehrserleichterungen in Anregung zu bringen, auf den Bezug von Rohprodukten und auch auf Erfindungen jeder Art hinzuweisen, welche der deutschen Industrie dienstbar gemacht werden konnten, kurz, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Ausfuhrfähigkeit der deutschen Erzeugnisse zu erhöhen. Nicht minder ist er stets bemüht gewesen, im Auslande ein Vorkämpfer für deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft und deutsche Sitte zu sein. Daß ihm dies in hervorragender Weise gelungen ist, beweisen nicht allein zahlreiche Dankschreiben an den „nie fehlenden, immer verstehenden, stets wirksam helfenden Freund“, sondern auch mehrere amtliche Kundgebungen von hoher, höchster und allerhöchster Seite. Während der Kriegsjahre hat er die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen vollendet, von denen manche Kapitel mit seinem „Herzblute“ geschrieben sind. Sie sind im Jahre 1919 unter dem Titel: „Aus dem Leben eines Generalkonsuls 1874—1905“ in der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin erschienen, nachdem er bereits im Jahre 1915 sein Buch: „Aus dem Leben eines Schlesiens, Jugend-, Kriegsfahrt-, Wanderjahre 1851—73“ in der E. S. Beck'schen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München veröffentlicht hatte. Zur Zeit (1924) lebt der Verfasser mit seiner Familie nach dem Verluste seiner reichen italienischen Besitzungen bei seinem Sohne, dem Regierungsrate Wilhelm von Wantoch-Rekowski in Erfurt.

Siermit sei die Reihe bedeutender Männer unserer Heimat geschlossen, obwohl sie noch um eine Anzahl vermehrt werden könnte. Mag auch bei manchem die „Berühmtheit“ angezweifelt werden, so ist es doch eine Befätigung der Heimatliebe, wenn wir verdienstvolle Menschen, die unseren heimatlichen Orten entstammen, nicht der Vergessenheit überlassen, sondern ihnen ein dankbares Andenken bewahren.

Holzbecher-Hohstein und Prof. Dr. Kleber-Löwenberg.

Die Pestsäule in Schmottseiffen.



daselbst das Gelübde getan, Mariä Opferung in und außer dem Kloster zu feiern und damit die hl. Kommunion zu verbinden.

Von Schmottseiffen erzählt der Volksmund noch jetzt, daß die Pest das ganze Dorf schrecklich heimsuchte und die gefürchtete Seuche erst bei dem Gute Nr. 200, kurz vor der Kirche, zum Stillstand kam. Der damalige Besitzer namens Melchior Arnold ließ in Dankbarkeit gegen Gott über dem Hofstore die Figuren der hl. Pestpatrone Fabian und Sebastian aufstellen. Der Familie Arnold verdankt auch die noch jetzt im Garten des Handelsmanns Karl Bormann (Nr. 286) stehende, gewöhnlich als Pestkapelle bezeichnete Pestsäule ihre Entstehung. Die drei Meter hohe, mehrfach gegliederte Säule aus Sandstein trägt einen kapellenartigen Aufbau, der mit den Bildern des hl. Aloysius, des hl. Karl Borromäus sowie des hl. Herzens Jesu und Mariä geschmückt ist. Das Ganze wird überragt von einem kleinen Kreuz mit Maria und Johannes. Besonderes Interesse verdienen die im viereckigen Sockel der Pestsäule angebrachten Majuskel-Inschriften. An der Südseite ist zu lesen:

Die Chronik der Stadt Liebenthal berichtet, daß im Jahre 1613 um die Pfingstfeiertage „die greuliche Seuche der Pestilenz“ daselbst angefangen habe und vermutlich durch Leinwandsendungen von Greiffenberg herübergekommen sei. Die furchtbare Krankheit hat aber damals nicht allein in Liebenthal, sondern auch in allen Orten der Umgegend, besonders in Schmottseiffen, gewüthet. Als endlich im Dezember das Leiden aufhörte, gelobte die Aebtissin Ursula Jauer in Liebenthal ein Hochamt am St. Sebastian (20. Januar). Ebenso wurde zur Errettung von der Pest im Jahre 1633 von den Benediktinerinnen

Zu Ehren den heiligen Pestpaferon
Ist dieses Werk erbauet worn,
Auf daß sie Gott für uns bitten
Und von Pesthertz behütten.

Ein Spruch an der Westseite nennt den Stifter der Kapelle:

Melcher Arlet hie bestellt
Und ander, so sich zu ihm geselt,
Haben dies Werk lassen aufführen
Bloß und allein zu Gottes Ehren.

Die Ostseite trägt unter der Jahreszahl 1682 den Reim:

Als etwan vor einem Jahr
Das ganze Dorf gemessen war,
Die Mitte sich befinden thaet
Wo jetund die Kapellen steht.

Die an der Nordseite angebrachte Zahl 11 129 gibt die Länge des Dorfes in Ellen an, wie die darunter stehende Inschrift bekundet:

Diese Ziffern thun erzehlen,
Wie lang das Dorf sei an Ellen.
Darumb glaub es gar gewiß,
Das dem so und nicht anders ist.

Ein anderer Melchior Arnold, von 1691—1739 Besitzer des Lehngutes Nr. 218, war zunächst Gerichtsscholze in Märzdorf a. B., von 1732 bis 1739 jedoch Ortsrichter zu Schmottseiffen. Er erbaute 1719 die der Pestsäule ähnlichen Kapellen vor dem genannten Lehngute Nr. 218 und an der Straße nach Klein-Röhrsdorf, die beide die Inschrift tragen:

Gott zu Ehren hat lassen renovieren
Melchior Arnold 1719.

(Der Ausdruck „renovieren“ wurde damals vielfach in dem Sinne von „neu errichten“ gebraucht.)

B. Becker.



Ein Wallfahrtsort im Kreise Löwenberg.

Neuländer Bergfest! Noch hat es seine alte Anziehungskraft nicht verloren. Aus der ganzen Umgegend kommen sie am 2. Sonntag nach Ostern herbeigeströmt, die Männer, Frauen und Kinder, welche an der kirchlichen oder weltlichen Feier des Bergfestes teilnehmen wollen. Komm, mein lieber Leser, und begleite mich in Gedanken nach Berg Neuland!

Von Löwenberg nach West wandernd, gelangen wir zu dem stattlichen Dorf Langenvorwerk, hinter dem sich steil der bewaldete Neuländer Berg, die Harte, erhebt. Mitten im Dorfe begrüßen uns die Zeugen einer längst verschwundenen Zeit, die trostigen Mauern einer verfallenen Wasserburg. Bald beginnt der Weg den Abhang der Harte hinaufzusteigen. Doch bevor wir in den Wald eintreten, wollen wir einmal Rückschau halten. Ein prächtiges Bild bietet sich unserem Auge; fast glaubten wir uns in ein Alpenland versetzt. Da liegt die Stadt Löwenberg vor uns, links und rechts von Bergen umgeben. Die fünf stattlichen Türme des altersgrauen Städtchens werden noch überragt von dem kühngebildeten Kegel des Propsthainer Spitzberges, der aus der Ferne herübergrüßt. Im Süden erblicken wir die „Hochaltäre des Ewigen“, die Gipfel des Riesengebirges, welche ihr schimmerndes Wintergewand aus Schnee und Eis noch nicht abgelegt haben. Doch nun hinein in den grünen Wald! An verlassenen Sandsteinbrüchen und mächtigen Steinhalden vorbei führt unser Weg immer aufwärts bis zur Höhe des langgestreckten Bergrückens. Plötzlich stehen wir vor einem seltsamen, fast turmartigen Gebäude von zwei Stock Höhe. Es ist das Simonishaus. Die einzige, sonst verschlossene Tür ist heute geöffnet; unablässig kommen und gehen andächtige Besucher. Wir treten ein. Durch die grünen, durchbrochenen Fensterläden fällt ein gedämpftes Licht in eine schöne gewölbte Halle. Sie birgt ein Meisterstück der Holzschnitzerei aus der Zeit des Barock, das letzte Abendmahl. Ueberrascht, teilweise tief ergriffen, betrachten die meisten Besucher das fromme Kunstwerk; kein lautes Wort ist trotz des Andranges zu hören.

Das jetzt völlig leere obere Stockwerk des Simonishauses diente früher merkwürdigerweise einem recht weltlichen Zwecke: Die großen Jagdessaen der Neuländer Grundherren wurden hier oben abgehalten.

An das Simonishaus schließt sich eine sogenannte Kalvarie an, das ist eine Anzahl Kapellen, in denen die wichtigsten Begebenheiten der Leidensgeschichte Jesu dargestellt sind. Auf beiden Seiten einer langgestreckten Waldlichtung erblicken wir je vier hübsche Kapellen. Sie enthalten gleichfalls treffliche Werke der Holzschnitzkunst. In andächtige Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens Jesu versunken, knien zahlreiche Wallfahrer vor diesen Andachtsstätten.

Die Kalvarie findet ihren Abschluß in dem prächtigen Bergkirchlein, welches in einem mit einer Kuppel gezierten Anbau eine genaue Nachbildung des Heiligen Grabes zu Jerusalem birgt.

Ueber den Stifter der genannten Baulichkeiten und Kunstwerke melden alte Aufzeichnungen folgendes: „Seine Erzellenz, der Hochgeborene Herr Christoph Wenzel, des Heiligen Römischen Reiches Graf von Nostitz und Rheineck (Rhyneck), erhielt am 7. September 1700 vom Hochwürdigem Herrn General-Vikar des Bistums Breslau, Herrn Antonius Erasmus Reitlinger, die Erlaubnis, auf dem Berge dem Schloß Neuland gegenüber, zum frommen Andenken an das bittere Leiden eine Kirche mit heiligem Grab und bei derselben Stationen des heiligen Landes zu errichten, und der Kurfürst von Mainz und Bischof in Breslau, Franz Ludwig, ließ zu diesem gottgefälligen Bau durch seinen damaligen Hochwürdigem General-Vikar, Grafen von Frankenberg, den Grundstein legen. Ein Jahrhundert vorher hatte ein Ahnherr dieses Hoch-Reichsgräflichen Stammes, der Hochgeborene Ritter von Nostitz, Herr auf Seifersdorf und Schochau, in armen Pilgerskleidern zu Fuß die Wallfahrt nach Jerusalem gemacht.“

Die Bergkirche wurde 1703 durch Graf Christoph Wenzel von Nostitz vollendet. Von da an beginnen die Wallfahrten zum hl. Grabe auf Berg Neuland am 2. Sonntage vor und besonders am 2. Sonntage nach Ostern. Mit der Zeit wurde Neuland ein berühmter Wallfahrtsort. Nicht nur einzelne Wallfahrer, sondern ganze Prozessionen kamen von nah und fern gepilgert, sogar aus dem entlegenen Böhmen. Für solche Mengen war freilich das Bergkirchlein zu klein; der Vorplatz des Gotteshauses mußte den fehlenden Raum ersetzen. Besonders stark war der Besuch im 19. Jahrhundert. Noch in den sechziger Jahren desselben fanden sich Prozessionen aus Naumburg a. Du., Liebenthal, auch aus Böhmen ein. Allmählich verlor aber die kirchliche Feier an Bedeutung; die Prozessionen blieben aus, die Wallfahrer trafen nur noch vereinzelt oder in kleineren und größeren Gruppen ein. So ist es bis jetzt geblieben. Dafür ist aber dem Zeitgeist entsprechend die weltliche Feier immer mehr in den Vordergrund getreten.

In der Nähe der Kirche erblicken wir neben der stattlichen Wohnung des Forstmeisters ein recht bescheidenes Pfarrhaus und ein kleines Kloster. Einige Barmherzige Schwestern entfalten darin eine segensreiche Tätigkeit im Dienst der christlichen Nächstenliebe, indem sie alte, sieche Leute aus der Umgegend und arme Waisenkinder bei sich aufnehmen. Das Kloster wurde in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einer Gräfin von Nassau, welche in Neuland ihren Witwensitz hatte, gegründet. Leider war die edle Stifterin mit Glücksgütern selbst nicht allzureich gesegnet und konnte dem Kloster nur spärliche Einkünfte zuweisen. So haben die Ehrwürdigen Schwestern und ihre Pflegebefohlenen von jeher in apostolischer Armut leben müssen. Der unglückselige Krieg hat sie vollends in die bitterste Not versetzt.

Nun steigen wir den breiten Waldweg hinunter zum Festplatz am Fuße des Berges. Dort umgibt uns das fröhliche Treiben eines Volksfestes. Karussell und Schießbude, Glücksrad und Würfeltisch, Wanderzirkus, Verkaufsstände von Würstchen, Pfefferkuchen und Reiseanden-

ken, Schankzelle: alles das ist auf dem Platz zu finden, den eine festlich gestimmte Menge belebt. Ueberall Lachen und Scherzen, echt schlesische Gemüthlichkeit! Bekannte treffen und begrüßen sich, sitzen bei Kaffee und Bier plaudernd an den im Freien aufgestellten Holztischen beisammen. Wie schnell sind ein paar fröhliche Stunden veronnen! Es heißt an den Heimweg denken und Abschied nehmen von Berg Neuland.

Schüffner = Löwenberg.

Die Bethäuser im Kreise Löwenberg.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen ist die größte und bedeutsamste Zeit der Geschichte Schlesiens. Weder vorher noch nachher haben die Geschicke des Landes eine solch durchgreifende Umgestaltung erfahren. Eine Fülle von Erinnerungen an den Großen König birgt darum auch unser Heimatkreis in Ueberlieferungen und Dokumenten, auf Tafel und Denkstein. — Was war es, was sich dem Gedächtnis des altansässigen Volkes so tief eingrub? Vor allem der kriegerische Ruhm des Helden und manche Handlung landesväterlicher Fürsorge. Daneben aber war es eines, das Mitwelt und Nachwelt unvergessen blieb: die religiöse Duldsamkeit. Wir werden die Wirkung dieses großen Charakterzuges König Friedrichs recht ermessen können, wenn wir daran denken, daß es für die Fürsten der damaligen Zeit immer noch als Staatsgrundsatz galt, möglichst Bekenntniseinheit in ihren Ländern zu erzielen. Uns Nachlebenden, die wir uns allesamt zu dem Grundsatz der religiösen Duldsamkeit bekennen, gewährt es reiche Befriedigung, auch in unserm Kreise Denkmäler zu finden, die von jener verdienstvollen Eigenart Friedrichs des Großen Zeugnis ablegen; es sind die Friederizianischen Bethäuser.

Als der junge Preußenkönig Mitte Dezember 1740 mit seiner Armee überraschend in Schlesien einbrach, da verfehlte er nicht, in einer Kundgebung den Schlesiern zu versichern, „daß alle Einwohner nichts Feindliches zu besorgen, sondern vielmehr bei allen ihren wohlhergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten, Freiheiten und Privilegien, welcher Religion, Standes und Würden dieselben auch sein mögen des königlichen Schutzes sich zu erfreuen haben sollen“. Und in einem Handschreiben an den Fürstbischof von Breslau versprach der König: „Da ruhige Freiheit der Religionsauswertung in der Vorstellung der Menschen einen Teil ihres Glückes ausmacht, so werde ich niemals von dem festen Vorsatz abgehen, jede Religion in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen. Die Streitigkeiten der Priester gehören nicht in den Gesichtskreis des Fürsten.“ Damit war jeder Religionsgemeinschaft verheißen und gewährt: öffentliche Anerkennung ihres Gottesdienstes, Schutz der Glaubensfreiheit gegen staatlichen Gewissenszwang und geistlichen Bekeh-

rungseifer. So konnte es nicht anders sein, als daß der freie und zielbewußte Geist des Königs sich die Herzen der Schlesier gewann. Die katholische Bevölkerung ließ ihre Befürchtungen, die katholische Konfession könne geschädigt, die kirchlichen Güter würden eingezogen und die Katholiken verfolgt werden, fallen, als sie die Gewißheit empfand, daß Friedrich in der eroberten Provinz seine Religion nicht zur Staatsreligion erhob, wie das sonst überall gültig war. Und die Protestanten der kaiserlichen Erblande sahen mit Hoffnung und Jubel auf den Preußenkönig, der sie heraus hob aus aller Glaubensnot der kaiserlichen Zeit.

Der Kirchen- und Pfarrnot der Protestanten half der König ab, indem er eine Anzahl evangelische Geistliche in schlesische Gemeinden einsetzte — im Januar 1741 zwölf (die 12 schles. Apostel), im Februar 9 und darauf noch einmal 10 — und die Erlaubnis zum Bau von evangelischen Gotteshäusern an solche Gemeinden erteilte, die nachweisen konnten, daß sie imstande seien, die Kirche zu bauen und den Geistlichen zu erhalten. Die neuen Gotteshäuser, die ohne Turm und Glockengeläut bleiben mußten, wurden Bethäuser genannt. Widemuten wurden ihnen nicht zugewiesen, diese wie der Dezem verblieben der katholischen Kirche; an sie leisteten die Evangelischen bis zum Jahre 1750 auch die Stolgebühren für die kirchlichen Amtshandlungen. Mit dem Jahre 1758 hörte die Unterstellung aller Mitglieder einer Gemeinde, gleichviel welcher Konfession, unter einen Pfarrherrn auf. Stolgebühren und Zehnten wurden an Geistliche einer andern Konfession nicht mehr gezahlt. Im Jahre 1764 wurden die Bethäuser als Kirchen anerkannt und durften nun auch Türme mit Glockengeläut erhalten.

Wie ein Lauffeuer ging damals am Anfang des Jahres 1741 König Friedrichs Botschaft durch unsere heimatlichen Gegenden. Im Februar und März 1741 zogen darum aus unserm Kreise die Abgesandten zahlreicher Gemeinden ins Hauptquartier nach Rauschwitz bei Glogau. Hier erledigte an Stelle des Königs, der mit dem Hauptteil seiner Truppen auf Breslau und Schweidnitz gezogen war, der Befehlshaber der Belagerungsarmee von Glogau, der Erbprinz Leopold von Dessau, der Sohn des Alten Dessauers, die Angelegenheiten der Protestanten. Vor diesem General erschienen am 2. Februar die Abgesandten der Evangelischen aus Löwenberg, der Tuchmacher Gottlieb Werner und der Bäcker Gottfried Sauer. Sie erhielten einen der „schlesischen Apostel“, den Prediger Johann Christoph Förster, der am 19. Februar 1741 auf dem Marktplatze zu Löwenberg Gottesdienst hielt. In Friedeberg wurde am 11. März 1741 auf dem Rathause zum ersten Male evangelisch gepredigt und in Lähn am 19. März auf dem Marktplatze. In kurzen Abständen erfolgte bis zum Ende des Jahres 1742 die Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes an anderen Orten des Kreises. Die Kosten und Lasten waren freilich zu groß, als daß man überall sogleich hätte an den Bau von Bethäusern denken können. Es mußten andre Räumlichkeiten herhalten. In Lähn erwählte man das Rathaus, in Friedeberg das Tuchhaus; in Giersdorf wurde ein Getreidespeicher des Dominiums hergerichtet, in Kesselsdorf benutzte man den Viberhof, in Langenau den langen Saal



PHOT. H. KLETTE

Bethaus in Ober-Görisseiffen

des Schlosses. In Groß-Walditz wandelte man die zum Dominium gehörige Reithahn zur Nothkirche um; für Wiesenthal wurde das sogenannte „alte Schloß“ überlassen. In Jobten und Welkersdorf beherbergte das Schloß die gottesdienstlichen Versammlungen. Die Evangelischen Flinsbergs vereinigte sich im Saale des Kretschams, die von Rabishau in einer Scheune des Gutes Nr. 5. Auch die Wünschendorfer mußten sich einstweilen mit einer Scheune begnügen. Bis zur Fertigstellung ihres Bethauses hielten die Evangelischen von Deutmannsdorf ihren Gottesdienst in dem Bauerngut des Friedrich Buse ab, die von Cunzendorf u. W. in dem Thamm'schen Gut. Die evangelische Gemeinde von Giehren kam im Gute des Bauers Müller zusammen.

Die preussische Regierung verfehlte nicht, vor der Bewilligung der Bethausbauten eindringlich auf die großen Opfer hinzuweisen, die den Gemeinden damit auferlegt wurden. Man stellte ihnen vor „die eiserne und geldmangelnde Zeit, die überhäuften Ausgaben und die einreißende Armut“ und wie „dieses Werk sie und ihre Kinder an den Bettelstab bringen könne.“ Dennoch ließ man nicht ab, würdige Stätten der Gottesverehrung zu schaffen. Bethaus um Bethaus erhob sich; insgesamt waren es 212 in Schlesien.

Mit großem Eifer und staunenswerter Arbeitsfreudigkeit machten sich auch zahlreiche Ortschaften unsers Kreises ans Werk. Im Laufe einiger Jahrzehnte entstanden Bethäuser oder Bethauskirchen in Kesselsdorf, Groß-Walditz, Giersdorf, Deutmannsdorf, Jobten, Wiesenthal, Langenau, Löwenberg, Lähn, Wünschendorf, Spiller, Ober-Görisseiffen, Cunzendorf u. W., Welkersdorf, Schosdorf, Friedeberg, Kunzendorf gftl., Rabishau, Giehren und Flinsberg. Schon im Jahre 1742 wurden Bethäuser in Giehren, Deutmannsdorf, Görisseiffen, Cunzendorf u. W., und Kesselsdorf errichtet. Das Bethaus zu Giehren wurde am Sonntage Judica, 12. März 1742, eingeweiht. Deutmannsdorf beging diese feierliche Handlung am Gründonnerstage, 22. März 1742, Cunzendorf u. W. am Tage Johannis des Täufers, am 24. Juni, Görisseiffen im Frühsommer und Kesselsdorf im Herbst dieses Jahres. Einige dieser Bethäuser waren jedoch zu schnell und zu leicht aus Holz erbaut worden, so daß sie bald wieder haufällig wurden. In Görisseiffen wurde im Jahre 1768 ein neues Bethaus geschaffen, in Deutmannsdorf im Jahre 1781 und in Giehren in den Jahren 1767—1768. — Dem Beispiel der genannten fünf Gemeinden folgten bald andre im Kreise. Schosdorf weihte sein Bethaus am alten Schosdorfer Kirchweihstage, am 7. Oktober 1743, Flinsberg am 19. Sonntage nach Trinitatis desselben Jahres, Kunzendorf am kahlen Berge am 5. Juli 1744, Langenau am 1. Advent 1744, Jobten am 4. Advent 1744, auch Rabishau 1744, Wünschendorf am 18. Sept. 1745. Der Grund zum Bethaus in Spiller wurde am 2. Mai 1747 gelegt; am 22. Sonntage nach Trin. fand die Weihe statt. Der leichte Bau des Schosdorfer Bethauses mußte später abgebrochen und neu aufgebaut werden. Auch der Turm, der 1775 hinzukam, ist nicht mehr der alte. Das ursprüngliche Bethaus in Flinsberg steht ebenfalls nicht mehr. Der Bau der jetzigen Kirche wurde in den Jahren 1778—1780 ausge-

führt. Die Kirche zu Rabishau stammt aus dem Jahre 1803. Löwenberg erhielt seine Bethauskirche 1748, Lähn 1752 und Friedeberg 1757. Die Feuersbrunn, die 1767 Friedeberg in einen Aschenhaufen verwandelte, zerstörte auch das neue Gotteshaus. Jedoch schon im nächsten Jahre erstand es in seiner heutigen Gestalt ohne Turm. Welkersdorf konnte sein Bethaus am 4. November 1753 einweihen, Groß-Walditz am 16. Dezember 1770, Wieszenthal 1772 und Giersdorf 1797.

Bettelarm trat die neue evangelische Kirche Schlesiens ihren Weg an. Die bald nach 1741 entstandenen Bethäuser waren oft genug nicht viel mehr als große Schuppen, aus Brettern zusammengefügt, auf rechteckigem Grundriß erbaut und mit schrägem Dache bedeckt. Diese Bretterhäuser bildeten den Ausgangspunkt für die Gruppe der Fachwerkbethäuser. Sie tragen zumeist den Charakter des schlesischen Bauernhauses mit dem massiven Unterbau, dem mehrstöckigen, schwarz-weißen Fachwerkgeschoß darüber, den einfachen Fenstern unter dem Schindeldach. Wer alte schlesische Scholtiseien und Kretschame kennt, z. B. den schönen Bau in Querbach, wird bei einem Vergleich manche Aehnlichkeit finden. Die Fachwerkbethäuser weisen nicht die uns sonst vertrauten Eigentümlichkeiten einer Dorfkirche auf; es fehlen der Turm und die Anlagen von Chor und Schiff mit ihrer deutlichen Abtrepfung im Dache. Aber umsomehr erscheinen sie uns mit der Bauernhausumgebung verbunden; sie verhelfen uns in hohem Maße zu der harmonischen Stimmung, die uns im Dorfe der Heimat umfängt. Auch die Bethauskirchen, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sind — massive Saalbauten über rechteckigem, oft abgesehrägtem Grundriß — sind ein vollendeter Ausdruck jener friederizianischen Zeit in all ihrer Schlichtheit und Anspruchslosigkeit.

Unsere Bethäuser beanspruchen keinen Kunstwert. Sie sind nicht Darstellungen einer besonderen Baukunst, sind nicht ein Stück Kunstgeschichte. Und doch verweilt unser Auge mit Ehrfurcht auf ihnen; denn sie sind Glaubensdenkmale wie mancher Dom in aller seiner Herrlichkeit. Auf ihnen liegt der Glanz der Begeisterung, mit der sie geschaffen wurden, der Hauch der Liebe und Freude, mit der in ihnen gepredigt, gesungen und gebetet worden ist.

R. Groß = Görlitz.

Alte und neue Verkehrswege.

Die älteste in Schlesien bekannte Straße beschreibt der römische Geschichtschreiber und Geograph Ptolemäus, der um das Jahr 125 n. Chr. in Alexandrien lebte. Sie führte von der Donau aus durch die mährische Pforte und unser Schlesien zur Prosna und Weichsel bis zu deren Mündung. Als Stationen dieses Handelsweges werden Celomantia (Komorn

an der Donau), Carrodunum (Krappitz) und Calisia (Kalisch) erwähni. Die Funde von römischen Münzen und Schmucksachen in der Nähe dieser Orte bestätigen die Richtung dieser „Bernsteinstraße“.

Unsere Gegend war bis um das Jahr 1000 ein stiller Waldwinkel. Als aber damals Großpolen entstand und Böhmen aufblühte, als seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die deutsche Besiedlung machtvoll einsetzte, durchzogen bald bedeutsame Straßen die Landschaft. Die Verbindung Schlesiens mit dem deutschen Westen stellte vor allem die „Königsstraße“ her, die von Görlitz her über Bunzlau nach Liegnitz führte. Von Warschau aus zog über Posen, Glogau und Bunzlau eine Straße heran, die, dem uralten Siedlungszuge der Slaven folgend, über Löwenberg durch das Bobertal nach Hirschberg, Schmiedeberg (Paf) und Liebau ging und in Prag endete. Aus der Pfaffenzeit, da unser Kreis ein Teil des Fürstentums Schweidnitz-Jauer war, stammt „die alte Schweidnitzer Straße“, die sich von der herzoglichen Burg Greiffenstein über Greiffenberg, Talkenstein, Löwenberg, Schönau und Volkenhain nach Schweidnitz verfolgen läßt. Am Gebirge entlang ist aus dieser Zeit „die alte Zittauer Handelsstraße“ zu nennen, die von Zittau herkommt und über Friedland, Neustadt, Hernsdorf gräflich, Allersdorf gräflich, Krobsdorf, Giehren, Querbach, Kunzendorf gräflich, Blumendorf und Alt-Kemnitz nach Hirschberg führt. Die „Alte Laubaner Straße“ geht von Ober-Welkersdorf am Talkenstein hin über die Blausteine, Nieder-Thiemendorf und Berthelsdorf nach Lauban. Sehr alt ist eine Straße im Niederkreise. Sie ist noch teilweise festzustellen in der Richtung Löwenberg, Plagwitz, Höfel, Jofen, Radmannsdorf, Süßenbach, Falkenhain. Es ist „die Klingelstraße“. Der eigenartige Name soll daher stammen, daß in Pestzeiten der Weg zur Beförderung der Pestleichen benutzt wurde, wobei das Klingeln als Warnungszeichen üblich war. Die „Judenstraße“, an der die Juden in ihren Verfolgungszeiten und die Zigeuner früher nur Raft halten durften, ist ein Weg von Hayne nach Birngrütz. Von Welkersdorf aus über Ober-Hagendorf und Neundorf (Liebenthal) nach Kaltenvorwerk ließ General von Geisau im Jahre 1759 eine Straße anlegen zur Verbindung seiner Truppen bei Welkersdorf mit dem preussischen Hauptlager bei Kaltenvorwerk (Schmottseiffen). Sie führt nach diesem General den Namen „Geisauer Straße“. Gleich historisch ist der „Pikeffweg“, auch ein 1759 durch General Fouque gebauter Lagerweg von Krummöls über Kaltenvorwerk nach Moiss. Aus der geschichtlichen Vergangenheit unsers Kreises sind noch erhalten der „Hedwigsfleig“ am Burgberge bei Lähn, den die heilige Hedwig auf ihrem Kirchgange nach Lähn benutzte, und der „Trauerfleg“, den die im Jahre 1621 und vom Jahre 1651 ab vertriebenen protestantischen Böhmen von Friedland aus das Wittigtal hinauf über Weißbach nach Messersdorf zogen, wo sie bei dem dortigen Grundherrn Wigand von Gersdorf Zufluchtsstätten fanden. Zahlreiche Ortsgründungen in den an der südwestlichen Grenze unseres Heimatkreises gelegenen Ge-

bieten der Herrschaften von Meffersdorf, Gebhardsdorf, Schwerka und Tzsocha stammen aus dieser Zeit.

Endlich sind noch zu erwähnen der „böhmische Weg“, den die Wallfahrer aus Böhmen über Friedeberg, Greiffenstein und Ottendorf einfiß gingen und noch heute nach Liebenthal wählen, und der „Weber- oder Röhrenweg“, den die Weber aus dem oberen Laubaner Kreise einschlugen, um über Gebhardsdorf, Hartha und Wiesa, an der Wasserleitung des dortigen Gutshofes entlang, zum ehemaligen Garnmarkte in Greiffenberg zu gelangen.

Später wickelte sich bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Hauptverkehr des Kreises auf zehn Chausseen ab: Löwenberg-Goldberg, Löwenberg-Birkenbrück, Löwenberg-Spiller, Löwenberg-Greiffenberg, Greiffenberg-Flinsberg, Greiffenberg-Hirschberg, Greiffenberg-Friedland (Böhmen), Greiffenberg-Lauban, Löwenberg-Bunzlau und Löwenberg-Haynau.

Dazu traten noch sieben Hauptwege, die sich vielfach an die alten Handelsstraßen anlehnten: von Löwenberg über Harte-Langenvorwerk, Cunzendorf u. W. und Stöckigt gräßlich (Neuland) nach Lauban, von Löwenberg über Nieder- und Ober-Görisseiffen, Neundorf-Liebenthal, Krummöls und Groß-Stöckigt (Kreuzschenke) nach Friedeberg, von Löwenberg über Plagwitz, Höfel, Jobten, Hohndorf, Dippelsdorf, Arnsberg, Kleppelsdorf, Gieshübel, Langenau und Neu-Flachenseiffen nach Hirschberg, von Friedeberg über Röhrsdorf grfl., Rabishau, Birngräß, Johnsdorf und Spiller nach Hirschberg, von Hernsdorf gräßlich über Allersdorf gräßlich, Krobsdorf, Viehren, Querbach, Kunzendorf gräßlich und Blumendorf nach Hirschberg, von Schmottseiffen über Weppersdorf, Liebenthal, Hennersdorf, Langwasser, Birngräß, Blumendorf und Antoniwald zum obern Hirschberger Kreise und von Klein-Röhrsdorf über Märzdorf, Dippelsdorf, Hohndorf, Jobten, Deutmannsdorf, Seitendorf und Giersdorf nach Bunzlau. Von diesen Wegen sind in letzter Zeit mehrere zu sogenannten Kreischausseen ausgebaut worden.

Das war die Zeit, wo die Poesie der Straße im Verkehr noch eine Rolle spielte! Welch malerisches Bild gewährte es nicht, wenn so ein schweres Frachtfuhrwerk zwei- bis vierspännig unter dem Zuruf und Peitschenknall des in blauer Bluse und breitrandigem Filzhut rüftig dahinschreitenden Fuhrmanns sich langsam und schwerfällig auf der Straße fortbewegte? Hochbeladen, die kräftigen Pferde mit riesigen von roten Tüchern, blanken Blechen, Wappen, Kämmen und Zapfen geschmückten Geschirren belegt und den wachsamen Wagenhund in der Kelle? Fröhlich und wohlgenut schritt der Wanderer dahin, „den Stab in der Hand und am Hute den Strauß“, und der Handwerksbursche, das wohlgepackte Felleisen auf dem Rücken, grüßte kameradschaftlich: „Gott grüß dich, Bruder Straubinger!“ und focht das Handwerk mit dem Meißergruße an. Gemächlich rumpelte der gelbe Postwagen zum Tore herein mit dem „Schwager“ auf hohem Bocke, der melodisch sein Lied der Station entgegenblies.

Dann kam die Zeit der Eisenbahnen, die mit diesem Fracht- und Wagenverkehr fast ganz aufräumte, freilich aber auch in anderer Hinsicht Industrie Gewerbe und Handel förderte. Dies zeigte sich schon teilweise nach dem Baue der Hauptbahn Görlitz—Dittersbach—Breslau (Schlesische Gebirgsbahn) 1864, an der in unserm Kreise die Stationen Schosdorf, Greiffenberg, Mühlseiffen, Rabishau und Blumendorf liegen, und noch mehr nach der Inbetriebnahme der Nebenbahnen: a) Greiffenberg—Friedeberg—Heinersdorf (erbaut 1884) mit den Stationen Greiffenberg, Neundorf-Greiffenstein, Birckicht und Friedeberg, b) Liegnitz—Goldberg—Greiffenberg (1885) mit den Stationen Greiffenberg, Krummöls, Liebenthal, Ober-Schmottseiffen, Schmottseiffen, Nieder-Schmottseiffen, Moiz, Löwenberg, Plagwitz und Hartliebzdorf, c) Hirschberg—Löwenberg—Siegersdorf (1904) mit den Stationen Talsperre, Mauer-Waltersdorf, Lähn, Märzdorf, Siebeneichen, Löwenberg, Groß-Rackwitz, Langenvorwerk, Neuland und d) der Kleinbahn Friedeberg—Flinsberg (Isergebirgsbahn) mit den Stationen Friedeberg, Egelsdorf, Allersdorf gräflich und Flinsberg (Bad und Forst).

Auch der moderne Straßenverkehr hat sich gegen den früheren verändert. Jetzt eilen, tief aufs Rad gebückt, schnellend und tretend, Radfahrer an uns vorüber und haben keinen Gruß oder Dank für die ihnen Begegnenden, und Automobile sausen lutend und qualmend, Staubwolken nach sich ziehend, die Insassen in abenteuerliche Kostüme gehüllt, die Straße entlang. — „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit!“ —

A. G r o ß = Greiffenberg.



Wohlfahrtseinrichtungen.

Das Jungfrauenkloster in Liebenthal.

Um das Jahr 1250 waren die Berghänge und Täler des heutigen Liebenthaler Kessels mit dichten Wäldern bedeckt. Riesige Bäume standen so eng beieinander, daß fast kein Sonnenstrahl den Waldboden traf. Daher war das Erdreich feucht und sumpfig. Gewaltige Baumstämme, vom Sturm geknickt, lagerten auf dem Boden und waren von Moos und Gras überwachsen. Wilde Tiere, wie Wölfe und Bären, Elche und Auerochsen, Uhu und Adler hausten in diesem sumpfigen, fast weglosen Waldlande.

Da, wo heute der Delsebach dahinfließt, lagen damals zu beiden Seiten des Flusses ärmliche Hütten, aus denen auf dem rechten Ufer eine Burg emporragte, das Besitztum des adligen Geschlechtes „derer von Libental“ in Geppersdorf oder Gottfriedsdorf. Ein Teil der Grundmauern dieses alt-adligen Stammsitzes ist auf dem Grundstücke Geppersdorf Nr. 130, der Frau Gutsbesitzer Walter gehörig, heute noch zu sehen. In der Nähe der Burg stand — bereits auf Krummölser Grund und Boden — ein Gotteshaus, wohl das erste in der ganzen Gegend, welches alter Ueberlieferung gemäß für die Burgbewohner als Schloßkirche, für die Bewohner von Krummölz und Geppersdorf als Pfarrkirche diente. 1838 wurde die in der Mitte des Dorfes Krummölz neuerbaute Kirche eingeweiht und die neue Schule eröffnet. Das alte Gotteshaus samt der danebenstehenden Oberschule legte am ersten Pfingstfeiertage 1843 ein orkanartiger Sturm in Trümmer. Die Mauerreste mußten abgebrochen werden, nur der achteckige Turm reckt sich noch heute zum Himmel als Wahrzeichen einer längst entschwundenen Zeit.

Die Witwe Jutta (Judith) von Libental, die gegen Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als Besitzerin der Burg genannt wird, wandte sich an den damaligen Landesfürsten, Herzog Heinrich von Schlesien, mit der Bitte um die Erlaubnis, auf einer Waldhöhe südlich von ihrem Besitztum ein Kloster errichten zu dürfen. Am 5. Juli 1278 erteilte dieser die Genehmigung und erklärte sich zum Schirmherrn der Stiftung. Jutta berief nun Benediktinerinnen aus dem westlichen Deutschland in das neue Kloster Libental. Der Orden der Benediktinerinnen, von Scholastika, der Schwester des hl. Benedikt, begründet, hatte es sich zur Aufgabe gestellt, im frommen Chorgebete, in Betrachtung der ewigen Heilswahrheiten, in Fasten und Arbeit Gott zu dienen. Die Arbeiten der Ordensschwester bestanden im Abschreiben von Büchern, im künstleri-

schen Zeichnen und Ausmalen von Anfangsbuchstaben oder ganzer Ueberschriften, oft auf Goldgrund, im Einbinden der Bücher in Pergament, im Weben, Nähen, Klöppeln und dergleichen. Hervorragendes leisteten die Ordensschwestern in der herrlichen Kunst der Seiden- und Goldstickerei. Beweise für die Höhe ihrer Kunst liegen in alten Handschriften, Büchern und kostbaren kirchlichen Gewändern noch vor und erregen das Staunen des Kenners. Daneben wurden Haus-, Garten- und Feldarbeit fleißig betrieben. Von Anfang an befaßte sich der Orden auch mit der Erziehung junger Mädchen, besonders solcher, die sich zum Eintritt ins Kloster berufen fühlten.

Im Jahre 1313 weilte Herzog Heinrich in Begleitung der Vertreter vieler schlesischer Adelsfamilien in Liebenthal, um einer reichen Schenkung der Familie „derer von Libental“ und der Gebrüder Pusch an das junge Kloster seine landesherrliche Bestätigung zu erteilen. Die Schenkung umfaßte das vor dem neuen Kloster erstandene Dorf Liebenthal, ferner Ottosdorf (Ottendorf), Heinrichsdorf (Hennersdorf) und den zwischen beiden Dörfern gelegenen Wald, das Dorf Olzna (Delfe, Krummölz) mit seiner Kirche und den Mühlen, Gottfriedsdorf (Geppersdorf) mit seinen anliegenden Wiesen, zwei Vorwerke auf den Bergen bei Schorensyffen (Görzseiffen) und die Kirche in Poczernyc (Peiswitz, Kreis Tauer) mit ihren Patronatsrechten.

Das erste Klostergebäude wurde im gotischen Stil (Spitzbogenstil) errichtet, wie die noch vorhandenen Tonnengewölbe, die beiden Kreuzgewölbe und der wohlerhaltene Kreuzgang bezeugen, die unzweifelhaft aus der Blütezeit des gotischen Stils, der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, herkommen. Auf den Grundmauern der alten kleineren Abtei wurde — wahrscheinlich 1689 — das neue großartige Abteigebäude errichtet. Das frühere untere Schwesternchor ist jetzt Sakristei der Pfarrkirche, das darüberliegende obere Chor — in dem heute noch der Gottesdienst für die Ordensschwestern stattfindet — ist ein schöner gotischer Bau mit Netzgewölbe. Seine jetzige innere Ausstattung, wie Altar, Bilder, Chorgestühl, wurde 1775 von der Aebtissin Walpurgis beschafft. Das Gestühl zeigt in zierlicher Schnitzarbeit die Familienwappen von Persönlichkeiten, die sich um das Kloster verdient gemacht haben.

Von der ersten Kirche ist nichts mehr übrig als der Turm in seinen untersten Stockwerken, die in ihrer Form sicher seinen gotischen Ursprung nachweisen. Darüber erheben sich zwei achteckige Stockwerke mit der Jahreszahl 1554, denen nach dem letzten Brande 1802 noch ein drittes aufgesetzt wurde. Der Turm ist am Westende des Jungfrauenchores angebaut. Er war mit der alten Kirche, die in entgegengesetzter Richtung der heutigen gebaut war, verbunden. Der schöne gotische Triumphbogen der alten Kirche, in dessen Spitze der heutige Hochaltar zu Ehren der Himmelfahrt Mariae, des hl. Maternus und der hl. Martha hinaufragt, beweist die Mächtigkeit des alten Prachtbaues, der 1307 vollendet gewesen sein soll. Sechs Brände schon hatte

die alte Kirche überstanden, jedesmal waren Mauerwerk und Gewölbe mehr oder weniger beschädigt worden, da entstand am Pfingstsonnabend den 15. Mai 1723 das siebente Feuer. Klostergebäude, Kirche und Stadt erlitten bedeutenden Schaden. Im Jahre 1726 brach das Ziegeldach der Kirche zusammen, durchschlug das Gewölbe, und ein Teil der Seitenwände stürzte ihm nach. Nun ging man alsbald an den Bau einer neuen Kirche in der Richtung nach dem Marktplatz zu. Das große Werk war am 6. Oktober 1730 vollendet. Es hat einen Kostenaufwand von 54 000 Reichstalern erfordert, die Hand- und Spanndienste nicht eingerechnet. Diesen hohen Betrag brachte die Aebtissin Martha Tanner von Löwenthal, eine geborene Liebenthalerin, fast ausschließlich aus Klostermitteln auf. An dieser neuen noch heute stehenden Kirche, die im Barockstil aufgeführt ist, bewundert man das allseitig beobachtete Ebenmaß und die Harmonie der Formen. Die Gewölbe sind von dem Maler Neunherz, einem Schwiegersohne des „schlesischen Raffael“ Willmann, mit Gemälden aus dem Leben des hl. Benedikt ausgeschmückt worden. Im Presbyterium errichtete man außer dem Hochaltar zwei Seitenaltäre zu Ehren des hl. Benedikt und des hl. Karl Borromäus. Die Fassade der Kirche, kühn aufsteigend, ist geziert hoch oben am Giebel mit den Figuren des Diözesanpatrons, Johannes des Täufers, und der schlesischen Landespatronin, der hl. Hedwig; auf dem Portal erblicken wir den Stadt- und Kirchenpatron, den Bischof Maternus, umgeben von St. Benedikt und dessen Schwester Scholastika; in den beiden Seitennischen sieht man die lebensgroßen Standbilder der Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Neben den vielen und heftigen Bränden blieben auch andere schwere Heimsuchungen dem Kloster im Laufe der Jahrhunderte nicht erspart. So beraubten im Jahre 1421 fünfundzwanzig Räuber aus einem der benachbarten Raubritterneser das Kloster seines besten Kirchenschmuckes. — Daß die Hussiten bei ihren verwüstenden Zügen durch Schlesien im Jahre 1427 auch das Kloster Liebenthal geplündert haben, glaubt der Chronist des Klosters, der im Jahre 1881 verstorbene Pfarrer von Liebenthal, Geistlicher Rat Görlich, bezweifeln zu müssen. — 1613 forderte die Pest auch im Kloster ihre Opfer. — Im Dreißigjährigen Kriege wurden 1623 Kloster und Kirche von kursächsischen Feinden gewaltsam geöffnet und beraubt. Schwedische Truppen brandschatzten Stadt und Kloster 1634 unter General Stahlhans und 1645 unter General Königsmark. — Während des Siebenjährigen Krieges, besonders in den Jahren 1758 bis 1761 mußte das Kloster ungeheure Lasten tragen. Außer hohen Zahlungen an den Staat hat das Stift in den drei Jahren für Lebensmittel an durchziehende Truppen 17 000 Taler verausgabt. Den Gesamteinnahmen des Klosters in den Jahren 1758—1761 in Höhe von 20 000 Talern standen 43 000 Taler Gesamtausgaben gegenüber. — Noch einmal, im Jahre 1802, vernichtete eine Feuersbrunst einen Teil der Klostergebäude, das Kirchendach und den Glockenstuhl des Turmes, außerdem 153 Häuser und 10 Scheunen in der Stadt. 30 000 Taler mußte das Kloster zur Beseitigung der großen Brandschäden aufnehmen.

1804 wurde Barbara Friedrich zur Äbtissin gewählt. Sie sollte die letzte der 35 Äbtissinnen des Benediktinerinnenstiftes Liebenthal werden. Am 22. November 1810 überbrachten drei Regierungsvertreter dem Konvent die Mitteilung, daß Grundbesitz, Geld und andere Habe des Klosters der Säkularisation durch den Staat „zur pünktlichen Auszahlung der Kontribution an Frankreich“ verfallen und der Orden aufgehoben sei. Die Befürzung im Kloster war groß, aber die umsichtige und entschiedene Äbtissin Barbara Friedrich versuchte zu retten, was nur möglich war. Als bald nach ihrer Wahl 1804 hatte sie im Kloster eine Industrieschule eingerichtet, in der die weibliche Jugend aus Liebenthal und Umgegend unentgeltlichen Unterricht im Nähen, Stricken, Sticken, Spitzenklöppeln und anderen weiblichen Kunstfertigkeiten erhielt. Die Zahl der Schülerinnen wuchs bald auf 60 und mehr. Unter Hinweis auf diese gemeinnützige Einrichtung genehmigte König Friedrich Wilhelm III. nach langen Verhandlungen, daß die Industrieschule unter Leitung der Äbtissin Barbara Friedrich bestehen bleibe und erweitert werde und daß Liebenthal als „Zentralkloster“ den Ordensschwestern schlesischer Klöster, die durch die Säkularisation ihre Heimstätten verloren hatten, aber ihr geistliches Kleid nicht ablegen wollten und ihres hohen Alters wegen nicht mit ihren Mitschwestern ins Ausland wandern konnten, Aufnahme gewähren durfte.

In den nun folgenden Jahrzehnten beherrschte ständige Unruhe die Klosterbewohner, da immer neue Pläne über Verwendung der Klostergebäude auftauchten. Schon waren in den Klößerräumen das Kgl. Land- und Stadtgericht und das Domänenamt untergebracht worden. Da endlich erteilte Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1845 nach schwierigen Verhandlungen die Genehmigung, im Liebenthaler Kloster „eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Töchter höherer und mittlerer Stände unter Leitung geistlicher Ordensschwestern“ einzurichten. Schon am 20. August 1845 waren die beiden ersten Lehrschwestern aus dem Breslauer Ursulinenkloster zur Aushilfe in der Industrieschule nach Liebenthal übergesiedelt. Nunmehr folgten weitere Schwestern, und man eröffnete neben einer höheren Töcherschule auch eine Waisenanstalt und später eine Kleinkinderbewahranstalt. Die letzten 13 Jungfrauen des „Zentralklosters“ freuten sich des neuen Lebens, das in den alten Räumen erblühte. —

1857 kaufte der Ursulinerorden die Klostergebäude mit den sic umschließenden Gärten vom Staate für 8000 Taler zurück. Nun folgten 20 Jahre steter Aufwärtsbewegung. Die Unterrichts- und Erziehungsanstalten im Kloster Liebenthal erfreuten sich der Anerkennung der höchsten kirchlichen und weltlichen Behörden, da trifft am 14. September 1878 — im Jahre der 600jährigen Jubelfeier des Stiftes — die Nachricht ein, daß das Kloster als bald zu räumen sei, eine Maßnahme, die durch das „Klostergesetz“ bedingt wurde. In Arnau in Böhmen fand man eine Zufluchtsstätte, und bereits im Oktober siedelte man dorthin über. Der größte Teil der Schülerinnen der Töcherschule folgte den

Schwwestern in die Fremde. — Zehn Jahre waren die Klosterräume verwaist. —

Endlich im Sommer 1888 durften die aus Arnau zurückberufenen Ordensschwwestern zur größten Freude der Bewohner von Liebenthal und Umgegend wieder in das althehrwürdige Kloster einziehen und ihre segensreiche Tätigkeit von neuem aufnehmen. Große Opfer waren erforderlich, bevor die verwahrlosten Gebäude wieder instandgesetzt waren. Bald aber hatte man alle Schwierigkeiten überwunden, und ein Kindergarten, eine höhere Töchterchule — jetzt anerkanntes Lyzeum — eine Haushaltungschule und eine Fortbildungschule für Mädchen öffneten ihre Pforten. Jahr um Jahr bis auf den heutigen Tag nimmt nun diese althehrwürdige Kulturstätte Scharen von jungen katholischen Mädchen aus Schlesien und andern Provinzen auf, um ihnen die beste Grundlage fürs Leben zu geben.

So hat sich das Jungfrauenkloster in Liebenthal seit 650 Jahren durch die Pflege christlicher Kultur und durch die sorgsame Förderung weiblicher Bildung hervorragende Verdienste erworben.

G ö r l i c h - Liebenthal.

Das Graf von Schlabrendorff'sche Waisenhaus in Liebenthal.

An der Straße nach Langwasser steht an der äußersten Grenze des Stadtbildes von Liebenthal ein stattlicher Ziegelrohbau: das Graf von Schlabrendorff'sche Waisenhaus, gewöhnlich das katholische Waisenhaus genannt. Dieses Gebäude ist ohne Zweifel ein Schmuck unseres Städtchens, weitzüglich angelegt und nach seiner äußeren Ausführung in architektonischer Hinsicht recht wirksam.

Die Schlabrendorff'sche Waisenanstalt wurde am 1. April 1864 eröffnet und mit dem damals neugegründeten hiesigen katholischen Lehrerseminar verbunden. Anfänglich, da noch kein besonderes Gebäude vorhanden war, waren die Waisenhauszöglinge auch im Lehrer-Seminar untergebracht und hatten hier ihre Wohn-, Studier- und Krankenzimmer, die Schlaf- und Kleideräume; eine Waisenuutter hatte sie zu verpflegen. Dieser Zustand währte zwanzig Jahre. Im Jahre 1884 wurde das jetzige Waisenhaus errichtet. In diesem Prachtbau mit den hohen, hellen Zimmern und seinem 7 Morgen großen, unmittelbar daran anschließenden Garten konnten sich Zöglinge und Aufsichtspersonal wohl fühlen. Da das Waisenhaus unter allen Gebäuden Liebenthals wohl die höchste Lage hat, genießt man von hier aus eine herrliche Fernsicht. Schaut man auf der einen Seite bis zur Schneekoppe, so bieten sich uns

auf der anderen Seite die Höhen des Isergebirges zum Anblick dar. Schade nur, daß infolge der offenen Lage Liebenthalb die Westseite des Gebäudes viel unter Witterungseinflüssen zu leiden hat.

Die Waisenanstalt verpflegte 16 Zöglinge, die gewöhnlich im Alter von 10—12 Jahren aufgenommen wurden. Aufnahmegesuche waren an den jedesmaligen Seminar- und Waisenhaus-Direktor zu richten; über die Aufnahme entschied der Ober-Präsident von Schlesien als Kurator der Stiftung. Waren die Knaben für das Schulfach geeignet, so trafen sie in die Präparanden-Anstalt und dann in das Seminar ein und wurden unentgeltlich für den Lehrerberuf vorgebildet. Sie erhielten völlig freie Verpflegung; auch Kleidung, Wäsche und Schuhe wurden ihnen geliefert, sogar beim Abgange aus der Anstalt erhielten sie bei guter Führung ein Geldgeschenk von 30 Mark. Die Zöglinge, welche keine Neigung zum Lehrerberuf hatten, trafen nach der Schulentlassung aus der Anstalt aus.

Waren die vorhandenen Mittel auch nicht übermäßig, so reichten sie doch zum Unterhalt und zur Weiterführung in jeder Hinsicht aus. Als aber nach dem unseligen Weltkriege die Entwertung unseres Geldes einsetzte und eine ungeheure Preissteigerung eintrat, begann für unser Waisenhaus wie für alle ähnlichen Fürsorge-Anstalten eine Katastrophe. Die vorhandenen Mittel reichten nach keiner Seite mehr aus, und in jeder Hinsicht mußten die stärksten Einschränkungen vorgenommen werden. Die Zahl der Zöglinge wurde verringert, so daß in der Zeit der höchsten Not (1923) noch 3 Pfleglinge waren, denen bloß Wohnung und Beköstigung gewährt werden konnten. Gegenwärtig sind wieder 4 Fundatisten, die in alter Weise verpflegt werden. Es besteht begründete Hoffnung, daß die Anstalt allmählich wieder auflebt und mit der neuen Aufbauschule verbunden wird. Damit ist das Weiterbestehen der aus edelster Menschenliebe heraus begründeten Wohltätigkeits-Anstalt gesichert.

Der Stifter unseres Waisenhauses ist Gustav Graf von Schlabrendorff, geb. am 22. März 1750 zu Steffin. Sein Vater war Minister der damals neu gewonnenen Provinz Schlesien, und so verlebte der junge Graf seine Jugend in unserer Heimatprovinz, und hier erledigte er auch seine Studien. Da sein Reichthum ihm ein sorgenfreies Auskommen sicherte, lebte er nur seiner Lieblingsneigung, den Privatstudien; und als er nach seines Vaters Tode die Herrschaft Kolzig (im Kreise Grünberg) geerbt hatte, nahm er bleibenden Wohnsitz in Paris. Still und zurückgezogen lebte er in der glänzenden Weltstadt; er widmete sich seinen Studien und einem engen Kreise lieber Freunde. Schon damals zeigte er sich als wahrer Edelmann, indem er bedürftige Deutsche in Paris gern und reichlich unterstützte.

Zur Zeit der französischen Revolution ergriffen ihn die Jakobiner und warfen ihn ins Gefängnis; schon war er für das Henkerbeil Robespierres bestimmt und sollte eben zur Richtstätte hinausgeführt werden, da wurde er in eigentümlicher Weise vom Tode gerettet. Schlabren-

dorffs Biograph Varnhagen von Ense erzählt über den Vorfall folgendes: „Durch ein Wunder entkam Schlabrendorff dem Henkerbeil, und zwar knüpfte seine Rettung sich an seine unbefangene Eigenart. Eines Morgens kam wie gewöhnlich der Karren zur Abholung der für den Tag zur Hinrichtung bestimmten Personen; auch Schlabrendorffs Name wurde aufgerufen, und er machte sich ohne Widerstreben und Klagen sofort auf, um seinem Schicksale zu folgen; Fassung und Gleichgültigkeit waren damals in solchen Fällen ganz allgemein, ihm aber vorzüglich eigen. Angekleidet war er bald, nur seine Stiefel fehlten; er suchte sie, suchte sie mit allem Eifer, der Kerkermeister half suchen, allein vergebens, sie waren entwandt, vertauscht oder in einen Winkel gestellt, genug, nicht zu finden. Voll Verdruß, nach vielem Bemühen sagte Schlabrendorff endlich zu dem Kerkermeister: „Nun, ohne Stiefel kann ich doch nicht fort, das sehen Sie ein. Wissen Sie was“, setzte er mit harmloser Treuherzigkeit hinzu, „nehmen Sie mich morgen statt heute; es kommt ja auf einen Tag nicht an!“ Der Kerkermeister fand den Vorschlag richtig; ein anderer Gewinn, als der klägliche eines Aufschubs von 24 Stunden, fiel dabei niemand ein. Der Karren, dessen Ladung durch einen Kopf mehr oder minder nicht merklich verändert erschien, fuhr mit seinen Schlachtopfern ab, und Schlabrendorff blieb zurück. Am andern Morgen erneute sich die Abholung; der Versäumte, jetzt mit Stiefeln versehen, war, gleich den Gerufenen dieses Tages, ganz bereit zur traurigen Fahrt. Aber siehe da! Sein Name kam nicht vor; auch den dritten und vierten Tag nicht! Sehr natürlich, er war mit der Liste des ersten Tages abgetan für immer; wer konnte so genau nachzählen? Man nahm den Gerufenen als abgeliefert und als guillotiniert an, die Versäumnis kümmerte niemand, für jeden folgenden Tag hatte man schon andern Vorrat genug! Der Kerkermeister war kein böser Mensch; er wollte nicht gerade den Angeber machen, aber eben so wenig hätte er den Gefangenen nun freigeben mögen. Dieser blieb also im Kerker vergessen, bis der Sturz Robespierres gleich vielen andern auch ihm endlich die Freiheit wieder brachte“.

Nach dem zweiten Pariser Frieden ging Graf Schlabrendorff auf Anraten der Aerzte nach Baignolles, wo er am 21. August 1824 starb. Prediger Goepp, der Präsident des protestantischen Konsistoriums in Paris, hielt die Leichenrede über den Text: „Das Andenken des Gerechten bleibt in Ehren!“

Als edler Menschenfreund bewies er sich durch sein Testament. In diesem bestimmte er, daß die Hälfte der Einkünfte seines Gutes Kolzig nebst Zubehör

- a. zur Errichtung von neuen Schulen und zur besseren Dotierung der bestehenden Kirchen- und Schulstellen auf den im Grünberger Kreise gelegenen Kolziger Gütern,
- b. zur Gründung eines Schullehrer-Seminars und einer damit verbundenen Waisenanstalt,

c. zur Begründung und Unterstützung von Landschulen auch außerhalb der Kolziger Güter und vorzüglich in der Nachbarschaft derselben

verwendet werde.

Entsprechend dem Willen des Stifter's wurde zunächst mit der Begründung und Dotierung ausreichender Landschulen auf den Kolziger Gütern vorgegangen.

Sodann wurde mit der Einrichtung des Seminars und der Waisenanstalt begonnen. Entsprechend den konfessionellen Verhältnissen im preussischen Staat wurde durch Ministerialerlaß bestimmt, daß zwei Drittel der Stellen durch evangelische, ein Drittel der Stellen durch katholische Zöglinge besetzt und diese Freistellen an einem bereits vorhandenen evangelischen und einem katholischen Seminar der Provinz Schlesien begründet würden. Der evangelische Teil der Schlabrendorff'schen Waisenfistung ist mit 32 Stellen mit dem Lehrer-Seminar zu Steinau a. O. verbunden, der katholische Teil mit 16 Freistellen ist dem Lehrer-Seminar zu Liebenthal angegliedert worden.

Mit Heilandsgüte hat Graf Schlabrendorff sich der Halb- und Vollwaisen angenommen und ermöglicht, daß begabte elternlose Knaben einem schönen und erhabenen Berufe zugeführt werden. „Das Andenken dieses Wohlthäters der Menschheit bleibt im Segen!“

M o s e r - Liebenthal.

Das Evangelische Kreisrettungshaus in Löwenberg.

Das Evangelische Kreisrettungshaus in Löwenberg ist eine Anstalt für verwahrloste oder von Verwahrlosung bedrohte Kinder vorzugsweise aus dem Löwenberger Kreise. Es will ihnen Retter für Leib und Seele sein und sie zu sittlich guten und nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranbilden.

Die Anstalt ist eine milde Stiftung und untersteht einem Vorstande, der gegenwärtig von 14 Herren aus Stadt und Kreis gebildet wird. Sie hat die Rechte einer juristischen Person. Ihre Entstehungsgeschichte verjetzt uns bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Im Anfang der fünfziger Jahre verbanden sich die evangelischen Gemeinden des Kreises Löwenberg im Evangelischen Kreisverein für Innere und Außere Mission zu gemeinsamer Arbeit im Reiche Gottes. Es war nicht nur der Zug, sondern auch die Not jener Zeit, die in jenem Verein

den Wunsch wachrief, für die Erziehung der verwaorlosten Jugend ein Rettungshaus zu gründen. Aber erst nach 12 Jahren gelang es, den Plan zur Ausführung zu bringen. Hochherzige Wohlthäter schenkten den zum Bau des Hauses nötigen Grund und Boden nebst einigen Morgen Ackerland, und dank der eifrigen Bemühungen des Superintendenten Benner in Löwenberg, der die Seele des Unternehmens war, flossen dem Verein auch allmählich Gaben in solcher Menge zu, daß der Bau des Hauses in Angriff genommen werden konnte. Am 17. Mai 1865 erfolgte die feierliche Grundsteinlegung, und schon im Herbst desselben Jahres stand es unter Dach. Der Krieg gegen Oesterreich im folgenden Jahre aber verzögerte die Beschaffung der Einrichtung im Innern, und so konnte die Eröffnung der Anstalt erst am 1. Januar 1867 mit einem Hauselternpaar und 11 Kindern erfolgen.

Das Werk blühte zusehends empor, wenn auch Zeiten der Not nicht ausblieben. Nach zehnjährigem Bestehn mußte mangels der zur Fortführung des Betriebes notwendigen Mittel für das Fortbestehn der Anstalt das Schlimmste befürchtet werden. Aber als die Not am größten war, war auch Gottes Hilfe am nächsten. Eine edle Wohlthäterin hinterließ der Anstalt ein bedeutendes Vermächtnis. Andere Schenkungen folgten, und das Werk konnte wieder zu neuem Leben erstehen. Die steigende Kinderzahl forderte eine Erweiterung des Hauses. Im Jahre 1881 wurde der Ostflügel mit Schlaßaal und Wohnraum für die Knaben und einem hellen Schulsaal, einige Jahre später der Westflügel mit den Unterbringungsräumen für die Mädchen angebaut. Durch weitere An- und Umbauten wurde das Haus im Laufe der Jahre allen gesundheitlichen und praktischen Anforderungen entsprechend umgestaltet. Auch das Bild der Umgebung hat sich durch Errichtung des Amtsgerichtsgebäudes, des Lehrerinnenseminars und der Kleinkinderschule, sowie überhaupt durch den Ausbau der Promenadenstraße, an der es liegt, sehr vorteilhaft verändert. Das Haus, das früher vor den Toren der Stadt zwischen Scheunen und Schuppen stand, erfreut sich jetzt einer Lage im schönsten Teile der Stadt.

Seit ihrem Bestehen beherbergte die Anstalt 884 verwaiste, gefährdete oder verwaorloste Kinder, 612 Knaben und 272 Mädchen. Die Zahl der Zöglinge beträgt jetzt durchschnittlich 60.

Bei der Erziehung und dem Unterricht der Kinder, den sie seit der Begründung der Anstalt in der eigenen Schule erhalten, stehen den Hauseltern ein Lehrer, ein Erziehungsgehilfe und eine Erziehungsgehilfin zur Seite. Erzieher und Zöglinge bilden eine große christliche Familie, aufgebaut auf dem Geseß der Liebe, verbunden zu gemeinsamem, heiligem Kampfe gegen alles unreine, gemeine und unwahre Wesen. Das Haus will den häufig genug schon auf den Weg des Verderbens geratenen Kindern helfen, ein ganz neues Leben anzufangen. Gewiß kann das neue Leben nur von innen heraus wachsen, und eine verkümmerte Pflanze kann nur von der Wurzel her wieder zum Blühen und Gedeihen gelangen, und dazu sind guter Boden, wärmende Sonne, reine

Luft und fruchtbarer Regen nötig. Diese Vorbedingungen aber will das Leben in der Anstalt erfüllen. Der Aufenthalt in den lustigen, gesunden Räumen, Gottes Wort und Gebet, häufiger Besuch der Gottesdienste, der Unterricht in der Schule, Turnen und Spielen auf dem an das Haus grenzenden Turn- und Spielplatz, fröhliche Arbeit in Haus, Garten und Feld, gesunde, reichliche und vor allen Dingen regelmäßige Beköstigung, ausgiebiger Schlaf, peinliche Sauberkeit und die sonntäglichen Spaziergänge, alles das wirkt kräftigend und erfrischend, reinigend und veredelnd auf Leib, Seele und Geist der Zöglinge.

Die Arbeit der Anstalt an der sittlich gefährdeten und verwahrlosten Jugend ist denn auch von reichem Segen begleitet gewesen. Das beweisen die dankbaren Briefe und die zahlreichen Besuche ehemaliger Zöglinge, von denen manche die Anstalt auch heute noch als ihre Heimat achten und lieben. Nach einer vor Jahren aufgenommenen Statistik betrug die Zahl der gereiften Kinder 80 Prozent. Neben diese Erfolge der Bewährung im Guten müssen auch die Segnungen der Verhütung des Bösen gestellt werden. Wieviel Unheil ist dadurch verhütet worden, daß dieses oder jenes Kind, das nicht nur selbst gefährdet, sondern auch eine Gefahr für Geschwister, Schul- und Spielkameraden war, in die Anstalt verpflanzt wurde!

Ueber der Thür des Hauses stehen die Worte „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“. Nach diesen Worten zu handeln und jugendliche Seelen dem großen Seelenretter und besten Kinderfreund zuzuführen, ist den Führern und Arbeitern am Werke stets vornehmstes Anliegen gewesen und wird es mit Gottes Hilfe auch fernerhin sein und bleiben.

A. Mühlner = Löwenberg.

Die Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Plagwitz am Bober.

Die Anstalt Plagwitz ist eine der ältesten in Schlesien. Sie besteht etwa seit 1824 und nahm ihren Anfang mit dem Ankauf des Schlosses durch die königliche Regierung vom damaligen Besitzer, Grafen von Nostitz. Das Gebäude ist unter den im 16. Jahrhundert angelegten Schlössern des schlesischen Adels das bedeutendste. Es wurde erbaut von Rampholdt von Talskenberg und gehörte später den Grafen Schaffgotsch und den Herren von Hohberg.

Schon im Jahre 1827 war das Schloß mit 100 Kranken belegt. Diese stammten zum Teil aus einer alten, damals verwahrlosten Irrenabteilung des Zuchthauses zu Jauer. Während die Anstalt zunächst auch

für körperlich Kranke bestimmt war, diente sie von 1829 ab ausschließlich als Irrenanstalt. Im Jahre 1864 wurde die Anstalt aufgelöst, da inzwischen der Neubau einer Anstalt in Bunzlau ausgeführt worden war; auch hatte die in den dreißiger Jahren ins Leben gerufene Leubuser Heilanstalt als solche eine größere Bedeutung bekommen und wurde bevorzugt. So wurden die Kranken der Plagwitzer Anstalt nach Bunzlau überführt. Das Schloß benutzte man während des Krieges 1866 als Militärlazarett. Schon 1868 wurde die Anstalt wieder eröffnet, da es der Bunzlauer Heilanstalt nicht möglich war, die wachsende Zahl der Geisteskranken aufzunehmen. Der Wiedereröffnung folgte nun bald die erste Erweiterung der Anstalt durch ein 1874—76 erbautes Haus für 120 Männer, des jetzigen Frauenpflegehauses, und eines Beamtenhauses. Vom Jahre 1889 ab begann wieder eine lebhaftere Bautätigkeit, so daß nach und nach eine an das Schloß sich anschließende, umfangreiche Gebäudegruppe entstand, zu der noch mehrere abseits gelegene Außenstationen hinzugefügt sind. Zu diesen gehört als erste die Kolonie Luffenberg. Da der Lebensbedarf der steigenden Krankenzahl möglichst durch eigene Erzeugung gedeckt werden sollte, so wurde der umfangreiche Wirtschaftsbetrieb noch bedeutend vergrößert durch Ankauf zweier im Dorfe Plagwitz gelegener größerer Bauerngüter, des Grüttnergutes und des Krausgutes, und durch Erwerb angrenzender Ländereien. Die Gutsgebäude wurden beträchtlich erweitert und zu Kranken- und Wirtschaftszwecken umgestaltet.

Die Zentralanstalt selbst liegt inmitten des Dorfes Plagwitz im hügeligen Gelände am Nordabhange des Steinberges, dem historischen Gefechtsfelde von 1813, und wird im Norden begrenzt durch die von Löwenberg nach Goldberg führende Chaussee. Sie scheidet sich in die Frauenseite, nach dem Steinberge zu gelegen, und die Männerseite an der genannten Chaussee und dem dahinter aufsteigenden Hirseberge. Beide Teile sind durch Beamtenhäuser und Verwaltungsgebäude getrennt. Alle Neubauten weisen in bezug auf Einrichtung und Ausstattung alles auf, was von einer modernen, vollwertigen Heil- und Pflegeanstalt heutzutage verlangt werden kann. Zu der Anstalt gehört ferner die am Abhange des Luffenberges der Haltestelle der Löwenberg—Goldberger Bahn gegenüberliegende Typhusbaracke. Sie gibt die Möglichkeit, verdächtige Kranke sofort aus dem Bereiche der Anstalt zu entfernen und somit weiterer Ansteckungsgefahr vorzubeugen.

Das altersgraue imposante Schloßgebäude, das jetzige Frauenhaupthaus, das den eigentlichen Grundstock der ganzen Anstalt bildet, ist eins der hervorragendsten Kunstdenkmäler Schlesiens aus dem 16. Jahrhundert und bietet für den Kunstfachverständigen und den Freund von Altertümern eine Fülle von architektonisch Eigenartigem und Interessantem. Es umschließt mit seinen drei dreigeschossigen Flügeln einen nach Südosten hin offenen Hof, zu dem über eine Steinbrücke der mit schönem Portal ausgezeichnete auf der Nordseite gelegene Zugang führt. Den Hof umzieht auf den drei umbauten Seiten eine offene, zweigeschossige

Hofhalle, die festlichen Zwecken diene. In der Mitte der Nordwestseite, wie auch der Nordwest-Südwestecke sind Vorbauten angelegt, die einen prächtigen Ausblick in das Bobertal bieten. Von den vielen Schönheiten und Merkwürdigkeiten des Schlosses sei besonders erwähnt die vom Mittelflügel zur oberen Halle führende reich umrahmte Tür mit einem Aufbau aus den beiden Wappen der Talkenberg und Hohberg. An das Schloß stößt ein Park mit hervorragend schönen alten Bäumen, Ahorn, Platanen und Silberpappeln.

Das Innere des Schlosses mußte 1889 eine weitgehende Umgestaltung erfahren, damit es den allgemeinen hygienischen wie auch den irrenärztlichen Vorschriften entsprach.

S e r d e = Löwenberg.



Am Sagenborn der Heimat.

Hörst du der Eiche tiefgeheimen Rauschen?
Hörst du den Sang aus moosbekränztem Quell?
In heil'ger Scheu laß uns den Lauten lauschen,
Seh' dich zu mir, liebtrauter Weggefell!

Wie der versunk'nen Glocke fernes Läuten,
So wird es Herz und Sinne uns umwehn.
Laß uns der Heimat Zauberklänge deuten,
Laß uns durchs Wunderreich der Sage geh'n! —

Paul Roschate.

Sagen, Erzählungen und Spukgeschichten.

Gesammelt und bearbeitet von A. Groß.

Der Trauring.

Ueber dem Dorfe Neundorf bei Greiffenberg erhebt sich der Kapellenberg. Seit dem Jahre 1657 trägt seine Basaltkuppe die St. Leopoldskapelle. Von diesem kleinen Bauwerke erhielt der Berg seinen Namen. Früher hieß er Rabenberg. Warum die Kapelle dort oben erbaut wurde, das ist ganz wunderbar zu hören:

An einem schönen Sommertage des Jahres 1656 führte der Graf Christoph Leopold von Schaffgotsch seine junge Gemahlin, die ihm erst vor wenig Wochen angetraut worden war, auf diesen Berg. Die wundervolle Rundsicht sollte ihr einen Umblick auf den reichen Besitz ihres Gatten gewähren. Darum verweilte man lange hier. — Als das junge Paar nun nach Greiffenstein heimkehren wollte, vermißte der Graf seinen Trauring, und alles eifrige Suchen danach war umsonst. Besonders die Gräfin war durch den Verlust tief betrübt. Ihr Kummer wurde noch größer, als die „alte Hanne“, eine Wahrsagerin im Orte, gesagt hatte: „Wenn der Ring nicht wiedergefunden wird, so wird das Haus Schaffgotsch bald aussterben!“

Ein Jahr war vergangen, da weilte das gräßliche Paar, vielleicht von innerer Hoffnung gezogen, wieder auf dem Berge. Man hatte

einen großen Teppich ausgebreitet und sich darauf niedergelassen, um einen Imbiß einzunehmen. Da huschte ein Mäuslein vorüber und sah die Gesellschaft mit feinen kleinen, hellen Neuglein an. Ein Diener sprang hinzu, griff es und wollte es töten. Aber die Gräfin, die Mitleid mit dem geängstigten Tierchen hatte, sprach: „Töte es nicht, sondern laß! es laufen; wer weiß, ob es uns nicht Glück bringt!“ Da richtete sich das Mäuslein dankbar auf und verschwand zwischen Gras und Wurzeln.



Der Gipfel des Kapellenberges
bei Neundorf.

Aber ehe man sich vom Mahle erhoben hatte, erschien das Mäuschen wieder und brachte — o Wunder!

— in seinem Mäulchen den verlorenen Trauring herbei, legte ihn vor der aufs höchste erstaunten und entzückten Gräfin nieder und verschwand sogleich wieder im Grase.

Wahrscheinlich war damals der Ring in einen Gang der Maus gerollt und dort verborgen geblieben, bis er auf so wunderbare Weise zum Vorschein kam.

Dankbaren Herzens erbaute Graf Leopold an diesem Orte die Kapelle, die er seinem Schutzpatron, dem heiligen Leopold, weihen ließ.

Nun schaut sie weit ins Land hinein, hinüber zu den Riesenbergen, wo im Schlosse der Väter das Geschlecht der Reichsgrafen Schaffgotsch wächst und blüht.

Die Ahnfrau.

Auf der Burg Greiffenstein zeigte sich viele Jahrhunderte hindurch die „Ahnfrau“. Ihre hohe, jugendliche Gestalt umwallte ein weißes Gewand; ihr blasses Anflitz offenbarte wunderbare Schönheit und Züge rührenden Schmerzes. So sahen die Bewohner der Burg häufig die

geisterhafte Frau durch die Räume der Burg schweben und in der „Blauen Kammer“ verschwinden. Zuweilen beobachtete man, wie sie händeringend und seufzend in den Gängen umherirrte. Dann drohte stets der Burg oder der Familie des Burgherrn irgend ein Unglück. Feierlich und entschlossen aber wurde ihr Schritt, wenn sie erschien, um Not und Unrecht abzuwenden, Frevel und Gewalttat zu strafen. Besonders jedoch war sie ein Schutz der Kinder und der gefährdeten Unschuld. Riesen Jungfrauen oder Frauen der Burg die Ahnfrau in harter Bedrängnis oder in schwerer Herzensnot, so waren sie ihrer machtvollen Hilfe gewiß. — Unter allen Burgherrinnen des Greiffenstein soll sie der gütigen und frommen Magdalena von Schaffgotsch gewogen gewesen sein, deren Steinbild auf dem kunstvollen Grufdenkstein in der katholischen Kirche zu Greiffenberg zu sehen ist. Wenn sie krank lag, so behütete sie die Ahnfrau mit größter Sorgfalt, saß des Nachts an ihrem Bette und wiegte die Kinder in Schlummer ein. — Mit besonderer Fürsorge umgab sie auch Hans Ulrich von Schaffgotsch, den 1635 in Regensburg das Schwert des kaiserlichen Henkers traf. Von frühester Jugend an beschirmte sie ihn sichtbarlich. Im Traume zeigte sie ihm das Bild seiner zukünftigen Gemahlin, der lieblichen Barbara Agnes von Liegnitz. Ihm offenbarte sie warnend, als er in den Krieg zog, sein dunkles Schicksal. Seit dem Tage, da Hans Ulrich sein edles Leben gewaltsam verlor, trug die Ahnfrau Trauerkleider. Erst als Christoph Leopold von Schaffgotsch mit seiner Gemahlin den Greiffenstein bezog, erschien sie wieder in weißem Gewande.

Ueber die Herkunft der Ahnfrau und die Ursache ihres ruhelosen Umherwandeln herrschte lange Zeit tiefe Dunkelheit. Da kehrte einst ein frommer Pilger auf dem Greiffenstein ein und bat um Nachtherberge. Er hörte von der Ahnfrau und beschloß sogleich, von ihr selbst zu erfragen, was zu tun sei, um ihr die ewige Ruhe zu verschaffen. Er übernachtete in der Blauen Kammer, und dort erschien ihm die Ahnfrau und erzählte ihm die Geschichte ihres Lebens und Leidens. Sie sprach: „Ich bin Adelhaid, die Tochter eines der ersten Besitzer der Burg Greiffenstein. Meine gute Mutter starb früh. Mein rauher, zornmütiger Vater, der stets in blutige Fehden verwickelt war, kümmerte sich wenig um meine Erziehung. Als ich zur Jungfrau herangewachsen war, lernte mich ein junger Edelmann kennen und lieben. Jedoch er war der Sohn des Todfeindes meines Vaters, und als er nun um mich warb, wurde er unter Toben und Verwünschungen aus der Burg gewiesen. Mich aber wollte der Vater an einen alten, reichen Ritter vermählen. Da erklärte ich ihm frei heraus, eher zu sterben, als meiner Liebe zu entsagen. Merkwürdigerweise willigte er plötzlich ein, und der Tag der Vermählung wurde festgesetzt. Wir Loren ahnten nicht, daß seine veröhnliche Gesinnung nur eine Maske war, um seinen grausamen Plan zu verdecken. Wir traten zum Altar in der Burgkapelle. In Vorahnung der schrecklichen Dinge segnete uns Pater Anselm tränenden Auges und mit zitternder, versagender Stimme. Namenloses Entsetzen ergriff uns aber, als mein Vater uns von der geweihten Stätte

aus in den Raum über dem Burgverlies führen ließ. In dem von Kerzen erleuchteten Gewölbe standen Henker in roten Mänteln; sie ergriffen meinen Bräutigam und schlugen ihm mit dem Schwerte das Haupt ab. Mich stieß man ins finstre Burgverlies hinab, um dort des Hungers zu sterben. Der alte Burgwart, der mich als Kind oft auf seinen Knien geschaukelt hatte, fühlte Erbarmen mit mir. Er brachte mir heimlich etwas Speise und Trank, so daß ich mein Leben Wochen und Monde hindurch frissen konnte. In dieser schreckenvollen Tiefe wurde mir ein Kind beschenkt, und gepackt von Schmerz und Verzweiflung, fast dem Wahnsinn nahe, erstickte ich es. Ich war zur Mörderin geworden. Bald darauf starb ich und traf vor Gott. Der legte mir als Buße auf, so lange ruhelos umherzuwandeln, dabei Gutes zu fördern und Böses zu verhindern, bis die Burg in Trümmer sinken werde. Mit Ergebung harre ich meiner Erlösung". — Unter dem Gebete des Pilgers, der erschüffert ihrer Erzählung gelauscht hatte, entschwand die Ahnfrau.

Die Zeit der Erlösung kam. Im Jahre 1798 begann die Zerstörung der Burg, die bis dahin allen Stürmen und Wektern getroßt hatte. Als man am 15. Juli 1799 die letzte heilige Messe in der Burgkapelle hielt, da wurde auch die Ahnfrau zum letztenmal als Schutzgeist der Andacht gesehen. Und als dann sogleich die Kapelle abgebrochen wurde, sah man sie hochaufgerichtet, die Hände über der Brust gefaltet und verklärten Blickes der Burg entschweben. Sie war nunmehr erlöst zur ewigen Ruhe eingegangen.

Der Vogel Greif.

Bei dem Dorfe Regensberg stand in alter Zeit auf einem Berge, der heute noch der Kesselberg heißt, die Burg des Ritters Hermann von Kessel. Als er einst in den Kampf gegen die Mauren gezogen war, überfiel ein Raubritter seine Burg, machte darin alles nieder, raubte sie aus und zerstörte sie. Nur des Ritters Sohn, der kleine Gottschalk, entkam. Ihn rettete ein treuer Diner durch einen geheimen Gang und brachte ihn zu dem frommen Einsiedler Wolfgang, der sich in der Bergwildnis unweit des Dorfes Querbach eine Klausel mit Kapelle erbaut hatte.

Dort lernte Gottschalk, als er zum Jüngling herangewachsen war, die liebliche Erlinde, die einzige Tochter des Ritters Kunz von Kahlenberg kennen und innig lieben. Aber wie konnte er, der arm und ruhmlos war, daran denken, Erlinde als sein Weib heimzuführen? Sein Edelmut und sein tapferer Sinn reichten dazu nicht aus, um Erlindens Vater zur Einwilligung geneigt zu machen.

Da ging eine Schreckensnachricht durch das Land. Ein Untier, halb Adler, halb Löwe, mit aufgerichtem Kamme und flossenartigen Riesensflügeln, war in die Berge gekommen und hatte auf einer riesigen Eiche, der Maleiche, seinen Horst erbaut. Furcht und Grauen erfaßte die Bewohner; denn nicht die Fruchtfelder allein wurden von dem Vogel Greif,

so nannte man das Ungeheuer, verwüßtet, auch Schafe und Rinder, ja selbst Rinder wurden von ihm geraubt und getödet. Wenn nun gar noch die junge Greifenbrut aufkam und mit ihrer Gier und Unerfättlichkeit die entsetzliche Plage vergrößerte, so drohte der Gegend völlige Entvölkerung.

In dieser Noth ließ der Herzog von Schlesien einen Aufruf ergehen, wer den Vogel Greif mit seiner Brut zu vernichten vermöge, der solle fürstlich belohnt werden. — Sofort beschloß Gottschalk von Kessel, den Kampf zu bestehen und sich den Preis und womöglich mit ihm Erlinde zu erringen. Er fand in der Nähe der Maleiche eine Höhle; dort hielt er sich so lange verborgen, bis der alte Vogel seinen Horst verlassen hatte. Als das geschehen war, eilte er hinzu und zündete das Nest an, so daß die Greifenbrut ersticken und verbrennen mußte. — Mit Sturmeschnelle flog der Vogel Greif herbei und suchte mit seinen gewaltigen Schwingen das Feuer zu löschen. Allein er entfachte dadurch nur noch größere Gluth und verletzete sich dabei so, daß er mit Wutgeheul an den Nesten herab vor Gottschalk niederstürzte. Am Boden erschlug der kühne Jüngling das Untier in hartem Kampfe.

Der Herzog von Schlesien hielt sein Wort. Er schenkte Gottschalk für seine Heldenthat das Land zu beiden Seiten des Queis vom Gebirge abwärts bis Greiffenberg und verlieh ihm zum ewigen Gedenken daran den Namen „Gottschalk von Greiff“. Die herzogliche Burg, die das junge Paar zum erblichen Wohnsitz bekam, wurde der „Greiffenstein“ genannt.

Wolf Romka*).

Der Ueberfall.

Auf der Landstraße, die von Spiller über die Höhe nach Langwasser führt, bewegte sich ein Zug bepackter Frachtwagen schwerfällig dahin. Greiffenberger Kaufleute kehrten, die Wagen mit wertvoller Handelsware beladen, zur heimatlichen Stadt zurück. Vor und hinter dem Zuge ritten zum Schutze desselben bewaffnete Knechte. Bei einem der mittleren Wagen, auf dem mehrere Kaufleute Platz genommen hatten, unter denen sich einer durch seine ehrwürdige Greifengestalt auszeichnete, ritt hoch zu Ross ein Ritter in reicher Kleidung, das mächtige Schwert in vergoldetem Wehrgehäng an der Seite. Das aufgeschlagene Visier zeigte ein von einem blonden Barte umrahmtes Gesicht mit hellen Augen und mild-ernsten Zügen. Die Satteldedecke ließ in ihrem Wappen Baum und Lamm und als deren Besitzer den Ritter Gottsche Schoff auf Burg Kemnitz erkennen. Auf der Höhe angekommen, hielt der Zug.

„Gehabt Euch wohl, Meister Kaspar!“ sprach Ritter Schoff. „Schon seht Ihr Greiffenberg liegen und werdet bald daheim sein. Sagt Bürger-

*) Zwei Abschnitte aus der Erzählung „Wolf Romka“ von A. Groß.

meister Henschel freundlichen Gruß. Solltet ihr wieder einmal diese Straße ziehen und meiner bedürfen, so wißt, daß ich Euch gern zu Diensten bin!"

"Untertänigsten Dank, wohlledler Ritter, für das freundwillige Geleit. Es ist schlimm, daß der Bürger und Bauer seines Lebens nicht froh werden kann und auf Weg und Steg des Schutzes bedarf."

"Leider ist es so", erwiderte der Ritter. "Nachdem der Talkensteiner schon längst seinem edlen Namen durch unedle Thaten Schande gemacht hat, soll nun auch der Greiffensteiner Burghauptmann, dem der Landeshauptmann sein ganzes Vertrauen schenkte, diese Wege gehen".

"Es kam uns bereits Kunde", sprach Meister Kaspar, "daß Burghauptmann Wolf Romka die Einsassen der Herrschaft bedrücke und auch gedroht habe, den Greiffenbergern gelegentlich den Beutel leichter zu machen."

"Der Landeshauptmann von Chotinitz ist ein edler Mann", entgegnete Schoff, "und wird solche Unbill nicht dulden. Leider kann er sich wenig um sein Gut kümmern, da er viel in Breslau und in Prag bei König Wenzel sein muß. Gott wolle uns geruhige und friedliche Zeiten bringen, jetzt, da sich das Jahrhundert bald wendet!"

"Das ist auch unser Wunsch, Herr Ritter," sprach der Meister Kaspar. "Kommt Ihr einmal nach Greiffenberg, so vergesst nicht, auch in meiner bescheidenen Behausung vorzusprechen!"

Ein Zuruf des Ritters scharte die Knappen zusammen, und bald trabte das Fähnlein die Straße nach Burg Kemnitz zurück, während die Wagen unter Hollaruf und Peitschenknall der Fuhrleute sich in der Richtung auf Greiffenberg fortbewegten.

Da — was war das? Aus dem Walde zur Linken lönte der verhaltene Ton eines Hornes herüber, und ehe sich die Kaufleute und Knechte besinnen konnten, sahen sie sich von einer Schar Ritterknappen umgeben, welche den Pferden in die Zügel fielen, Kisten und Kasten erbrachen und den wertvollen Inhalt auf bereitgehaltene Pferde luden.

"Holla, Ihr Krämerseelen", rief der Anführer mit rotem Federbusch am Helm, "herunter von Euren Geldsäcken, damit die Heimfahrt leichter vor sich geht!"

"Wer seid Ihr, Ritter", entgegnete Meister Kaspar, "daß Ihr ehrlichen Bürgern der Stadt Greiffenberg auslauert und sie an ihrem Gute schädigt?"

"Was, ich Euch schädigen?" rief der Ritter. "Dem Greiffensteiner seid Ihr untertan, und der nimmt nur, was Rechts ist!"

"Der Landeshauptmann will nur seine Abgaben und Zehnten", sprach Meister Kaspar furchtlos, "aber nicht, daß wir vergewaltigt werden!"

"Wahre Deine Zunge, Alter! Jetzt bin ich Euer Herr und tue, was mir beliebt. Ihr sollt den Wolf Romka noch besser kennenlernen!"

"Nun, wenn es denn kein Recht mehr gibt, dann Gewalt gegen Gewalt", rief Kaspar sich aufreckend. "Heran und drauf, Ihr Knechte!"

„Du willst noch beißen, Hund?“ schrie Wolf Romka wütend, packte ihn und riß ihn vom Wagen. Die andern Kaufleute flüchteten vor der Uebermacht zur Seite und hartten angstvoll der kommenden Dinge.

„Wir werden Beschwerde in Schweidniß gegen solche Gewaltthätigkeit führen und Euch zur Rechenschaft ziehen lassen!“ rief fest Meister Kaspar. „Ein solcher Frevel ist unerhört und schändet Eure Ritterehre!“

„Gotts Tod!“ fluchte der Burghauptmann außer sich vor Wut, „Deine letzte Stunde ist da!“ Dabei schlug er den wehrlosen Greis vor sich nieder, so daß dieser ächzend und blutüberströmt am Wegrand zusammensank.

„Gott wird dich zu treffen wissen, verruchter Bube“, rief Kaspar mit sterbender Stimme, „und Dich an Dir selbst Geseß und Recht erfahren lassen, die Du jetzt mit Füßen trittst. Dann denke an diese Stundel!“

Sohnlachend sprengte Wolf Romka mit seinen mit Beute reich beladenen Knappen in den Wald. Die Kaufleute aber luden den Toten auf den Wagen, riefen die geflüchteten Knechte herbei und kehrten frühe nach Greiffenberg heim, das sie am Abend erreichten.

Ueberlistet.

In bewegter Ratsßigung zu Greiffenberg hatte der Vogt der Kastellarei daselbst ein Schreiben des Landeshauptmanns Benesch von Chotiniß an ihn verlesen:

Durch Boten thut Ihr mir zu wissen, daß der Wolf Romka vom Greiffenstein ehrlose Dinge treibe, die Bürger Unserer guten Stadt Greiffenberg an Gut und Leben hart schädigt, auch die Leute allenthalben arg bedränge. So gebieten wir Euch, die Kastellanei bei Ehre und Leben gegen denselben wohlverwahrt zu halten und dem wohlgeden Rathe der Stadt kund zu thun, daß er ohne Ansehen der Person darauf achten soll, den Wolf Romka durch List oder Gewalt zu fassen, in gutem Gewahrsam zu halten und dann Unseres Urteils über denselben gewärtig zu sein.

Gegeben zu Schweidniß 1398 am Tage nach Laurentius.

„Vielen Dank, Herr Vogt“, sprach Bürgermeister Henschel Harde, „eine bessere Botschaft konntet Ihr uns nicht bringen“. Und zu der ihre freudige Zustimmung bekundenden Versammlung gewendet sprach er weiter: „An uns ist es nun, geehrte Herren, mannhafte für Recht und Geseß einzutreten. Der Herr lasse es uns gelingen!“

Der Sommer des Jahres 1399 kam heran. Mißglück waren einige Versuche der Greiffenberger, den Raubritter in ihre Hand zu bekommen. Da brachte Henschel Harde einen neuen Plan zur Ausführung.

Auf dem Marktplatze standen Fuhrwerke aufgefahren, und neben ihnen lagerten große Tonnen, Kisten und mächtige Warenballen zum

Verladen bereit. Viele Hände waren damit beschäftigt, sie sorgsam auf den Wagen unterzubringen. Vor dem Rathhause sahen der Bürgermeister und mehrere Kaufleute der Arbeit zu.

„Ihr kennt nun unsern Plan“, sprach Henschel Harte mit gedämpfter Stimme. „Seit mehreren Tagen schon sind die Späher des Greiffensteiners hier gesehen worden. — Mögen sie ihm gute Kunde bringen, damit wir den Wolf desto sicherer fangen“, fügte er lächelnd hinzu. — „An uns soll es nicht fehlen“, erwiderte Melchior Harttrampfi. — „Außer den kampfesmutigen Bürgern, die das Wagnis bestehen wollen, und den Stadtknechten,“ fuhr der Bürgermeister fort, „steht uns noch der Klostermann Gruber bei, der auch mit dem Greiffensteiner noch etwas zu verrechnen hat. Auch der Ritter Konrad von Kessel wird zur rechten Stunde mit einem Fähnlein Kemnitzer zur Stelle sein.“

„So muß es gut gehen“, sprach der Angeredete, „daß endlich die Wurzel alles Uebels ausgerottet werde und Ruhe und Sicherheit in unsre Gegend wiederkehre. Gehabt Euch wohl, Herr Bürgermeister!“

. . . . Knarrend und klappernd unter ihrer schweren Ladung, bewegten sich die Wagen zum Tore hinaus auf der Straße nach Hirschberg zu. Vor und hinter ihnen schritten, vorsichtig ausspähend, bewaffnete Stadtknechte. Eben hatte der Wagenzug den Kreuzweg bei der heutigen Kreuzschenke hinter sich, da brach es aus dichtem Busch vor Otto's Dorf hervor: ein Reitergeschwader, voran ein Ritter mit geschlossenem Helm und rotwehendem Helmbusch.

„Halt! ins Teufels Namen, halt!“ rief er mit donnernder Stimme den Fuhrknechten zu. „Der rote Wolf vom Greiffenstein“, so wußte ein jeder. Der Zug hielt, indessen die Stadtknechte sich am Ende desselben zusammenschlossen. Während aber Wolf Romka mit seinen Raubgesellen die vordersten Wagen nach Beute durchsuchte, entstand auf den hinteren Wagen ein sonderbares Knacken und Krachen. Die Tonnen und Kisten flogen auseinander, und ihnen entstiegen bewaffnete Bürger Greiffenbergs, die mit den Stadtknechten vereint unter Führung ihres Bürgermeisters ungestüm die Greiffensteiner angriffen.

„Ha, was ist das!“ rief Wolf Romka, „heran Knappen, laßt das Bürgerpack Eure Faust fühlen!“ Und wehrend und angreifend drang er auf die Bürger ein.

„Komm nur heran, Schelm, Du sollst uns kennen lernen!“ erkönte es von dort grimmig zurück. Klirrend und prasselnd prallten die Kämpfenden aufeinander. Kräftig arbeiteten Lanze und Morgenstern, und bald bedeckten Loh und Verwundete den Kampfplatz.

Da wurde es im Walde lebendig: Florian Gruber springt mit seinen Gefolgsmännern auf die Straße, freudig begrüßt von den hart umdrängten Greiffenbergern, fällt den Wegelagerern in die Seite und schlägt mit dem Streitkolben nieder, was sich in den Weg stellt.

„Verfluchter Pfaffenknecht“, knirscht Wolf Romka, „das sollst Du mir büßen!“ — Wütend bricht er sich Bahn zu ihm; schon blitzt sein Schwert in der Luft, um es zum tödlichen Schlage niedersausen zu

lassen: da — ein Sprung: der treue Thor fliegt dem Rosse an die Kehle. Das bäumt sich auf, überschlägt sich und begräbt seinen Reiter unter sich . . . Der Führer ist gefallen, die Bürger dringen vor, umringen die feindliche Schar, die nur noch für das Entrinnen kämpft in den schützenden Wald.

Da stockt der Kampf . . . Sind das Greiffenstein'sche Reiter, die dort um die Waldecke heranragen? Kommt Hilfe? Schon dringen die Weichen wieder zur Straße vor . . . Gefährliche Enttäuschung! Konrad von Kessel mit Kemnitzer Knappen erscheint auf dem Plan, versperrt den Flüchtenden den rettenden Weg und hilft so den Sieg zu einem vollständigen machen.

„Habt Dank, Florian Gruber, und Ihr, werter Ritter, für Eure Hilfe!“ sprach Henschel Harte, beiden die Rechte schüttelnd. „Die Stadt Greiffenberg wird es Euch nicht vergessen!“

„Ich bitte um Helm und Feldzeichen Wolf Romka“, rief Kessel hastig. „Ihr habt den Wolf selbst überlistet, ich will es mit seinem schurkigen Vogt tun!“ — Ein Ruf sammelt seine Mannen, und angefan mit Helm und Feldzeichen des Burghauptmanns jagt er mit ihnen der Feste Greiffenstein zu.

Die Greiffenberger luden die Toten und Verwundeten auf die Wagen. Die Gefangenen, unter ihnen Wolf Romka, wurden gebunden und im Triumph nach Greiffenberg geführt.

Unterdessen war der Reitertrupp Konrad von Kessels, von dem Turmwächter durch Hornruf gemeldet, vor der Zugbrücke angelangt und begehrte stürmisch Einlaß . . . „Wer seid Ihr?“ klang vom Thor. „Hund von Torwart, Du fragst noch?“ schrie Konrad mit Ari und Stimme Wolf Romka's. „Deffne!“ — „Der Hauptmann“, sprach der Wart erschrocken, die Begleiter nicht achtend. Rasselnd senkte sich die Zugbrücke, stiegen die Gatter, den Weg ins Innere der Burg freigebend. Donnernd sprengte die Schar durch das finstere Burgtor in den Burghof, wo ihnen eilends Vogt Hordis entgegenkam. „Verrat, Verrat!“ schrie er, den Feind erkennend . . . Zu spät! Schnell war der Vogt überwältigt. Führerlos gab der Rest der Besatzung die Burg preis.

. . . Die Gefangennahme des Raubritters und seiner Genossen durch Greiffenbergs mannhafte Bürger ging wie ein springendes Feuer durch Stadt und Gegend. Aufatmete das Land. Rasch lief die Vosschaft an den Landeshauptmann mit der Bitte um weitere Verhaltungsmaßregeln. Derweilen saß Wolf Romka in der Kastellanei zu Greiffenberg in strenger und sicherer Haft.

Nach einigen Wochen traf die Antwort ein. Sie lautete dahin, „daß der Wolf Romka um der Schändung der Ritterlehre willen und wegen des Frevels, so er wiederholtermal an Gut und Leben verübet, durch den Henker öffentlich vor dem Burgtore der Feste Greiffenstein zu enthaupten und zu verscharren sei.“ Die Mitgefangenen seien zu skäupen und nach Schweidnitz überzuführen.

Also geschah es . . . Es war an einem Oktobertage des Jahres 1399 . . .

Das „Schlüssel“ in Steine.

In Ullersdorf gräßlich lebte vor etwa zweihundert Jahren ein Oberförster, der große Reichtümer besaß. Jedermann ahnte, daß er diese der fortgesetzten Untreue im Amte zu verdanken habe. Diese Meinung wurde laut ausgesprochen, als er das große Bauergut Nr. 21 in Steine käuflich erwarb, darauf ein schloßartiges Wohnhaus erbaute und mit großem Prunk ausstattete. Zu seiner Einweihung lud der Oberförster die größeren Grundbesitzer der Umgegend und auch seinen Herrn, den Reichsgrafen Schaffgotsch, ein. Es ging dabei hoch her, und den Schluß der Festlichkeit bildete ein gemeinsamer Rundgang durch die Räume. Als sich schließlich der Oberförster stolz und trunken an den Grafen mit der Frage wandte, ob noch etwas fehle, gab ihm dieser zur Antwort: „Ja, ein Galgen, um den Oberförster daran zu hängen!“ — Der Oberförster verblich und wagte keine weitere Frage. Wie die Geschichte geendet hat, weiß man nicht. Das Gutshaus aber wird heute noch allgemein das „Steiner Schlüssel“ genannt und der Besitzer des Gutes der „Schlüsselbauer“.

Die letzte Schicht.

Im Jahre 1517 entdeckten beim Anlegen eines Brunnens die Bergleute Hans Weise und Matthias Söhnel aus Joachimstal in Böhmen das Zinnbergwerk bei Siehren. Jahrhundertlang wurde es betrieben, und oft gewährte es reiche Ausbeute. Als aber die Bearbeitung die Kosten nicht mehr deckte, wurde der Betrieb im Jahre 1791 eingestellt. Wie alte Chroniken berichten, wurde die letzte Schicht zu folgendem herzergreifenden Geschehnis:

Am Morgen des betreffenden Tages hatte der Vollhauer Johann Gottlieb Weise, ein Nachkomme des Entdeckers Hans Weise, die wenigen Bergleute versammelt und war mit ihnen zur letzten Schicht eingefahren. Die inständigen Bitten seiner Braut, doch die alten, vom Einsturze bedrohten Stollen nicht mehr zu betreten, hatten nicht vermocht, ihn von seinem Tun abzubringen. Aber alle Besorgnis schien grundlos zu sein; denn nach kurzer Arbeitszeit und einem letzten „Glück auf“ fuhren sie alle wieder wohllauf empor zum Tageslicht. Da geschah das Unglück: Der Vollhauer wurde als letzter der Ausfahrenden von dem nachbrechenden Gestein niedergeschlagen und verschüttet. —

Groß war der Jammer der Braut, als sie von dem Unglücksfalle ihres Verlobten erfuhr. Sie hat, sofort Hand anzulegen, um die Schuttmassen hinwegzuräumen, da der Verunglückte gewiß noch lebe und gerettet werden könne. Alle schüttelten jedoch zweifelnd die Köpfe, hielten jeden Rettungsversuch für aussichtslos und jede Arbeit dazu für umsonst. Auch als man noch tagelang ein Hämmern und Pochen im Berge vernahm und die Braut immer dringender die Leute beschwor und mit heißen Bitten bestürmte, doch zu helfen und zu retten, ehe es

zu spät sei, regte sich keine Hand. Abergläubisch besangen erwiderte man ihr: das Geräusch rühre von den Berggeistern und Unholden her, die nun in den verlassenen Stollen ihr Wesen trieben; der Vollhauer sei ganz gewiß tot. — Von allen verlassen und in verzweifeltstem Schmerz über die furchtbare Lage ihres Verlobten machte sich die Braut selbst daran, die Schuttmassen hinwegzuräumen und dem Verschütteten einen Gang zum Leben zu graben. Doch was vermochte sie, das schwache Weib, gegenüber der Riesenarbeit? Ihre Kräfte erlahmten, zerrüttet war ihre Seele. Eine kurze, heftige Krankheit besiel sie, und bald folgte sie ihrem Bräutigam im Tode nach als ein Opfer treuer, hingebender Liebe.

Der traurige Vorgang war fast vergessen, als man im Jahre 1843 die alten Stollen einer Untersuchung unterzog, um womöglich den Bergbau von neuem aufnehmen zu können. Da fand man — o Schrecken — in einem Stollenwinkel ein zusammengekrümmtes männliches Skelett liegen und darüber in der Wand, mühsam und unsicher eingekritzelt, die Buchstaben J. G. W., die Jahreszahl 1791 und darunter die Worte: „Ich klopfe, soviel ich kann, aber niemand hört mich. Ich muß sterben, da mir niemand Rettung bringt. Lebt alle wohl! Der Durst quälte mich mehr als der Hunger“. — Alle standen tief erschütteret.

Der Vollhauer Johann Gottlieb Weise war nicht vom Gestein getöbet worden, sondern hatte sein Ende erst, da er von niemand gerettet worden war, qualvoll durch Erschöpfung, Hunger und Durst gefunden. Lieblosigkeit und törichter Aberglaube hatten damals, wie so oft im Leben, ihr Opfer gefordert.

Das Bräutel.

Im Herbst des Jahres 1870 wurden viele französische Kriegsgefangene zum Bau der Kunststraße Lauban-Markliffa und besonders bei den Fellsprengungen am Teufelsberge verwendet. Unter den in Friedeberg und den umliegenden Ortschaften untergebrachten Franzosen befand sich auch ein Südfranzose namens Maurice Fernet. Er hatte seiner Braut in der fernen Heimat mitgeteilt, wo er sich befände und wie ihn die Sehnsucht nach ihr und der Freiheit fast verzehre. Als sie die Nachricht erhielt, da faßte sie einen raschen Entschluß. Sie war eine Waise und hatte sonst nichts zu hinterlassen. Sie packte ihr Bündel und verließ ihre sonnige Heimat, um zu ihrem Bräutigam zu eilen und diesen in seinem Unglück zu trösten. Unter Gefahren und Beschwerden wanderte sie durch Weiler, Dörfer und Städte bis an den Rhein und von da weiter durch Deutschland bis nach Giehren, wo ihr Bräutigam wohnte. Als sie dort ankam, wies man sie nach dessen Arbeitsstätte bei Markliffa. Eilenden Fußes schritt sie dorthin. Aber welch schreckliche Nachricht wartete ihrer? Bei einem Sprengschusse hatte ein scharfsichtiges Felsstück den Geliebten tödlich getroffen, und sie kam gerade noch zurecht, um dem Sterbenden den blassen Mund zu küssen, die heiße Stirne zu kühlen und dann das Auge im Tode zuzudrücken. — Die

Braut war der Verzweiflung nahe; denn nun hatte sie alles verloren. Sie kehrte nicht nach Frankreich zurück, sondern nahm ihren Wohnsitz in Giehren, um in unvergänglicher Liebe und stiller Trauer des Geliebten zu gedenken und sein Grab schmücken und pflegen zu können. Sie war eine geschickte Näherin, und alle Leute hatten sie bis zu ihrem frühen Tode lieb. Da man ihren fremden Namen nicht aussprechen konnte, nannte man sie schlichtweg „das Bräutel“. Bei ihrem Begräbnisse gab ihr die ganze Gemeinde das Geleite. Der Pfarrer aber schrieb ins Totenbuch neben ihren Namen: „Genannt das Bräutel, ein Urbild der Treue.“

Das Schaumfloß.

Bei Ullersdorf gräflisch, am Ausgangstor des Flinsberger Hochtales, fließt ein kleiner Bach, das Schaumfloß, in den Queis. Schäumend springen und rinnen die Wasser des Flosses in das Flussbett hinab. In alter, wohl heidnischer Zeit traute man den Schaumwellen besondere Kraft zu. Man badete im Schaumfloß, um sich gegen das Böse zu stärken und eigene Sündenschuld abzuwaschen. Deshalb wurde der kleine Bach auch „das heilige Bad“ genannt. Wer aber seine beglückende Wirkung erfahren wollte, mußte schweigend und still und unbelauscht in der Morgendämmerung baden. Sonst traf ihn die Strafe der Gottheit: der unzeitig Badende bekam einen schwarzen Körper, der Schwächhafte wurde für immer stumm, und der Neugierige wurde mit Blindheit geschlagen.

Jetzt wird „das heilige Bad“ nur noch wenig gekannt und beachtet. Dafür sprudeln im benachbarten Flinsberg heilkräftige Quellen und sind ein Segen für Kranke und Leidende aus der Nähe und der weiten Ferne.

Freikugeln.

In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurde das Isergebirge durch Raubschützen und Wildddiebe unsicher gemacht. Auf dem Kemnitz- und Zackenkamm waren es die Raubschützen Blech und Schober, die sich unter Anwohnern und Forstleuten einen gefürchteten Namen gemacht hatten; in den Waldgebieten des oberen Queistals war es „Der Wunderlich“. Von den beiden ersten ist bekannt, daß sie nicht nur Wildraub begingen, sondern auch Handelsleute überfielen und in die Häuser wohlhabenderer Leute einbrachen. Auch so mancher Forstmann fiel durch ihre Kugel. Wie „Der Wunderlich“ geendet hat, ist vergessen worden, aber Blech und Schober wurden in Hartenberg gefaßt und in Görlitz zum Tode gebracht. Viele Jahre hindurch kannte ihre Verwegenheit keine Grenzen. Man konnte sie nicht greifen, weil sie überall geheime Verstecke hatten und viele kleine Leute, denen sie von ihrer Beute reichlich abgaben, ihnen Unterschlupf gewährten und

Warnungen zukommen ließen. Für Blech und Schober sollen die Wolfsgruben bei Hayne, die Fuchslöcher bei Mühlseiffen, die Felsen des Wickensteins bei Rabishau, das einsame Scheibental bei Querbach und die alten Bergwerksstollen bei Giehren solche Schlupfwinkel gewesen sein. Auch in einsam gelegenen Bauden und Jägerhütten bargen sie sich vor Nachstellungen. Der beste Schutz aber war der Aberglaube, mit dem das Volk sie umgab. Man schrieb ihnen den Besitz geheimnisvoller Kräfte zu und war überzeugt von ihrem Umgang mit Dämonen und Geistern. Sie waren nach der Meinung der Leute „kugelsicher“ und konnten „Freikugeln“ gießen; auch standen sie in Beziehung zum „Nachtjäger“, der in dunklen Sturmnächten, gefolgt von einer kläffenden Hundemeute, durch Wald und Lüfte brauste und den sie mit „Woiden“ anriefen (Wuotan der deutschen Göttersage). Zum Freikugelgießen verwendeten die Raubschützen Blei aus den Einfassungen der Bugenscheiben von Kirchenfenstern. Die Freikugeln mußten in den Augenhöhlen eines Totenkopfes gegossen werden, den man unter einem Galgen geholt hatte. Der Guß wurde in den Zwölfnächten unter geheimen Zaubersprüchen vorgenommen. Das Volk erzählte, daß man mit einer so hergestellten Kugel jedes Ziel sicher treffen könne, möge auch die Entfernung noch so groß sein. Der Schütze braucht das Gewehr nur anzulegen und dabei den Wunsch haben, ein bestimmtes Ziel zu treffen, dann nimmt die Gewehrmündung ganz von selbst eine untrügliche Richtung ein. Beim Abdrücken verläßt die Kugel lautlos den Lauf und erreicht unfehlbar das Ziel. Weht der Schütze der Schußrichtung nach, so findet er das, was er zu treffen wünscht. — Ein Mann aus Antoniwald hatte sich beim Stöckeroden zu einer kurzen Ruhe hingelegt, war aber eingeschlafen. In der Abenddämmerung erwachend, sah er plötzlich aus einem Felsenpalt einen verwildert aussehenden Mann hervortreten, der nach dem Kemnitzberge hinüber fragend rief: „Ist es Zeit?“ Dumm hallend kam die Antwort zurück: „Es ist noch nicht Zeit!“ Da verschwand er wieder in der Felsenöffnung. Es dauerte aber nicht lange, so erschien er wieder mit einem Gewehr in der Hand. Er legte an und drückte ab. Aber kein Knall erfolgte. Hierauf verschwand der Schütze eiligen Laufes im Walde. Der Laufscher kroch näher zum Felsen heran, um zu erfahren, ob noch etwas geschehen würde. Es war schon dunkel geworden, da erschien der unheimliche Jäger wieder vor dem Felsen mit einer gewaltigen Hirschlast auf den Schultern. Einen Augenblick darauf war alles verschwunden. — Der Mann aus Antoniwald kam ganz verstört nach Hause. Als man am Tage darauf die Gegend genau absuchte, war die Stelle oder sonst etwas Seltsames nicht aufzufinden.

Der Feuerreiter.

Viele glauben, daß es Leute gibt, die das Feuer bei einem Brande „versprechen“, d. h. durch Geheimmittel und Zaubersprüche auf seinen Herd beschränken oder ganz zum Verlöschen bringen können. In diesen

Personen erkennt das Feuer seinen Feind. Zornwütig sucht es sie zu packen und zu verderben. Daher kommen sie zu Pferde zur Brandstätte, treffen schnell ihre Anordnungen, besprechen das Feuer und sprengen dann in tausendem Ritze in der Richtung nach einem Gewässer davon. Erst wenn das Wasser zwischen ihnen und der nachsetzenden Flamme liegt, sind sie geborgen und in Sicherheit. Treffend bezeichnet der Volksmund diese Leute mit dem Namen „Feuerreiter“.

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die zur Stadt Friedeberg gehörige Kolonie „Stadtvorwerk“ niederbrannte. Alle Löschhilfe war vergeblich. Fessellos griff das rasende Element um sich und verzehrte ein Haus nach dem andern. Da erschien plötzlich auf schnellem Schimmel ein fremder Reiter. Jägertracht kleidete ihn, und den Hut hatte er tief ins Gesicht gedrückt. Starr hielten einen Augenblick Ross und Mann. Dann hallten laut und energisch die Befehle des Reiters zur Dämpfung der Feuersbrunst. Schnell wandte er hierauf seinen Schimmel und sprengte dem nahen Queise zu. Eilig durchritt er den Fluß und verschwand am jenseitigen Ufer im Walde des Märzberges. Die Zuschauer am Brandplatze aber sahen atemlos, wie das Feuer von seinem Herde absprang, sich gierig hinter dem Feuerreiter herwälzte, ihn doch nicht erfassen konnte und im Queis dampfend erlosch.

Die Weiskäufer.

Auf Garn- und Jahrmärkten früherer Zeit war auch die Kunst der Langfinger zahlreich vertreten, und, wie so viele erfahren, entfaltet sie auch heute noch an Orten lebhaften Personenverkehrs ihre errassende Tüchtigkeit. So war es seiner Zeit auch in Friedeberg. Durch den Markttreiben daselbst schlich Diebsgelichter, und manch ein Besucher ging um eine Erfahrung reicher, aber um seine Barschaft ärmer nach Hause. „Weiskeefma“ nennt man in der dortigen Gegend noch heute die Marktdiebe. Sie drängen sich an die Leute heran, beschwafeln sie, „weismachen“ ihnen etwas, indes sie ihnen die Tasche leeren. — Eine Frau aus Rabishau aber ließ sich nicht bestehlen. Sie konnte den Diebessegen“ sprechen, und als der Taschendieb, ein Mann aus Böhmen, sich ihres Geldbeutels bemächtigt hatte und schnell entfernen wollte, wurde er gebannt. Starr und still mußte er neben ihr stehen bleiben, von zwingender Macht wie festgewurzelt. Die Marktpolizei nahm ihn in Gewahr, und bald schwenkte der Wind den Galgenvogel. Nun verlegten die Langfinger ihr Arbeitsfeld lange Zeit in andere Gegenden.

Der Geldschlundteich.

Im Tierschen Walde bei Greiffenstein liegt im Gebüsch verborgen der Geldschlundteich. Geheimnisvoll und still ruhen die Wasser, und tief mag der Grund sein. — Zur Zeit des Hussitenkrieges schickte sich ein

böhmisches Herr an, den Greiffenstein einzuschließen. Der Burgherr mit seinen Mannen rüstete sich zur Verteidigung. Ob es aber gelingen würde, die Burg gegenüber dem Ansturm der fanatischen Krieger des Kelches zu behaupten, schien zweifelhaft. Deshalb wollte man die Gräfin mit den weiblichen Insassen und Gold und Kostbarkeiten schnell noch in Sicherheit bringen. Ein Versteck bot sich in dem damals noch wilden und fast unzugänglichen Tierschen Walde. Schon schwärmten Hussitenscharen um die Burg. Da brachte man in finsterner Nacht das Vorhaben zur Ausführung. Vom Feinde wurde es nicht bemerkt. Allein der Knecht verfehlte den Weg und fuhr mit dem Wagen und seiner kostbaren Ladung in den Teich hinein. Im Augenblick wurde alles von der moorigen, unergründlichen Tiefe verschlungen.

Leute, die des Nachts von Mühlseiffen nach Friedeberg gingen und den Fußweg benutzten, der auf dem Teichdamme hinführt, hörten wiederholt aus dem Schilfdickichte des Teiches Weh- und Klagerufe herüberschallen.

Die schwarze Frau.

Das Schloß in Ober-Wiesa ist sehr alt. Schon zu der Zeit, als das kleine Dörfchen Alt-Wiesa an der Pest ausstarb, schaute es stolz und sicher vom steilen Felsrand des Queis auf das Flußthal hinab. Damals besaß das Schloß ein Ritter, dessen Gemahlin durch Hartherzigkeit, Habgucht und Geiz in der ganzen Gegend gefürchtet war. Trotz ihres großen Reichthums fanden Arme und Kranke bei ihr weder Trost noch Hilfe, und mancher Bittende wurde erbarmungslos aus dem Schlosse gejagt. —

So schuldbeladen konnte die Schloßherrin freilich nach ihrem Tode keine Gnade vor dem Throne des ewigen Richters finden. Sie wurde dazu verdammt, so lange ruhelos an der Stätte ihrer Lieblosigkeit umherzuirren, bis sie ihre Schätze in einzelnen Goldstücken an Arme und Hilfsbedürftige verteilt haben würde.

Sie erscheint nun im Schlosse und in seiner Umgebung als hohe, schwarzvermummte Gestalt. Einen Stab trägt sie in der Hand, an dem ein silbernes Glöckchen erklingt. Wen sie trifft, dem überreicht sie seufzend ein Goldstück. Sodann verschwindet sie wieder. Oft ist ihr Erscheinen im Schlosse auch mit Kettengerassel und Geldgeklirr verbunden.

Eine arme Weberin aus Gebhardsdorf war mit ihrer Ware auf dem Garnmarkte in Greiffenberg gewesen und wollte den „Röhrenweg“ entlang nach Hause gehen. Die Nacht war schon niedergegangen, als sie am Tore des Gutshofes vorbeischrift. Da hörte sie plötzlich ein Glöckchen erkönen, und als sie hinschaute, gewahrte sie eine hohe, schwarze Spukgestalt, die ihr bittend zuwinkte. Von Schrecken gebannt blieb die Weberin stehen und konnte kein Wort hervorbringen. Da nahte die „schwarze Frau“ heran, legte ihr ein Goldstück in den Handkorb und verschwand im Dunkel der Nacht. Leise verhallend

klang noch das Glöckchen herüber auf den Weg zu der Weberin, die zitternd und bebend stand. Dann aber eilte sie nach Greiffenberg zurück und erzählte den Vorfall. — Niemand aber hätte ihr geglaubt, wenn nicht das funkelnde Goldstück die Wahrheit ihrer Aussage bestätigt hätte.

Das Ritterpferd.

Zur Stadt Greiffenberg gehört ein Vorwerk. Es lag ehemals dicht vor den Mauern der Stadt; jetzt reiht es sich in die Häuserzeile der Laubaner Straße ein. Das Vorwerk war vor Zeiten Besitztum der Burgherrn von Greiffenstein. Einer von ihnen, der Ritter Gotsche Schoff, war um das Jahr 1425 in heftige Fehden mit dem Sechsstädtebund der Oberlausitz verwickelt. Ursachen dazu waren die Brücken- und Straßenzölle, die Ritter Schoff bei Greiffenberg erhob. In diese Kämpfe begleitete ihn der Knappe Melchior Busch. Er war ein treuer Gefolgsmann seines streitbaren Herrn und rettete ihn wiederholt aus Noth und Gefahr. Dafür schenkte ihm Gotsche Schoff nach beendeter Fehdezeit das Vorwerk und erließ ihm alle Lasten und Abgaben. Nur eine Bedingung hatte das Vorwerk zu erfüllen: es mußte sich verpflichten, stets ein ausgerüstetes Ritterpferd zu halten und es bei ausbrechendem Kriege dem Lehnsherrn zur Verfügung zu stellen.

Mit dem Pferde, das Melchior Busch als Ritterpferd hielt, hatte es eine höchst seltsame Bewandnis. Trat nämlich der Fall ein, daß Busch und sein Roß sich zum Waffendienst auf dem Greiffenstein stellen mußten, weil Gotsche Schoff seiner Mannen bedurfte — etwa gegen die Hussiten oder die Görlitzer, oder gegen Ulrich von Wiberstein auf Friedland — so war es immer, als ob das Pferd es schon vorher wisse. Es zeigte sich unruhig, stampfte mit den Hufen und klirrte mit seiner Ausrüstung.

Die Verpflichtung der Vorwerksbesitzer ist freilich längst aufgehoben. Aber in späterer Zeit hörte man zuweilen noch von der Ecke des alten Stalles her, der dem einstigen Lehn- und Ritterpferde zum Stande diente, ein Stampfen, Schnauben und Klirren. Das war stets der Fall, wenn Unruhen und Krieg bevorstanden. Auch beim Beginn der Kriege des neunzehnten Jahrhunderts nahm man es wahr. Wie der verstorbene letzte Besitzer des Vorwerks dem Erzähler gegenüber aussagte, war es auch vor dem Ausbruch des Weltkrieges zu vernehmen.

Die Hussiten vor Greiffenberg.

Auf der Stelle, wo jetzt das Gasthaus „Zur Burg“ in Greiffenberg steht, befand sich bis zum Jahre 1603, dem Jahre des „großen Brandes“ der Stadt, eine Kastellanei der Herren vom Greiffenstein. Auf dem äußersten Felsen, der schroff und steil zum Queis abfällt, war der Wartturm erbaut. Von ihm aus konnte man mit der nahen Burg

Greiffenstein Signale wechseln. Auch ein geheimer unterirdischer Gang führte von der Kastellanei nach der Burg.

Es war zur Zeit des Hussitenkrieges. — Schon oft waren die schlesischen Gegenden von den wilden Hussitencharen verheert worden. Auch Greiffenberg traf solch böses Geschick. Da meldeten eines Tages Feuerzeichen vom Popelberge bei Scholzendorf den Anmarsch neuer feindlicher Heerhaufen, und ehe man sich's versah, lagerten sie schon bei Wiesa, gegenüber der Stadt. Schnell waren die Tore verschlossen und verrammelt, die Sturmglocke erkönte, und die Bürger eilten, zur Verteidigung gerüstet, auf die Mauern. Die Bewohner der umliegenden Ortschaften und Höfe flüchteten in die Stadt. Hinter Thor und Wall bargen sie sich und ihre wertvollste Habe.

Unter denen, die in Greiffenberg Schutz suchten, befand sich auch Barbara, die Tochter des Burgherrn von Tzschocha. In weitem Umkreise wurde sie gepriesen wegen ihrer Güte und Mildthätigkeit. Sie hatte ihre Flucht im Queistale entlang genommen und wollte die festere Burg Greiffenstein erreichen, wo ihr Bräutigam, Egbert von Kessel, als Hauptmann weilte. Das war nun durch das überraschend schnelle Erscheinen der Hussiten unmöglich geworden.

Auf eine längere Belagerung war Greiffenberg nicht eingerichtet. Starkreich war die Menge der Landleute, die zur Stadt gesüchlet waren. Stark war der Feind. — Da stiegen denn bald Nosignale vom Wartturm der Kastellanei auf. Tröstende Zeichen kamen vom Greiffenstein zurück, und bald nahte auch Hilfe. Ein kleines Heer unter Führung der Ritter Gotsche Schoff und Klüg von Tzschocha hatte sich schnell gesammelt, griff den Feind — von der ausfallenden Bürgerschaft kräftig unterstützt — mutig an und schlug ihn nach Böhmen zurück.

Klüg von Tzschocha starb im heißen Waffenstreiß den Heldentod. Barbara war unterdessen durch den unterirdischen Gang nach der Burg Greiffenstein gesüchlet, wo sie wohl geborgen war. Groß war ihr Schmerz um den gefallenen Vater. Ein Trost für sie war aber die glückliche Heimkehr ihres Bräutigams und die Nachricht, daß die tapfere Besatzung von Tzschocha alle Stürme der Feinde auf die Burg siegreich abgeschlagen hatte. — Nach beendeter Trauerzeit führte sie Burghauptmann Egbert von Kessel als sein Ehegemahl heim.

Auch fernerhin haben die Hussiten Kriegszüge nach Schlesien unternommen und auch ins Görlitzer Land. Vor Greiffenberg aber ließen sie sich nicht mehr sehen; denn zu sehr stand bei ihnen in heilsamer Erinnerung die mannhafte Abwehr der Bürger und die tatkräftige Ritterhilfe der Nachbarschaft.

Der alte Dlig.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ging man an die Erneuerung der Weidburg im Queistal. Als die Schutzmassen hinweggeräumt wurden, die die Mauerreste bedeckten, fand sich in einem

Gewölbe eine alte Steinfigur mit milden, freundlichen Gesichtszügen. Sie stellt den heiligen Alexius dar, den der Volksmund der alte „Olix“ nennt. Der Fund erregte damals großes Aufsehen; denn an ihn knüpfte sich eine Sage voll schicksalschwerer Bedeutung für die Besitzer der Burg.

Vor fünfhundert Jahren befand sich die Neidburg in der Hand des Jobst von Kolditz. Das war ein Raubritter schlimmster Art. Schon oft hatte man versucht, die kleine, jedoch sehr feste Burg zu erobern und Jobst gefangenzunehmen. Es war aber niemals gelungen. Als man gegenüber auf der Rengersdorfer Höhe einen Galgen aufrichtete — fürwahr ein eindringliches Warungszeichen — da schallte vom Wartturm des Raubritters herausfordernder Hohn herüber. Und immer wieder traf er die Umgegend schwer mit Raubzügen und Gewaltthaten.

Da mußte er des Himmels Strafe erfahren. — Jobsts kleiner einziger Sohn Bernd war ein wilder, zügelloser Knabe. Aber selten versagte ihm der Vater eine Bitte. Einst bat Bernd, die Bildsäule des heiligen Alexius, des Schutzheiligen der Burg, aus der Kapelle zu ihm in die Kinderstube bringen zu lassen. Er wollte damit spielen. — Die alte Kordula, die Wärterin des Knaben, mahnte und warnte. Solch sündhafte Tod müsse Unglück über Burg und Burghern bringen. — Allein vergebens. Jobst von Kolditz spottete nur darüber. Er ließ den Heiligen unter Lästerreden von seinem Standort herabheben, mit bunten Flittern behängen und in der Kinderstube aufstellen. — Eines Tages fand man die Bildsäule umgestürzt und unter ihr tot den kleinen Bernd. Jobst tobte in Schmerz und Wut und wollte die Säule in Stücke schlagen. Die alte Kordula aber entriß sie ihm und verbarg sie in einem Keller der Burg. — Bald brach auch das Unglück über die ganze Neidburg herein. Die Hussiten überfielen sie, brannten sie nieder und erschlugen Jobst von Kolditz mit seinen Knechten. Auch die Bildsäule des heiligen Alexius wurde dabei unter Trümmern und Schutt begraben.

Seit dieser Zeit hörte man manchmal in stillen, schwülen Nächten und besonders, wenn der Familie des Burgbesizers ein Schicksalschlag drohte, Rufe von der Ruine herüberschallen. Jahrhundertlang blieb die Trümmersstätte liegen, und kein Eigentümer der Herrschaft Friedersdorf unternahm es, sie wieder aufzubauen. Erst der Freiherr von Minutoli-Woldeck that es, fand das Standbild und brachte es pietätvoll an seinen alten Platz. Seitdem sind die Rufe verstummt.

Der verlorene Schatten.

Zwischen Neu-Schweinitz, einem Ortsteile des großen Kirchdorfes Friedersdorf a. O., und Langenöls liegt eine kleine, düstere Waldschlucht. Ein Fußweg, der die beiden Ortschaften verbindet, führt hindurch. Die Waldschlucht heißt der Mordgrund. Der Name erinnert an ein schauriges Ereignis, das sich hier zutrug.

Als die Hussiten Lauban erstürmten und verwüsteten, kam auch eine ihrer Horden nach Langenöls und brannte es nieder. Die Mönche des Klosters, das zu dieser Zeit auf der Stelle des heutigen Schloßgutes stand, waren geflüchtet und hatten sich in der abseits liegenden Waldschlucht verborgen. Sie wurden aber bald von den blutgierigen und beutelüfternen Feinden entdeckt und unter grausamen Martern hingerichtet. Inmitten seiner Mönche starb qualvoll der Abt Arnold Treu. Bevor er aber sein Leben aushauchte, sammelte er seine Sinne und fand Worte zu einem Fluche, den er mit letzter Kraft über die Mordbuben aussprach. „Jeden“, so rief er, „der unreines Herzens und Gewissens ist, wird bald Gottes strafende Hand treffen, wenn er den Weg geht, den ihr gekommen seid, und dabei seinen Schatten verliert. Ihr Räuber und Mörder werdet die ersten sein!“

Und wunderbar! Als die hussitischen Mordgesellen bluttriefend und fluchbeladen von dannen zogen, bemerkten sie bald zu ihrem Entsetzen, daß ihre Körper trotz des hellen Mondscheins keinen Schatten warfen. — Das Wort des Abtes erfüllte sich. Die Dorfbewohner hatten sich wieder gesammelt und bewaffnet. Von Erbitterung und Rachegeist erfüllt, übersielen sie die abziehende feindliche Schar und machten sie bis auf den letzten Mann nieder.

Auch jetzt soll es noch vorkommen, daß Wanderer, die bei Sonnen- oder Mondschein ihren Weg durch den Mordgrund nehmen und den Sinn des Fluches kennen, sich scheu umblicken und sich davon überzeugen, ob ihr Schatten sie noch begleitet.

Der Kalte Brunnen.

Bei dem Dorfe Schosdorf, unweit des Weges nach Welkersdorf, fließt am Fuße eines Hügel eine Quelle, der Kalte Brunnen genannt. Kristallklar und eiskalt entquillt das Wasser dem Grunde und so stark, daß es kleine Sandkegel mit emporwirft. Nicht weit von dem Brunnen bildet das abrinrende Wasser einen Sumpf. Von ihm erzählt man eine herzbewegende Sage.

Ein armer Scherenschleifer war ins Dorf gekommen. Beim Sumpfe des Kalten Brunnens stellte er seinen Schubkarren mit dem Schleifzeug auf. Das geschah des Wassers wegen, das er zum Schleifen brauchte. In den Häusern hatte er stumpfe Scheren und Messer gesammelt, und nun machte er sich daran, sie zu schleifen und zu schärfen. Eifrig surrte und schnurrte das Rad. Vertieft in seine Arbeit, bemerkte er nicht, wie die schwere Karre allmählich einsank und ihn mit sich in den moorigen Grund zog. Niemand hörte sein Rufen; rettende Hilfe blieb aus. Bald war der Scherenschleifer im Sumpfe spurlos verschwunden.

Noch heute sagen die Leute, wenn im Frühling der Westwind vom Kalten Brunnen her über Schosdorf fauft und braust: „Es wird Tauwetter werden, der Scherenschleifer arbeitet!“

Der Todesengel.

Ein alter, glaubwürdiger Mann erzählte mir nachstehendes Erlebnis:

„Ich besuchte einmal einen Freund in Schosdorf. Vom hinteren Fenster der Wohnstube aus betrachteten wir uns die blühenden Bäume im Garten. Da sahen wir plötzlich eine Erscheinung. Auf dem Fußwege der von der Brauerei aus hinter dem Dorfe entlang bis zu den Kirchen führt, schwebte eine lichte Gestalt. Sie winkte dem dritten Nachbarhause zu. Ich trat aufs höchste erregt zurück und sah meinen Freund fragend an. Der sagte: „Es war der Todesengel; beim Nachbar wird bald eins sterben.“ Ich lächelte ungläubig, aber mein Freund blickte tief ernst. — Schon nach einigen Tagen bekam ich die Nachricht: bei dem betreffenden Manne sei ein Kind plötzlich gestorben.

Die Erstürmung des Talkenstein.

Auf Burg Talkenstein bei Welkersdorf hauste einst der Raubritter Nikol Czirn (Niklas von Tschirnhaus). Wild und roh war sein Sinn, und das Burgverlies wurde nie leer von den Opfern seiner Grausamkeit. Oft schon hatte man den Versuch gemacht, den Talkenstein zu erobern und das Raubnest auszunehmen. Niemals jedoch war es gelungen; denn zu steil und zu hoch ragten die Felsen, zu fest standen die Mauern und Türme. Das Land in weitem Umkreis seufzte unter dem schonungslosen Druck des Talkensteiners. Brand und Raub bedrohten ständig den friedlichen Bauern, Mord und Plünderung den Kaufmann, der mit seinen Waren die Handelsstraße entlang zum Marktfort zog. Die Bewohner der Umgegend konnten ihres Lebens erst recht nicht froh werden. Besonders auf Welkersdorf lag schwer die harte Faust des Raubritters. Eine Hoffnung im Elend war die Prophezeiung einer alten Frau im Dorfe: „Feuer, Messe und Vollmondschein werden das Ende des Talkensteiners sein!“

Nun war eine neue Freveltat geschehen Es mag am Ende des Jahres 1478 gewesen sein. Da hatte der Großhäfner Adam Schwobe aus Welkersdorf die Dörfer Wagner aus Cunzendorf gefreit. In hochzeitlichem Zuge führte er sie durch das kleine Waldtal bei Hagendorf nach seinem Heim. Den Spähern vom Talkenstein waren sie nicht entgangen. Schnell war Nikol Czirn benachrichtigt. Der überfiel den Brautzug, beraubte die Gäste ihrer geringen Habseligkeiten und schlug die, welche sich wehrten, nieder. Die Braut ließ er auf die Burg schleppen, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Adam Schwobe, der mit dem Leben davonkam, wandte sich mit dringender Klage an den König Matthias von Ungarn, dem damals Schlesien gehörte.

Jetzt war das Maß übergelassen. Der schlimmen Thaten waren genug geschehen. König Matthias befahl dem Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, Georg von Stein, die Burg ernsthaft anzugreifen, zu erstürmen und dem Erdboden gleich zu machen. Niklas

von Tschirnhaus aber sollte zum Tode geführt werden. — Viele zweifelten wieder an dem Gelingen, andre jedoch erinnerten sich der Worte der weisen Frau und schöpften neuen Mut.

So war der 1. Mai des Jahres 1479 herangekommen. Die Sonne war geschieden, und hell stand der Vollmond am Himmel. Vom Ramfenberge bei Steinbach leuchteten die Walpurgisfeuer herüber. Das Werk wurde begonnen, so wußten alle. Nun flammten Feuer unterm Vollmondschein. Sollte die Weissagung doch in Erfüllung gehen? Waren das die Zeichen der siegreichen Taf?

Es sank die Nacht. Schweigend und erwartungsvoll standen die Wälder um die Burg. — Da zog es plötzlich von allen Seiten heran. Waffen klirrten, Räder knarrten, und Schatten huschten hier und da aus dem Walde hervor und nahmen in der Nähe der Feste Aufstellung. — Jetzt erhob es sich im Walde wie ein Wirbelwind und brach hervor gegen Wälle und Mauern. Wilde Rufe, blitzende Waffen, geharnischte Gestalten: sturmartiger Ueberfall . . . Doch die Burg war stark, und die Verteidiger standen auf ihren Posten und wehrten den Angriff mit Erfolg ab. Oben auf einem kleinen Turme zeigte sich Nikol Czirn in Brünne und Eisenschienen. Unternehmend und trotzig war sein Gebaren, Hohn und Spott traf die Stürmenden vor den Mauern.

Langsam schwand die Nacht. Die Belagerer verbrachten sie in geschäftigem Treiben und mit Vorbereitungen zum neuen Kampf. — Nun dämmerte der Tag, und bald stieg die Sonne über die Wälder heraus und beleuchtete die letzten Vorkehrungen. Jetzt klang auch das Mettenglöcklein der Kirche zu Welkersdorf durch die Morgenfrühe. — Das war das Zeichen des allgemeinen Angriffs. Pfeile zischten durch die Luft, Kampfrufe erschollen, Pechkränze flogen; Sturmböcke wurden in Tätigkeit gesetzt, und Wurfmaschinen schleuderten krachend ihre Steinkugeln gegen die Mauern.

Aber tapfer wehrten die Verteidiger alle Angriffe ab. Sie wußten, es ging um Kopf und Kragen. — Schon ermatteten die Stürmenden, und schon scholl Siegesgeschrei von den Mauerzinnen hernieder, da — ein gewaltiges Krachen und Erzittern der Erde! Bergknappen aus Schmiedeberg, die zur Eroberung des Talkenfeins mit aufgebogen waren, hatten eine Pulvermine gelegt, sie entzündet und den Wartturm mit dem Haupttheile der Burg in die Luft gesprengt.

Nun war eine breite Bresche geschaffen. Ein heißes Ringen, Mann gegen Mann, begann. Die Mauerreste wurden erstiegen, die Feste ward genommen. Den siegreich Eindringenden voran stürmte Adam Schwobe, kraftvoll sich Bahn schlagend zur Befreiung seiner Braut und zur Niederwerfung ihres Räubers.

Die rettende Taf gelang. Alle, die in der Burg in Gefangenschaft schmachteten, wurden befreit, unter ihnen auch die geraubte Braut. Nikol Czirn fiel lebend in die Hände der Sieger. Er mußte bald darauf seine Freveltaten mit dem Tode büßen.

Adam Schwobe konnte seine Dörte in sein Haus führen. Die Stelle, wo damals der Ueberfall auf den Brautzug erfolgte, der Talgrund an der Straße im Walde bei Hagendorf, heißt heute noch das Brautloch.

Mit dem Fall der Raubburg Talkenstein kehrten Ruhe und Sicherheit wieder in der Gegend ein. Zur dauernden und dankbaren Erinnerung an dieses Ereignis wurde bis vor einigen Jahrzehnten alljährlich am 1. Mai früh neun Uhr auf der Kirche zu Welkersdorf ein Puls geläutet, und es ist zu erwarten, daß der Brauch bald wieder von neuem aufgenommen wird.

Die drei Kiefern.

Nah bei Ober-Schoszdorf, an der Kunststraße, die von Greiffenberg nach Löwenberg zieht, steht eine Kieferngruppe. Von den Umwohnern wird sie mit dem Namen „Die drei Kiefern“ bezeichnet.

Es war nach der Erstürmung des Talkensteins. Die Mauern lagen zerstört. Man hatte die Gefangenen befreit und den Raubritter Nikol Czirn mit seinen Gefährten fortgeführt. Die Raubgesellen waren den Schmiedeberger Bergleuten übergeben worden. Sie hatten den größten Anteil an der Eroberung der Burg; sie sollten auch die Strafe an den Missethättern vollziehen. Ihre Absicht war anfangs, Nikol Czirn und seine Knechte nach Hirschberg zu bringen, um dort über sie Gericht zu halten. Aber die Hinführung erschien zu beschwerlich, und allzu sehr drängte der gerechte Zorn über die schwere Schuld zu rächender Tat. Deshalb beschloß man, das Todesurteil sogleich zu vollstrecken. Dazu hofen mehrere Kiefern am Wege eine günstige Gelegenheit. Ohne viel Umstände zu machen, knüpfte man sämtliche Räuber und Wegelagerer daran auf. Vollbefriedigt kehrten hierauf die tapferen Bergknappen in ihre Heimat zurück.

Der schwarze Hengst.

Es war in gräuer Vorzeit. Noch leuchtete in unster Heimat nicht das christliche Kreuz durch die Nacht des Heidentums . . . Auf einer kleinen Anhöhe im Waldesdunkel lag die alte Wallbefestigung Prezin, nachmals Poitzenburg genannt. Dort hauste der stolze Vogt Holk. Neben ihm blühte sein Töchterlein, die schlanke, rehägige Zenta. Droben am Hengstberge stand die armselige Köhlerhütte des alten Janko. Sein schmucker Sohn Boris war seine Freude und sein Stolz. Das kindliche Spiel hatte Boris und die Tochter des Vogtes einander zugeführt. Daraus war eine herzliche Zuneigung entstanden, und nun schlugen sich ihre Herzen in großer und freuer Liebe entgegen. Jedoch war an eine eheliche Verbindung der beiden jungen Menschenkinder bei dem Standes- und Vermögensunterschiede ihrer Väter kaum zu denken. Ueberdies hatte der Vogt seine Tochter dem Sohne des Verwalters der

benachbarten Wallburg Sobota — Jainz mit Namen — zugesagt. Als nun dem scharf beobachtenden Blicke des Vogtes die tiefe Neigung Zentas zu dem Sohn des Köhlers offenbar wurde, verbot er ihr jeden Umgang mit Boris und überwachte sie streng. — Da trafen sich von nun ab die Liebenden nur noch heimlich. Es geschah im Hansengrunde, an der Brücke, die über den goldreichen Seiffenbach führte. Lange Zeit waren nur der einsame Wald und der leise rinnende Bach die verschwiegenen Zeugen ihrer Zusammenkünfte. Einmal aber wurden sie dem Vogt verraten. Der tobte gewaltig, ließ Zenta in der Wallburg einschließen und den alten Köhler missamt seinem Sohne aus dem kleinen Besitztum vertreiben. So schien der Liebesbund gelöst zu sein.

Da plötzlich ging von Mund zu Mund das Gerücht, und einer raunte es dem andern voll Furcht und Grauen zu, daß um Mitternacht ein schwarzer Reiter vom Hengstberge nach der Poßenburg geritten käme. Des Reiters Hengst früge die gleiche Farbe der Nacht und habe glühende Augen und Klüffern. Wer ihm begegne oder ihn gar anriefe, müsse sterben.

Der schlaue Vogt aber dachte anders über diesen Spuck. Er ließ dem unheimlichen Reiter aufschauern, und nur mit knapper Noth entging Boris — denn niemand anders als er war es — der Gefangennahme.

Doch treue Liebe gibt den Kampf um das ersehnte Glück nicht so leicht auf und achtet dabei weder Noth noch Gefahr. Boris griff zu einer neuen List, um zu seinem Lieb zu kommen. Er ließ seinem Hengste die Eisen verkehrt aufschlagen, so daß man ihn, während er im Wallgarten bei Zenta weilte, am Hengstberge wähnte.

Allein auch diese List würde wohl zu keinem guten Ende geführt haben, wenn nicht das Schicksal hilfreich gespielt hätte. Jainz, dem die Vogtstochter versprochen war, fiel im Kampfe gegen die von Westen her vordringenden Deutschen, und Boris fand im Schwemmsande des Seiffenbaches, nicht weit von der Stelle der heimlichen Zusammenkünfte, eine große Menge Goldkörner. So war Zenta frei und Boris in Besitz eines ansehnlichen Reichthums. Beides bewirkte, daß Vogt Holk nunmehr in die Verbindung der Liebenden einwilligte. Auch Janko, der Köhler, konnte in seine Hütte zurückkehren.

Der schwarze Hengst aber, der so oft Boris zu Zenta getragen und glücklich vor schimpflicher Gefangenschaft bewahrt hatte, erhielt das Gnadenbrod und der bekannte Berg — die höchste Erhebung des Löwenberger Stadtwaldes — von ihm seinen Namen.

Die Blausteine.

Nördlich von Welkersdorf, unweit der Burgruine Talkenstein, liegen die Basaltklippen der „Blausteine“. Ihre schwarzblaue Farbe hat ihnen den Namen gegeben. Uralt ist das Gestein. Es mag ehemals ein eindrucksvolles Naturdenkmal gewesen sein — bis es vor nicht allzu

ferner Zeit in Trümmer gelegt wurde, um zu nüchternen Bauten verwendet zu werden.

Unberührt schien bis dahin das Felsgebilde. Als gewaltiger Zeuge wildbewegter Erdereignisse lag es da, die es dereinst feuerflüssig aus unergründlichen Tiefen emportrug. Die Sage aber erzählt, daß Menschen ins Land kamen, in denen die Leidenschaften der Natur sich ursprünglich widerspiegelten, die sie bewegten in verzehrender Glut und heiliger Flamme, in Haß und Liebe, in Glück und Leid. Sie schliffen die zackigen Kanten ab, glätteten die Unebenheiten und formten die Felsplatten zur Mulde. Die felsige Höhe der dunklen Steine, den Wolken näher und den himmlischen Weiten, wurde zur heiligen Opferstätte und zum feierlichen Altar. — Die Geschichte verkündet nichts darüber, wie sehr wir auch forschen wollten. Aber hat nicht auch die Sage ein Recht, zu uns zu reden in dieser Vereinigkeit? Zwar blickt die Geschichte auf ihre Schwester herab und schenkt ihr keinen Glauben. Doch der sinnende Mensch lauscht der Sage gern. Sie allein vermag vom Dunkel der Vergangenheit den Schleier zu lüften; sie erfüllt die Phantasie mit Gestalten und stellt lebendig vor die Seele, was einstens geschah.

Es war in germanischer Zeit. Um die Blausteine bis in die weite Ebene im Norden und hin zu dem Zuge der Riesenberge im Süden ein wogendes Wäldermeer. Und auf den Blößen, die Feuerbrand und Rodeart geschaffen, die Gehöfte der Silinger, jenes Stammes der germanischen Vandalen, dem Schlesien seinen Namen verdankt.

Unten am Bergabhang stieg Herdrauch aus den Kronen der Urwaldbäume. Dort stand der Hof des Freien Ruthorf. Unter seinem zahlreichen Hausgesinde befand sich ein Fremdling. Marcellus hieß der junge Knecht. Er war Krieger der römischen Legionen gewesen, die von der Donau aus nach Norden strebten, um die „Vandalischen Berge, wo der Elbstrom entspringt“, zum Grenzwall des großen römischen Weltreichs zu machen. Der Siling Ruthorf aber war mit vielen germanischen Männern der schlesischen Gaue den bedrängten Brüdern in Böhmen zu Hilfe geeilt. Man hatte die Eindringlinge geschlagen, und der Römer Marcellus war von Ruthorf als Beute heimgebracht worden.

Durch Fleiß und Geschicklichkeit erwarb sich Marcellus das Vertrauen seines Herrn. Bald durfte er am Herdfeuer sitzen, und hier erzählte er von seiner schönen Heimat, von dem bunten Leben und Treiben in den gewerb- und kunstreichen Städten, von den Wundern der Natur des Südens, dem ewig-blauen Himmel, den kristallklaren Wogen des Meeres, der köstlichen Pflanzenwelt, dem Reichthum an Lorbeer, Myrten und Rosen. — Bei seinen begeisterten Schilderungen war es besonders die kleine blonde Marpa, die Tochter des Freien, die ihm hingebend lauschte. Ihre Augen erstrahlten dann immer in heller Bewunderung, und mit der heißen Liebe, die in ihr zu Marcelles erwuchs, erwachte die brennende Sehnsucht, all die Herrlichkeiten einmal mit eigenen Augen zu schauen.

Ihr raffloses Verlangen hielt sie nicht mehr im Frieden der heimlichen Wälder: eines Tages waren beide vom Hofe verschwunden, und alle Nachforschungen nach ihnen blieben erfolglos. Da fluchte Ruthorf dem Verführer und Räuber seiner Tochter und schwur ihm blutige Vergeltung.

Es vergingen Jahre. Da brachten eilige Boten die Nachricht, daß ein neues römisches Heer mit den germanischen Stämmen nördlich der Donau im Kampfe stehe und die Grenzen des Silingerlandes bedrohe. Hell auf loderten nun die Marmfeuer auf den Bergen, und in allen Gauen sammelten sich die Heerhaufen, um gegen die Römer zu ziehen. Auch Ruthorf mit seinen Knechten war unter ihnen. Siegreich kehrten sie endlich heim, reich an Ruhm und Beute. Unter den Gefangenen, die sie mit sich führten, befand sich der schwerverwundete Marcellus. Er sollte den Göttern geopfert und dadurch gleichzeitig Ruthorfs Rachedurst gelöscht werden.

Der Opfertag brach an; viel Volk hatte sich versammelt. Den Himmel überzogen finstere Wetterwolken. Blitze leuchteten auf, und aus der Ferne rollte der Donner. In der Opfermulde der Blaussteine lag Marcellus bleich und todesmatt, um gekostet und dann verbrannt zu werden. Da entstand plötzlich in der Menge ein Drängen und Rufen. In schmutzigem, zerrissenem Gewande und aufgelöstem goldblonden Haar stürzte ein junges, blühendes Weib zum Opferstein. Es sank neben Marcellus in die Knie und umschlang ihn unter herzerreißenden Wehklagen. Es war Marpa, die nach langen Irrfahrten die Spur des feuren Mannes gefunden und ihm in die Heimat gefolgt war. Ihrem unaufhörlichen Flehen gelang es, den erzürnten Vater zu versöhnen und Marcellus vom Tode zu erretten.

Wenn gewitterschwere Wolken an den Blaussteinen hinziehen, sieht man noch heute blaue Flämmchen die Klippen umschweben. Sie erinnern uns an den einstigen Opferbrand und an die Errettung aus Todesnot durch die Macht der Liebe.

Die Steinkreuze.

In einem alten Wege der Groß-Stöckigter Feldflur erhebt sich ein kleiner Hügel. Darauf stehen in gepflastertem Grunde zwei uralte, verwirkelte und nun auch verstümmelte Steinkreuze. In ihrer Stellung zueinander bilden sie einen rechten Winkel. Wilde Rosen beschatten sie. — Was sich dereinst hier zutrug, das ist ergreifend genug.

Der reiche Buchenmüller von Groß-Stöckigt und der wenig begüterte Pächter des Klostersvorwerks im gleichen Dorfe waren wegen einiger Ackerstücke in bittere Feindschaft geraten. Der Pächter hatte dem Müller wiederholt die Hand zur Versöhnung gereicht, er war jedoch immer trotzig abgewiesen worden. Unter dem Streit der Väter litten aber am meisten ihre einzigen Kinder, die sich in inniger Liebe zugefand waren. Als nun die beiden jungen Menschen nicht abließen, in Treue

fest zu bleiben, beschloß der Müller harten Sinnes den Herzensbund mit Gewalt zu lösen. Er brachte es dahin, daß seine Tochter dem Burgvogt vom Greiffenstein zum Weibe gegeben und der Sohn des Pächters dem böhmischen Söldnerheere eingereicht werden sollte.

Dieses drohende Geschick ging den Liebenden tief zu Herzen. Sie beschloßen, lieber vereint in den Tod zu gehen, als sich trennen zu lassen. An einem blumigen Wiesenrande, wo sie oft zusammengekommen waren und glücklich von der Zukunft geträumt hatten, führten sie den Entschluß aus.

Dort fand man die Toten nach langem Suchen, Hand in Hand und bräunlich geschmückt. Unter Weinen und Wehklagen wurden sie bestattet, wie man sie gefunden hatte.

So verkündet uns die Sage. Allein sie schweigt darüber, welches wohl der Beweggrund war, die feineren Male aufzurichten. Sind es Sühnekreuze, die der empörte Wille der Dorfleute von dem Buchenmüller forderte als dem Urheber des Unglücks? Sind es Denkmale von der Macht der Liebe, die selbst im Tode vereinte, was Haß und Selbstsucht im Leben scheiden wollten?

Der Schatz im Buchberge bei Groß-Stöckigt.

An der westlichen Lehne des Buchberges bei Groß-Stöckigt treten Felsen zutage. Das ist der Ort, wo der Schatz des Buchenmüllers im Buchberge verborgen liegt. Schwarze Hunde mit glühenden Augen und Zungen halten scharfe Wacht. Nur Sonntagskinder können den Schatz heben, und das auch nur in der Walpurgisnacht unter Beobachtung geheimer Zeichen.

Einst kehrte ein armes junges Mädchen in der ersten Mainacht von einem Besuche in Greiffenberg nach Groß-Stöckigt zurück. In der Nähe des Buchberges angekommen, sah es plötzlich von dort ein vielfarbiges Licht herüberleuchten. Neugierig ging das Mädchen hin, sah den von Hunden behüteten Eingang offen und in einem kleinen Gemache den Buchenmüller, der seine Schätze betrachtete und zählte. Es waren seltene Kleinodien, herrliche Queisperlen und Haufen von Goldstücken. — Aufs höchste erschrocken und geblendet von dem Glanze der Kostbarkeiten, stand das Mädchen wie erstarrt. Da sprach der Buchenmüller zu ihm: „Du hast es gut getroffen. Hier gebe ich dir hundert Goldstücke. Verwende sie zu deiner Aussteuer. Bete ein Vaterunser für mich. In hundert Jahren bin ich wieder hier zu finden.“ Bestürzt eilte das Mädchen davon und erzählte daheim ihr Erlebnis. Am nächsten Morgen untersuchte man die Felsen, aber nichts Auffälliges war zu entdecken.

Das graue Weibel.

Ein alter angesehenener Bauer aus Groß-Stöckigt erzählt heute noch folgende höchst sonderbare Begebenheit: „Ich saß mit meiner Frau und dem Gesinde beim Abendbrot. Da schlug der sonst bössartige Hund in seltsamen Lauten an und verkroch sich scheu und furchtsam unter die Bank. Ich beauftragte die Magd, einmal nachzusehen, ob jemand im Hausflur sei und herein wolle. Die aber kam leichenbläß herein-gestürzt und rief: „Ach Gott, ach Gott, kommt nur heraus und seht, was das ist!“ Da ging meine Frau, der Magd die Einbildung und dumme Furcht verweisend, hinaus, um zu sehen, wer da sei. Aber auch sie kam bald aufs höchste erschrocken zurück und rief: „Gebt nur schnell etwas, daß es wieder geht!“ Nun ging ich selbst in den Hausflur hinaus, um mich zu überzeugen, was denn eigentlich los sei. Da sah ich denn in der Nähe der halbgeöffneten Haustür ein in graue Lumpen gehülltes, oder mehr wie ein Wickelkind eingewickeltes Wesen von kugelförmiger Gestalt, weder Mensch noch Tier. Aus dem ebenfalls verbundenen Gesichte ragte eine schnabelförmige, gebogene Nase und blickten zwei Augen wie glühende Kohlen hervor. Ohne bemerkbare Füße und Hände, still und stumm, stand es da, und auch ich vermochte vor Ueberraschung kein Wort hervorzubringen. Da machte das räthselhafte Wesen plötzlich kehrt und humpelte unter hörbarem Aufschluchzen zur Türe und zum Hofe hinaus, bei einem alten Weidenstrauche an der Ecke des Gartens verschwindend. Auf der Stelle dieses Strauches stand in alter Zeit ein Gehöft. Dieses brannte ab, und eine Wöchnerin mit ihrem neugeborenen Kinde verlor dabei das Leben. Wiederholt ist es bei dem Weidenstrauche, wie man sagt, „umgegangen“. Ich habe ihn bald darauf abhacken und ausroden lassen. Seit dieser Zeit ist nichts mehr zu spüren gewesen.“

Ritter Raghau.

Das im Jahre 1861 der Gemeinde Groß-Stöckigt einverleibte alte Vorwerk war in früherer Zeit eine Vogtei der Herren vom Greiffenstein. Einmal war die Vogtei Sitz des Ritters Raghau. Diesen seltsamen Namen legte man ihm bei, weil er einen heftigen Widerwillen gegen die Ragen hatte und stets, wenn er ein Gehöft betrat, austrief: „Die Rage aus dem Hause!“

Ritter Raghau war ein gefürchteter Raubritter. Schonungslos traf seine Raubgier selbst des kleinsten Mannes Gut und Habe.

Endlich fand er seinen Lohn. Vermummte Männer überfielen ihn im Hartwalde, schlugen ihm den Kopf ab und setzten den Leichnam, mit dem Kopfe im Schoße, vor das Tor der Vogtei.

Seitdem begegnen in der Johannismacht Wanderer oft einem schwarzen, kopflosen Reiter, der den Weg nach dem alten Vorwerke einschlägt und dort spurlos verschwindet. Es ist der Ritter Raghau.

Der große Leuchter.

Hart am östlichen Ausgang des Dorfes Groß-Stöckigt stoßen die Grenzen der Gemeinden Krummöls, Groß-Stöckigt und Ottendorf zusammen. Dort befindet sich eine spukhafte Stelle. Es ist ein jetzt trockengelegter Sumpf, die „Tumpfüße“ genannt.

Noch heute sieht man an diesem Orte in warmen Sommernächten eine nebelhafte Gestalt umherhuschen und ein von unsichtbaren Händen getragenes Licht in der Richtung nach der Burgruine Greiffenstein entschwinden. Zuweilen beobachtet man noch, wie es am Kapellenberge hinausschwebt und allmählich verlöscht. — Die Leute sagen dann: „Der große Leuchter hat gebrannt!“ und befürchten ein bevorstehendes Unglück.

Auch an zahlreichen andern Orten hat man den großen Leuchter gesehen, besonders an Kreuzwegen und Sumpfstellen. Er erhebt sich plötzlich vor dem nächtlichen Wanderer, hell leuchtend wie flammendes Stroh, und schwebt ihm voran. Wohl dem, der dem Feuermann ruhig zu folgen vermag und ein „Gott bezahl's euch“ zuruft. Ihn begleitet der dienstbereite Leuchter bis zur Wohnung und verschwindet dann. Aber den Undankbaren und erst recht den Spötter überschüttet er mit sprühenden Funken oder zündet ihm wohl gar das Haus an.

Das Wiesenmännchen.

Zwischen Greiffenberg und Krummöls ziehen sich, vom Delsebache in vielen Krümmungen durchflossen, ausgedehnte Wiesen hin. In dunklen Herbstnächten, wenn dichte Nebel auf ihnen lagern und das Wasser zwischen den schilfigen Ufern wirbelnd und glucksend dahinzieht, sind sie nicht ohne Gefahr zu passieren. Dort haucht nämlich seit alter Zeit das Wiesenmännchen, eine zwerghafte Gestalt in grüner Tuppe wie aus Schilf und Gras, mit einem grünen Filzhut auf dem Kopfe und einem großen Wurzelstocke in der Hand. Es bietet sich dem Wanderer zu solcher Zeit als Begleiter an, führt sie dabei aber vom Wiesenpfade ab immer tiefer in Sumpf und Schilfdickicht hinein und verschwindet dann unter heiserem Gelächter. — Wie die Volksfrage berichtet, ist auf der Fier in Bächen und Tümpeln zuweilen der Wassermann zu sehen. Er ist wie das Wiesenmännchen von kleiner Gestalt wie ein Kobold, trägt auch eine graugrüne spitze Mütze, aber sein Gewand ist feuerrot.

Die schwarze Kugel.

Verschiedene Personen, die des Nachts die Harte durchwanderten, hatten eine „Anfechtung“ zu erdulden. Als sie ruhig ihren Weg verfolgten, sprang auf einmal mit knisterndem Geräusch eine große, schwarze Kugel daher. Sie rollte sich zwischen ihre Füße und hinderte sie so am Weiterstreifen. Mochte man nun vorwärts, rückwärts oder

seitwärts ausweichen und mit dem Stocke nach ihr schlagen: die Kugel blieb und versperrte den Weg. Oft schon völlig erschöpft vor Anstrengung und Grauen, hörten die Bedrängten die Glocke der Liebenenthaler Klosterkirche klingen. Wenn sie jetzt hilflos ein Kreuz schlugen, so verschwand der Spuk, und ungehindert gelangten sie aus der Harte heraus ins freie Feld.

Der Mönchswall bei Geppersdorf.

Am westlichen Ausgang des Dorfes Geppersdorf bei Liebenenthal liegt ein länglich-runder Hügel, der von einem tiefen Wassergraben und steilen Uferböschungen umgeben ist. Oben befindet sich eine trichterförmige Vertiefung. Die Anlage führt den Namen „Mönchswall“. — Er ist wahrscheinlich ein Burgwall aus heidnischer Slavenzeit, der zum Schutze der Siedlung an der Delfe bestimmt war. Die Sage aber geht, daß hier einstmal ein Mönchskloster gestanden habe, das eines Tages mit allen Baulichkeiten und Insassen in den moorigen Untergrund versank.

In stillen Nächten, besonders in der Silvesternacht, hört man noch heut' Glockenklang und frommen Chorgesang aus dem Hügel herauf-tönen.

Der Untoter.

Der Bach, an dem die Stadt Liebenenthal liegt, trägt den eigenartigen Namen „Untoter“. Das Wort scheint ohne Sinn zu sein, ist aber nur eine jener Verstümmelungen, wozu die Mundart unserer Gegend leider so sehr neigt. Neuerdings ist eine weitere Umformung des Bachnamens eingetreten. Man spricht nicht mehr „der Untoter“ sondern „die Undotter“. Der Wortwandel aber, der sich im Laufe der Zeit vollzogen hat, ist dieser: Undotter, Untoter, Nonntoter, Nonnentöter. „Nonnentöter“ ist also die Bedeutung von Untoter oder Undotter. Die Bezeichnung des Baches ist auf folgende Begebenheit zurückzuführen:

Bei einem Hochwasser wurden mehrere Kinder von den wild aus den Ufern treibenden Wellen fortgerissen und kamen in Todesnot. Niemand von denen, die es sahen, wagte die Rettung. Da eilten zwei Nonnen des nahen Klosters herbei, stürzten sich beherzt in die Flut und entrißen die Kinder dem Verderben. Sie selbst jedoch kamen dabei um ihr Leben.

Deshalb prägte der Volksmund den Namen Nonnentöter. Die neuverbaute Brücke aber schmückte man zur Erinnerung an die todesmutige Tat mit der Bildsäule des Brückenheiligen, des heiligen Nepomuk.

Die alte Kapelle.

An der Straße, die von Ullersdorf-Liebenthal nach Wünschendorf führt, steht ein uralter, verwitterter Bildstock, von den Leuten der Umgegend „die alte Kapelle“ genannt. An der Säule sind noch ein Kreuz, der Buchstabe L und die Jahreszahl 1432 zu erkennen. Die ehrwürdige Stätte ist von vielen Sagen umwoben. Hier möge die bekannteste stehen.

In Ullersdorf lebten in ihrem kleinen Besitztum still und zufrieden die Brendel'schen Eheleute. Sie hatten jedoch eine Kummernis. Ihre Tochter Lisa war schön von Gestalt und Angesicht, dabei aber gefallsüchtig und leichtfertig. Ihr gefiel das einsörmige Leben im Hause der Eltern nicht. Sie wollte hoch hinaus, und die Tanzböden und Jahrmärkte mit ihrem bunten Treiben waren ihre Lust. Wie oft baten die Eltern sie, sich doch zu bessern und ein sittsames Leben zu führen. Allein sie hörte nicht darauf. Ein junger Bauer im Orte, mit Namen Valentin, liebte sie von Herzen und warb um ihre Hand. Doch spöttisch wies sie ihn ab. Sogar des Vaters eindringliche Warnung: „Wenn ich längst im Grabe schlafe, trifft dich, denke dran, die Strafe!“ schlug sie in den Wind.

Da kam eines Tages eine wandernde Gauklertruppe in das Dorf. Der glänzende und schwirrende Flitterkram, das freie ungebundene Gebaren und der Beifall der Menge gefielen Lisa außerordentlich. Alle ihre Sinne wurden davon gefangen, und der Entschluß stieg in ihr auf, mit der Gesellschaft in die weite Welt ziehen. Der Vorsatz wurde zur That. Als die Fremdlinge ihr Zelt abgebrochen hatten und weitergewandert waren, da verschwand auch Lisa. Sie ließ die alten Eltern in tiefem Schmerze zurück und auch den braven Valentin, der sie trotz der schnöden Absage noch immer liebte.

Jahre vergingen. — Trotz aller Nachforschungen hörte man nichts mehr von dem Mädchen. Die Eltern starben vor Gram und Kummer. Der Bauer aber blieb unvermählt. —

Da kam eines Morgens ein Bote ins Dorf und brachte die Nachricht, draußen an der Straße liege ein fremdes Weib, das wohl tot sei. Alles lief hinaus, den Vorfall in Augenschein zu nehmen. — Ein erschütternder Anblick bot sich dar. Bleich und abgezehrt und in Lumpen gehüllt lag eine unbekannte Frau am Wegrand. Ein schmutziges, staubbedecktes Wanderbündel hielt sie in der Hand, und das Gesicht war wie sehrend dem Dorfe zugewendet.

„Verdorben — gestorben!“ sagten erschauernd die Leute. — Einer aber stand unter ihnen, der schlich still aus der Menge hinweg, und schmerzliche Tränen rannen ihm über die alternden Wangen. Es war der Bauer Valentin. In den Zügen der heimatlos Gestorbenen hatte er das Antlitz seiner Lisa wiedererkannt.

Wo man die Tote fand, dort wurde sie begraben. Es blieb verborgen, wer sie war und woher sie kam. Erst als Valentin starb und man erfuhr, daß er die Bestimmung getroffen habe, einen Bildstock an der Stelle zu errichten, da wußte man, daß es die nimmer vergessene Geliebte seiner Seele war, die dort den ewigen Schlaf schlummerte — Lisa.

Das alte Pfarrhaus.

In einem Hause zu Johnsdorf zeigten sich am Ende des verfloffenen Jahrhunderts eine Zeitlang sonderbare Erscheinungen. Leute, die in der Nacht an dem Hause vorbeigingen, sahen plötzlich die Wohnstube hell erleuchtet, eine Person in geistlichem Ornate am Tische über Schriften gebeugt sitzen und eine mächtige Feuerflamme an der Giebelwand empor schlagen, Wenn sie dann hinzueilten, um den Brand zu löschen, war auf einmal alles verschwunden.

Das Haus soll in alter Zeit die Wohnung des Lokalfisten oder Hilfsgeistlichen an der dortigen Kirche gewesen sein. Im Jahre 1905 brannte diese infolge Blitzschlages nieder. Das Haus wurde massiv umgebaut. Seit dieser Zeit hat man von den genannten Erscheinungen nichts mehr bemerkt.

Das Jungfernstübchen.

Es war in der von Blutrausch erfüllten Hussitenzeit. Die Böhmen trugen die Kriegsfackel herüber nach Schlesien, und ihre wilden Raubzüge hielten unsre Gegenden in Angst und Schrecken. Ihre Grausamkeit traf besonders Priester und Klosterinsassen. — Löwenberg besaß damals ein Nonnenkloster. Um ihrer segenvollen Krankenpflege willen brachte man den Nonnen reiche Hochachtung und Verehrung entgegen. Da sie bei einer Einnahme Löwenbergs durch die Hussiten einer ungleich größeren Gefahr ausgesetzt waren als die übrige Bürgerschaft, so beschloß der Rat, ihnen einen Rettungsweg zu bahnen. Vom Jungfrauenkloster aus grub man einen unterirdischen Gang bis zu einer Felsengruppe, die an der östlichen Lehne des Hospitalberges liegt. Die Höhle zwischen den Felsen wurde erweitert, ringsum wurden Sitze ausgehauen, und in der Ecke stellte man einen kleinen Altar auf. Die Felsengrotte erhielt später den Namen „Jungfernstübchen“.

Keine Urkunde gibt uns Auskunft darüber, ob das Jungfernstübchen in den Hussitenkriegen als Zufluchtsort benutzt worden ist. Die Sage aber berichtet, daß im Dreißigjährigen Kriege, da Schweden und Kaiserliche gleich furchtbar in Löwenberg wütheten, Frauen und Jungfrauen an diesem Orte Sicherheit vor Qual und Tod fanden.

Der Husarensprung.

Bei dem Dorfe Sirgwiß erhebt sich aus den schäumenden Wassern des Bobers eine hohe, fast senkrechte Felsenwand. Sie heißt die Gloriette oder der Husarensprung. An diesen Ort knüpft sich für immer die Erinnerung an eine kühne That.

In den Kriegen Friedrichs des Großen um Schlesien sollte ein Husarentrumpeter aus den Regimentern Ziekens — Paul Werner hieß er — dem Könige eine wichtige Meldung überbringen. Unterwegs wurde



Der Hufarensprung.

er von österreichischen Panduren bemerkt, verfolgt und eingekreist. Ueber der steilen Felswand angelangt, mußte er wählen zwischen Gefangennahme und dem Sprung in die Tiefe. Preussischer Mut und friedericianischer Geist drängten ihn schnell zu einem heldenhaften Entschluß. Er spornte sein treues Roß an zum Sprunge — und sicher trug es ihn über den Bober auf das rettende Wiesenufer.

Unter fröhlichen Fanfaren sprengte der Trompeter davon, den verblüfften Feinden das Nachsehen überlassend. — Er kam glücklich mit der Botschaft beim Könige an, der bald darauf die Feinde schlug.

Der Schulze von Moiss.

Nach der glücklichen Beendigung der ersten beiden Schlesischen Kriege widmete Friedrich der Große der gewonnenen Provinz Schlessien seine besondere persönliche Fürsorge. Jahr um Jahr durchreiste er Schlessien, um Land und Leute kennen zu lernen, die Schäden der Kriege zu heilen, den Bodenanbau zu verbessern und Gewerbe und Handel zu fördern. Dieser Gewohnheit blieb er bis kurz vor seinem Lebensende treu.

Auf einer Fahrt durch Schlesien kam der Große König auch in die Gegend von Löwenberg. Kunststraßen gab es damals noch nicht. Wenn das Wetter längere Zeit schlecht gewesen war, so wurden oft an manchen Stellen die Wege so grundlos, daß schwere Wagen kaum fort kamen. So geschah es denn einst, daß der Postwagen mit dem Könige bei dem Dorfe Moiß stecken blieb. Alle Bemühungen, den bis an die Achsen im Wegschlamm versunkenen Wagen herauszubringen, waren vergeblich. Es blieb dem Könige nichts übrig, als den Kutscher nach Moiß zu schicken, um Vorspann zu holen. Während dieser Zeit mußten der König und sein Begleiter geduldig in der Kutsche ausharren.

Auf einem ausgepannten Pferde ritt der Kutscher eiligst nach Moiß, und zwar zu dem damaligen Dorfschulzen Mathäus Scharfenberg. Er bat ihn, sofort mit seinen Pferden Vorspann zu leisten und schleunigst zu helfen. — Mathäus Scharfenberg, der Schulze von Moiß, war ein großer, starker Mann und von wackerem Sinn. Er fühlte sich hochgeehrt, dem Könige behilflich sein zu können. Rasch zog er zwei seiner starken, wohlgenährten Pferde aus dem Stalle und ritt zu der Unfallstelle. Dort angekommen besah er sich einen Augenblick die Sachlage, trat an den Wagenschlag heran, zog seine Mütze und begann: „Euer Majestät müssen hier aussteigen bis der Wagen auf besseren Weg gefahren ist; es könnte leicht ein Unglück passieren!“

König Friedrich antwortete: „Nun sag’ Er mir aber, wie soll ich denn durch den vielen Dreck durch mit meinen Stiefeln?“

Scharfenberg erwiderte: „Wenn Euer Majestät zu Gnaden halten wollen, werde ich Sie auf den Rain hinüber tragen!“

Der König sah sich den starken Mann an und sagte dann: „Nun meinestwegen!“

Da frug der Schulze ihn auf den trockenen Wegrand, stellte ihn dorthin und brachte auch den Begleiter des Königs an diesen sicheren Ort.

Nun befahl Scharfenberg dem Kutscher, er möge darauf achten, daß, wenn er „Na nu!“ sage, die Pferde allesamt zugleich anzögen; er selbst werde den Wagen hinten heben. — Das geschah, und im Nu war der Wagen aus dem Schmuß herausgezogen und herausgehoben.

König Friedrich sah der Umsicht und Kraftentfaltung des Schulzen bewundernd zu, und als er wieder in den Wagen stieg, sagte er zu dem Schulzen: „Er ist ein starker Mann; ich danke Ihm vorläufig!“

Scharfenberg lächelte pffiffig und entgegnete eilig: „Zu Kaisers Zeiten war ich noch stärker, Majestät!“

Der König sah hell auf. „Wie meint Er das, Er Rujon?“ —

„Nun“, versetzte der Schulze schnell gefaßt, „ich war halt noch jünger!“ —

Da lächelte auch der König, nickte ihm zu und fuhr weiter.

Nach einigen Monaten erhielt der Schulze Scharfenberg ein königliches Kabinettschreiben mit folgenden Worten: „Dem Schulzen von

Mois danke ich nochmals vor die freien Handdienste, so er mir verwichenen Herbst prästiret (geleistet), und soll er von allen Steuern und Lasten auf dieses Jahr befreit sein, um wieder zu seinen vorigen Kräften zu kommen. Friedrich”.

Lagerspuk.

Im Jahre 1759 befand sich auf der Hochebene des Kaltenvorwerks bei Ober-Görisseiffen ein Kriegslager Friedrichs des Großen. Damals zeigte die Gegend ein buntbewegtes Lagerleben. Regimenter zogen aus und ein, Reitergeschwader ritten auf und ab, Meldereiter sprengten dahin, die Wälle der Verschanzungen starrten von Kanonen, Soldatenlieder erkönten, und in der Nacht leuchteten funkensprühende Wachtfeuer weit in das Land hinein. — Jetzt herrscht an den alten Lagerstätten friedliche Stille. Der Landmann bestellt seinen Acker, an den grasigen Lehnen weiden bunte Herden, und da und dort flüchtet ein Reh durch das lichte Gebüsch in sein Versteck. — Aber zuweilen hört der Wanderer in stillen Sommernächten ein Singen und Klingen wie Melodien kriegerischer Gesänge und Fanfaren und ein Tönen wie das Stampfen von Rosseshufen und taktmäßiger Schritte durch die Luft ziehen, sieht gespenstische Schatten den Pikeettweg entlang nach den alten Schanzen des Steinberges huschen, zerrissene Nebelschwaden aus dem Leitegrunde zu den alten Soldatengräbern des Taubenberges emporsteigen und kleine Flämmchen wie verflackernde Reste ehemaliger Lagerfeuer aus den Sumpfdickichten an der Görrequelle herüberglühen. „Lagerspuk“ fährt es da dem Wanderer wohl durch den Sinn. Aber er erschrickt nicht, sondern seine Seele wird weit im Gedenken an jene schwere, aber auch große Zeit.

Die versenkte Kriegskasse.

Es war am 29. August 1813. Die Schlacht an der Katzbach war gewonnen. Während die Reste des geschlagenen französischen Heeres bei Bunzlau über die dort erhaltene Boberbrücke flüchteten, wurde einem Heeresheil, der Division Puthod, bei Plagwitz der Weg nach Bunzlau von den nachsetzenden Russen und Preußen verlegt. Mit Ungestüm drängten die Verbündeten die französische Division auf engem Raum zusammen und trieben sie gegen den Bober. Der war in diesen Tagen durch gewaltige Regengüsse zum reißenden Strome geworden und hatte bei Löwenberg die Brücken weggerissen. Eine Rettung war für die Franzosen unmöglich. Puthod erkannte das Schicksal seiner Truppe, entweder vernichtet oder gefangen zu werden. — Damit nun den Russen und Preußen nicht die gefüllte Kriegskasse in die Hände fallen sollte, ließ er den Soldaten die doppelte Löhnung auszahlen und den Rest des Geldes in einer großen, mit Eisenplatten beschlagenen Kiste vergraben. Manche wollen wissen, daß das schon in der voran-

gegangenen Nacht geschehen sei. Man wählte einen Platz unweit des alten Schlosses bei einem Wassertümpel, fünfzig Schritt von diesem und einem kleinen Gesträuch entfernt. — Im Jahre 1830 fand sich ein Franzose ein, der Nachforschungen nach dem Kriegsschatz anstellte. Aber es wurde nichts gefunden, da in der bis dahin verflossenen Zeit der Tümpel trockengelegt und das Gesträuch ausgerodet worden war. Auch tiefe Furchen, die man dort in späterer Zeit an verschiedenen Stellen kreuz und quer mit dem Pfluge zog, blieben ohne Erfolg. Umsonst waren auch die Bemühungen vieler Schatzgräber, die wiederholt aus der Nähe und Ferne kamen und den Boden nach allen Richtungen hin untersuchten.

Welche glückliche Hand wird nun den Schatz einmal heben und an das Licht des Tages bringen?

Die Eichhornschenke.

Dem bekannten Husarensprunge bei Sirgwiß gegenüber lag einsam am Waldessaume bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die berüchtigte Eichhornschenke. Allerlei lichtscheues Gesindel ging dort aus und ein und fand bei polizeilichen Nachforschungen bereitwilligst Unterschlupf. Der Wirt, das sogenannte „Eichhörnel“, war ein Fehler schlimmster Art, und manches wertvolle Diebesgut verschwand spurlos durch seine Vermittlung. Die Unsicherheit auf der dort vorbeiführenden Straße nahm dadurch so zu, daß niemand sie gern gehen mochte, und wer doch dazu einmal genötigt war, suchte schnell nach Sirgwiß oder Groß-Walditz in Sicherheit zu kommen. So sehr man sich auch bemühte, dem Unwesen zu steuern, so gelang es doch selten, eines der Galgenvögel habhaft zu werden und dem verschlagenen Wirte irgend ein Vergehen nachzuweisen. — Da verschwand Anfang der fünfziger Jahre ein Handelsmann, der in der Eichhornschenke eingekehrt und, wie man annahm, über Nacht geblieben war. Anfänglich blieb alles Suchen nach ihm erfolglos; endlich fand man ihn in der Nähe der Schenke verscharrt. Da wurde die Gastwirtschaft aufgehoben und das Gebäude abgebrochen. — Lange Zeit blieb der Platz wüß liegen, und nur eine alte Eiche bezeichnete die Stätte der ehemaligen Schenke. Jetzt ist auch dieser Baum gefallen, und nur der Eichhornberg, wie die Felsklippe des Husarensprunges noch vielfach genannt wird, erinnert an sie und ihre bewegte Vergangenheit. — Wanderer, die die alte Löwenberg-Bunzlauer Straße bei Nacht passierten, wollen gehört haben, wie von dem Orte, wo einst die Eichhornschenke stand, wüßter Lärm und verworrenes Geschrei herüberschallte.

Der Brudermord.

Man schrieb das Jahr 1672. Im Saale des alten Schlosses zu Längennau zechte eine wüße Gesellschaft. Der Schloßherr, Oswald von Lest,

gab seinem jüngeren Bruder Nikolaus, der zum kaiserlichen Heere zurückkehrte, ein Abschiedsfezt. — In Strömen floß der Rauschtrank, die Becher klirrten, und die Geister des Weines erhitzten die Gemüter. Aus nichtiger Ursache entspann sich zwischen den beiden Brüdern ein Wortwechsel; er wuchs bald empor zum heftigen Streit. Im Augenblick blühten Waffen in beider Händen auf. Dabei entwindet der ältere Bruder noch Herr seiner Kräfte, dem jüngeren den Stahl und — erwürgt den Bruder, ehe es die trunkenen Zechgenossen zu hindern vermögen.

Der Brudermörder floh nach Sachsen. Nach Jahren erst durfte er heimkehren, nachdem er auf Bitten seiner Gemahlin vom Kaiser begnadigt worden war und eine Geldbuße von tausend Dukaten gezahlt hatte.

In der „Harte“ bei Maßdorf liegt, von Moos und Flechten überwuchert, der Denkstein des Ermordeten. Wie er dahin gekommen ist, weiß niemand zu sagen.

Der schlimme Zedlig.

Im Jahre 1632 verstarb auf dem Lehnhause der Schloßherr Konrad von Zedlig. Er war gegen die Löhner ein gar strenger Herr gewesen und hatte mit ihnen oft bösen Streit gehabt. Dafür mußte er nach seinem Tode als Gespenst ruhelos umgehen. Die Leute wissen von ihm schauerliche Geschichten zu erzählen. Viele, die des Nachts von Maßdorf über den Hellenberg bis zur Hagenschenke gingen, wollen ihm begegnet sein, wie er auf einem feuerschnaubenden Rappen vom Burgberge herabsprengte und dabei den Kopf unter dem Arme trug. So ritt er zur Stadt, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. An der Boberbrücke verschwand er.

Die Würfelhäuser.

Zum Dorfe Wiesenthal gehört die Kolonie Würfelhäuser am Würfelsbache. Wie die Siedlung zu diesem Namen gekommen ist, darüber erzählt uns die Sage also:

Am Würfelsbache sollten Wohnstätten erbaut werden. Schon war der Wald niedergebunden, und nun wurden noch die Baumstümpfe gerodet. Drei Männer waren mit dieser Arbeit beschäftigt. Dabei gerieten zwei in Streit, der so heftig wurde, daß der eine den andern mit der Axt erschlug.

Die Tat wurde sogleich ruchbar, und der Mörder und der dritte der Männer wurden vor Gericht gefordert. Beide leugneten, das Verbrechen begangen zu haben. Da niemand sonst Zeuge der Untat gewesen war, beschlossen die Richter, ein Gottesurteil herbeizuführen. Sie ließen drei Würfel bringen. Wer von beiden den niedrigsten Wurf tat, sollte als schuldig erkannt werden.

Der Mörder warf 18 Punkte und glaubte schon, sein Leben gerettet zu haben. Man rief dem dritten auch ab, erst zu werfen, da er doch nicht diese höchste Zahl erreichen würde. — Der ergriff aber im Vollgefühl seiner Unschuld die Würfel und sprach: „Soviel kann ich auch werfen. Gott wird die Wahrheit an den Tag bringen!“

Die Würfel rollten — und was geschah? Er warf auch 18, und bei dem heftigen Wurf zersprang ein Würfel. Der Riß aber ging mitten durch einen Punkt, so daß es nun 19 waren.

Unter dem Eindruck des göttlichen Waltens gestand der Mörder sogleich seine That. Er mußte sie mit dem Tode sühnen. Die Erinnerung an das Gottesurteil aber lebt fort in dem Namen der Kolonie „Würfelhäuser“.

Sagen von der heiligen Hedwig.

1. Das Wunder der heiligen Frau.

Die heilige Hedwig, die Gemahlin Heinrichs I., des Bärtigen, war eine gottselige, gütige Frau. Heilig ist in Schlesien ihr Andenken. Das dankbare Volk rühmte ihr Wunderkraft nach.

Auf der Wahlstatt bei Liegnitz strift ihr hoffnungsvoller Sohn, Herzog Heinrich der Fromme, inmitten seiner schlesischen Kämpfer gegen die Mongolen. Auf einem Felsvorsprunge in der Nähe des Ruhesteins am Lehnhausberge stand Hedwig. Mit ihrem Sohne durch tiefe Seelengemeinschaft innig verbunden, schaute sie mit hellsehendem Auge in die Ferne, die kein irdisches Auge überbrücken kann, dahin, wo die Schlacht wogte. Da mußte sie sehen, wie ein Heide hinter dem Herzog die Lanze erhob und sie ihm in tödlichem Stöße durch die Brust rannte. In Mitterschmerz und Mitterzorn warf Hedwig den Schuh, den sie unter dem Arm zu fragen pflegte, hinüber über Berg und Thal. Er traf den Mongolen an die Stirn, so daß er tot vom Pferde sank.

2. Der Klosterbalsam.

Die heilige Hedwig war eine unermüdlige Helferin der Kranken. Für sie hielt die milde Frau immer wirksame Arzneien bereit. Daher berichtet auch eine glaubwürdige Sage, daß sie den Benediktinerinnen des Klosters zu Liebenthal die Bereitungsvorschrift zu dem bekannten Balsam von Kitzingen am Main aus ihrer fränkischen Heimat mitgebracht habe. Noch heute bewahren die Nonnen des Klosters die Anweisung zur Balsambereitung als ihr Geheimnis, das ihnen von den letzten Benediktinerinnen vererbt worden ist.

3. Der Engelder Gefangenen.

Die Kerker waren damals Stätten unsagbaren Elends und voller Marter und Pein. Da die Herzogin Hedwig nicht persönlich zu den

Gefangenen gehen durfte, sandte sie ihnen Speise, Kleider und Licht und erlöste sie oftmals kniefällig vor ihrem Gemahl aus den harten Fesseln. Hedwig erreichte sogar die herzogliche Vollmacht, reumütige Gefangene in Freiheit zu setzen. — Einst erbat sie sich zwei Verbrecher vom Galgen, die soeben wegen Diebstahl und Strafenraub gehängt worden waren. Ihrem Gebet gelang es, sie ins Leben zurückzurufen und von ihnen das Gelöbniß ernster Besserung zu erhalten. Herzog Heinrich war von diesen Vorgängen so erschüttert, daß er befahl, wo immer Hedwig künftig an öffentlichen Kerkern vorüberginge, ihr diese aufzuschließen und den Gefangenen auf ihren Wunsch die Fesseln abzunehmen.

4. Der Ruhestein.

Am Hedwigssteige, der an der Lehne des Schloßberges hinab nach Lahn führt, liegt eine Steinplatte. Sie heißt im Volksmunde der „Ruhestein“. Hier unter dem Schatten üppigen Laubholzes ist ein köstlich Weilen, und die Erinnerung wird wach an die heilige Hedwig, die hier gern innehielt, wenn sie zur Kirche ging, und ein wenig ausruhte, wenn sie bergaufwärts stieg. Noch heute will man auf dem Stein den Eindruck erkennen, den ihre Segenshand zurückließ.

Die Zwerge vom Bernskenstein.

Vier Sagen, erzählt von A. Sch ulz e.

Im Bernskenstein, dessen Fuß jetzt die Wellen der Bobertalsperre bespülen, lebten vor vielen, vielen Jahren Zwerge. Von ihnen wird erzählt, daß sie einst auf dem Gute in Riemendorf den Sauerkeig zum Brotbacken gestohlen hätten. Seit der Zeit mußte auf dem Gute immer Brot mit Hefe gebacken werden. Endlich kam eine kluge Gutsherrin auf den Gedanken, auf dem Sauerkeige ein Kreuz einzudrücken. Das schreckte die Zwerge ab, und seitdem kamen sie nicht mehr in das Gut.

Eine junge Magd von der Riemendorfer Scholtisei war auf dem Felde. Als sie abends mit ihrer Arbeit fertig war und heimgehen wollte, stand plötzlich ein Zwerg vor ihr. Er fuhr sie barsch an: „Halte deine Schürze auf!“ Die Magd gehorchte. Da schüttete er ihr die Schürze voll Laub. Als die Magd heimging, warf sie unterwegs das wertlose Zeug beiseite. Zu Hause angelangt, sah sie zu ihrem größten Erstaunen ein paar goldene Blättchen an ihrer Schürze hängen. Es war das Geschenk des Zwerges. Schnell lief sie zurück, um das Weggeworfene wieder zu holen. Es war aber verschwunden.

Wenn man zu den Zwergen in den Bernskenstein will, so muß man einen aus Holunderholz geschnitten, ganz geraden Stecken ha-

ben. Klopft man damit dreimal an den untersten großen Felsen, so tut sich eine Tür auf. Die Zwerge kommen heraus, führen einen im ganzen Berge herum und zeigen alle ihre Schätze. Spricht man aber ein Wort, so steht man plötzlich wieder draußen vor dem Felsen und kommt nie mehr hinein.

Die Zwerge, die einst ihre Wohnung am Bernskenstein bei Riemendorf hatten (weshalb dieser ungeheuer große Felsen noch jetzt die Zwergenburg heißt), haben der Familie von Spiller auf Schloß Maßdorf Glück gebracht. Es trug sich nämlich zu, daß einst zur Nachtzeit an die Tür des Maßdorfer Schlosses geklopft wurde. Als man die Tür öffnete, trat ein Pfarrer nebst einigen zwerghaften Personen mit einem neugeborenen Kinde in das Haus und bat, das Kind hier taufen zu dürfen. Dies wurde „verstattet“. Als die Taufe vorbei war, bedankte sich die Gesellschaft und empfahl sich wieder. Zum Andenken ließen die Zwerge der Familie Spiller einen Kranz von Perlen zurück mit der Verheißung, daß, so lange dieses Geschenk unverehrt bei der Familie aufgehoben würde, dieselbe in Glück und Wohlstand sein werde.

Der Amtmannstein. Die Teufelsmauer.

Zwei Sagen, mitgeteilt von A. L. Mikolajek.

Hinter der Talsperre, wo der Bober das Knie nach Norden macht, fällt ein hoher Felsen steil zum Ufer ab. Es ist der Amtmannstein. Dort wollte einst ein ungetreuer Amtmann, um seinen Verfolgern zu entgehen, mit seinem Pferde hinunterspringen. Er wagte den Sprung und zerschmetterte am Fuße des Felsens.

Gegenüber vom Bahnhof Mauer-Waltersdorf liegt ein Sandsteinbruch, die Teufelsmauer. Der Bruch hat seinen Namen von folgender Sage: Einst hatte der Teufel einen Groll auf die Bewohner von Mauer gefaßt. Um sie zu verderben, riß er einen riesigen Sandsteinblock aus dem Berge und wollte ihn in den Bober schleudern, um das Wasser zu stauen und das Dorf in den heraustretenden Fluten zu ertränken. Er warf aber zu kurz, und der Felsen blieb unterhalb der Teufelsmauer liegen. Noch sind darin die Abdrücke der Teufelsfaust zu erkennen.



Statistisches.

Allgemeines.

Der Kreis Löwenberg liegt im südwestlichen Teile des Regierungsbezirks Liegnitz unter $50^{\circ}50'$ und $51^{\circ}13'$ nördlicher Breite und $32^{\circ}56'$ und $33^{\circ}37'$ östlicher Länge. Er hat seinen Namen von der größten Stadt in ihm, der Kreisstadt Löwenberg, erhalten und wird im Norden vom Kreise Bunzlau, im Osten von den Kreisen Goldberg-Haynau und Schönau, im Süden von dem Kreise Hirschberg und dem Lande Böhmen, im Westen von den Kreisen Lauban und Bunzlau begrenzt. Unter den Kreisen der Provinz Schlesien ist der Kreis Löwenberg einer der größten. Er hat einen Flächeninhalt von $13\frac{3}{4}$ Quadratmeilen oder 751,42 Quadratkilometern. Die Volkszählung vom 16. Juni 1925 ergab eine Einwohnerzahl von 66 135, einschließlich der Sommergäste, die an diesem Tage im Kreise anwesend waren. Die Volksdichte ist eine mittlere, da auf 1 Quadratkilometer rund 85 Seelen kommen.

Oberflächenform, Ausdehnung, Klima und Pflanzenwuchs.

Wie man die Oberfläche der Provinz Schlesien mit einer Mulde vergleicht, deren Ränder die Sudeten und der schlesische Landrücken sind und deren tiefste Senkung das Odertal ist, so kann man die Oberfläche unseres Heimatkreises mit dem Dache eines Winkelgebäudes vergleichen, dessen innere Dachflächen von den beiden Firsen des Isergebirges und des Bober-Katzbach-Gebirges nach Westen abfallen. Die an den Goldberg-Haynauer und Schönauer Kreis grenzenden Ortschaften liegen daher höher (300 Meter), als die an der Laubaner Kreisgrenze gelegenen (200 Meter), und der Lauf des Queis ist eher vollendet als der des Bobers in derselben Richtung.

Um dieser Bodengestaltung willen, die im südlichen Teile des Kreises Hochgebirgscharakter zeigt, rechnet man ihn zu den schlesischen Gebirgskreisen. Am Isergebirge im Süden hat der Kreis Löwenberg einen bedeutsamen Anteil. Der Hohe Iserramm und der vorge-

lagerte Kemnitzkamm liegen in seinem Gebiet, der Hohe Iserkamm mit Tafelfichte (1123 Meter), Heufuder (1107 Meter), Grüner Koppe (1114 Meter), Weißem Flins (1087 Meter) und Hinterberg (1126 Meter), der Kemnitzkamm mit den ansehnlichen Bergen Geiersstein (829 Meter), Langeberg (865 Meter) und Kemnitzberg (958 Meter). Von Offen her zieht in den Kreis das von vielen Bergreihen gebildete und von engen Quertälern durchbrochene Hochland des Bober-Kaßbach-Gebirges herein. Unter seinen Bergen sind hier hervorzuheben der Grunauer Spitzberg (561 Meter), der Probsthainer Spitzberg (501 Meter), der Steinberg bei Plagwitz (299 Meter), der Luftenberg bei Braunau (291 Meter) und der Harkeberg bei Neuland (314 Meter).

Das Isergebirge sendet seine Gewässer zur Iser (Lämmer- und Kobelwasser), zum Queis (Schwarzbach, Vogtsbach) und zum Bober (Kemnitzbach). Es bildet demnach einen Teil der Wasserscheide zwischen Elbe und Oder. Das im Osten liegende Bober-Kaßbach-Gebirge wässert, wie schon sein Name sagt, nach diesen beiden Flüssen ab (Engelbach, Jordan- und Kesselbach zum Bober und die Schnelle Deichsa zur Kaßbach).

In dem zwischen beiden Gebirgen liegenden Hügellande sind die Windmühlenberge bei Welkersdorf und Hufsdorf (437 und 482 Meter), der Greiffenstein (423 Meter), der Steinberg (Schanzen) bei Krummöls (469 Meter) und die Höhe des Dorfes Birngrüß (465 Meter) durch ihre Fernsicht bekannt.

Die längste Niederung ist das Bobertal von Mauer bis Karlshof an der Bunzlauer Kreisgrenze. Bei Lähn, Märzdorf, Plagwitz, Löwenberg, Braunau und Sirgwitz treten wohl noch einzelne Höhen an den Bober heran und engen das Tal ein, aber der durch das geringe Gefälle bedingte unentschiedene Abfluß zeigt sich in der Lachenbildung und der wiederholten Teilung. Geringer an Umfang sind die Ebenen zwischen Greiffenberg und Krummöls (Dessebachtal), zwischen Egelsdorf und Hernsdorf gräßlich (Schwarzbachtal) und zwischen Friedeberg, Giehren und Querbach (Vogtsbachtal). Bemerkenswert ist das Hochtal, das sich von den Kammhäusern bis Karlsthal im Kreise Hirschberg erstreckt und auf seinen Matten die Bauden der Kolonie Groß-Iser und das Isermoor trägt.

Der felsigen Talsurche des Bobers vom Sattler bis Mauer im Südosten des Kreises entspricht das Queistal von Greiffenberg bis Marklissa im Westen, dessen einst wildromantischer Charakter durch das Staubecken der Goldenraumer Talsperre sehr beeinträchtigt worden ist.

Die größte Ausdehnung des Kreises beträgt in der Richtung von Nordost nach Südwest (von Karlshof bis Groß-Iser) 47 Kilometer, die durchschnittliche Breite von Westen nach Osten (von Birckicht bis Flachsenjeiffen) 30 Kilometer.

Da sich der Kreis Löwenberg sehr lang von der Ebene des Kreises Bunzlau bis zum Hochgebirge bei Flinsberg erstreckt, sind auch seine klimatischen Verhältnisse sehr verschieden. Während z. B.

in seinem niedern Teile (um Löwenberg) die Ernte schon Mitte Juli und im mittleren (um Liebenthal) Ende Juli beginnt, nimmt sie in den Gebirgsgegenden erst im August ihren Anfang. Entsprechende Temperaturunterschiede kann man in den verschiedenen Gegenden unsers Heimatkreises auch im Winter bei Frost und Schneefall beobachten.

Die Bewohner der Kolonie Groß-Iser können nur Viehwirtschaft treiben, da der späte Eintritt des Frühlings und der frühe Beginn des Herbstes einen erfolgreichen Ackerbau nicht zulassen. Das Queisgebiet hat ein überaus rauhes Klima, weil das Hochgebirge den erwärmenden Südwinden den Eingang wehrt. Im Hohergebirge ist es milder und wärmer, da es den Südwinden mehr offen ist.

Daher beginnt auch der Pflanzenwuchs im Niederkreise viel früher als im Oberkreise, wo die Höhen länger mit Schnee bedeckt sind, der Boden sich nur langsam erwärmt und heftige Nachfröste das begonnene Wachstum in Feldern und Gärten wieder zerstören.

Dem Gesundheitszustande ist das Klima günstig. Epidemien treten selten auf.

Der Wind kommt zumeist aus Südwesten, aus dem „böhmischen Winkel“. Die Ostwinde bringen in der Regel trockenes und kaltes, die Westwinde feuchtes Wetter. Bei Tauwetter und Gewitterstürmen trifft oft, wenn auch rasch vorübergehend, die südliche Windrichtung ein. Anhaltende Windstillen sind selten.

Die in der Mitte des Kreises von Nordwesten nach Südosten sich hinziehenden Höhen, die den Kreis in zwei fast gleiche Hälften, den Ober- und Niederkreis, teilen, gelten als Wetterscheide. In ihrer Richtung streichen meist die Gewitter, die von Westen her kommen und sich über dem Kreise entladen.

Die Dunstfäufigung und die dadurch bedingte Niederschlagsmenge ist im oberen Kreise infolge seiner bedeutenden Waldungen und seiner Höhenlage größer als im Niederkreise.

In neuerer Zeit sind an verschiedenen Orten des Kreises zur Beobachtung der Niederschläge, der Winde, der Gewitter und der Temperatur sogenannte Messstationen errichtet worden.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Die Verwaltung des Kreises.

Der erste Beamte des Kreises ist der Landrat. Er wird von der Staatsregierung, nachdem der Kreistag gehört worden ist, ernannt. Der Landrat leitet die Geschäfte der Landesverwaltung im Kreise als Beauftragter des Staates. So hat er unter anderem die gesamte Polizei-

verwaltung im Kreise und in dessen einzelnen Amtsbezirken, Gemeinden und Gutsbezirken zu überwachen. Der Landrat steht auch an der Spitze der Selbstverwaltung des Kreises, die durch zwei Körperschaften ausgeübt wird, durch den **Kreistag** und den **Kreisausschuß**.

Dem Landrat sind für die Beforgung der staatlichen Bürogeschäfte ein Kreisobersekretär bzw. Kreisinspektor und Kreissekretäre, für die Erledigung der Kreiskommunalangelegenheiten ein Kreisbaurat, ein Kreisauschußobersekretär, ein Kassentendant, Kreisauschußsekretäre und Hilfspersonal zugeordnet.

Die Vertretung des Landrats in Sachen der allgemeinen Landesverwaltung erfolgt bei kürzeren Verhinderungen durch den Kreisobersekretär (Kreisinspektor), bei längeren Behinderungen und in allen Kreisauschußangelegenheiten durch zwei Kreisdeputierte, die vom Kreistage gewählt werden.

Der Kreistag ist die Vertretung des Kreiskommunalverbandes; er besteht im Kreise Löwenberg gegenwärtig aus 25 Mitgliedern. Der Kreistag hat den Kreishaushaltplan zu beraten; er beschließt über alle gemeinnützigen Angelegenheiten des Kreises. Ferner hat er über diejenigen Gegenstände zu beraten und zu beschließen, die ihm durch Staatsgesetze und staatliche Verordnungen zum Zwecke der Beratung und Beschlußfassung überwiesen werden. — Der Kreisauschuß besteht aus dem Landrat und sechs vom Kreistage gewählten Mitgliedern. Ihm liegt die Ausführung der Kreistagsbeschlüsse ob. Zur Zuständigkeit des Kreisauschusses gehören: Verwaltung der Kreiseinrichtungen, Wegpolizei, Armen-, Bau-, Gewerbe- und Steuerwesen. Der Kreisauschuß ist auch als staatliche Behörde Kreisverwaltungsgericht nach Landesverwaltungsgesetz.

Den Bau der öffentlichen Wege, Anlagen und Gebäude des Kreises leitet der **Kreisbaumeister** (Kreisbaurat). Die Vermessungen der Grundstücke bewirkt das **Katasteramt**. Die Kassensachen werden durch die **Kreiskasse** verwaltet. Die Reichssteuern und Reichsabgaben veranlagt das **Finanzamt**. Ihre Zahlung erfolgt an die Finanzkasse. Als staatliche Beamte arbeiten im Kreise noch zwei **Schulräte**, ein **Kreisarzt** (Medizinalrat) und ein **Kreisveterinärarzt** (Veterinärat).

Der Kreis Löwenberg umfaßt 5 Städte, 85 Landgemeinden und 44 Gutsbezirke. Die Landgemeinden und Gutsbezirke bilden 29 Amtsbezirke (Krobsdorf, Blumendorf, Querbach, Bad Flinsberg, Röhrsdorf grfl., Rabishau, Greiffenstein, Krummöls, Langwasser, Spiller, Ullersdorf-Liebenthal, Schmottseifen, Märzdorf, Ober-Göriseifen, Schosdorf, Welkersdorf, Hagendorf, Cunzendorf u. W., Kesselsdorf, Groß-Rackwitz, Plagwitz, Giersdorf, Groß-Walditz, Deutmannsdorf, Langneundorf, Hohndorf, Wiesenthal, Tschischdorf, Langenau). Jeder Amtsbezirk untersteht einem **Amtsvorsteher**, der vom Amtsauschuß unterstützt wird.

Die Verwaltung der Städte erfolgt durch den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung. Der Magistrat besteht aus dem Bürgermeister, einem Beigeordneten oder 2. Bürgermeister, einer Anzahl von Schöffen (Stadtträte, Ratsherren, Ratsmänner) und, wo es das Bedürfnis erfordert, noch aus ein oder mehreren besoldeten Magistratsmitgliedern. Die Wahl der Magistratsmitglieder erfolgt durch die Stadtverordnetenversammlung. Die Amtsdauer der besoldeten Magistratspersonen beträgt zwölf Jahre die der unbesoldeten vier Jahre. Die Wahl der Stadtverordneten, deren Anzahl sich nach der Einwohnerzahl der Stadt richtet, ist unmittelbar und geheim; sie erfolgt nach den Grundsätzen der Verhältniswahl. Wahlberechtigt hierzu sind alle über 20 Jahre alten reichsdeutschen Männer und Frauen, die seit sechs Monaten ununterbrochen ihren Wohnsitz im Gemeindegebiete haben. Wählbar sind diejenigen Wahlberechtigten, die das 25. Lebensjahr vollendet haben. — Als städtische Verwaltungsbehörde hat der Magistrat die Gemeindeanstalten (Wasserwerk, Gasanstalt u. a.), das Eigentum und die Einkünfte der Stadtgemeinde zu verwalten, das Rechnungs- und Kassenwesen zu überwachen, die Akten und Urkunden aufzubewahren, die Stadt nach außen zu vertreten, den Schriftwechsel mit Behörden und Privatpersonen zu führen und die Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung zu vollziehen. Die Stadtverordnetenversammlung hat über alle Gemeindeangelegenheiten zu beschließen, soweit diese nicht ausschließlich dem Magistrat überwiesen sind. Sie stellt den Haushalt der Stadt fest, kontrolliert die Verwaltung, führt die Aufsicht über Einnahmen und Ausgaben und bestätigt die Wahl der vom Magistrat gewählten städtischen Beamten.

Auch die Landgemeinden haben das Recht der Selbstverwaltung. Die Gemeindeglieder bilden die Gemeindeversammlung. Sind mehr als 40 wahlberechtigte Mitglieder vorhanden, so wählen sie die Gemeindevertretung. Die Verwaltung der Gemeinde wird vom Gemeindevorsteher geführt. Ihm stehen mindestens zwei Schöffen zur Seite, die ihn unterstützen und vertreten. Der Gemeindevorsteher und die Schöffen werden von der Gemeindevertretung gewählt.

In den noch bestehenden selbständigen Gutsbezirken haben die Gutsvorsteher dieselben Rechte und Pflichten wie die Gemeindevorsteher.

Die bürgerliche Eintragung der Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle besorgen die Standesbeamten. Im Kreise Löwenberg sind 5 städtische und 55 ländliche Standesämter vorhanden.

U. G r o ß - G r e i f f e n b e r g .

Gerichts- und Polizeibehörden.

Die Rechtspflege wird in unserm Kreise durch vier Amtsgerichte ausgeübt. Sie haben ihren Sitz in Löwenberg, Greiffenberg, Friedeberg und Lähn und sind dem Landgerichte in Hirschberg unterstellt. Das höchste Gericht in Schlesien ist das Oberlandgericht in Breslau. In Liebenenthal, wo sich kein Amtsgericht befindet, werden vom Amtsgericht in Greiffenberg aus Gerichtstage abgehalten. Beleidigungen und kleinere Vergehen sollen die Schiedsmänner, deren es 65 im Kreise gibt, schlichten. Zur Unterstützung des Amtsgerichts in vormundschafftlichen Angelegenheiten dienen die Waisenräte.

Für Ruhe und Sicherheit im allgemeinen sorgen die Polizeibehörden, nämlich die Polizeiverwaltungen in den Städten und die Ortspolizeibehörden (Amtsvorsteher) auf dem Lande. Die Organe der städtischen Polizei sind die Polizisten, die der Landpolizei die Landjäger, welche dem Landrat unterstehen. Landjäger sind im Kreise 16, 3 berittene und 13 Fußlandjäger, vorhanden. Die Dienstaufsicht führt der Landjägermeister, der in Löwenberg stationiert ist.

Bis zum Jahre 1879, wo die gegenwärtige Gerichtsordnung in Kraft trat, befand sich in Löwenberg ein Kreisgericht und in Greiffenberg, Friedeberg, Liebenenthal und Lähn je eine Kreisgerichtskommission. Damals gehörte der Kreis Löwenberg zum Bezirk des Schwurgerichts in Bunzlau und zum Appellations-Gerichts-Bezirk Glogau.

Bis zu dem genannten Jahre bestanden im Kreise 28 Polizei-Verwaltungsbezirke, 5 städtische und 23 ländliche. Unter den letzteren befanden sich 3 größere: 1. Die Domänen-Amts-Polizeiverwaltung in Schmottseiffen mit 20 Ortschaften, deren Bereich auch die dem Stifte Liebenenthal angehörigen Güter, die zum Stifte Trebnitz gehörigen Dörfer Deutmanssdorf und Hartliebsdorf und die im Besitze der ehemaligen Maltheser-Kommende in Löwenberg befindlichen Güter Plagwitz und Görisseiffen umfaßte, 2. die Polizeiverwaltung in Greiffenstein mit ebenfalls 20 Ortschaften der gleichnamigen Herrschaft und 3. die Polizeiverwaltung der Herrschaft Hohlstein mit 8 Ortschaften. Den ländlichen Polizeiverwaltungen standen die Rittergutsbesitzer bezw. Lehngutsbesitzer, theils in Person, theils durch Stellvertreter vor.

An die Zeit, da die Landesherren den Städten und größern Grundbesitzern die obere und niedere Gerichtsbarkeit verliehen und diese in ihren Bezirken oder Weichbildern über Geldschulden, Raub, Mord, Brand, Wunden, Totschlag und andere Vergehen selbst richteten und das Urteil vollziehen durften, erinnern noch die Galgenberge bei Löwenberg, Greiffenberg, Zobten, Klein-Neundorf, Flachenseiffen und anderen Orten. Die erste derartige Richtstätte soll um 1165 bei Löwenberg errichtet worden sein; die letzte wurde 1824 bei Greiffenberg abgebrochen.

Das Kloster Liebenenthal wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts als fürstliches Stift vom Herzog Bolko I., dem Streitbaren, mit einer

eigenen Ober- und Niedergerichtsbarkeit beliehen. Das Kloster erhielt zugleich das Recht, eine eigene Vogtei zu halten, in welcher der Vogt im Namen der regierenden fürstlichen Abbatissin Recht sprechen konnte; doch sollte diese sich in wichtigen Fällen den Urteilspruch vom Schöppensstuhl in Löwenberg erbitten. Die Abbatissin konnte auch den Rat der Stadt Liebenthal ein- und absetzen und ihm seine Amtsgeschäfte zu teilen.

A. G r o ß = Greiffenberg.

Kirchen- und Schulverhältnisse.

Die Angelegenheiten der evangelischen Kirche im Kreise Löwenberg verwalten zwei Superintendenten. Ihre Verwaltungsbezirke heißen Diözesen. Die Diözese Löwenberg I umfaßt die 12 Kirchspiele Löwenberg, Lähn, Cunzendorf u. W., Deutmannsdorf, Giersdorf, Groß-Walditz, Kesselsdorf, Langenau, Ober-Görisseiffen, Wiesenthal, Wünschendorf und Zobten mit 12 Pfarrkirchen, an denen 13 Geistliche wirken, 1 Begräbniskirche in Mauer und 2 Kapellen in Ludwigsdorf und Gehnsdorf. — Zur Diözese Löwenberg II gehören 10 Kirchspiele, nämlich Greiffenberg bezw. Nieder-Wiesa, Friedeberg a. Du., Liebenthal, Bad Flinsberg, Giehren, Kunzendorf grfl., Rabishau, Schosdorf, Spiller und Welkersdorf mit 10 Pfarrkirchen, an denen 12 Geistliche angestellt sind. — Die evangelischen Gemeinden haben das Recht der Selbstverwaltung, das in den Händen des Gemeindegemeinderats und der Gemeindevertretung liegt. Die Geistlichen und Abgeordnete sämtlicher Kirchengemeinden einer Diözese treten alljährlich einmal zur Kreissynode zusammen. Die höchste kirchliche Behörde der Provinz ist das Konsistorium in Breslau, in dem der Generalsuperintendent seinen Sitz hat.

Die Leitung der katholischen Kirchenangelegenheiten im Kreise Löwenberg ist zwei Erzpriestern übertragen, deren Verwaltungsbezirke Archipresbyterate heißen. Zum Archipresbyterat Liebenthal gehören 7 Pfarreien, nämlich Liebenthal, Greiffenberg, Friedeberg a. Du., Birngrätz, Klein-Röhrsdorf, Langwasser und Ullersdorf-Liebenthal mit 7 Pfarrkirchen, an denen 11 Geistliche die Seelsorge ausüben, und 10 Filialkirchen in Krummöls, Ottendorf, Schosdorf, Welkersdorf, Bad Flinsberg, Giehren, Kunzendorf grfl., Rabishau, Wünschendorf und Spiller. — Das Archipresbyterat Lähn umfaßt die 6 Pfarreien Lähn, Löwenberg, Deutmannsdorf, Märzdorf a. Bober, Schmottseiffen und Zobten mit 6 Pfarrkirchen, an denen 7 Geistliche tätig sind, und 6 Filialkirchen in Lehnhaus, Schönwaldau, Ober-Görisseiffen, Ludwigsdorf, Lauterseiffen und Langneundorf. — Die kirchliche Körperschaft, die in jeder Kirchengemeinde gewählt wird, heißt Kirchenvorstand.

— Die beiden Archipresbyterate des Kreises Löwenberg gehören zum Bistum Breslau, an dessen Spitze der Fürstbischof von Breslau steht. Dieser verwaltet mit dem Domkapitel das Bistum oder die Diözese Breslau, der außer fast ganz Schlesien die Provinzen Brandenburg und Pommern zugeteilt sind.

In Löwenberg, Langenau, Hartliebsdorf und Schoßdorf bestehen auch altlutherische Gemeinden.

Die Kreise Löwenberg und Bunzlau bilden zusammen einen jüdischen Synagogenbezirk mit dem Mittelpunkt Löwenberg.

Die Aussicht über die Volksschulen und die mittleren Schulen im Kreise führen im Auftrage der Regierung zu Liegnitz zwei Schulräte. Zum Schulaufsichtsbezirke Löwenberg I (Niederkreis) gehören 57 Volksschulen, an denen 82 Lehrer und 12 Lehrerinnen wirken und die von etwa 4000 Kindern besucht werden, ferner eine Mädchenmittelschule in Löwenberg, eine ev. Rettungshauschule in Löwenberg und mehrere Spielschulen. — Im Schulaufsichtsbezirke Löwenberg II (Oberkreis) sind an 52 Volksschulen 94 Lehrer und 5 Lehrerinnen tätig, die fast 4000 Kinder unterrichten. Unterrichtszwecken dienen ferner in Bad Flinsberg eine höhere Privatschule und eine höhere Familienschule und in Friedeberg a. Qu. im Anschluß an die ev. Stadtschule mehrere gehobene Klassen. Greiffenberg hat eine Städtische Mittelschule für Knaben und Mädchen. — Auch mehrere Spielschulen bestehen im Bezirke. Zur Kreis Schulinspektion Löwenberg II gehören noch 10 Schulen des Kreises Lauban, die in den Ortschaften südlich vom Queis liegen. — Die Schulgemeinden sind in gewissen Grenzen an der Schulverwaltung beteiligt, und zwar in den Städten durch die Schuldeputationen, auf dem Lande durch die Schulvorstände.

Dem Provinzialschulkollegium in Breslau unterstehen als höhere Lehranstalten das Reform-Realgymnasium in Löwenberg, die Staatliche Aufbauschule und das Lyzeum der Ursulinen in Liebenthal.

Für die Ausbildung vorzugsweise der ländlichen Jugend sorgen die landwirtschaftliche Winterschule in Löwenberg, die landwirtschaftliche Haushaltungsschule in Liebenthal, die Wanderhaushaltungskurse, die regelmäßig in den verschiedenen Teilen des Kreises abgehalten werden, und 76 ländliche Fortbildungsschulen. In den Städten bestehen außerdem noch gewerbliche und kaufmännische Berufsschulen.

G ö r l i c h = Liebenthal.



Ortsverzeichnis und Flurnamen.

1. Zur Einführung in die Flurnamen.

Vorbemerkung: Die in das Ortsverzeichnis eingefügten Flurnamen sind zum allergrößten Teile von der Lehrerschaft des Kreises gesammelt und dem Heimatbuche zur Verfügung gestellt worden. Die Flurnamen stehen im Ortsverzeichnis lose aneinandergereiht. Deshalb erschien es notwendig, sie in einem besonderen Aufsatze in Gruppen zusammenzufassen und vor allem zu erläutern. Diesem Zwecke dient die nachstehende „Einführung“.

Der Verfasser.

Als wichtige Grundlagen der Heimatkunde sind anzusehen die Ueberlieferung in Geschichte und Sage, die volkstümliche Sprache und Dichtung, Volksglaube, Tracht, Sitten und Gebräuche. Daneben ist mehr und mehr die Bedeutung der Orts- und Flurnamen für die Heimatforschung erkannt worden. Flurnamen sind Bezeichnungen von Aekern, Feldern und Wiesen, von Auen und Gärten, Wäldern, Büschen und Baumgruppen, von Flüssen und Bächen, Teichen, Quellen, Mooren und Sümpfen, von Felsen und Steinen, Bergen und Hügeln, Senken und Tälern, von Wegen und Stegen, Dämmen und Wällen, Dorfsteilen und Gehöften. Die Flurnamen stammen oft aus weit älterer Zeit als die schriftlichen Ueberlieferungen. Sie geben Kunde von der Stammesart der Bewohner und den geschichtlichen Ereignissen einer Gegend. Die Flurnamen sind heute zuweilen einzig und allein noch beredte Zeugen der früheren Bodenbeschaffenheit der Heimat, ihrer Tier- und Pflanzenwelt, ihrer Besiedelung und Kultur und der Veränderung ihrer Wirtschaftsformen.

Es ist hohe Zeit, alles das, was im Volke an Flurnamen noch lebendig ist, zu sammeln und aufzubewahren; denn wie Sitte und Brauch, Tracht und Art, so droht auch den Flurnamen das Schicksal, ganz und gar aus dem Gedächtnis der Bewohner zu entswinden. Die teilweise, ja oft völlige Umgestaltung des heimatischen Bodens und des Aussehens gar mancher Flur und Gegend, nicht selten auch die völlige Gleichgültigkeit der Gegenwart gegen das, was unsern Altvordern wert war, sind die Ursachen davon. An manchen Stellen haben auch die alten Flurbezeichnungen neuen, zuweilen recht körrichten und unpassenden weichen müssen.

Zur Namensgebung hat immer eine bestimmte Veranlassung vorgelegen. Freilich ist der Anlaß oft durch die Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht entstellt worden; vielfach ist er völlig in Vergessenheit geraten. Infolge des Wandels der Mundart im Laufe der Jahrhunderte ist manchmal der ursprüngliche Sinn der Flurnamen nicht mehr zu erkennen; insbesondere sind die für die deutsche Junge schwer auszusprechenden alten slawischen Flurbezeichnungen, von denen bei uns im Niederkreise und Bobertale einige zu finden sind, stark verändert worden.

Aus dem Vorstehenden ist zu erkennen, daß die Deutung einer großen Anzahl von Namen nicht leicht ist. Volkstümliche Erklärungen durch Ortseingewohnte gehen meist fehl. Vielfach wird die Sprachforschung helfen können, aber auch diese tappt oft im Dunkeln, da zu wenig ältere Formen vorliegen. Als gute Quellen sind mancherorts vorhanden: Gemeindegarten, Flurbücher, Schöppnbücher, Gutsarchive und Kirchenchroniken.

Es sei von vornherein bemerkt, daß alle die Umstände und Geschehnisse, die die Veranlassung zur Flurnamenbildung gaben, nicht etwa bloß im Kreise Löwenberg wirksam gewesen sind. Sie gelten allgemein für ganz Deutschland, jedenfalls für die Gebirgsgegenden. Wie anderwärts in Deutschland, so sind auch in unserer engeren Heimat für die Flurnamengebung besonders **Bodengestaltung** und **Bodenbeschaffenheit** bestimmend gewesen. Die Bodengestaltung in ihrem Wechsel von Hochfläichen und Talweiten, von Bergen und tief eingeschnittenen Talsenken, die Bodenbeschaffenheit in einem anderswo seltener vorhandenen Reichtum an Erdarten und den dadurch bedingten Pflanzendecken. Viele Flurnamen kennzeichnen Bodenart und Bodenfarbe in Oberfläche und Untergrund. Hierher gehören die Steinberge des Kreises, Steinkammer (Deufmannsdorf), Steinwald (Flachsenjeiffen), Steingründe (Jobken), Blausleine (Welkersdorf), Blauer Stein (Braunau), die vielen „Roten Berge“, „Roten Höhen“, „Roten Aecker“ (Siehe den Aufsatz „Entstehung des Bodens der Heimat“, Seite 6 und „Der geologische Aufbau des Kreises Löwenberg“ Seite 15), der Weiße Berg (Kesselsdorf), die Weiße Steinrücke (Flinsberg), die Schwarzen Berge (Kesselsdorf, Kohlevorkommen), die Schwarze Erde (Liebenthal, Egelsdorf). Auch auf die Güte des Bodens und damit auf die wirtschaftlich bedeutsame Bodenbeschaffenheit deuten manche Namen hin: Sauerberg, Saure Wiesen, das sind Wiesen mit hohem Grundwasser und undurchlässigem Untergrund, Leffenberg, Laffenbusch, Lehmwiese, Lehmsteg, Kalkberg, Auf dem Sande, die vielen Sandberge im Kreise.

Unsre Dörfer und ihre Fluren ziehen sich zumeist an mäßig ansteigenden Abhängen hin. Aus dieser Lage erklären sich die zahlreichen Lehnen und Lehden (Leeden), Leiden und Leiten (Flachsenjeiffen, Höfel, Hohndorf, Märzdorf, Moiz, Riemendorf, Tschischdorf, Greiffenstein, Görtsjeiffen (Leitegrund), Blumendorf (Leh-

denhäuser-Gotthardsberg). Leite ist abgeleitet von althochdeutsch lite, lita, gotisch hleida = Bergseite, Berghang. Mit Lehde, niederdeutsch legede, verband man im Althochdeutschen noch den Begriff unbebautes Land, wüßt liegender Boden mit Wildwachs. Vielfach wurden diese wenig ergiebigen Fluren als Viehweiden oder Treeben (Viehtriften, Viehtreiben) benützt.

In der Gruppe der Flurnamen, die ihren Ursprung in der Bodengestaltung haben, bieten die folgenden Benennungen einen besonderen Reiz: Tilke, Hölle, Scheibe und Käsebrett. Die vier Bezeichnungen kommen natürlich in anderen Gegenden auch vor, beispielsweise in Schlesien und Sachsen, aber ihre verhältnismäßig große Anzahl im Kreise Löwenberg ist überraschend. Der Name Tilke ist in vielen Gemarkungen des Niederkreises vorhanden. Tilke bedeutet eine Bodenvertiefung, eine Senke, eine kleines Tal. Das Wort Tilke wird wohl herkommen von mittelhochdeutsch tell, telle, delle = leichte Vertiefung, flaches Tälchen. Indessen soll auch das slavische Wort dolk = Tal, dolki = Tälchen hier stehen. Ein Vergleich ist nicht von der Hand zu weisen, da die Gegend, in der „Tilken“ vorkommen, zumeist einst slavisches Siedlungsgebiet war. — In noch größerem Umfange als „Tilke“ ist die Flurbezeichnung „Hölle“ anzutreffen. Eine „Hölle“ haben Wiesenthal, Flachsenjeiffen, Tschischdorf, Röhrsdorf grsl., Hayne, Blumendorf, Mauer, Dürrkunjendorf (Höllwiese), Neuland, Cunzendorf u. W., Hagendorf. Es ist ja auch ein Ort Höllau im Kreise vorhanden. — Unwidersprochen blieb bisher folgende Gleichung: Hölle oder Helle = Halde.*) Das Wort ist gemeindeutsches Sprachgut von althochdeutsch halda; es findet sich im Rheinland häufig in Flur-, Orts- und Personennamen. Helle, Helde, Halde darf man nicht etwa nur in Beziehung zum Bergbau bringen; denn Halde bedeutet einfach Bergabhang, Abhang. „Wenn man bedenkt, daß Hölle = Ort der Verdammten im Mittelhochdeutschen und auch noch bei Luther Helle lautet, so wird man verstehen, daß auch Helle = Halde in ein hochdeutsches Hölle umgewandelt werden konnte.“ Die Gleichung Hölle = Hohle erscheint deshalb unwahrscheinlich, weil die Benennung Hohle gesondert im Kreise vorkommt (Görisejeiffen, Hayne). Hayne hat eine Hohle und eine Helle. Mit Scheibe (Scheibefleckel) und Käsebrett bezeichnet man vielerorts, jedoch fast nur im Niederkreise, sonst aber auch z. B. in der Lausitz und in Sachsen, ebene Ackerstücke, letztere von eckiger Form. Die Bezeichnung Käsebrett, mundartlich Kaßbrat, für gewöhnlich etwas höher als die Umgebung gelegene eckige Flurstücke hängt gewiß mit einem Brauch zusammen, den heute noch Alkeingefessene des Kreises ausüben, nämlich dem, selbsthergestellte Käse, Quärgel, Quärgel, auf einem kurzen Brettchen, das an Windsfaden schwebt, in der Stube zum „Reifen“ aufzuhängen. — Bewaldete oder mit Strauchwerk bestandene Tälchen heißen Gründe. Runde Einsenkungen pflügt man Kessel

*) Studienrat Ennen-Löwenberg in den „Schlesischen Geschichtsblättern“ Jahrg. 1921, Nr. 1/2.

zu nennen. Geländeeinschnitte, enge Senken, kurze Durchbruchstäbchen bezeichnet man mit *Schluchse*, *Schluchse*, *Schluchse* von Schlucht. Auch der Name *Teufe* für eine tiefere Senke ist im Kreise anzutreffen (*Teufe* = *Tiefe*, *teufen* = in die Tiefe gehen). Das Wort *Kulge* oder *Kulje* für eine tiefe Bergschlucht (Hufsdorf, Mauer) ist wohl zu altdeutsch *kol*, *kulk* = Abgrund, Loch zu setzen, rheinfränkisch *Kuhle*, *Kuhl* = Grube, Loch.

An der Gestaltung des Landschaftsbildes haben stets die **Gewässer** einen hervorragenden Anteil gehabt. Auf sie fiel zuerst das Augenmerk der Ansiedler, und darum gaben sie ihnen oft klangvolle und bedeutungsvolle Namen. Freilich sind auch in unserm Kreise farblose und nichts-sagende Nachnamen vorhanden wie „Schwarzer Graben“, „Dorfgraben“, „Dorfbach“. Dazu sind auch alle die Bäche zu rechnen, die nur nach der Ortschaft, die sie durchfließen, benannt sind. Daneben findet sich aber eine Fülle von Bachbezeichnungen voll Wohlklang und frefflich kennzeichnender Eigenart. z. B. Floß, Lämmerwasser, Sellbach, Schaumfloß, Nonnenwasser, Fuge, Winterseiffen, Rostaraben, Kupferbach, Klinkbach, Jordan, Molkenwasser, Klinge u. a. Unsrer Flußläufe sind die Eingangstore in den schier undurchdringlichen Urwald gewesen, der einst als Grenzwald zwischen dem polnischen Schlesien und der deutschen Mark Meißen unsre Gegenden bedeckte. Deshalb tragen unsre bedeutendsten Wasserläufe Namen aus alter slavischer Siedlungszeit. In den Flußnamen *Bober* und *Queis*, *Kemnitz*, *Delse* und *Ivenitz* sind altslavische Laute verborgen (*Bober* von *bôbr* = *Biber*; *Queis*, 1241 *Quiz* genannt, von alttschechisch *gwizd*, *chwist*, ostslavisch *chwisa* = der zischende, rauschende Fluß; *Delse* von altslavisch *ôlsa* = *Erle*; *Ivenitz* von *jiwa* = *Salweide*; *Kemnitz* von *kamien* = *Stein*). — Unsrer Heimat ist im Gange der Jahrhunderte durch die Arbeit der deutschen Bauern allmählich in ein Ackerland verwandelt worden. Nicht nur der gewaltige Grenzwald von ehemals ist gefallen oder doch stark gelichtet worden, sondern auch eine fortschreitende Entwässerung einstiger Sumpfsgebiete hat stattgefunden. Selbst kleine Sumpfstücke und feuchte Stellen schwinden mehr und mehr. Wo sie noch vorhanden sind, tragen sie Namen wie „Kalter Tump“, „Faulpfütz“, „Faules Wasser“, „Loch“, „Nasses Fleckel“, „Saure Wiese“. Vielsach jedoch erinnert nur der Flurname an die frühere Sumpf- und Wasserstelle. Für die Quelle ist neben dem mundartlichen „Qual“ der Ausdruck „Born“ gebräuchlich (Bornstück, Bornwiese). Zuweilen heißt ein an einer Anhöhe gelegener Feldborn „Röhrenbrunnen“. Ein solcher Röhrenbrunnen speiste einst oder noch jetzt ein Gehöft durch eine Röhrenleitung mit Wasser. Der „Röhrenweg“ ist der Weg an der Wasserleitung entlang.

Besondere Hervorhebung verdienen die Flurbezeichnungen, die an die früher ausgedehnte **Teichwirtschaft** im Lande erinnern. In jeder Gemarkung lagen Teiche. Dabei handelte es sich nicht etwa

nur um Wehr- und Mühlteiche, vielmehr um Fischteiche. Besonders vor der Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert, aber auch in der folgenden Zeit legten unsre Vorfahren großen Wert auf Fischzucht, um die Enthaltfamkeitsgebote, fälschlich Fastenspeise genannt, innehalten zu können. Es gab darum wie überall im Lande, so auch im Kreise umfangreiche Teichanlagen. Eine der großartigsten war wohl der „Entensee“ zwischen Ludwigsdorf, Hohlstein und Sirgwiß. Heute erinnern zumeist nur noch die „Dämme“ an sie. Aus den Teichen sind Wiesenflächen geworden, aber die Teichnamen sind erhalten geblieben und auf die Wiesen übertragen worden. Noch heute sind z. B. im Gebiete des einstigen Entensees die Namen der früheren Teiche als Wiesenbenennungen gebräuchlich. (Siehe Ludwigsdorf im Ortsverzeichnis.) In besonderem Maße fragen noch das Gelände rings um den Greiffenstein und um Liebenthal sowie die Niederung der Delse zwischen Greiffenberg und Krummöls die deutlichen Spuren ehemaliger Großteiche.

In nicht geringer Zahl nehmen Flurnamen auf die Pflanzendecke Bezug. Diese hat in Schlesien seit der deutschen Kolonisation im 13. Jahrhundert mancherlei tiefgreifende Veränderungen erfahren. Den ursprünglichen Zustand des großen Grenzwaldes, der zuvor den allergrößten Teil unsrer Heimat erfüllte und nur für wenige slavische Ansiedelungen im Bobertale und den Nebenbächen Platz ließ, kann man an einzelnen Waldstellen in den Iserbergen ahnen, z. B. in den Schluchten der südlichen Hänge des Hinterberges. Die sonstigen zusammenhängenden Waldbestände, mögen sie auch wie die Stadtwälder von Löwenberg und Liebenthal heute noch recht ansehnlich erscheinen, sind bloß Reste des Grenzwaldes. Zumeist hat sich der Wald nur noch als Bauernbusch auf den Flurgrenzen der Ortschaften erhalten gemäß der Siedlungsweise der einwandernden Deutschen. Bei zunehmender Bevölkerung wich der Wald mehr der Ackerfläche, so daß jetzt an vielen Stellen nur die Flurnamen an die frühere Waldecke erinnern. „Hain“ (Hoin, Hoarn) bezeichnet mehrfach anstatt des einstigen Laubwäldchens eine Wiese oder Strauchwerk; der „Buchberg“ bei Groß-Stöckigt trägt heute nichts als Ackerbreiten; der „Kienberg“ bei Greiffenberg (Kienberg = Kiefernberg von mittelhochdeutsch kienboum = Kiefernbaum) weist gegenwärtig nur noch einen kleinen Bestand des Waldbaumes auf, der einstmals die Veranlassung zur Namensgebung war; ebenso ist es mit dem „Buchholz“ bei Löwenberg. Der einigemal auftretende Name „Lerchenberg“ verdankt wohl seinen Ursprung mehr der Lärche, die ehemals dort wuchs, als der Lerche. Allgemeine Namen wie Schwarzbusch, Tannicht, Fichticht, Busch, Buschfeld, Buschflekel, Buschwiese sind weit verbreitet im Kreise. Hieher ist auch der Flurname „Die Harte“ zu stellen. Harte kommt her von althochdeutsch hart, hard = Bergwald; mittelhochdeutsch fester Sandboden mit Buschwerk. (Man vergleiche damit den Namen des Waldgebirges „Der Harz“; siehe auch die „Hardt“ in der Pfalz, ebenso den „Speckart“). — Auf besondere Baumarten weisen hin: Pappelgewende, Wachholdergarten, Birkenberg, Linden-

berg, Ospaberg, Erlicht, Lärchenhübel, Akazienwiese, Buchberg, Ische (Etsche), Urlaburn (Ahornborn). — Auch an einzelne Bäume knüpfen Flurbezeichnungen an: „An der Bildsichte“ (Birngrüß), „Bei der Geldeiche“ (Maßdorf), „Bei der Galgensichte“ (Johnsdorf), „Bei den Kreuzlinden“ (Ottendorf, Groß-Stöckigt), „Kahle Birke“ (Cunzendorf u. W.), „Die Buche“ (Hagendorf), „An der Scheideeiche“ (Cunzendorf u. W.), „Harfensichte“, „Münnichseiche“ (Petersdorf), „Schöpflinde“ (Mois).

Einen ansehnlichen Raum nehmen diejenigen Flurnamen ein, die von der Tierwelt Kunde geben. Vorherrschend sind die Tiere vertreten, die in einem besonderen Verhältnis zum Menschen stehen. Da ist der Fuchs, der kühne und verschlagene Räuber in Wald, Feld und Gehöft (Fuchslöcher, Fuchswinkel, Fuchsberg), die geheimnisvolle, zukunfts kündende Eule (Eulengraben, Uhuwinkel), der Hirsch (Hirschstein Hirschberg): alle drei Tiere, die dem Gemüt der Bewohner mehr als andre Tiere nahegerückt sind. Märchen, Sagen und Lieder bezeugen es. Daneben heben sich die Tiere, die der Mensch in Schutz und Pflege genommen hat, besonders hervor (Hengstberg, Ochsenwinkel, Schafstreu, Lämmerwiese, Ziegenrücken, Ziegenrüden, Hundsberg, Katzenwinkel, Katzenberg, Katzenkopf, Taubenberg, Gänsewinkel). Dabei bezeichnen die mit Hund und Katze zusammengesetzten Namen selbstamerweise meist minderwertige Flurstücke. — Viel Aufmerksamkeit hat der Landbewohner von jeher der Vogelwelt geschenkt. Das bezeugen Namen wie diese: Kuckucksbusch, Krähenwald, Krümmergraben, Schalatterbüschel (Elsferbusch), Habichtshübel, Sperlingsgasse, Finkenloch. Aber noch manch anderes Tier kennzeichnete durch seinen Namen eine Flur. Unter andern seien genannt: Ottergraben, Otterberg, Hasenstein, Hasenberg, Mäuselwiese, Dmsawald (Ameisenwald), Mickawiese (Mückenwiese), Hummelwiese, Hirnskasteg (Hornissensteg). An Tiere, die längst nicht mehr bei uns heimisch sind, wie Wolf, Bär, Wildschwein, erinnern die Flurnamen „Wolfsbrunn“, „Wolfsloch“, „Wolfsgruben“, „Wolfslehne“, „Wolfsgraben“, „Bärenstein“, „Sauloch“, „Sautilke“. — Es gibt leider ein Lebewesen, das zu gewissen Leuten ebenfalls in einem besonderen Verhältnisse steht, alle andern aber mit Ekel erfüllt: die Laus. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Name dieses Schmarozers wie überall so auch im Kreise Verbindungen zu Flurnamen eingegangen ist. Volkstümliche Erklärungen dafür gibt es viele: An einem Läusehübel des Kreises sollen ehemals die Handwerksburschen vor dem Eintritt in den Ort ihre Kleider gesäubert haben. Anderswo soll dem Kreischambesitzer das „Läusefleckel“ als Entschädigung für die Uebernachtung verlauffer Reisender zugewiesen worden sein. Verständlicher ist die Bezeichnung schon in Welkersdorf: der dortige „Läuserich“ ist eine Wiese mit viel Ameisen. Jedenfalls bezeichnet „Läusewiese“, „Läusefleck“, „Läusehübel“ immer ein wenig ergiebiges, oft unfruchtbares Landstück. Daher darf wohl der Verfasser dieser Abhandlung die Vermutung äußern, daß das Bestimmungswort Laus von einer auf jenen Flur-

stücken einft oder noch jetzt vorkommenden Pflanze herrührt, die vom Vieh verschmäht wird und den Grasmwuchs behindert. Es wird hierbei an das Läusekraut gedacht, jenes an Buschrändern und auf torfigen Wiesen wachsende Pflänzchen mit zierlich zerteilten Blättern und meist roten Rachenblüten. Das Läusekraut ist wie Zahntrost und Klappertopf ein Wurzelshmarozer; es ist deshalb zu dem unschönen Namen gekommen, weil man früher eine Abkochung von ihm gegen Ungeziefer verwendete. Eine andere Pflanze, den Sumpf-Vorkk, benützt man heute noch als Mittel gegen Wanzen.

Besondere Beachtung verdienen die Flurnamen, die mit der **Siedlungsgeschichte** der Heimat verknüpft sind. Die Grundlinie eines deutschen Dorfes bildete fast immer ein Bach, „die Bache“. Zu beiden Seiten der „Bache“ reiheten sich auf dem hohen Talrande die Bauerngehöfte entlang. Die „Aue“ zwischen den Gehöfstreihen und dem Bache füllten später Gartennahrungen und Häuserstellen aus. Die Grundstücke der Bauern (Hufen, Huben), strebten senkrecht vom Bachtal in langen Streifen der Gemarkungsgrenze zu. Es folgten aufeinander: Gehöft, Garten, Feld und Wiese und zuletzt ein Stück Wald. — Wenn man auch zweifellos bei der ursprünglichen Flureinteilung bemüht war, jedem Klonisten den gleichen Anteil zu geben, so blieb doch eine große Verschiedenheit der einzelnen Hufen nach Lage und Bodenbeschaffenheit bestehen. Daraus erklären sich folgende Flurbenennungen: Aue, Wiese, Amd (Amwand, siehe Neuland), Breiten, Beete (die krummen Beete in Riemendorf), Fleckel, Keil, Lehne, Lehde, Leite (Erklärung siehe oben), Plan, Quere oder Quiere (Siehe Wünschendorf), Rand, Streifen, Stück, Winkel, Zippel (Zipfel). — In diesem Zusammenhange mögen auch Flurnamen stehen, durch die der Volksmund die **Gestalt** mancher Flurstücke gekennzeichnet hat. Die Vergleiche sind zum Teil, wie nachfolgende Beispiele zeigen, eigenartig und spafzig: „Strumpf“ (Moiz, Wünschendorf), „Stiefelknecht“ (Welkersdorf), „Sandstiefel“, „Runde“, „Handschka - Handschuh“ (Tschischdorf), „Schlung“ (Tschischdorf, Klein-Röhrsdorf), „Schlauch“ (Kesselsdorf), „Gänsehals“ (Görtsjeiffen, Neuland, Siebeneichen), „Ziegenhals“, (Seitendorf), „Hokaberg“ (Riemendorf), „Schwalbenschwanz“ (Langenvorwerk, Birngrüh), „Walze“ (Flinsberg), „Feueresse“ (Giehren), „Käsebreck“ (an vielen Orten).

Bei der erstmaligen Flureinteilung kam es vor, daß Grundstücke liegen blieben und nicht unter die Pflugschar kamen. Sie waren entweder überschüssig oder konnten der „Schar“ noch nicht zugänglich gemacht werden. Sie lagen also „über der Schar“, hinter dem angebauten Lande, meist an der Gemarkungsgrenze auf der Höhe. Solche Flurstücke mit dem Namen „**U e b e r s c h a r**“, Ueberschar, finden wir z. B. in Cunzendorf u. W., Schmottseiffen, Hartelangenvorwerk, Schosdorf, Welkersdorf, Hennesdorf, Radmannsdorf. Wenn diese Bodenflächen dann bei Bevölkerungszunahme in Ackerland verwandelt wurden, nannte man den neuen Siedler Ueberschar, Ueberschaer, ein Name, der sich häufig bei

uns findet. — Erwarb ein Besitzer oder ein Nachkomme desselben zu seinem ihm ursprünglich zugetheilten Grund und Boden neue Landstücke, so bezeichnete man diese als *Folgen*. Folgen sind also Ergänzungsstücke, d. h. Ländereien, die zur Hufe, wohl auch zur Dorfmark nachträglich hinzugekommen, ihr gefolgt sind. In der Laußitz sind neben den bei uns vorkommenden „Folgenbusch“, „Folgenwiese“ noch „Folgenkabeln“ zu finden, das sind nachträglich als Gemeindebesitz hinzugekommene Grundstücke, um die gekabelt, d. h. gelost wurde. — Zu den Flurnamen, deren Ursprung wir in der Bevölkerungszunahme und Zuwanderung zu suchen haben, sind neben Ueberschar zu zählen: „Kodestleck“, „Kodewiese“; „Stöckicht“, „Neuland“, „Neue Sorge“ = neue Reihe. Hierbei sind aus Flurnamen zuweilen Ortsnamen geworden.

Bedeutung sind sodann die Flurbezeichnungen, in denen sich die *Wirtschaftsformen* und der *Besitz* der vergangenen Jahrhunderte widerspiegeln. Jede Dorfgemeinschaft besaß einst außer der jeder Bauernwirtschaft zugetheilten Flur noch Ländereien als Gemeindebesitz, meist Wiesen, Brachen, Lehden, Teiche, Büsche, aber auch Pflanz- und Gemüsebeete. Der größte Teil des Gemeindebesitzes wurde als Gemeindegeweihe benutzt. Manche Stücke verlostete man zur abwechselnden Bestellung oder verlieh sie gewissen Gemeindegliedern für besondere Dienstleistungen zur Nutzung. Das Vieh der Ortschaft wurde gemeinsam, aber meist jede Viehgattung gesondert, von Hirten auf den Gemeindegeweiheplätzen geweidet. Die Gemeindegeweihe nannte man bei uns gewöhnlich *Viebig-Viehweg*. Dabei ist sowohl die Weihe als auch der Weg dahin gemeint, wenn auch jetzt nur noch der Weg vorhanden ist. Auch *Hutje*, *Hutung*, für Weihe ist im Kreise anzutreffen, vielfach auch *Trebe*, *Treibe* - *Treibe*, *Triff*. Die Pferde wurden in den „Hoppgarten“, „Stutgarten“, „Puschzwinger“ getrieben, das Rindvieh auf den „Kuhberg“, die „Ochsenlehne“, die Ziegen auf den „Ziegenrücken“, die Schafe auf die „Schafstrebe“, die „Schafwiese“, in den „Schafgrund“, die Gänse in den „Gänsewinkel“, die Schweine auf den „Säufand“, in die „Saulöcher“, Suhlen oder Soehls, wo sie sich suhlen, fielen konnten. Auf jeder Dorfleur gab es zudem Gelegenheiten zum Tränken und Schwimmen (Schafschwemme, Schafteich, Kuhreich, Kuhtränke).

Unter den Gemeindegliedern, denen für besondere Mühewaltungen Fluren zur freien Benutzung überwiesen wurden, sind vor allem zu nennen der Dorfhirte, der Schulze und der Pfarrer. Der Viehhirte erhielt von der Gemeinde zur Nutzung den „Hirtengarten“, die „Hirtenwiese“, die „Schäferwiese“ für seine Kuh und seine Schafe, den „Hirtenacker“, den „Schäferacker“, gewöhnlich soviel Ackerland, als er mit dem Mist seiner Kuh und seiner Schafe düngen konnte. Ferner bekam der Schulze (Ortsrichter) als Entgelt für seine Dienste um die Gemeinde ein Stück Acker, Wiese oder Busch. Solche Ländereien leben noch heute in den Bezeichnungen „Scholzenbusch“, „Scholzenberg“, „Schulzenwiese“, „Richteracker“ fort. — Seiner ursprünglichen Bestimmung dient vielfach noch das Pfarrdienstland, das auch bei uns durch

zahlreiche Flurnamen gekennzeichnet ist, z. B. Pfarrbusch, Pfarrgarten, Pfarrwinkel, Pfaffenteufe (Riemendorf), Pfaffenbusch, Pfaffenberg. Hierbei möge auch die oft vorkommende *Widmut* stehen. Das Wort *Widmut* ist altdeutsches Sprachgut. *Widum*, *Wittum* bedeutet schon im frühen Mittelalter ein zum Eigentum gewidmetes Gut, meist eine Stiftung oder Schenkung von Grundbesitz an die Kirche. Im Kreise Löwenberg gibt es wohl nur Pfarrwidemuten. In Schlesien dürften die bei der deutschen Besiedlung des Landes der Kirche zugeteilten Hufen mit dem Namen *Widmut* belegt worden sein.

Es sind einige Flurnamen im Kreise vorhanden, die uns Besitzverhältnisse besonderer Art in Erinnerung bringen: „Nonnenwald“, „Nonnenwasser“, „Mönchswald“ gehören dazu, ebenso „Kommendeflecke“, „Kommendefilke“, „Komfurgund“, (Siehe Löwenberg im Ortsverzeichnis), „Kommendewiese“ (Hagendorf), der „Herrenteich“ bei Mühlseiffen, dem Herrn vom Greiffenstein gehörend, die „Herrenflecke“ (Siehe Löwenberg). Bei dieser Gruppe von Flurnamen verdienen auch der „Stadtschreiberteich“ bei Greiffenberg, die „Scharfrichterwiese“ von Löwenberg und der „Fiedleracker“ und „Fiedlerteich“ (Geppersdorf, ehemals im Besitz der Stadt Liebenthal) Beachtung. Die Erträge dieser Flurstücke wurden wahrscheinlich zur Besoldung der Personen verwendet, nach denen sie benannt wurden.

Einige der genannten Flurnamen spielen schon in frühere Rechtsverhältnisse hinüber. Irgendwelche Rechts- und Besitzbeziehungen vertragen im Kreise die Namen: „Altes Gedinge“ (Antoniewald), „Streifweg“ (Hayne), „Wechselwiese“ (Krummöls), „Haderwiese“ (Mois), „Hintererbe“ (Riemendorf). — Zur Entschädigung für die Beköstigung des Landvogtes, des Königsrichters oder des Burghauptmanns und des Gerichtshalters oder Gerichtsammanns an den Dorfsgerichtstaen, vornehmlich aber zur Bewirtung der behördlichen Dorfgäste bei den Kirchweihfesten (Kirmes) stand dem Dorfschulzen oder Dorfrichter noch ein besonderes Flurstück zur Verfügung. Es führte die Benennung „Kostwiese“, „Gastfeld“, „Kirmeswiese“, „Kirmessteichel“ (Höfel), „Kirmeswinkel“ (Kunzendorf grfl.) — Daß die Dorf- und Stadtgerichte sowie die Patrimonialgerichte der Gutsherrschaften unter Leitung eines juristisch gebildeten Gerichtshalters auch über Tod und Leben verfügen konnten, davon reden „G e r i c h t“ (Mauer), „Gerichtsfeld“, „Rabenberg“ (Neundorf grfl.) eine deutliche Sprache, insbesondere alle mit „G a l g e n“ zusammengesetzten Flurbezeichnungen („Galgenbusch“ bei Dürrkunzendorf, „Galgenberg“ bei Cunzendorf u. W., Deutmanssdorf, Geppersdorf, Greiffenberg, Langenvorwerk, Hufsdorf, Johnsdorf, Löwenberg, Schmottseiffen, Siebeneichen, Tschischdorf, Welkersdorf, Wünschendorf, Jobten). Auch die Stelle, wo einst der verachtteste Mann des Ortes, der Abdecker oder *Schinder*, wohnte, oder der Ort, an dem einst das gefallene Vieh vergraben wurde, hat sich tief im Gedächtnis des Volkes eingeprägt. So haben wir denn im Kreise noch Schinderanger, Schinderbusch, Schindergraben, Schinderhaus, Schindergrube, Schinder-

tilke, Schinderberg, Schinderwiese, Schinderplan. Es ist begreiflich, daß der Volksaberglaube an diese unheimlichen Galgenstätten und Schinderstellen Spukgeschichten knüpfte, die heute nur noch für die Volkskunde vor Bedeutung sein sollten.

Ungemein anziehend sind noch einige Flurnamen von **kulturgegeschichtlichem** Werte, die geeignet sind, neben bereits genannten Flurbezeichnungen aus der Siedlungszeit und ehemaliger Wirtschaft, über einstigen Besitz und frühere Rechtsverhältnisse ein helles Licht zu verbreiten über unserer Verfahren Arbeit und Anbau, Geselligkeit und Brauch. — Da ist in erster Linie die „Zeche“ zu erwähnen, ein Wort, das als Flurbezeichnung in dem ehemaligen Goldgräbergebiet östlich von Löwenberg zu finden ist; auch nördlich von Löwenberg kommt es vor. „Zeche“ bedeutet ein zum Bergbau verliehenes Feld. Wir finden das Wort bei uns beispielsweise in „Zechenstraße“, „Zechenhäuser“, „Weiße Zeche“. In der Zeche liegt der „Schatzberg“, eine Stelle vielleicht erfüllter, aber auch getäuschter Hoffnungen der auf den Ruf von Goldvorkommen in Löwenbergs Gegend aus dem Reiche herbeiströmenden deutschen Siedler in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. — Auch der vielmal auftretende Nachname „Seiffen“, der meist den Sinn von goldführendem Wasser hat und sechs mal im Kreise zum Ortsnamen geworden ist, stammt aus jenen Jahren der deutschen Einwanderung (Siehe Aufsatz „Die ländliche Besiedelung“ Seite 201 ff, in dem die Namen auf „seiffen“ besonders behandelt werden). Den einst blühenden Bergbau bei Giehren und Querbach (Siehe Seite 58) bewahren im Gedenken Namen wie „Pulverberg“ (Querbach), „Radstube“, „Hundsrücken“, „Schichtmeistergut“ (Giehren), „Kochhaus“ (Krebsdorf), „Bergschmiede“, „Puchbrich“ - Pochwerk (Rabishau - Mühlendorf). An Kohlevorkommen im Niederkreise erinnern „Kohlberge“ (Wenig-Rackwitz), „Kohlwiese“ (Neuland). — Im Zusammenhange mit dem Graben nach Erdschätzen im Tagebau steht wahrscheinlich auch der Name „Warffe“. Wir finden ihn auf der Flur von Piagwitz, die der „Zeche“ benachbart liegt; wir treffen ihn bei Schmottseiffen, wo mit Warffe ein trichterähnliches Gelände bezeichnet wird, auf dem man nach Gold gesucht haben soll. Eine Warffe weist ferner die Gemarkung von Mauer auf, wo ebenfalls nach Erzen gegraben wurde. Anderswo ist Warffe, Warse, Warf, Werft eine aufgeworfene Erderhöhung zur Aufnahme von Wohnungen inmitten eines Sumpfgeländes.

Wie in ganz Deutschland, so erinnern auch in unserm Kreise einzelne Flurbezeichnungen an den Anbau von Kulturpflanzen in vergangenen Zeiten. In hoher Blüte stand früher der **Flachs**bau. Namen wie „Rieste“, „Brechthäusel“, „Brecht hauswiese“, halten ihn im Gedächtnis fest. Rieste = Räfte nannte man fauige Wiesen und Brachen, Pfützen und Lachen, wo die Flachsstengel aufweichen konnten und dann Gelegenheit hatten, in der Sonne zu trocknen. Diese Behandlung war die Räfte (Rieste). Die auf diese Weise mürbe gewordenen Stengel

wurden nunmehr in dem „Brechhaufe“ des Ortes oder Gutes gebrochen und so die Flachsfasern von den holzigen Stengelteilen befreit. Der Flachsbau war einstmals ein wertvolles Stück des Volkslebens. Jetzt sind nur hier und da noch spärliche Reste der weiten blauen Blütenfelder des Flachses oder Leins zu finden. Das heutige Geschlecht kennt nicht mehr als alle die Tätigkeiten beim Leinbau und der Flachszubereitung vom Rösten bis zur fertigen Leinwand; es weiß nichts mehr von der Spinnstube, der bedeutendsten Einrichtung ländlichen Hausfleißes, der Pflegestätte geselligen Lebens, der Bewahrerin alten Volkstums, der Quelle reiner, unschuldiger Freuden an den langen Winterabenden.

Auch der Wein- und Hopfenanbau ist bei uns im Mittelalter von einer gewissen Bedeutung gewesen: Der Anbau beider Pflanzen wird zuverlässig bezeugt, z. B. von Sutorius. An einzelnen recht sonnig gelegenen Anhöhen grünte der Weinstock; in manch einer geeigneten Feldmark gedieh der Hopfen. Von den jetzt Lebenden hat freilich niemand an jenen Stellen die Weinrebe oder den Hopfen gesehen, auch viele uns vorangegangene Geschlechter nicht. Man ist darum leicht geneigt, die „Weinberge“ des Kreises als scherzhafte Flurbezeichnungen anzusehen. Dem ist jedoch nicht so. Unstre Altordern waren anspruchsloser als wir. In den Zeiten eines außerordentlich beschwerlichen Handelsverkehrs war der Wein von Rhein und Mosel viel zu teuer. Man brauchte Kirchenwein und trank den heimischen Wein mit Wasser gemischt, mit Honig gemengt oder sonstwie gewürzt und gesüßt. Heute ist vom Wein- und Hopfenbau im Kreise nur der Flurname geblieben (Weinberg bei Löwenberg, Neuland, Siebeneichen, Flachenseiffen, Hopfenberg bei Neundorf-Liebenthal und Obergörzseiffen, Hopfenberg bei Langneundorf). Vielleicht sind auch „Hopfen“ in Flachenseiffen, „Hopfenwiese“ in Wiesenthal „Huppapusch“ bei Märzdorf mit dem früheren Hopfenanbau in Verbindung zu setzen, wenn nicht etwa eins oder das andere der angeführten Flurstücke nach seinem ehemaligen Besitzer Hoppe genannt worden ist. Der Dreißigjährige Krieg hat mit seinen Verwüstungen dem Weinbau ein Ende bereitet. — Die „Walkwiese“ bei Löwenberg erinnert an die dort einst blühende Tuchmacherei, der „Delspochteich“ bei Langenvorwerk an die Leinölgewinnung durch Auspressen (Delspochen, Delschlagen) des Leinsamens. Im „Sastwinkel“ in Antoniwald preßte man vor Jahren Fruchtsäfte aus Gewürzpflanzen, Beeren und Obst. Dasselbe geschah in der „Sastquefsche“ zu Krobsdorf. Der Hirseberg bei Plagwitz hat mit der Kulturpflanze Hirse nichts zu tun; er hieß ursprünglich Hirschberg.

An der Grenzmark Schlesiens gelegen, hat unstre engere Heimat zu allen Zeiten einen bedeutsamen Anteil an der Landesgeschichte Schlesiens gehabt. Als wichtige Ergänzung der schriftlichen Ueberlieferung künden uns Flurnamen von den tiefen Spuren, die der gewaltige Schritt der Geschichte bei uns hinterlassen hat. Insbesondere waren es Kriege, deren Eindrücke und Geschehnisse im Gedächtnis der Bevölkerung haften blieben: die Hussitenkriege, der Dreißigjährige Krieg, Frie-

drichs des Großen Kriege um Schlesien und der Freiheitskampf 1813. Aber auch für andere wirkungsschwere Ereignisse liegen die Flurnamen wie Malzeichen über unsre heimatliche Erde verstreut: für verheerende Pestzeiten, Glaubenskrieg und Glaubensnot. Und wo Urkunden völlig versagen, wie für die slavische Zeit einzelner Gegenden des Kreises, da sind es einzig und allein die Flurnamen, die imstande sind, einen wenn auch schwachen Lichtschimmer über das Dunkel der Vergangenheit zu werfen. — Freilich sind infolge der meist mündlichen Ueberlieferung der Flurnamen die geschichtlichen Begebenheiten, die zur Namensgebung Veranlassung waren, manchmal in der Erinnerung des Volkes ineinandergefloßen, verwischt oder verwechselt worden. Das ist z. B. bei den sogenannten Schwedenschanzen der Fall, die in Wahrheit slavische Ringwälle und Fliehburgen waren oder noch älteren Ursprunges sind. Das gilt ebenso für die Flurnamen aus großen Kriegen, vor allem für diejenigen, die sich auf die Kriegerscharen beziehen, die, aus fast ganz Europa stammend, unsre Gegend durchzogen, hier aufeinander schlugen und dabei ihr Grab fanden.

Auf die Flurnamen, die die Stellen der ehemaligen slavischen Ringwälle bezeichnen, braucht hier nicht eingegangen zu werden; ihrer ist in diesem Buche in einem besonderen Aufsätze gedacht worden (Seite 185). Nur die Namen mögen der Vollständigkeit halber verzeichnet sein: die „Sumpfburg“ bei Langenvorwerk, die „Scheibe“ bei Flachsenfeiffen, das „Frauenhaus“ bei Märzdorf, der „Ringwall“ bei Plagwitz, die „Schwedenschanze“ bei Groß-Walditz, die „Poikenburg“ bei Hagendorf, der „Mönchswall“ bei Geppersdorf, das „Alte Schloß“ bei Klein-Röhrsdorf. — Wie lange der Quarzfelsen bei Steine den Namen „Totenstein“ trägt, ist unbekannt. Jedenfalls scheint er von alters her als vorchristliche Opferstätte angesehen worden zu sein.

Leichter wird die Erklärung der Flurnamen aus der Zeit der Hussitenkriege und der Fehdezeit des 15. Jahrhunderts. Damals erhielten manche Berge die Bezeichnung „Popelberg“ (Popelberg bei Löwenberg, Langneundorf, Radmannsdorf, Ober-Langenu, Wünschen-
dorf, Spiller, Giehren). Die Popelberge waren Signalberge. Auf ihrem Gipfel errichtete man die „Popel“, das sind mit Stroh und Werg umwickelte hohe Stangen, die man beim Nahen der Feinde entzündete. Am Tage wurde die Bevölkerung wohl auch durch bloßes Umlegen der Popel gewarnt. Neuerdings verlegt man auch die Entstehung der Namen *H u b e r g*, *W a c h b e r g*, *G i c k e l b e r g*, *B u f f e r b e r g* in die unruhigen Jahre der Hussitenkriege und des Dreißigjährigen Krieges.*) Es ist einleuchtend, daß in jenen furchtbaren Jahren dauernder Unsicherheit und Gefahr, da niemand wußte, wann und woher der Feind kam, die Bewohner unsrer Ortschaften Ausschau gehalten haben nach aufsteigenden Rauchsäulen und nach der Feuerrote brennender Gehöfte und Dörfer. Damals gab es nun keine schnellere Nachrichtenübermittlung als die Feuer- und Rauchzeichen auf weithin sichtbaren Höhen zu ent-

*) Dr. Frenzel-Baugen in den „Oberlausitzer Heimatstudien“.

fachen, abgesehen von Schallsignalen wie Klappern und Sturmgeläut. Es ist darum ebenso wahrscheinlich, daß die „Gickelberge“, z. B. bei Schosdorf und Groß-Rackwitz, dereinst Guckberge, Ausguckpunkte gewesen sind. Dieselbe Auffassung kann auch für die Wachberge gelten, z. B. den Wachberg bei Deutmansdorf und Cunzendorf u. W. Der letztere ist gewiß, wenn nicht in früherer Zeit, so doch im Jahre 1759 eine Beobachtungsstelle gewesen. (Lager der Armee Friedrichs des Großen bei Schmottseiffen). — Die ortsüblichen Erklärungen der „Butterberge“ (z. B. bei Langenau, Schmottseiffen-Kleinröhrsdorf), die den Namen von dem Milchprodukte Butter herleiten wollen, gehen zweifellos fehl. Einen Fingerzeig gibt das fränkische Wort but - Holzklöß. Wir hätten also vielleicht auch in den Butterbergen ehemalige Signalberge vor uns, wemöglich auch Höhen, auf denen man Johannisfeuer abbrannte. Anderswo gibt man jedoch den Butterbergen die Deutung Haebuffenberg. — An die Greuel der Hussitenkriege erinnern noch der „Marterwinkel“ bei Ludwigsdorf und der „Mordgrund“ bei Langenöls. Das „Pandurengewende“ (Neuland), „Der Pandurenacker“ (Langenvorwerk), die „Pandurenbrache“ (Isar) dürften aus dem Dreißigjährigen Kriege oder aus dem Siebenjährigen Kriege herrühren. Ueber den Ursprung der Benennung „Schwedenschenke“ lese man bei Wenig-Walditz im Ortsverzeichnis nach. Ein erschütterndes Denkmal der Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges ist der Flurname Benenkendorf bei Schmottseiffen. Er bezeichnet eine in diesem Kriege zerstörte Siedlung im ersten Zwickertal. Benenkendorf ist wahrscheinlich das 1322 und 1351 urkundlich erwähnte Benethendorf.

Ungemein bildhaft sind die Flurbezeichnungen, mit denen das Volk das Gedenken an das Lager der Armee Friedrichs des Großen 1759 zwischen Moiss, Schmottseiffen, Krummöls und Göriseiffen lebendig erhielt (Siehe den Aufsatz im geschichtlichen Teil dieses Buches). Es seien hier zusammengestellt: „Schanzen“ bei Krummöls und Göriseiffen, „Schanzenköppel“ bei Geppersdorf, „Weisauer Straße“, „Pikettweg“, „Scherberg“ (Feldscherberg), „die drei Husaren“, „Lodnberg“ (Laudonberg), „Reitergrund“. Der „Husarensprung“ bei Sirgwitz trägt ebenfalls seinen Namen seit den Schlesischen Kriegen.

Am zahlreichsten sind uns die Flurnamen aus dem letzten Kriege, der unsre Heimat überzog, erhalten, aus dem Freiheitskampfe im Frühling und Sommer 1813: „Franzosenstück (Birngrüß), „Franzosenloch“ (Giehren), „Leichenplan“ (Hayne), „Gräberwiese“ (Johnsdorf), „Franzosenloch“ (Krummöls), „Ererzierstück“ (Liebenthal), „Rufbusch-Ruffenbusch“ (Göriseiffen), „Napoleonsfichte“ (Schmottseiffen), „Schützenrand“, „Kirchhofswiese“ (Al.-Röhrsdorf), Kosakengraben“ (Riemen-dorf), „Schreiberfleckel“ (Seitendorf), „Kirchhof“ (eine Wiese bei Hartliebzdorf), „Franzosenlache“ (Groß-Rackwitz), „Husarenfeld“ (Welkersdorf).

Nicht minder furchtbar als der Krieg wütete vielmals die Pest im Lande. Ortschaften, die von der entsetzlichen Seuche befallen waren,

umging man auf besonderen Wegen, den sogenannten Pestwegen, Pestwegen (Giehren, Märzdorf), um nicht mit den Bewohnern in Berührung zu kommen und die Luft des Ortes atmen zu müssen. Die Pestleichen begrub man an besonderen Stellen, z. B. „Totenberg“ bei Giehren, „Pestwiese“ in Wiesenthal, „Kirchhof“ bei Hayne. Manche Dörfer starben ganz aus. Diesem Schicksal verfiel das Dörfchen Alt-Wiesä bei Greiffenberg; sein Name ist nur noch als Flurname erhalten. Seit dem Pestjahre 1613 trägt ein Garten vor dem ehemaligen Zittauer Tore in Greiffenberg den Namen „Kaplantgarten“. Er ist ein Denkmal hochgemuter und pflichttreuer Seelsorgertätigkeit (Siehe Greiffenberg im Ortsverzeichnis). — Die Entsehung der Namen Klingelstraße (alte, noch teilweise festzustellende Straße von Löwenberg nach Schönau in der Richtung Höfel, Zobten, Radmannsdorf, Süßenbach, Falkenhain), Klingelberg (Ortsteil von Zobten) und Klingelborn bei Nieder-Kesselsdorf verlegt die landläufige Erklärung ebenfalls in Pestjahre. Auf der Klingelstraße sollen die Pestleichen befördert worden sein unter zeitweiligem Klingeln als Warnungszeichen für Begegnende. Der Ortsteil von Zobten, der Klingelberg heißt, besteht aus wenigen Häusern östlich vom Dorfe. Hier sollen die Leute gewohnt haben, denen es zukam, die an der Pest Verstorbenen zu beerdigen. Der Tod eines Pestkranken wurde ihnen durch ein Zeichen mit einer Glocke kundgetan, die in der Nähe des ersten Hauses angebracht war. Vom Klingelborn bei Nieder-Kesselsdorf aus soll für die Pestkranken und ihre Pfleger zu einer bestimmten Stelle Wasser getragen worden sein. Dort wurde es in bereitgestellte Gefäße gegossen und abgeholt. Durch Klingeln am Klingelborn machte man darauf aufmerksam, daß geschöpft worden sei. — Diese Erklärungen werden neuerdings stark bezweifelt; indessen mögen sie in diesem Buche als alte, weitverbreitete Volksmeinung so lange stehen, bis sichere Forschungsergebnisse vorliegen. — Das Wort „Klingelborn“ ist wohl älteren Ursprungs; hier mag eine Ableitung von althochdeutsch klingelôn, klingelen vorliegen (klingelen = rauschen, sprudeln, plätschern). Auch der in deutschen Gebirgsgegenden vorkommende Bachname „Klinge“ ist sicher auf das althochdeutsche klingelen zurückzuführen. Klinga, Klinge ist im Althochdeutschen ein Gebirgsbach, auch eine Waldschlucht. Aus der Harte bei Krummôls kommt die „Klinge“, ein sprudelndes, plätscherndes Bächlein, das bei der Wachholderschenke in die Krumme Delle mündet. Eine kleine Waldschlucht queisabwärts am Rienberg bei Greiffenberg heißt ebenfalls Klinge. Hierher gehört auch der „Klingbach“, der durch Dippelsdorf fließt. Der „Klingberg“, an dem der Klingbach vorüberreißt, hat vielleicht vom Bache seinen Namen erhalten; möglicherweise liegt auch eine Namensübertragung aus dem deutschen Westen vor: Klingberge, Klingsteinberge gibt es im böhmischen Mittelgebirge, in der Lausitz, in der Rhön. Auch Cunzendorf u. W. hat eine „Klinge“; es ist eine Abzweigung der Dorfstraße mit mehreren Gehöften. Der „Klingelberg“, eine Anhöhe bei Langenvorwerk, verdankt wohl seine Benennung dem Ortsteil Klingewalde, der auf ihm liegt. Zum Vergleich seien auch die Erklärungen

von „Klinkenberg“, „Klinkenbusch“, „Klinkenstück“, die „Klinken“ in vormalig slavisch besiedelten Gegenden vermerkt. Sie bedeuten entweder Lehmhügel, Lehmbusch, Lehmfelder von klinki, kleine Lehmleiter, oder Keilbusch, Keilhügel, Keilstück von klinki, die kleinen Keilstücke, die kleinen keilartigen Flurstücke.

Zu der geschichtlichen Gruppe der Flurbezeichnungen sind endlich die Namen zu rechnen, die in der Glaubensnot der Protestanten, also in der Zeit der Gegenreformation und Kirchenrückgabe aufgekommen sind. (S. Seite 218 ff.) „Alter Kirchweg“, „Alter Kirchweg“ bezeichnen vielerorts die Wege, auf denen die Evangelischen unsers Kreises zu den Grenz- und Zufluchtskirchen der damals sächsischen Oberlausitz und des Weichbildes Goldberg gewandert sind (S. Seite 219). Die meisten schlecht hin „Kirchweg“ genannten Wege und Fußstege sind jüngeren Ursprunges: es sind gewöhnlich Abkürzungswege zum Kirchort. Der Pfaffenberg bei Cunzendorf u. W. lebt in der Erinnerung der Ortsbewohner als Buschpredigtstelle fort, ebenso der „Taufborn“ mit „Lagerstatt“ bei Giehren. Die „Wolfgangkapelle“ im einsamen Scheibental bei Querbach ist nicht mehr bloßer Flurname, seitdem ihre Trümmerreste aufgedeckt worden sind. Der Name des Heiligen, dem die Kapelle geweiht wurde, weist auf ihre Errichtung in allerältester Besiedlungszeit der dortigen Gegend hin. Die Verehrung des heiligen Wolfgang, des Patrons der Hirten und Holzhauer, breitete sich nach dessen Tode 994 besonders in Böhmen und über die Grenzen Böhmens hinweg aus.

Außer den „Pestwegen“ und „Alten Kirchwegen“ finden sich im Kreise noch einige weitere Straßennamen von kulturgeschichtlicher Bedeutung: Judenstraße, Böhmischer Weg (Wallfahrerweg) u. a. Mit ihnen befaßt sich ein besonderer Aufsatz des Heimatbuches (S. Seite 270).

Es wäre lohnend, alle die Flurnamen eingehender zu betrachten, in denen der Humor und der Aberglaube unsrer Bewohner lebendig wird. Jedoch müssen wir uns damit begnügen, eine Auswahl zu bringen: „Purzellweg“ (Braunau), „Altes Pferd“ (Flachenseiffen), „Tabaksweg“ (Patschweg bei Giehren), „Schafel“, „Nickelberg“ (Görisseiffen), „Warme Stube“ (Kleppelsdorf), „Ofenloch“ (Pagwitz, Tschischdorf), „Wallachei“ (Schmottseiffen), „Diebsweg“ (Deutmannsdorf), „Diebswinkel“ (Langenvorwerk), „Ranzengasse“ (Krobsdorf), „Läuserich“ (Welkersdorf), „Auf der Angst“ (Schmottseiffen), „Hühwinkel“ (Höfel), „Scheufelsberg“ (Braunau), „Scheebüchel“ (Cunzendorf u. W.), „Teufelslache“ (Groß-Rackwitz), „Teufelsborn“ (Kesselsdorf), „Teufelsbrunnen“ (Langenvorwerk), „Drachenwiese“ (Querbach), „Irrwiese“, „Geisterfichten“ (Groß-Iser).

In diese Beispiele seien ein paar Proben von Flurnamen im Gewande der heimischen Mundart angefügt: „Samprich“ (Sandberg), „Stimrich“ (Steinberg), „Ischer“ (Eschen), „Wiekomm“ (Viehkamm-Riemendorf), „Humprich“ (Hundsberg bei Schiefer), „Hirnskasteg“ (Hor-

niffenfeg in Siebeneichen), „Kolomeel“ (Kahle Meile bei Sirgwitz), „Ar-laburn“, (Alhornborn bei Querbach).

Es bleibt nun noch übrig, die Flurnamen des Kreises, die uns als anscheinend altslavisches Sprachgut überliefert worden sind, zusammenzustellen. Dabei soll von der slavischen Wortformen abgesehen werden, die in den bisherigen Darlegungen vergleichsweise gebracht worden sind. — Orts- und Flurnamen aus der germanischen Zeit unsrer engeren Heimat, 100 v. Chr. bis 500 n. Chr. sind uns nicht erhalten geblieben. Die Erklärung dafür ist hauptsächlich in dem Unvermögen der den Germanen nachfolgenden Slaven zu suchen, Orts- und Flurnamen urkundlich festzulegen. Dem Umstande, daß die slavische Zeit bis in das 13. Jahrhundert hineinreichte, sowie dem Umstande, daß die zurückwandernden Deutschen in weitem Maße die Schreibkunst beherrschten, ist es zu danken, daß wir noch Ortsnamen slavischer Herkunft besitzen. Die slavischen Ortsbezeichnungen sind vor sieben Jahrhunderten urkundlich festgelegt worden; die slavischen Flurnamen lebten nur durch mündliche Ueberlieferung fort. In dem Aufsätze „In slavischer Zeit“ ist der Versuch gemacht worden, die slavischen Ortsnamen des Kreises zusammenzustellen und zu erklären (S. Seite 181). Daraus ist ersichtlich, daß die slavische Besiedelung unsrer engeren Heimat nicht weit über das Tal des Bober und seiner Nebentäler hinausgekommen ist. Aber auch die Ortschaften des Kreises mit slavischem Namen tragen heute in Anlage und Flurverteilung durchaus deutsches Gepräge. Unsrer gesegneten Heimatfluren mit ihrem wohlbebauten Acker, ihren reichen Auen, gepflegten Forsten und schönen Ansiedelungen sind jedenfalls einzig und allein die Auswirkung deutscher Kulturwillens und das Ergebnis deutscher Siedlungsarbeit. — Die Zahl der slavischen Flurnamen ist deshalb gering. Bereits genannt sind einige Fluß- und Bachnamen (Bober, Queis, Kemnitz, Ivenitz, Delse). Das Wort „Jser“ soll wie „Jsar“ in Bayern und Isère in Frankreich keltischen Ursprungs sein. Ein Wäldchen bei Braunau und eins bei Höfel nennt man „Kahnicht“ oder Kanicht. Das Wort kommt her von slavisch khojna = Kiefer, khojnica, khojnik = Kiefernwäldchen. Die „Guhre“ oder Gure bei Maßdorf ist wohl herzuleiten von slavisch gora = Anhöhe, gory = Höhenzug. Der Ort Mauer hat die Flurbezeichnungen „Nissen“ (Nisse) und „Bräsen“ aufzuweisen. Nissen, Nisse ist wahrscheinlich eine altslavische Feldflurbenennung: niwi, niwki = kleine Ackerflur, in der Lausitz an mancher Stelle unter „Niwken“ und „Niske“ erhalten. — Bräsen, Bräsen, Bresen oder Briesen ist ebenfalls ein weitverbreiteter altslavischer Flurname, von brezy = Birkenbusch abstammend; breze, breza (3 wie 1 auszusprechen) heißt Birke. „Bräsen“ ist also ein Birkenwäldchen. Eine Löhner Feldflur, die früher aber Wald war, trägt den Namen „Friesen“. Ob „Friesen“ dasselbe ist wie „Briesen“, also Birkenwäldchen bedeutet, kann vermutet werden; lautlich ist es sehr wohl möglich. „Friesen“ wäre alsdann in Beziehung zu dem einstmals am Fuße der Lehnhausburg gelegenen Dörfchen Birkenau zu bringen, aus dem sich

das Städtchen Lähn entwickelt haben soll. — Ein feuchtes Wiesenge-
 lände bei Sirgwiß wird „Rüppel“, „Rübbel“ genannt. Die slavische
 Herkunft dieser Flurbezeichnung dürfte gegeben sein, da in der wen-
 dischen Lausitz gleiche und ähnliche Formen vorhanden sind: „Rübbel“,
 „Rübbelhutung“, „Rübeln“, „Rublik“, „Rübnik“. Als slavische Stamm-
 wörter kommen in Betracht: rybnik = Fischteich und reble (e kurz) =
 Leiter. Rübbel, Rublik ist noch heutzutage in der Niederlausitz die
 Stelle auf der Dorfflur, meist an Busch oder Lehmde, wo die Leitern
 vom Leichenwagen nach einem Begräbnis abgeworfen und liegengelassen
 wurden. In einigen Ortschaften besteht jetzt noch diese Sitte.

Die Herkunft der anscheinend slavischen Formen „Poßenberg“,
 „Poßenburg“, „Boßenberg“ wird gewiß auch in Zukunft umstritten
 sein. Auf Seite 186/187 im geschichtlichen Teile dieses Buches ist dar-
 über schon gehandelt worden. Hier sei ergänzend darauf hingewiesen,
 daß eine Stadt in Mecklenburg den gleichen Namen trägt (Boizenburg).
 Auf der Flur von Tschischdorf liegt eine „Potswiese“ und auf der Ge-
 markung von Johnsrdorf eine „Botskirche“. — Es liegt nahe, die in der
 Lausitz überaus zahlreich vorkommenden Flurnamen mit den Silben
 Pot, Pod, Bot, Bud, Boh zum Vergleich heranzuziehen. Eine Unter-
 suchung darüber würde jedoch zu weit führen und aus dem Rahmen
 der Abhandlung herausfallen. Das gilt insbesondere für die „Bots-
 kirche“, jenen kleinen, bewaldeten Berg nördlich des Dorfes Johnsrdorf,
 der an zwei Stellen mächtige Felsgebilde aufweist. Unter den vielen
 anziehenden Flurnamen des Kreises übt die „Botskirche“ einen beson-
 ders großen Reiz aus; denn wie der „Totenstein“ bei Steine, so ist auch
 dieses eindrucksvolle Naturdenkmal von der Sage umwoben (Siehe
 Johnsrdorf im Ortsverzeichnis). — Ganz allgemein sei hier gesagt, daß
 alle die Flurstellen, an die sich Sagen knüpfen, stets eine ernste Beach-
 tung verdienen. Mag uns Nachlebenden die Ueberlieferung noch so
 phantastisch erscheinen und unwahrscheinlich vorkommen, so beweist doch
 die Erfahrung immer wieder, daß vielfach in der Ueberlieferung nicht
 bloß Volksglaube und Volksmeinung verborgen sind, sondern vielmehr
 geschichtliche Tatsachen verständliche Worte zu uns reden. Zuweilen ist
 es nur noch ein leises Erinnern, ein verwehter Klang, was in unsre
 Tage herüberkam. Aber unser Unvermögen, den Ursprung der Sage zu
 ergründen, ist noch kein Anlaß dazu, sie als freigeschaffenes Gebilde der
 Einbildungskraft, der Phantasie, anzusehen. Sind doch schon an vielen
 Stellen selbst vorgeschichtliche Funde durch Sagen angedeutet worden.

Nun bleiben noch einige Flurnamen des Kreises übrig, die einst-
 weilen sowohl den Ortseingesessenen als auch dem Verfasser unerklär-
 lich sind. Zu ihnen gehören: „Lußen“ (Siehe Cunzendorf u. W. im
 Ortsverzeichnis), „Pertsche“ (Mauer), „Zwicker“ (Schmottseiffen),
 „Blüßer“ (Klein-Neundorf), „Stelzer“ (Jobten, Petersdorf), „Die Frit-
 sche“ (Sirgwiß), „Ehmrich, Demrich“ (Flachenseiffen).

Wie alle Beiträge zum Heimatbuch, so will auch dieser Aufsatz der
 Heimatkunde und der Heimatforschung dienen. Er will die alten Flur-

namen der Heimat wieder zu Ehren bringen, er will für Aufklärung sorgen und Anregungen bieten zu erneuter und vertiefter Sammeltätigkeit. Er möchte ein Baustein sein zum großen Werke der Flurnamensammlung und Flurnamensforschung, das jetzt überall in Schlesien in die Wege geleitet wird. Ein jeder Heimatfreund ist berufen, an dieser Arbeit mitzuwirken.

R. G r o ß - G ö r l i t z .

2. Orts- und Flurnamenverzeichnis.

(Den Einwohnerzahlen ist die Volkszählung von 1925 zugrunde gelegt).

1. **Andreasthal**, Kolonie von Nieder-Kesselsdorf. Andreasthal wurde 1759 von Andreas Gottlieb von Eicke, dem damaligen Besitzer von Nieder-Kesselsdorf und Wenig-Rackwitz, gegründet und nach ihm benannt. Vorwerk.
2. **Antoniwald**, Dorf am Kemnitzbache, 239 Einw. Es hieß früher Buschkate (Besitzung im Busche), wurde 1660 angelegt und dem damaligen Grundherrn, dem Grafen Anton von Schaffgotsch, zu Ehren Antoniwald genannt. Sommerfrische. In der Nähe die Naturdenkmäler Stelzenfichte und Karlsbrunnen.

Flurnamen: Wachtor, ein Waldtor am Südwestausgange des Dorfes, bei dem früher eine Wachhütte gestanden hat. Geiers Wiese, Hauptmanns Rand, wahrscheinlich Flurbezeichnungen nach dem Namen der einstigen Besitzer. Wolfsbrunn, womöglich ehemalige Wolfsfränke. Saffwinkel, der südl. Teil des Oberdorfes nach dem Kunzendorfer Forstreviere zu; hier soll eine Saffqueische Fruchtpresse gestanden haben. Jumpernwinkel (Jungfernwinkel), nördl. Teil des Oberdorfes; zwei alte unverheiratete Frauen sollen hier einsam gewohnt haben. Altes Gedinge, ein Waldteil, wo in früheren Zeiten einige Häuser standen (Altgedinge- oder Ausgedingehäuser).

3. **Arnsberg** (Arnestberg, Ernstberg), hochgelegenes Dorf bei Lähn. 200 Einwohner. Obstbau. Der nahe Arnsberg (351 Meter) gewährt eine schöne Aussicht. Zu Arnsberg gehört ein Teil der Kolonie Sandau bei Dippelsdorf.
4. **Auenberg** (Aumrich), altes Vorwerk an der Mündung des Schwarzbaches in den Queis und zur Stadt Friedeberg gehörig. Nicht dabei die Klinkenschänke, ein altschlesischer Grenzposten.

5. **Baumgarten**, Lehngut bei Greiffenberg, 222 Einwohner mit Einschluß der Besucher des Sanatoriums Birkenhof. Der Gesundbrunnen, ein eisenhaltiger Säuerling, wird nicht mehr benützt. Sanatorium Birkenhof. Idyllische Lage. Dampfzwelei.

6. **Birkicht**, Dorf am Queis. 279 Einwohner. Das Vorwerk ist uralt. Es war früher der Herrschaft Greiffenstein zinspflichtig und gehörte 1367 dem Burghauptmann Vincenz von Raufendorf. Am Queis abwärts liegt die Wachschenke, ein alter Grenzposten.

Flurnamen: Viebig = Viehweg, Viehweide. Steinbruchfeld. Queisfeld. Vorwerkfeld. Pferdloch, Ausbuchtung des Queis am Südfuße des Vorwerkberges.

7. **Birngrüh**, hochgelegenes Dorf am Faulbach oder Birngrüher Wasser. 693 Einwohner Kolonie Neusorge. Altes Vorwerk. Aussichtspunkt. Sommerfrische. Sein Name wahrscheinlich entstanden aus dem altdeutsch-slavischem „Borngroh“ = Brunnenwall.

Flurnamen von Birngrüh und Neusorge: Hutweide, ein Bergabhang. Viehweg, ein Weg an der „Hutweide“ nach Neusorge. Schwalbenschwanz, ein Teil der „Hutweide“, mit Buschwerk bestanden. Käsebreck, eine ebene Wiese nach Langwasser zu. Franzosenstück, Bestattungsstelle französischer Soldaten zur Zeit des Befreiungskrieges. Herschels und Selligs „Hohrn“. Es sind minderwertige, mit Buschwerk bewachsene Wiesen an der Schles. Gebirgsbahn. Hohrn ist mundartliche Verstümmelung von Hain. Fingerstück. Brunnenwiese. Wasferwiese. Teichstück. Am Mühlsteig. An der Bildschie. Steinberg.

8. **Blumendorf**, Dorf am Neukemnitzbache. 399 Einw. Alter Kretscham. Kolonien Gotthardsberg und Steinhäuser. Station der Schlesischen Gebirgsbahn.

Flurnamen: Steinberg zwischen Blumendorf und Kunzendorf; Weinberg, Höhe zwischen Blumendorf und Gotthardsberg. Hölle, eine Vertiefung hinter den Steinhäusern; Kirchsteig, der nach Kunzendorf, dem Kirchorte, führende Fußweg. Das an Blumendorf grenzende Schaffgottsch'sche Forstrevier weist folgende Flurnamen auf: Viebig, das Fuchshüttenfor, das Wachfor, der Buchenhübel, der Rinnhübel, das Schulzenloch, der Birkenbrand, der Frühstückplatz (Frühstücksort bei den großen Hirschjagden).

9. **Braunau** (Brunow), Dorf am Bober unterhalb Löwenberg. 259 Einw. Kolonien Ober- (Lustenberg) und Nieder-Weinberg. Schloß. Obst- und Gemüsebau. Die sogenannte Braunauer Mühle gehört nach Löwenberg. Rechts an der Straße nach Sirgwitz liegen die Braunauer Berge.

Flurnamen: Scheufelsberg (ein Spukort). Käsebreitt, ein fünfeckiges Ackerstück auf einer Anhöhe bei Oberweinberg. Johannisberg. Ochsenberg, eine steile Höhe. Fuchswinkel, eine Einsenkung mit Fuchslöchern zwischen Höhe 267 und Hirseberg. Halbe Huh = halbe Hufe, halbe Höhe, südliche Ackerlehne von Höhe 267. Blauer Stein = ein Wäldchen auf dem Luftenberge, in welchem verwitterte Steine zum Vorschein kommen. Rahnicht, ein Wäldchen an der Höhe 267. Rahnicht sicher von ostslawisch kхоjna = Kiefer, kхоinica = Kiefernbusch. Samprich = Sandberg. Kalter Tump, Sumpfloch. Frauenwiese, nasse Wiese am Bober, Pferdehütung, Wiese am Bober. Entensee, Wiesen zwischen Braunau und Hohlstein, früher Teiche. Lerchenberg, östl. Teil des Sirgwiher Berges. Purzelsteg, steiler Fußweg vom Luftenberge nach Niederweinberg.

10. **Cunzendorf u. W.** (unterm Walde), Dorf am Ivenißbache (Iveniß, altslav. Iwienica, hergeleitet von jwa, d. i. Salweide, heißt Salweidenbach). 997 Einw. Alter Kalksteinbruch. Windmühle. Obstbau. Bienenzucht. Mehrere Vorwerke. Alte katholische Kirche. Kolonien Schönau und Seiffenhäuser.

Flurnamen: Kahle Birke = Stelle an der Greifenberger Chaussee; an der Straße stand in früherer Zeit eine große Birke, die alljährlich infolge des hier oben stets wehenden Windes zeitig ihre Blätter verlor. Die Buche. Die Hölle = ein Wiesental am Rande des Löwenberger Forstes; Irlichterort, Spukwiese. Hier geht der „Große Leuchter“ um. Almeisenwald. Der schwarze Graben, ein Teil des Seiffenbaches. Pfaffenberg, Buschpredigtort. Poikenberg (Siehe „Burg- und Ringwälle“). Scheideeiche, steht auf einer Wasserscheide, von der das Wasser zum Bober und zum Queis abfließt. Gerichtslinde. Viehig. Galgenberg. Schindergraben. Schafstriebe, Schaftrift, Weg an ehemaligen Schafweiden. Käsebreitt, ein ebenes Ackerstück in dreieckiger Form. Wachberg, ein Hügel in der Nähe des Kalkbruches; zur Zeit des Lagers Friedrichs d. Gr. bei Schmottseiffen, 1759, soll dort ein Wachtposten gestanden haben. Fuchsb erg. Klinge, eine Abzweigung der Dorfstraße mit mehreren Gehöften. Judensiß (Judenpfütze). Scheebüschel (Scheuchbüschel. Ober- und Niedertannicht, Waldstreifen an der Straße nach Luisendorf. Der Luken, eine bewaldete Anhöhe gegenüber Mittel-Cunzendorf. „Die Ueberschar“, ein langgestreckter Bergrücken zwischen Mittel-Cunzendorf und Nieder-Göriseiffen. (Siehe „Einführung in die Flurnamen“).

11. **Deutmannsdorf** (Tuzmannsdorf), Dorf am gleichnamigen Wasser. 948 Einw. Sandsteinbrüche. Flachsbaum. Fundort von Jaspis, Achat und Karneol. Altdeutsches Reihendorf, das im Jahre 1223

mit dem benachbarten Hartliebsdorf vom Herzoge Heinrich I. dem Kloster Trebnitz überlassen wurde. Im Wohnhaus der Scholtisei übernachtete Karl XII. von Schweden am 7. 9. 1706 und Friedrich der Große am 27. 11. 1757 auf dem Marsche von Rossbach nach Leuthen.

Flurnamen: Diebsweg, Mönchswald, Mönchsmauer, Ziegeleibusch, Mühlteich, Mühlstraße, Hilgerberg, Galgenberg, der alte Kirchweg (nach Wilhelmisdorf), Geißelgraben, wohl Geislergraben. Zänkelwiese. Lattenbusch. Wickelbusch. Pfarrbüschel. Pfarrweg. Hellerberg. Steinkammer. Pferdebusch. Karretloch (eine Kutsche soll dort verfunken sein). Bäckerloch. Neuteichacker. Überlassweg (Eberleins Weg). Viebhäuser oder früher Auenhäuser. Steinkreuz. Buchberg. Wachberg.

12. **Dippelsdorf** (Diepoldsdorf), Dorf am Bober. 228 Einw. Schloß. Es war früher Besitztum des Klosters Liebenthal. Kolonien Sandau und Lerchenberg. Fundort von Amethyst und Bergkristall.

Flurnamen: Mühlenberg. Der feige Graben, ein Tal hinter dem Lerchenberg. Mimrich, ein südlich des Oberdorfes liegender Berg; Mimrich, von Ortseingesessenen als „Männrich“, Männerberg gedeutet, im Gegensatz zum Frauenberg bei Märzdorf a. B., der auch „Fraurich“ genannt wird. Laulich ist aber sehr wohl die Gleichung möglich: Mimrich = Weinberg.

13. **Döringsvorwerk**, hochgelegenes Vorwerk bei Neundorf-Liebenthal. Erinnerungen an das Lager Friedrichs des Großen 1759. Der romantische Leisegrund.

14. **Egelsdorf** (Eichelsdorf, vielleicht auch Egilsdorf, von Egil, Egil = altdeutscher Eigennamen). Dorf am Queß oberhalb Friedeberg. 482 Einw. Station der Kleinbahn Friedeberg—Flinsberg. Das Dorf ist sehr alt und hatte früher einen Kupferhammer.

Flurnamen: Viebig. Kirchsteig, Weg über die Egelsdorfer Flur vom Kretscham Egelsdorf nach Gebhardsdorf zur Zeit der Gegenreformation. Heinersdorfer Weg, von Friedeberg über die Felder nach Scheibe in der Richtung nach Böhmen, benutzt von den Wallfahrern der Stiftsdörfer. An der Rädermühle. Am Sandberg. Am Schwarzberge, Felder, die zu beiden Seiten des Schwarzbachs, der in einer tiefen Mulde fließt, anstiegen.

15. **Euphrosinental**, Kolonie von Schozdorf, dicht an Greiffenberg gelegen. Die Kolonie wurde 1775 von der damaligen Besitzerin von Schozdorf, Euphrosine Agnete Hoffmann, geb. Prenzel, gegründet und nach ihr genannt. Chemische Düngersfabrik.

16. **Flachenseiffen**, Dorf am Molkenwasser. 544 Einw. Vorwerk. An der Straße von Langenau nach Hirschberg liegt die Kolonie Neu-Flachenseiffen, die in alter Zeit Buschkate und Hummel hieß. Im oberen Teile liegt die „Scheibe“, ein alter Ringwall.

Flurnamen: Altes Pferd, eine große Beralehne, früher dem Dominium gehörend, wurde gegen ein Pferd an einen Bauern verkauft. Ehrlich, Bergnase mit Ringwall und Steinbruch. Koppe, Rote Höhe, Weinberg, Hinterberg, Latzenberg (von Letze oder Leite), Bäckerberg, Lerchenberg, Kahlaberg, Kleine Höhe. Hölle, schmales Tal nach Ludwigsdorf. Gödrich-Wiese an einem Rinnfal gleichen Namens. Am Molkenbach. Hofeloch, ein dem Dominium gehöriges Waldstück. Gründla, Wiese im Grunde. Lehde, schlechte mit Buschwerk bestandene Wiese. (Siehe Einführung in die Flurnamen). Hoin, Hoinmauer, beides von Hain, früher Wald, jetzt Acker. Pfarrbusch. Hopfen (Waldstück). Kühbush. Steinwald. Krähenwald. Oberscheibe, Niderscheibe. Stöckigt. Schmieden. Mühleichen. Hofeeichen. Tische, vielleicht von Esche, früher Wald, jetzt Acker. Rodeflecken, Acker, sicher früher Wald. Ochsenlehne. Obermühlstücke. Bornstück. Am Krowaig (Krähenweg). Gläserei. Bäckerwiese. Auf der Stell. Am hohen Stein. Schäferwiese. Schäfererbe. Schölgereigewände.

17. **Bad Flinsberg**, romantisch am Queis und am Fuße des Heufuders gelegener vielbesuchter und weltbekannter Badeort. Die Quellen sind eisenhaltige Säuerlinge und seit 1572 bekannt. Station der Kleinbahn Friedeberg—Flinsberg. Mit Einschluß der Sommergäste 4215 Einwohner. Der Hasenberg mit schöner Aussicht. Flinsberg hieß früher Fegebeutel. Kolonien: Groß-Iser, Kobelhäuser, Kammhäuser mit Schwedlers Plan. Ortsteile von Flinsberg: Wiesenhäuser im Niederdorfe. Steinbachhäuser, Sandhäuser auf dem Sandberge, früher Galgenberg genannt, Walze, Tiefengrundhäuser, Stellweghäuser, Langeberghäuser. Auf dem Nordosthange des Heufudergipfels die Heufuderbaude. Im Quellengebiet des Queis zwischen Kemnitzberg und Weißem Flins die Ludwigsbaude.

Flurnamen am Hohen Iserkamm (Queisseite): Die Queiszwiesel (3 Quellbäche des Queis am Weißen Flins und Cornelberg = Korneliusberg). Cornelisfloß, Winterseiffen, Dürrer Winterseiffen; Tränkefloß, Tränkeweg, Tränkehübel, Tränkekamm, Tränkefleck; Rotes Floß, Roffloßkamm; Pladerbach (Plätscherbach); Weißes Floß, Weißfloßkamm; Tiefer Grund (Bergschlucht von den Kammhäusern nach Oberflinsberg), Tiefer Grund-Kamm; Walze (Grundstücke auf dem nach

seiner Form genannten Walzenberge); Gläserberg; Heidhübel, Hühnerberg (Waldhühnerberg), Ziegenrücken (Revier Queis), Fichtichnässe, in der Nähe vom Heidhübel; Bauerhüffenbrunnen = Brunnen an der Bauhütte; Zigeunereinwurf, Einwurf von Flößholz; Totenloch, am Queis, Schindelplan, Holzplatz, auf dem früher Schindeln hergestellt wurden.

Flurnamen am Kemnitzkamm (Queisseite): Kemnitzberg, Kagensteine, Burgstein, Habichtshübel, Bärenstein, Teitriegel, Geierstein, Haumberg, Burgfloß, Seiffen, Habichtsfloß, Eulenstein, Revier Bärenstein; dort auch Dachstein, An den schwarzen Flössern, Morgenplan, Scheibe. — Klöcherbüschel an der Ludwigsbaude, Buchsacht (Revier Kemnitzberg); dort auch Faule Pfühe, oberhalb Seiffenbrücke; Brandnässe, Brandborn zwischen Kemnitzberg und Langem Berg, Jordan; beim bösen Wasser, in der Nähe der Ludwigsbaude.

Flurnamen in Forstrevier und Gemeinde Flinsberg: Sand (Kiesgruben), Brand, oberhalb des Gasthauses Germania, Schwarzer Stockrand, östlich vom Steinbach; Am Esflöz (am Walzenfloß), Stellweg, Fußweg, an dem sich ehemals ein Vogelherd befand. Scholzenhübel, -busch, -feld, Mühlfeld, Stephanshöhe, -platz (Reichspostminister Stephan wohnte hier), Kaiserwiese (Beinamen einer Familie Hirt), Adamsquell, an der Iferstraße, nach San.-Rat Adam benannt, Kaiserstuhl, früher Hoher Hübel. Zuckerbüschel, unterm Kaiserstuhl, Beerenort; Feueresse, steile Holzabfuhrwege. Paßecker (Paß-Ecke?), Uebergangsstelle über den Hasenberg zwischen Flinsberg und HERNSDORF; Kippenweg, auf der Kippe, Höhe, führend (Revier Hasenberg); dort auch Brand, Weißer Stein (Quarz).

Flurnamen, die an Unglücksfälle anknüpfen: Bei Weises Tode (unter dem Kaiserstuhl); dort auch „Bei Feist's Tode“, „Bei Hirt's Tode“. Am Winterseiffen liegt „Bei Ulbrich's Tode“, am 1. Queiszwiesel „Beim toten Jungen“. Am Haumberge „Bei der Försterkieser“ wurden die Förster Christ und Hirt von Wilddieben erschossen.

18. **Förstel**, hochgelegene Kolonie von Giehren. Das erste Haus war die Försterei. In der Nähe der Bliesberg mit schöner Aussicht. Förstelbaude.
19. **Friedeberg**, Stadt am Queis. 2561 Einw. Station der Nebenbahn Greiffenberg—Friedeberg—Heinersdorf in Böhmen und der Kleinbahn Friedeberg—Flinsberg. Gute Schuhmacher- und Drechslereien. Ehemalige Strumpffrickerstadt. Alte Barbarakirche. Ca-

roluzstift. Am Märzberg befand sich 1813 ein franzöf. Lager. Die Stadt soll aus dem Dorfe „Eulendorf“ hervorgegangen sein.

Flurnamen: Widmut (Widemut) = Pfarrgut, zur kathol. Pfarrei gehörige Ackergrundstücke vom Stadtvorwerk bis zur sogenannten „Grenze“, d. i. die Grenze zwischen der ehemals sächfischen Oberlausitz und Schlefien. Trebe = Trift, Viehtrieb, Gemeinbewiesen. Auf dem Dom, womöglich auf dem Tum. (Eigentum, Befitz). Vergleiche aber auch mittelhochdeutsch Duom = Urteil, Gericht.

20. **Friedrichshöh**, Ortsteil von Klein-Neundorf. F. wurde im Jahre 1786 gegründet und Friedrich dem Großen zu Ehren benannt. In erster Zeit Kolonie von Klein-Neundorf, später selbständige Gemeinde, wurde Friedrichshöh im Jahre 1893 wieder mit der Stammgemeinde vereinigt. Alte Kalkbrüche. „Hufarenschenke“.

21. **Friedrichshöhe** (Kaltenvorwerk), altes hochgelegenes Vorwerk bei Ober-Görisseiffen. Früher dem Kloster in Liebenthal zinspflichtig. Im Jahre 1759 Mittelpunkt des besetzten Lagers der Armee Friedrichs des Großen. Alte Soldatengräber am Taubenberge. Denkmal.

22. **Gehnsdorf** (Gähnsdorf, Godinsdorf), Dorf nördlich von Löwenberg. 193 Einw. Getreidebau.

Flurnamen: Obere und niedere Hutung. Kesselgrund. Sattlerberg. Endeberg.

23. **Geppersdorf** (Gottfrydi villa, Gottfriedsdorf), Dorf am Delle- (Erlen-) bache, 449 Einw. Kalksteinbruch. In der Nähe der Geiersberg und der sagenreiche Fiedlerleich. Im Niederdorfe liegt der Mönchswall. Im Osten die Schanzen (1634. 1759). Der Ort wird schon 1307 urkundlich erwähnt.

Flurnamen: Fiedlerleich, früher Leich, jetzt von Strauchwerk eingefasste Wiese an der Straße Geppersdorf—Schmottseiffen südlich des Brandberges. Fiedleracker. Beide Flurstücke wurden von der Stadt Liebenthal im Jahre 1539 verkauft. Blaue Pfühe, sumpfiges Waldstück an der Schanzenstraße Geppersdorf—Röhrsdorf. Der lange Grund erstreckt sich zwischen Schanzen und Brandberg vom Fiedlerleich bis zur „Blauen Pfühe“. Grauners Berg, jetzt auch Gärtners Berg genannt, mit Birken bestandener Berg; hier soll sich vorzeiten der Schreiber des Stockhauses Liebenthal mit Namen Grauner erschossen haben. Frauenwiese, Wiese des Gutes Nr. 130 unterhalb des Kreuzberges. Mäher wollen dort im Morgennebel eine weiße Frau gesehen haben. Taubenberg; das Mönchskreuz steht an dem Wege Geppersdorf—Kaltenvorwerk. Kreuzberg auf dem Grundstück des Gutes Nr. 130; früher stand ein Kreuz dort. Hirtengarten, Wiese hinter der alten Schule;

Gemeindeeigentum. Aufnießer ist der jedesmalige Gemeindevorsteher. Katzenberg, Erhebung, auf der das Gut Nr. 17 steht. Windmühlenberg; unterhalb des Berges liegt die Leichmühle. Galgenberg südlich des Windmühlenberges. Das Bäumchen auf dem Berge führt den Namen Galgenbäumchen. Taubengasse, ein Hohlweg.

24. **Giehren**, Dorf am Giehrenbache (Gierbich), 707 Einw. Kolonie Förstel. Bis 1816 Zinnbergbau und Sitz eines Bergamtes. Alte Gruben: Altvater, Hundsrücken, Reicher Trost, Morgenröte. Die „Kadstube“, der Ort des ehemaligen Wasserhebewerkes und Förderschachtes. Seit 1921 Greiffenthal ein Ortsteil.

Flurnamen: Auf dem Kemnitzkamme: Taufborn mit Lagerstakt, Buschpredigt- und Taufort im dreißigjährigen Kriege und zur Zeit der Gegenreformation. Zankbüschel, an der Seisenquelle, Streitgegenstand zwischen dem Querbacher und Giehrener Revier. Morgenwiese daneben, wahrscheinlich eine Größenbezeichnung. Uhrla-Born, Ahornbrunnen. Feueresse, steiles Kammgelände. Franzosenloch, (Siehe Querbach). Katzenstein, Habichtshübel, Bärenstein, Bärenhöhle. Tabaksweg, ein Patschweg. Faulenzweg. Länghübel. Wackelstein. Pfingstloch, womöglich Stelle des Maisfestes. — In der Giehrener Flur: Butterfäßel, Waldtal; in Kriegszeiten soll dorthin das Vieh in Sicherheit gebracht worden sein. Schafstrebe, Schafstreibe. Schafweg, Zugangsweg zur Schafstreibe. Totenberg, Begräbnisplatz für Pestkranke, Peststeigel, zwei Stege beiderseits des Dorfes, die besonders in Pestzeiten benutzt wurden und heute noch vorhanden sind. Weinberg, Popelberg (Siehe „Einführung“), Viehbig, Gemeindeaue, Trebe, Treibe. Viehweg zur Gemeindeaue. Hofewiesen; in den Bergwiesen; im schwarzen Busche, Röhrsdorfer Busch. Erlicht, Erlentbusch zwischen Giehren und Mühlendorf, Viezahübel, benannt nach dem Besitzer Viehe. Viezateich, Spukort. — Aus der Bergwerkszeit: Geschworenhaus. Schichtmeistergut, Nr. 4 in Giehren.

25. **Giersdorf** (Gierhardisdorf, Gerhardsdorf)), Dorf am gleichnamigen Wasser. 699 Einw. Kolonie Neu-Giersdorf. Der Gitschel, ein Berg mit schöner Aussicht. Alter Kalkbruch. Getreidebau.

Flurnamen: Der Zippel, ein Dorfsteil, der sich zipfelartig zwischen Kunzendorfer und Alt-Jäschwitzer Gebiet einschiebt. Eichhäuser; der „Grund“, ortsübliche Bezeichnung der in einer Senke liegenden Kolonie Neu-Giersdorf. Der Steinberg, in Hufeisenform gelegene Sandsteinfelsen, die mit Laubgehölz bestanden sind. Im Hufeisen werden Volksfeste gefeiert.

26. **Gießhübel** (Gieszhübel), Kolonie von Kleppelsdorf. Vorwerk. Obstbau. In der Nähe der Kalkstein, eine interessante Felsen-
gruppe, dabei die Kolonie Kalkstein. An der Straße von Lähn
nach Langenau liegen die im Jahre 1765 erbauten „Neuen Häuser“
oder Neu-Gießhübel.

27. **Nieder-Görisseiffen** (Gorensyffen), Dorf am Görisseiffenbache, 600
Einwohner, Ortsteile Ober- und Nieder-Poitzberg und Nieder-
Stammisdorf. Die Lehnshenke, ein alter Kretscham, der von Lö-
wenberg mit dem Rechte belehnt worden war „zu schlachten, zu
backen und Brantwein zu brennen“.

Flurnamen: Schwarzer Graben. An den Tei-
chen, frühere Teichanlagen. Schafel, „uff'm Schafel“, schön
gelegener Ort. Fuchsberg; Rote Gasse, Weg mit rotem
Sand. Auf der Ueberschar, abgelegene Aecker. (Siehe „Ein-
führung“).

28. **Ober-Görisseiffen**, Dorf an der Görre, die sich im Niederdorfe mit
dem Seiffen zum Görisseiffenbache vereinigt. 1336 Einwohner.
Obst und Gemüsebau. Fundort von Achat, Amethyst, Topas und
Bergkrystall. Lehngut Lindenberg. Vorwerk Friedrichshöhe (Kal-
tenvorwerk). Alte Mühlen. Der Ortsteil Kommende gehörte bis
1810 der Maltheserkomturei in Löwenberg.

Flurnamen: Mühlberg, trug früher eine Windmühle.
Roter Berg, nach der Farbe des Bodens so benannt. Gren-
zenberg an der Grenze gegen Moiss. Grenzenwiese.
Schanze, ein Flurname aus der Zeit des Lagers Friedrichs des
Großen 1759 oder aus dem Jahre 1813. Hummelwiese. Wie-
big. Pappelgewände, von Pappeln umsäumt. Käse-
breck. Scheibefleckel, ebenes Ackerstück. Bretaberg,
breiter Berg. Sandberg. Lämmerwiese. Sperlings-
gasse, Gasse, früher mit grünen Hecken. Püschelberg, frü-
her mit Busch bestanden. Der Graben, eine tiefliegende Wiese.
Burnwiese, Bornwiese. Zipfelberg. Rußbusch, Rus-
senbusch, Flurname aus dem Jahre 1813. Schneiderwiese,
Buserand, nach dem Besitzer benannt. Domsaberg, Amei-
senberg. Lärchentilke, tief, feucht, Lärchen am Rande. (Siehe
Einführung). Wolfsbach, reißender Bach. Hohle, tiefe
Schlucht. Gänsehals, schmale Wiese. Lichelwiese, wohl
Lüchelwiese, von Luch. Nickelberg mit wilden Kaninchen (Nik-
keln). Schusterwiese, Müllerberg. Gründelwiese.
Lodenberg = Laudonberg, Flurbezeichnung aus dem siebenjäh-
rigen Kriege; desgl. Scherberg = Feldscherberg, Ort des Laza-
rettes im Lager Friedrichs des Großen. Teufelei, einzelnes
Haus an der Flurgrenze. Lindenberg, Berg mit niedrigem
Lindenbestand. Latke, Lattenboden. „Drei Husaren“, weit-
hin sichtbare Fichtengruppe auf der höchsten Erhebung des Linden-

berges, ein Wachtposten aus der Zeit des Lagers Fr. d. Gr. 1759. Pfaffenberg, Hopfenberg.

29. **Gotthardsberg** (Lehdenhäuser), hochgelegene Kolonie von Blumen-
dorf. Sie wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts auf den Lehden
der Scholtisei erbaut und 1730 nach dem Grafen Gotthard von
Schaffgotsch benannt. (Lehde = wüßt liegende Flur mit Wildwachs).
30. **Greiffenberg** (Gryffinberg), Stadt am Queis. 3762 Einw. Viele
Fabriken. Kreuzungspunkt der Schlesischen Gebirgsbahn und der
Nebenbahn Löwenberg—Greiffenberg—Friedeberg. Bis 1603
Kastellanei der Herren vom Greiffenstein. Uraltetes Vorwerk. Ge-
burtsort des Afrikareisenden Dr. Steudner. Alte kathol. Kirche mit
kunsthistorisch wertvollem Altar und reichsgräfl. Schaffgotsch'scher
Familiengruft. Die evangelische Kirche befindet sich im benachbarten
Niederwiesa. Der Kienberg mit schönen Anlagen. Schöne Queis-
brücke. Ruffendenkmal. Zierbrunnen.

Flurnamen: Der Stadtschreiberteich, jetzt Wiese, ehemals Teich an der Grenze nach Groß-Stöckigt, dessen Ertrag einstens zur Stadtschreiberbesoldung verwendet wurde. D i e r -
g r a b e n, ein am Stadtbusch entlang fließender Bach, der heute nur
einen Fischteich und den Badeteich bewässert. Sein ehemals dichtes
Ufergebüsch war Aufenthaltsort zahlreicher Kreuzottern. Der
L e h m s t e g, an alten Lehmlöchern vorüberführender Fußweg von
der Bahnhofstraße nach der Löwenberger Chaussee. Der S c h a r f -
r i c h t e r s t e g, ein Steg über den Delsebach nach der sogenannten
Pachtereie, daneben Haus Nr. 16, in dem der Scharfrichter von
Greiffenberg wohnte. Der J u n g f e r n s t e g, über den Delsebach
nach dem einstigen Jungferngarten hinüberleitender Steg. Der
R e c h e n s t e g, hoher, hölzerner Steg, der beim Rechen, das war
ein in den Queis gebautes Valken- und Pfahlwehr, das zum Auf-
fangen des Flößholzes diente, über den Queis führte. Der W e h r -
b e r g, Anhöhe am Queis, an deren westlichem Fuße sich ein Mäh-
lenwehr befindet. Die B u r g l e h n e, südöstlicher Abhang des
Burgberges, auf dem bis 1603 die Burg (Kastellanei des Herrn
vom Greiffenstein) stand; im Jahre 1603 brannte die Kastellanei ab.
Der K i e n b e r g, Berg dicht an der Westseite der Stadt mit Gast-
haus und schönen Anlagen des Riesengebirgsvereins. K i e n b e r g
= Kiefernberg, mittelhochdeutsch kienboum = Kiefernbaum. Die
S a n d h ö h e, sandige Anhöhe an der Chaussee nach Lauban mit
städtischem Wasserwerk. Der G a l g e n b e r g, Hügel rechts von
der Löwenberger Chaussee, auf dem bis zum Jahre 1823 der städ-
tische Galgen stand. Der Z i e g e n r ü c k e n, kiesiger Höhenzug an
der Schosdorfer Grenze mit scharfem Grat, jetzt mit „Schosdorfer
Höhe“ bezeichnet. Der P f a f f e n b e r g, Anhöhe in der Richtung
der Pfarrwidemut. Der P f a r r g a r t e n, ein der kath.
Kirche gehörendes Gartengrundstück in der Bornstraße. Der K a p -

Langarten, Gartengrundstück an der Queißbrücke, wo in dem Pestjahre 1613 von dem zweiten evang. Geistlichen Harttrant öffentliches Gottesdienst abgehalten wurde. Die Pest wüthete in Greiffenberg von Himmelfahrt bis Weihnachten 1613 und raffte 1072 Menschen hinweg. Die gesunden Einwohner flüchteten und errichteten sich Hütten auf den Feldern. Als Anerkennung für sein heldenhaftes Aussharren und seine aufopfernde Seesorgertätigkeit erhielt Harttrant von dem Magistrat zu Greiffenberg einen schön vergoldeten Pokal. Der Pfaffenwinkel, das letzte an der Schosdorfer Grenze gelegene Grundstück der katholischen Pfarrwidemut. Das Brechhäusl, Häuschen an der Straße nach Hirschberg, ehemals im Besitze der Stadt, in dem eine Flachsbreche stand. In der Aue, Aecker und Wiesen im Queißthal unterhalb der Stadt. Die Prenzelwiese, einst sumpfige Wiese an der Fischhälterstraße, dem Kommerzienrat Prenzel gehörend. Jetzt Spielplatz, Rummelplatz, Schrebergärten. Die Hirtenwiese, Wiese in der Nähe der Straße nach Hirschberg, deren Benutzung früher dem Gemeindefürsten zustand. Kreuzwiese, große Wiese an der Straße nach Friedersdorf, auf der in vergangener Zeit ein von Bäumen umgebenes großes Kreuz stand. Bei der Pappel = Mehrere Grundstücke in der Nähe einer italienischen Pappel am Wege nach Nieder-Schosdorf. An ihr vorbei führt der Fußweg von der Löwenberger Chaussee über die Schosdorfer Höhe nach Neu-Schweinitz und Friedersdorf. Der Jungferngarten = am Ausgang der Stadt links an der Straße nach Hirschberg liegende Gärten, Wiesen und Aecker, die früher ein weiter Grasplatz waren, welcher der Jugend Greiffenbergs als Spiel- und Tanzplatz diente. Der Prenzelgarten, von dem Kommerzienrat Prenzel angelegte Park- und Gartenanlagen im Westen der Stadt. Die Viehweide, am Delsebache. Der Steinweg, Teil der Hirschberger Straße. Die alte Kohlenstraße, alter Verbindungsweg zwischen der Löwenberger Chaussee und dem Wege nach Neundorf, den die mit Waldenburger Kohle und mit Holzkohle beladenen Wagen einschlugen. Am Graben, die am Mühlgraben liegenden Besitzungen. Das Queißviertel, ältester Stadtteil am Fuße des Burgberges. Der Zigeunerfleck, Grundstück an der Bahnhofstraße, auf dem in vergangener Zeit die die Stadt passierenden Zigeuner halten und lagern mußten. Auf dem Tume (Siehe Friedeberg), jetzt Privatbesitzum an der Auenstraße.

31. Greiffenstein, Schloß des Reichsgrafen Schaffgotsch auf Warmbrunn. Schöner Bergpark. Auf steilem Basaltkegel die Burg ruine Greiffenstein mit prächtiger Aussicht. Fundort von Hyazinth. Geldschlundteich. Quell-Denkmal im Tierschen Walde.

Flurnamen: Der Schnappenberg, Flurbezeichnung für das Gelände südlich des Kirchhofes von Neundorf. Südlich davon das Wallstück; eine erhebliche Vertiefung deutet auf eine Vorbe-

festigung (Wall) der Burg hin. Molkenweg. Pappelstück. Buschwiese. Sträucherwiese. Heidehübel, ein Flurstück südlich des Tierschen Waldes. Sauteich. Saullehde, sumpfiges Gelände, saurer Boden. Eisgrubenstück, eine Viehweide am Fuße der Burg in nördl. Richtung mit geringer Sonnenbestrahlung. Das Lindenstück am Westabhange des Greiffenstein trug noch vor einigen Jahrzehnten eine vielhundertjährige Linde, an die sich eine Sage von einem noch zu hebenden Schatz knüpfte. Tierscher Wald, ein Wald am Wege nach Rabitzbau, der früher als Wildschongebiet zahlreiches Wild beherbergte.

32. Greiffenthal, seit 1921 Ortsteil von Giehren. Greiffenthal wurde im 16. Jahrhundert von Bergleuten gegründet und war Sitz eines Bergamtes. Aus dieser Zeit stammt der Name „Bergfreiheit“ oder „Freite“. Alte Gruben.
33. Hähnchen (Hainichen, Hähnichen), nordwestlich von Löwenberg, kleinstes Dorf des Kreises, 63 Einwohner. Alter Kretscham. Eichwaldhäuser. Hohe Lage.
34. Hagendorf („Dorf im Hag“), Dorf an der Straße Löwenberg-Greifenberg. 316 Einw. Obstbau. Kolonien Ober-Hagendorf und Luisendorf. Es wird nach seiner Lage im Löwenberger Stadtwalde auch „Waldbäuser“ genannt. In der Nähe liegt der altslavische Ringwall Poitzenburg (Prčzin). Ivenikquelle.
35. Ober-Hagendorf, idyllisch am Ostrande des Löwenberger Stadtwaldes gelegene Kolonie von Hagendorf. Verlassener Kalkbruch. Alte Mineralquelle. Die Weisauer Straße.

Flurnamen: Rote Pfütze, eisenhaltiger Quell. Kuhpfütze. Hölle. Kirschgrund. Der lange Grund. Nordgrund; ein Zigeuner erschoss erst den Bruder und dann sich selbst. Langa Lehmluch. Kuhluch. Brautluch (Siehe Sage vom Brautloch im Heimatbuch.) „Wurzbergwiese“ (Wiese am Poitzenberg). Zimmerwiesel. „Mickawiese“ (Mückenwiese). „Kommendewiese“ (wahrscheinlich ehemals Eigentum der Maltbaserkomturei in Löwenberg). Puschacker. „uff Miels“, „uff Schorfas“, „uff'm Hofefelde“, „uff Liebels“, auf Liewalds Acker. „uff Radelmacherisch“, Acker des Mannes, der einst Spinnräder anfertigte. Kalkberg. Kreuzotternweg. Förstersteigl. Hirschberger Straße (scherzhafte Bezeichnung des geradesten Fußweges in der Richtung Hirschberg). Burngasse (Borngasse). Kuhgasse. Wurzelsteig. Kalkstraße. Stern. Laubweg (Weg nach Lauban). „Lebern hilzern Brickel“. — „De Schißscheibe“. „Eilanga Beema“. Brandstelle. „Tomma Fichte“.

36. **Harte-Langenvorwerk**, Dorf am Harteberge; 1241 Vorwerk bei der Harte, Herrn Heinrich dem Langen gehörig. 484 Einw. Obst- und Gemüsebau. Ortsteile: Ober-Stammisdorf und Klingenwalde. Auf der Nordseite des Dorfes die mit Wall und Graben umgebene Wasserburg gleichen Namens. Station der Nebenbahn Hirschberg—Löwenberg—Siegersdorf. Für die Erklärung des Namens Harte siehe „Einführung“.

Flurnamen: Schindertilke. Gewitterberg. Klingelberg, Höhe, auf welcher der Ortsteil Klingenwalde liegt. Mühlberg. Spitzberg. Sandberg. Hoher Rain, der kleine Höhenzug zwischen Hartelangenvorwerk und Löwenberg. Langer Berg. Johannisplan; dort wurden die Johannisfeuer abgebrannt. Pandurenacker. Diebswinkel, ein Teil des Dorfes. Frauenteich. Delpochenteich, kein Teich mehr, sondern Wiese; eine Delschlägerei stand früher dort. Buttermilchsteig; führt von Hartelangenvorwerk nach Görisfeifen. Schwalbenchwanz; das Dorf gabelt sich an der Stelle in dieser Form. Schäfergasse. Schäferacker. Fischergasse. Berggasse. Galgenberg. Weißer Berg. Borntilke. (Siehe Einführung). Siebenwege. Uberschur. (Siehe Einführung). Kranichberg. Kanterbusch, Besitzer Kanter. Betselsichten; beim Bergfest stehen dort gewöhnlich die Bettler. Tannengrund. Teufelsbrunnen. Hohle Gasse.

37. **Harte-Vorwerk**, uraltes Vorwerk bei Moitz, zu Siebeneichen gehörig.

38. **Hartliebzdorf**, Dorf am Deutmannsdorfer Wasser. 758 Einw. Sehr alter Ort, der wahrscheinlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts von dem Vogte Herzog Heinrichs, Hartlieb, gegründet wurde. Im Jahre 1223 schenkte es Herzog Heinrich I. mit dem benachbarten Deutmannsdorf dem Kloster Trebnitz. Sandsteinbrüche. Flachsbau. Station der Nebenbahn Goldberg—Löwenberg.

Flurnamen: Kapellengewende, ein Ackerstück auf der Nordseite des Dorfes unterhalb des Weges an der großen Fichte (Naturdenkmal von armleuchterartigem Wuchs und 3,70 Mtr. Umfang). Auf dem Kapellengewände soll ehemals eine Kapelle gestanden haben. Dunkelwald, ein langer Acker- und Waldstreifen an der Kreisgrenze, der ehemals zur Kolonie Dunkelwald, Kreis Goldberg-Haynau, gehört haben soll. Kirchhof; eine Wiese auf der Südseite des Dorfes wird so genannt; dort sollen Franzosen beerdigt worden sein.

39. **Hayne**, Dorf am Fugenbache, 281 Einw. Alter Ort. Ortsteil „Kleiner Hayn“, der früher zu Mühlseifen gehörte.

Flurnamen: Wolfsgruben, Forstort. Nach Birngrüß führt die alte Judenstraße. Eine hügelige Wiese auf dem

Wege von Hayne nach Mühlseiffen, dicht bei Hayne, führt den Namen „Der Kirchhof“, weil dort an der Pest gestorbene Leute beerdigt worden sind. Streitweg ist ein kleiner Fahrweg im Dorfe, der der Unterhaltung wegen von alters her zu Streitigkeiten Anlaß gab. Fuchsberg. Vogts Fichtel. Dr lange Keen (Rain), Verbindungsweg zwischen Hayne und Mühlseiffen. Kas'bruktteen (Käsebrottstein), am Wege nach Birngrüh. Lange Wiese. Schneiderwegel; Birngrüher Schneider, die in Hayne arbeiteten, sollen diesen Verbindungsweg benutzt haben. Leichenplan, nahe dem Lierberge (Lärchenberge); alte Leute sagen bestimmt aus, daß hier 1813 Franzosen begraben worden seien. „Auf Girschas“ (auf Gerlachs), Bezeichnung für ein Ackerstück auf der Höhe rechts des Weges von Hayne nach Langwasser. Links davon: Auf der Huh (Höhe, Hufe). Auf dem Brande. Eichelgarten, Eichenwäldchen. Hohle, alter Weg von Hayne nach Langwasser. Katzenreich. Schafbrückenreich. Faulsiß (faule Pfüße), kleiner Tümpel ohne Abfluß am Lier- (Lärchen-) berge. Wiemt, Widemut. Fugenberg, nach dem Dorfgraben, Fuge, benannt. Mieboden, Pachtacker. Steenerne Helle, steinerne Hölle.

40. **Haynovorwerk**, altes Vorwerk. Delsebachquelle. H. wurde 1920 der Gemeinde Spiller einverleibt.

41. **Hennersdorf** (Heinrichsdorf), Dorf bei Liebenthal mit 321 Einw. Alte Kirche. Basaltbruch. Fundort von Olivin.

Flurnamen: Viebig = Viehweg, ein etwa 10 Meter breiter, der Gemeinde gehörender Landstreifen, der vom Liebenthaler Stadtwalde aus an den Lehm löchern vorbei zum Dorfeingange führt, einen Teil der Dorfstraße benutzt und dann die Richtung nach Haynovorwerk einschlägt. Vor der Säkularisation wurde das Vieh des Klosters Liebenthal auf diesem Wege nach dem Vorwerk getrieben. Katzenberg, Flecker auf einem langgestreckten Hügel östlich der Straße nach Haynovorwerk. Pfarrwidmut. Viehseuchenweg, ein außerhalb des Dorfes, gleichlaufend der Hauptstraße führender Weg, der die Straße nach Liebenthal mit der nach Langwasser verbindet. „Die Ueberschar“ werden die letzten Hennersdorfer Flecker und Wiesen südlich der Straße nach Haynovorwerk benannt.

42. **Hernsdorf gräflich** (Hermannsdorf, Hernsdorf), Dorf am Schwarzbach. 786 Einw. Zwirnsfabrik. Sommerfrische. Gegenüber liegt im Laabaner Kreise das Bad Schwarzbach. Der auf Allersdorf gräflich zu streichende Höhenzug heißt der Hasenberg-Kamm.

Flurnamen: Das Totenbäuel. Berglöcher; in dieser Gegend ist ehemals nach Zinn gegraben worden; Schulzenweg; Grenzweg (Herrschaftsgrenze Schaffgotsch-Uechtrich im Forstrevier Hernsdorf). Dort auch Schneeloch, schneereiche Ein-

sattelung zwischen Heufuder und Tafelsichte; Tafelkamm zwischen Heufuder und Schneeloch. Brandhöhe. Dürrer Kamm. Langes Buchenquell, Zufluß zum Schwarzbach. Büttnerlehne, Abhang der Tafelsichte nach Schwarzbach.

43. **Höfel** (Hovelin), schon 1217 erwähnt, hochgelegenes Dorf bei Löwenberg, 149 Einw. Das Scholtiseigut ist uralt. Obstbau. In der nahen „Zeche“ einstmals Bergbau auf goldhaltigen Sand. Der Bienenstand des Gutsbesizers Vogt, die „zwölf Apostel“ genannt. Am Fußwege nach Löwenberg stand noch vor kurzer Zeit die weithin sichtbare „Bettelsichte“, ein Naturdenkmal.

Flurnamen: Storchlehde, Hammerlehde (Siehe „Einführung“). Jungfernstücke, 3 Ackerstücke zum Dominium Jobten gehörig. Streifsflecken. Käsebreck, dreieckige Wiese. Kuhplan, Wiese in der Zeche, früher Weidegebiet für das Dorfvieh. Schinderbusch. Strich, schmaler Buschstreifen. Kahnicht, Schonung. Fuchskanicht (Kahnicht oder Kanicht ist hergeleitet von slavisch khojna = Kiefer und khojnica, khojnik = -das Kiefernwäldchen). Schatzberg, Berg in der „Zeche“ (Siehe Einführung). Hühwinkel, einsamer Teil der Zeche, in dem es spuken soll. Ziegenhals, Teil der „Zeche“. Ochsenberg, früherer Weideplan in der Zeche. Weibertränke, eine tiefe Stelle im Zechenbach. Trinkensteg, ein Fußsteig durch die Zeche zum Zechenbach, angeblich von den Goldgräbern beim Heranholen des Wassers benützt. Kirmsteichel, kleiner Teich in der Zeche. (S. Einführung.) Nordgrund, einsamer Grund im Walde. Sauilkke, früher Aufenthaltsort von Wildschweinen. Läusehübel, Anhöhe an der Straße vor Jobten. (S. Einführung). Hühbaum, alter Baum auf der Höhe. Eiersteg, von Marktfrauen früher benutzter Weg. Lochgasse, Hohlweg, in dem sich zwei Wagen nicht ausweichen können.

44. **Höllau**, in einem Bergkessel zwischen Schmottseiffen und Märzdorf am Hellbache gelegene Kolonie von Siebeneichen. Obstbau. (Deutung des Namens Höllau siehe „Einführung in die Flurnamen“).
45. **Hohlftein**, Dorf nördlich von Löwenberg. Schönes Schloß des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Das alte Schloß wurde im Jahre 1513 von Adam von Lest auf dem sogenannten „hohlen Steine“, einer Felsgrotte, erbaut. Das heutige Schloß stammt aus dem 18. Jahrhundert. 294 Einw. Bienenzucht. Alter Steinbruch. Westlich vom Orte der Schottenstein (Schattenstein, Scharstein?), ein turmartiger Quadersandsteinfelsen mit herrlicher Aussicht ins Bobertal.

Flurnamen: Dorfsteile von Hohlftein sind die Grenzhäuser am Grenzgraben gegen Ludwigsdorf, die Hinterhäuser, d. s. die letzten Häuser auf Sirgwis zu, die Wiesenhäuser = Häusergruppe nach dem Entensee zu. Mit Entensee

werden die Felder und Wiesen der Niederung zwischen Hohlstein, Sirgwitz und dem Braunauer Höhenzuge bezeichnet. (Siehe „Einführung“). Heute noch sind im Frühjahr oft die Fluren des Entensees unter Wasser. Der Wolf, Berg nordwestlich von Hohlstein. Tempellehne, Höhenzug östlich vom Schlosse mit einem kleinen Bau in Form eines antiken Tempels. Die Jägerei Heidelberg. Niederfeld. Käsebreff. Schottenlehne (Vergl. Schottenstein).

46. **Hohndorf** (1242 Hodorf, Hundorf), hochgelegenes Dorf bei Zobten, 353 Einw. Altes Lehngut. Obstbau. Die Damm-Mühle.

Flurnamen: Auf dem Leiden, Fluren, die zum Lehngut gehören. Bäumelberg. Heidenberg, auf einer Anhöhe gelegenes Ackerstück. Viehbig, Viehweg. Kirchweg, führt hinter dem Dorfe auf Märzdorf zu; ihn benutzen die Dippelsdorfer zur Kirche nach Zobten.

47. **Hufsdorf** (Hosfikisdorf, Houßdorf, Husdorf), hochgelegenes Dorf bei Lähn. 260 Einw. Sandsteinbrüche. Bergbau auf goldhaltigen Arsenikkies. Kolonie Karlsthal. Bei Nieder-Hufsdorf der Molkenbrunnen. Südöstlich der Windmühlenberg (482 Meter) mit prachtvoller Aussicht. Am Südoftausgange des Ortes, dort, wo sich der Weg nach Waltersdorf von der Wünschendorfer Straße abzweigt, steht ein altes Steinkreuz (Sühnekreuz).

Flurnamen: Galgenberg. Heidelkamm, ein Bergücken. Wassersee, tief gelegene Wiese, die bei nasser Witterung unter Wasser steht. Harke (Siehe „Einführung“). Scheibe. Kulge oder Kulje, (Deutung siehe „Einführung in die Flurnamen“).

48. **Johnsdorf** (Jonasdorf oder Johannsdorf, Jansdorf), Dorf zwischen Spiller und Birngrüh. 274 Einw. Vorwerk. Kirchenruine. In früherer Zeit bestand die Gemeinde aus zwei Anteilen, dem Kemnitzer und Maßdorfer Anteil.

Flurnamen: Viehbig = Viehweg. Förstersträucher, zur Benutzung für den früher vom Scholtiseibesitzer angestellten „Puschförster“ (Waldwärter). Gräberwiese zwischen Wald und „Förstersträuchern“; grabähnliche Hügel in größerer Anzahl sind noch bemerkbar. Hier sollen Franzosen beerdigt worden sein. Friedhofwiese oder Alfer Kirchhof auf der Anhöhe südlich des Dorfes. Gräberartige Erhebungen sind auch hier vorhanden. Man bringt diese Flurnamen in Verbindung mit dem nahen Galgenberg. Die Galgenfichte wurde 1913 gefällt. Sandberg, Spukort, Reiter ohne Kopf. Zwischen Endebrücke (am Dorfsende nach Spiller) und dem Lärchenberge (Anhöhe zwischen Johnsdorf und Ober-Spiller) soll sich öfters der „Große Leuch-

fer" zeigen. Hofeweg, Verbindungsweg, benutzte von dem Teil der Gespanne, die in Altkemnitz bis zur Ablösung im Jahre 1845 die sogenannten „Hofetage" zu leisten hatten. Der andre Teil verrichtete die „Hofetage" in Maßdorf. Daher die Bezeichnung „Johndorf, Maßdorfer und Kemnitzer Anteil". „Botskirche", „Buzkirche", bewaldeter Berg an einem Wege nach Langwasser. An zwei Stellen mächtige Felsen. Höchster Punkt der Dorfflur. Die Sage berichtet, daß die Dorfkirche zuerst hier ihren Standort erhalten sollte. Jedoch war das Bauholz, das die Zimmerleute am Tage zugerichtet hatten, nachts immer spurlos verschwunden. Der Bau unterblieb daher. Am Südbhange der „Botskirche" bemerkt man eine kleine Höhle, in der die Ortsbewohner in Kriegszeiten ihre Schätze verborgen haben sollen.

49. **Groß-Iser**, in einem Hochtale des Isergebirges an der Iser gelegene Kolonie von Flinsberg. Groß-Iser wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts von flüchtigen evangelischen Böhmen gegründet. Fundort von Titaneisen oder Iserin. Jagdhaus des Reichgrafen Schaffgotsch. Das Isermoor, ein Hochmoor mit seltenen Pflanzen. Um Kobelwasser liegen einsam die Kobelhäuser.

Flurnamen auf der Iser (Iserseite des Hohen Iserkammes): Kohlhüttenhübel, Goldgrubenhübel, Blaue Steine, Diterhübel, Der dürre Holzhübel, Kuhhübel, Kobelwasser, Lämmerwasser, Krautfloß, Langes Wiesenfloß, Rumpelfloß, Rumpeltump = Einmündungsstelle in die Iser. Schlammfloß, ins Moorgebiet fließend. Ochsenfloß, Brettschneidesfloß, Grenzfloß, Pantzche (nasse Wiese). Verschiedene Forstorte und Flurstücke haben ihren Namen von dem Manne, der in alter Zeit, als noch keine planmäßige Waldbewirtschaftung ausgeübt wurde, jene Stellen bearbeitete, z. B. Schwedlers Plan = Plan des Schwedler, Kobelwiese = Wiese des Kober, Gotels Bruch = Gottliebs Bruch, in der Nähe des Reisteges, Mohenrichsfeld (Revier Karlsthal nahe der Iserbrücke) = Feld des Heinrich Mohaupt, Zimmerwiese, Bäckerschlag, ebenso Kampmannsweg, Weg am Lämmerwasser. Schirm-schlag, Waldschlag nahe beim Forsthaus Gr.-Iser, auf dem eine schirmförmig aussehende Fichte stand. Lahnschemmel, Lehn-schemmel-Schlag am Lämmergrund (Schamel, Schemel bedeutet im Fränkischen eine saure Wiese). Lustgartl, Preißelbeerstelle unweit des Forsthauses. Irrgarten, Irrwiese im Lämmergrund. Urlichtswegel (Irrlichtweg?) am oberen Krautfloß. Im Gründel, nahe Ochsenfloß. Brachrand, Roter Rand an der Iser. Bruchloch. Waldhornschlag. Wolfswiese am Kohlhüttenhübel. Menzels Stall, Waldschlag, auf dem früher eine Bude gestanden hat, in der Menzel mit zwei Ochsen haufte, die Langholz abfuhr. Böhmischer Franz-Leich = Tümpel im

Knieholz hinter der Schule, in dem sich der Franz aus Böhmen ertränken wollte. Im toten Mann, Stelle im Walde unweit des Kobelgrundes, Toke's Weib, einem Grabhügel ähnelnde Boden-erhebung in der Nähe des Michelsbaudenplanes. Geisterfichten, Spukort; wer die Fichten umsägt, wird von den Krankheiten befallen, die in die Fichten hineingehegt worden sind. Zwinger, Fläche unterhalb einiger in Ringsform zusammenstehender Iserhäuser nahe der Iser, der Ring genannt. Isermoor, Schilfnässen, Streit- oder Zankstück (Siehe Seite 28). Gra-wazien, Kroatien, Waldschlag, auf dem ausländische Arbeiter gerodet haben sollen. Tanzflecke! und Pandurenbrache (Beide Flurnamen verbinden die Bewohner mit Kriegsvölkern, die über die Iser zogen.)

50. **Karlshof**, Kolonie von Dürrkunjendorf. Vorwerk. Wurde 1787 vom Grafen Karl von Röder, dem damaligen Besitzer der Herrschaft Hohlstein, gegründet und nach ihm benannt. Nördlichster Ort des Kreises.

51. **Karlsthal**, am Kupferbache gelegene Kolonie von Fußdorf. Sie wird auch „Folge“ genannt. Die Mühle (Folge-Mühle) gehört nach Klein-Röhrsdorf. Die Kolonie erhielt den Namen von dem Grafen Franz Karl von Kottulinsky auf Waltersdorf, der sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts gründete. (Ueber den Namen „Folgen“ lese man nach in der „Einführung in die Flurnamen“).

52. **Nieder-Kesselsdorf**, Dorf am Kesselbache. 224 Einw. Alter Mühlenbruch. Das Vorwerk führt den Namen „Biberhof“. Kolonie Andreasthal. Das Dominium bezieht sein Wasser durch Leitung aus dem „Klingelborn“. Windmühlenberg. Hier ein eisernes Kreuz mit der Inschrift: „Zum Andenken an das teure Jahr 1806, da der Scheffel Getreide 12 Taler kostete“.

53. **Ober-Kesselsdorf**, Dorf mit 618 Einw. Sandsteinbrüche. An der Straße nach Neuland liegt einsam die „Buschschenke“. Das Dorf gehörte in alter Zeit dem Kloster Liebenthal.

Flurnamen: Baderwiesen, feuchte Wiesen östlich des „Viehweges“ nach Andreasthal. Fuchsberg. Der Schlauch, ein schmaler Waldweg. Die Querwege. Kahlenwinkel, ein einsames Waldstück. Weißer Berg, kennlich durch weißes Sandsteingeröll. Der Bruchborn in der Nähe eines Steinbruches am „Bruchhause“. Die Mittelberge, Vorberge der Harte. Teufelsborn. Zigeunerbrunnen, auf der „Pfarrwidemut“.

54. **Kleppelsdorf**, Dorf mit Schloß am Würfelbache, Lahn gegenüber. 387 Einw. Kolonien: Kuffenberg, Schellenberg, Kaltenstein und Gießhübel. Gefecht am 18. August 1813.

Flurnamen: Weinberg (Siehe Einführung). Eulengraben, Viebig, Viehweg. Schafgrund. Rieste = Rösfe, Wiese auf der früher Flach geröstet wurde. Halbe Huh = halbe Hufe? halbe Höhe. Huben und Flecken, Aecker und Wiesen an der Straße nach Waltersdorf; Huben = Hufen. Scheibe, ebenes Ackerstück. Der „Brendel“ (Brändel), Weide mit Sträuchern am Bergabhang. Die Aue. Warme Stube, windgeschützte Stelle zwischen Kuffenberg und Lähn. Adelsberg, Berglehne. Mordberg. Der Rote, Acker mit rotem Boden. Jerusalem (!), mit Bäumen umpflanzte Viehweide in einem Seitental.

55. **Klingenwalde**, Ortsteil von Hartelangenvorwerk. Früher ein selbständiges Lehngut (Siehe „Einführung“).

56. **Krebsdorf** (Krebsdorf, Kroppersdorf), Dorf am Queis. 502 Einw. Hier mündet der Hell- oder Helbichtsbach, der im Hellbrunnen bei Regensberg seinen Ursprung hat, in den Queis. Früher Bergbau auf Kupfer und Zinn (Alte Gruben: Kauenloch, Unbekanntes Glück, Leopoldsfollen). Am Fußweg nach Viehren liegt einsam das „Kochhaus“, ein kleines Gasthaus.

Flurnamen: Kanzen gasse, ein Steg über den Queis nach Egelsdorf. Die Dorfüberlieferung bringt das Wort in Verbindung mit einer Diebssperson, die dort gewohnt haben soll. In der Tat ist „Kanzen“ ein niedriges Wort der Gaunersprache aus dem 16. Jahrhundert.

57. **Kunzendorf gräflich**, Dorf am Kahlenberge. 343 Einw. Basaltbruch. Die Kreuztanne. Am Nonnenwasser liegt allein das Vorwerk Nonnenwald.

Flurnamen: Hohweg (Huhweg), steiler Weg zur Kreuztanne. Hüttenhübel. Wolfgangsbunnen. Waberhübel, Weberhübel. Kirneswinkel (Siehe Einführung). Weißer Berg, höchster Teil des Kahlen Berges. Milshergraben. Teufelskanzel. Lehmhübel. Seilerbrunnen, an der Straße nach Rabishau. In den Schwarzen, Nähe von Antoniwald. Steinklunh, Nordhang des Kemnitzberges. Wolfsborn, südlich vom Scheibenberg. Tannenplan, Buchhübel, Buchwiese, zwischen Antoniwald und Schmiedels Berg.

58. **Dürr-Kunzendorf**, Dorf am Giersdorfer Wasser. 309 Einw. Kolonie Karlshof. Getreidebau.

Flurnamen: Hofefeld. Viebig. Säuplan. Galgenpusch. Steinberg. Heideberg. Burnberg, Bornberg. Zehenberg. Hinterzeche. Am Schwarzgraben. Am Mühlgraben. Am Eichgraben. Am Birckgraben.

Höllwiese. Rehgrundhöhle. Schluchze, Schlung oder Schlucht, auch Schlichse. Der Grund. Die lange Wiese. Der Dreizippel. Hutungsacker, Gemeindeanger. Tiefes Gewende oder Grenzgewende. Hohes Gewende. Turmgewende, großer Stein darauf. Wiesengewende.

59. **Krummöls** (Wasseröls, Crummenöls), Dorf am Delsebache, auch „Krumme Delse“ genannt, altslavisch olzna (Delse von slavisch olsa, wolfa = Erle). 1006 Einw. Kirchenruine. Weidengenossenschaft. Nordöstlich liegt der Steinberg (Schanzen) mit schöner Aussicht und Spuren des Kriegslagers Friedrichs des Großen im Jahre 1759. Der Ort wird 1293 zum ersten Male urkundlich erwähnt. Station der Nebenbahn Löwenberg—Greiffenberg.

Flurnamen: Die Harte, Waldgebiet zwischen Krummöls, Ottendorf und Groß-Stöckigt. (Ueber Harte siehe „Einführung“). Aus der Harte kommt die Klinge, ein Bach, der bei der „Wachholderschenke“ in die Delse mündet. (Ueber „Klinge“ ist in der „Einführung“ zu lesen). Die Kirchenwiesen werden heute noch unter ihrem alten Namen verpachtet: Kirchenreich, früher Teich, jetzt Wiese; Wechselwiese (in der Nähezung wechselte die Kirche mit dem Besitzer des Gutes Nr. 171 ab); Ober- und Niederwiese, Kirchgarten. Bornwiese, auf Gut Nr. 171. Querweg. Franzosenloch, in Dörings Busch, zur Harte gehörig, wahrscheinlich Begräbnisstätte aus der Zeit des Waffenstillstandes 1813, wo sich zwischen Krummöls, Ottendorf und Groß-Stöckigt ein französisches Lager ausbreitete. Die Angst-Grenzflur gegen Schmottseiffen und Neundorf; abgelegene Gegend. Hier auch „das Nordloch“, Schlucht hinter dem Steinberg nach Neundorf hinein; hier sollen plündernde Russen nach der Raßbachschlacht umgebracht und verscharrt worden sein. Pikeetweg, abkürzender Weg zur Zeit des Lagers Friedrichs des Großen angelegt. Ebenso die Weisauer Straße (nach General Weisau benannt) nach Welkersdorf. Friesenhöh, ein in neuerer Zeit aufgekommener, aber gänzlich eingebürgerter Flurname = Felsenvorsprung am Steinberge, weithin kenntlich durch einen Baum. Beobachtungsort zur Lagerzeit 1759.

60. **Ruffenberg**, hochgelegene Kolonie von Kleppelsdorf. Alte Scholtserei. Obstbau.
61. **Lähn**, Stadt am Bober. 1654 Einw. Reizvolle Lage. Altbekanntester Taubenmarkt. Kaltwasser-Heilanstalt. Alte Bobermühle. Station der Nebenbahn Hirschberg—Löwenberg—Siegersdorf. Leiden im Hussitenkriege und im Freiheitskriege 1813. Lähn soll sich aus dem Dorfe Birkenau entwickelt haben.

Flurnamen: Jordan, der höher gelegene Ortsteil von Lähn. Judengasse; hier wohnten nach altem Recht, um 1340, die Juden für sich abgesondert. Judentempel, jenseits des

Galgenberges. An dieser Stelle hielten die Juden in einem einfachen Tempel ihre Andachten ab. Später entstand das Sommerhaus und übernahm den Namen. Büchsenwinkel bei der Ziegelei; hier übten sich die Bürgerschützen im Schießen. Heidecke, Ackerland oberhalb des Jordan gegenüber dem evangel. Friedhofe, auch Neuecke oder Neidecke genannt. Widemut. Die Ackerfleckel. Die Kleppelsdorfer Huben, Ländereien links von Straße nach Waltersdorf. Sie gehörten zu Lähn. Ihnen stand ein besonderer „Schulze“, ein Lähnener Bürger, als Verwalter vor. Unruhe; an dieser Stelle sollen Zigeuner gern gelagert haben. Ochsendrehe. Spittel. Bienensaule. Wolfslehne bei Gießhübel. Teufelsmauer bei Waltersdorf. Feiger Graben. Schwarzer Graben, Roter Graben vor dem Schießhaus. Friesen, Feld; früher Wald (dazu siehe „Einführung in die Flurnamen“).

62. **Nieder-Langennau**, Dorf am Engelbache. 327 Einw. Obstbau.

63. **Ober-Langennau**, Dorf am Zippelbache, in den hier das Molkenwasser mündet. 760 Einw. Altes Schloß von geschichtlicher Bedeutung. Hier fand 1574 zwischen den Theologen Flacius und Colerus das bekannte Religionsgespräch statt. Im dreißigjährigen Kriege (1622) wurde es von den Kaiserlichen unter Graf Dohna vergeblich belagert. Am 30. April 1672 tötete der Besitzer Oswald von Lest im Streite seinen jüngeren Bruder Nikolaus von Lest. Obstbau. Der Bergzug im Osten heißt das Langennauer Gebirge.

* **Flurnamen** für beide Orte: Lerchenberg, Steinwald = nördl. Abfall des Lerchenberges. Pächterloch = Senkung der alten Straße von Nieder-L. nach Tschischdorf und Aecker daran. Grundloch. Rote Erde, Felder in der Richtung Finkenkoppe. Das Gründel. Das Goldloch. Finkenloch, Schlucht ins Engetal hinein. Hirschgrund. Schoostump, Schaftümpel. Hokahiebel, unebene Erhebung. Kroahiebel, Krähenhübel. Spitzbusch, Name nach der spitzen Form des Berges. Oberwald, im obersten Teil des Ortes. Läusewiese, in Richtung Johnsdorf; Zigeuner lagern dort. Das alte Feld, Brachland zwischen Langennau und Gießhübel—Lähn. Bornwiese. Omsawiese (Omsa = Ameisen). Ochsenlehne. Scheibe, flaches Ackerstück. Trebe, Schaftreibe. Leite (Siehe Einführung). Hoin, Hain, Abhang des Kragberges. Schenkapischl, Kiefernabäume vor der Eichschenke. Fauler Steg. Wolfsgraben und Nordsteg liegen in den Herrbergen im Engetal (Im Jahre 1806 soll ein Wolf von der Hintertür des Hauses Nr. 130 ein Kind geholt und im Wolfsgraben verzehrt haben). Mühlberg, eine Erhöhung auf dem Grundstück des Gutsbes. Günther, auf der früher eine durch Pferde angetriebene Mühle stand. Galgenhügel, hinter der Eichschenke.

Sauerberg, Berg mit geringem, saurem Boden. Sauerampfer gedeiht hier, „Sauerlump“ von der ländlichen Bevölkerung verächtlich genannt. Butterberg, ein Berg zwischen Langenau und Gießhübel—Lahn. Ueber „Butterberg“ siehe „Einführung“.

64. Langneundorf, Dorf südöstl. von Löwenberg. 711 Einw. Alte Kirche. Bedeutende Viehzucht. Die uralten Herrschaftssitze Nimptches Gut und Rennervorwerk wurden 1801 und 1810 aufgeteilt. Um 1700 heftige Verfolgung der hier und in der Umgebung wohnenden Schwenkfelder.

Flurnamen: Rennervorwerk, Rennerfeld. Kaltes Vorwerk. Viebig = Viehweg; früher bis vierfache Breite des heutigen. Am Viehweg in Ndr.-Langneundorf, 10 Min. vom Dorfe, der durch Unkenntnis leider zerstörte Schwenkfelderfriedhof. Straßenberg, Popelberg (Siehe „Einführung“). Pestweg, Weg von Hannau hinter der „Langen Gasse“ entlang bis Löwenberg, berührte zu Pestzeiten der Pestgefahr wegen kein Dorf. Endteichbrücke (die Gemeinde Langneundorf hatte seit alter Zeit in der Senke vor Petersdorf ihre Teiche für die sogenannte „Fastenspeise“. Sie zogen sich bis in die Senke zwischen Langneundorf und dem Klingelberge auf Zobtener Gebiet. Die Endteichbrücke überquerte den Abfluß des letzten Teiches. Diese Teiche sind heute fast sämtlich Wiesen. Dammreste sind noch zu sehen). Veierteiche. Rodewiese Sumpf, ausgerodeter Erlenbusch. Dohsengrund. Der Schlung, schmaler Wiesenweg. Stegwiese. Hainwiese. Erlicht, Erlenbusch. Tümpelbüschel. Totenbusch; hier sollen im Gefecht bei Zobten und Langneundorf im Jahre 1813 gefallene Soldaten begraben liegen. Schwarzer Busch. Dippelsbusch, nach einem Besitzer benannt. Steinberg. Kreuzberg. Kamberg. Geshnerlahne. Sauberg. Die Hingerhüh, hintere Höhe.

65. Langwasser, Dorf am gleichnamigen Bache. 985 Einw. Die oberhalb der Kirche gelegene Wassermühle führt den Namen „Armenmühle“. Zwischen dem Dorfe, Hayne und Birngrüß die alte „Judenstraße“.

Flurnamen: Hölleloch, Wasserloch auf der Höhe zwischen Langwasser und Spiller; versiegt selbst in den trockensten Jahren nicht. Birkenweg, Fußweg nach Liebenthal. Fuchsloch auf der Grenze gegen Greiffenstein.

66. Lauterseiffen (Luternsiven), Dorf an der Straße Löwenberg—Goldberg. 378 Einw. Alte Kirche. Früher Bergbau in der „Zeche“. L. wird 1217 urkundlich erwähnt.

Flurnamen: Auf dem Gulzer, früherer Besitzer. Bräuergewände. Scheibe. Zeche. Hoffnungswiese. Tränkehübel.

67. **Lehnhaus**, Schloß und Burgruine auf steilem Talrande über Lähn. Lehnhaus (Wlan) war in slavischer Zeit die am weitesten nach Westen in den Grenzwald gegen die Mark Meißen vorgeschobene Kastellanei. Schönes Denkmal. Alte Hedwigskirche. Hedwigssteig mit dem Ruhestein. Der Spörnerteich. Die Hussiten belagerten 1428 die Burg vergeblich.
68. **Lerchenberg**, hochgelegene Kolonie von Dippelsdorf. Vorwerk. Obstbau. In der Nähe der Lerchenberg.
69. **Liebenthal** (Lybinthal), Stadt am Untoter. 1722 Einw. Ursulinenkloster. Staatl. Aufbauschule. Schlabrendorffsches Waisenhaus. Waisen- und Konfirmandenanstalt. Taubenmarkt. Station der Nebenbahn Löwenberg—Greiffenberg.

Flurnamen: a) von Ländereien: Grubengewende. St. Anna-Stück. Dreieck. Großes Hartestück. Um den Harteteich. Dörsenstück. Teichmühlstück. Martha Tanner-Stück, nach einer Aebtissin des Klosters benannt. Kapellenberg. Steinberg. Koteberg. Windmühlenberg. Koppelberg = Kapellenberg, da einst auf der Höhe mehrere kleine Kapellen standen. Burgberg (Höhe hinter dem Klostergarten, auf der nach Ansicht alter Chronisten die Burg „derer von Liebenthal“ gestanden haben soll.) Fliegelgewende. Schneegewände. Delsgrundwiese. Torfloch. Lange Wiese. Hutung. Hirtenwiese. Prinzenwiese, in der „Prinze“, Gelände an der Straße nach Allersdorf am Eingang der Stadt. Prinze wahrscheinlich von lateinisch princeps = der Erste, Vorderste, also die ersten Wiesenstücke an der Stadt. Hausfleckeln (200—300 Quadratmtr. große Ackerstücke im Osten und Westen der Stadt, je eines zu jedem der alten Häuser gehörig, vom Kloster einst den Bürgern überwiesen. Fiedlerteich. Ererzierstück (Necker und Wiesen hinter den Scheunen an der Straße nach Ottendorf; Ererzierfeld für die Soldaten des französ. Lagers zwischen Liebenthal, Krummölz, Groß-Stöckigt und Ottendorf während des Waffenstillstandes 1813). — b) im Stadtforst Liebenthal: Der lange Teich. Der Stadtwald (Eigentum der Stadt vor dem Ankauf des Klosterforstes). Die Schölzerei, Gelände, das früher zur Scholtisei Hennesdorf gehörte. Leichenplan. Die Kagentreppe, stufenförmiger Hohlweg. Der schwarze Brunnen. Die sieben Quellen. Die faule Pfüße, Torf- und Moorboden. Der Schelmenwinkel, Spukort. Dompfaffendickicht. Schwarze Erde. Bei Rollers Kreuz; ein Holzhauer verunglückte dort. Die Dämme. Die Waldkapelle. Reizkerplan. Wolfsgruben. Am gelben Stein, Lehm Boden. Stadthähnchen, Hainichen, kleiner Hain, von einer aus Ottendorf gebürtigen Nonne

der Stadt geschenkt. Engelweg; früher hing dort ein Engelbild, gegenüber dem Stationswege, der auch Tannenbergenannt wird. Schoßhübel. Maybründel. Scheibe, ebene Flurstücke. Röhrweg, an der Grenze bis Langwasser.

70. **Lindenberg**, altes Lehngut in Ober-Görisseiffen. Lindenmühle. Der Lindenberg mit dem Aussichtspunkte „Die drei Husaren“.

71. **Löwenberg** (Leuberk, Lewenberg, Lemberg, Lewenberg); Kreisstadt am Bober. 6018 Einw. Sitz der Kreisbehörden. Altes, kunsthistorisch bedeutsames Rathaus. Reform-Realgymnasium. Kreisständehaus, früher Residenz der Fürsten von Hohenzollern. Reste alter Stadtbefestigungen. Kreiskriegerdenkmal und Denkmal für die im Weltkriege Gefallenen. Gemüsebau. Kreuzungspunkt der Nebenbahnen Goldberg—Löwenberg—Greiffenberg und Hirschberg—Löwenberg—Siegersdorf. Das Buchholz mit schönen Anlagen und Blücherdenkmal. Hospitalberg. Die Löwenberger Schweiz. Heimatmuseum.

Flurnamen: Jordan. Aus dem Stadtteich, später Wiese, ging ein Abfluß durch den Parken nach der Tuchmachergasse. Er wurde angelegt, um bei Feuersbrünsten genügend Wasser in der Stadt zu haben. Dieser Abfluß hieß Jordan, seine Umgebung Jordanwiesen. Entensee. (Siehe „Einführung“). Im Jahre 1523 bei Ludwigsdorf angelegt. Er kostete die Stadt viel Geld, ebenso seine Vergrößerung im Jahre 1593. 1523 wurden auch die Braunauer Teiche von der Stadt erbaut. Diese Teiche dürften ein Anziehungspunkt für Wildenten gewesen sein. Heilige Geißwiesen; an dem Wege nach Plagwitz linker Hand stand einstens die Heilige-Geiß-Kirche. Walkwiese, der Hl.-Geiß-Kirche gegenüber auf der andern Seite der Straße, in der Nähe der ehemaligen Tuchfabrik. Kuhwiese, die einstige städtische Viehweide, eingeteilt in obere und untere Hutung. Die letztere in der Nähe der Weinberghäuser. Scharfrichterwiese, oberer Teil der Kuhwiese, in der Nähe der alten Mündung des Görisseiffener Baches. Marstallwiesen, hinter der Braunauer Mühle, zwischen Mühlgraben und Bober. Zur Gewinnung von Heu für die Stadt benutzt, als diese noch eigenes Fuhrwerk hielt. Herrenflecke; vor der Mühlgrabenbrücke beim Bahnhof. Der Name rührt wohl davon her, daß die Ratsherren, vielleicht auch die Kreuzherren, (Maltheser), die Nutznießung dieser Flur hatten. Wachsbliche. Löwenbergs Friedhof war früher kleiner und wurde im Westen von Ackerwirtschaften und von einer Wachsbliche begrenzt. Die Wachsbliche ist also der westliche Teil des erweiterten Friedhofs. Töpferberg. Man hat in dem Gelände, auf dem sich jetzt der Friedhof befindet, in alter Zeit irdene Gefäße mit Asche und auch Totenköpfe gefunden. Der Ort ist also wohl vorgeschichtlicher Begräbnisplatz gewesen. Man hört jetzt noch

zuweilen die Redensart „Auf den Tepperberg kommen“ für sterben. Galgenberg, westlich von der Stadt; hier stand der 1820 abgebrochene Galgen; noch jetzt werden zuweilen Knochen von Gerichteten vom Pfluge ausgegraben. Kugelberg. Die Schützen schossen früher vom Schützenhause aus über die Görzseiffener Straße hinweg nach der auf dem gegenüberliegenden Berge angebrachten Scheibe. Popelberg. (Siehe „Einführung“). Weinberg. Volko I. schenkte 1292 die Weinberge mit den darunter liegenden Wiesen und Aeckern dem Kloster Grüssau. Sie sind wohl im 30-jährigen Kriege zugrunde gegangen. Leckenberg. Name rührt von der Erdart her. Hospitalberg. Die Aecker dieses Berges gehörten dem Hospital St. Jakobi. Buchholz. Forstwerksbuch. Komturgrund, Kommandefilke, Kommandeflecke: Im 14. Jahrhundert schenkte einer der Gebrüder von Raufendorf, vermutlich Seyfried von R., der Fürstlicher Hofrichter und Burggraf von Löwenberg war, der unter einem Komtur stehenden Löwenberger Johanniten-, (Maltheser-) Kommende einen Teil von Plagwitz, zu dem die drei genannten Fluren gehört haben dürften. Komturgrund am Südabhang des Steinberges; Komturfilke östlich davon hinter dem Steinbruch; Kommandeflecke am Fußweg von der steinernen Brücke nach Plagwitz.

72. **Ludwigsdorf**, Dorf am Deutmannsdorfer Wasser. 619 Einw. Alte Kirche. Flachsbaum. Der Ort wird 1217 zum ersten Male urkundlich erwähnt.

Flurnamen: Entensee (Siehe Löwenberg); Ebene zwischen Ludwigsdorf, Hohlstein und Sirgwitz. Die Namen der früheren Teiche in diesem Gebiete sind noch gebräuchlich: Kuhteich, Sandteich, Breiter Teich, Rohrteich, Gärtner-teich, Kleiner Teich. Der letzte Rest dieser Teiche ist das „Große Loch“. An der Straße nach Sirgwitz der Markwinkel; hier sollen die Hussiten die Bewohner gequält haben (Vergl. Nordgrund bei Langenöls). Harke, eine mit Gebüsch bewachsene Sandsteinkante. Kappelberg. Dessen Höhe nach Ludwigsdorf zu heißt der Käulige Berg. Schwalbengraben, dahinter Sandbrich (Sandberg). Hirseberg mit dem Felsensitz. Fuchswinkel, ein Einschnitt im Hirseberge. Wiebig, Viehtrieb, Viehweg. Schinderberg; verendete Tiere wurden hier abgeledert. Totenweg; auf diesem Wege brachten die Gehnsdorfer ihre Toten auf den Ludwigsdorfer Kirchhof.

73. **Luisendorf**, Kolonie von Hagendorf, westlich davon gelegen. Luisendorf wurde im Jahre 1800 gegründet und zu Ehren der Königin Luise von Preußen benannt.

74. **Märzdorf** (St. Martini villa, Merzdorf), Dorf am Bober. 863 Einw. Kolonie Feld- oder Eichhäuser. Die Bobermühle führt den alten Namen „schlimme Mühle“. Nördlich der Speerberg. Obst-

bau. Auf steilem Bobertalrande am Frauenberge die alte Wallburg „Frauenhaus“. Station der Nebenbahn Hirschberg—Löwenberg—Siegersdorf.

Flurnamen: Stimrich, Steinberg, zwischen Märzdorf u. Lähn. Fraumrich, örtliche Bezeichnung des Frauenberges. Humprich, meist Unland mit Heidekraut und Strauchwerk. Das Helleiden, leicht anlaufender Hügel (Leite, althochdeutsch lita, lita, gotisch hleida = Bergabhang). Krähenlehne. Der blaue Hübel, Anhöhe, über die ein Weg nach Siebeneichen führt. Wachholdergarten, Lehne mit Wachholdersträuchern. Huppapusch, Wald an der beschwerlichen Fahrstraße nach Schmottseiffen. Johannestilke, Einsenkung zwischen Krähen- und Winkelberg. Kirschagrund. Das Gründel. Säuloch, ein tiefer Grund mitten in Feldern am Abhange des Speerberges. Die Guldmache“, Feldstrich von Aufßs Teich bis zum Bober am „Guldbach“ entlang. An der Bildsichte, Wegekreuzung Schmottseiffen—Lähn und Märzdorf—Klein-Röhrsdorf. Hingerawe, hinterer Teil des Gutes Nr. 4. Hoarte, Harte, ein kiesiges Ackerstück. „Der Guttmann“, ein über 50 Morgen großes Ackerstück, das früher Unland war und vom Besitzer verschenkt wurde an einen, der es in Ackerland umwandelte. Gänsewinkel, Stelle, wo sich einige Feldwege der Scholtisei kreuzen. Pflaumensteig = Fußweg nach Lähn, den früher Leute gingen, wenn sie Pflaumen nach Hirschberg brachten. Pestweg, Weg von den Grenzhäusern nach der „schlimmen Mühle“, der zu Pestzeiten befahren und begangen wurde. Blaue Pfüße, kleiner Teich am Fuße des Speerberges, zugleich Quelle der Grundbach. Säusand, eine vom Bober oft überflutete Wiese. Der „Wiehg“, Viehweghäuser heißen die einzelnen Häuser am Wege nach Schiefer.

75. **Maßdorf** (Matthiasdorf), Dorf mit schönem alten Schloß und romantischer Umgebung (Klein-Fürstenstein). 477 Einw. Die Schloßkapelle wurde 1690 erbaut. Schöne Partien: Die Harte und Guhre (Guhre, Gure, Gura, in der Oberlausitz oft vorkommender Flurname, von slavisch gora = Anhöhe). Der obere Teil des Dorfes hieß früher Droßig. Auf dem Schnoppen- oder Schnappenberge stand in alter Zeit eine Burg. Vorwerk Charlottental.

Flurnamen: Am Hoin. Am Droßig = Felder im oberen Teile des Dorfes. Uf'm Wiebige = am Viehwege. Bei der Geldeiche. Auf der Höhe nach Spiller stand eine Eiche, bei der die Fuhrleute entlohnt wurden, welche bis dahin Vorspann geleistet hatten. Barreich, Bärreich, jetzt Wiese. Uf'm Raschen. Ein Dewick. Uf dr Uberschar. (Siehe Einführung in die Flurnamen).

76. **Mauer**, Dorf in schönem Tale am Bober. 863 Einw. Altes Vorwerk. Bobertalsperre. Basaltbruch am Harteberge. Kolonie Sand-

häuser. Station der Nebenbahn Hirschberg—Löwenberg—Siegersdorf. Wegen seiner gefeilten Lage wird der Ort auch die „siebenzipflige Mauer“ genannt.

Flurnamen: Sand, Dorfabschnitt, in dem der Bober Sand abfekte. Plan, freier Platz, Dorfmitte. Lache. Ecke, Dorfteil. Bachhäuser, Dorfteil. Gericht, wahrscheinlich Stelle des früheren Galgens. Molkengraben. Hölle, Kulle, breite Waldschlucht. (Siehe „Einführung“). Welzerloch, Schlucht, in der einst die Welzermühle stand (Müller Welzel). Wo-berloch. Harke. Perschke, Feldflurbezeichnung. Schloßberg. Worsen, Waldstück mit ehemaligem Bergbau (Siehe „Einführung“). Teufelsmauer, Felsen. Langer Rain, Fußsteg von Mauer nach Wünschendorf. Auf der Grenze. Eichbüschel. Hasenbusch. Ziegenberg. Försterberg. Nissen, Nisse, wahrscheinlich altslavische Feldflurbezeichnung. Bräsen, Briesen, ebenfalls weitverbreiteter altslavischer Flurname von brezy = Birkenbusch, breze, breza = Birke; Braesen = Birkenwäldchen (Siehe „Einführung“).

77. **Nieder-Mois** (slavisch: Ujezd, Mujezd, Moys-Viehhof), Dorf am gleichnamigen Bache. 216 Einw. Obst- und Gemüsebau. Sandsteinbruch.

Flurnamen: Kugelberg, Popelberg, (Siehe Löwenberg). Rote Berg. Honigberg. Die Suppe. Die Stirn. Der Wirt. Die Sandwiese. Der Teich, jetzt Ackerstück. Schöpplinde. Die Schanze. Fuchsschwanz. Die Leiden. Die Zugaben, durch Teilung eines früheren Gutes. Haderwiese. Käsebreck. Der Strumpf. Buchenrand. Brandholz. Die Platte. Puschflekel. Kälbergarten, Ackerstück. Uf Klinkas, uf Teichlers, uf Schwanzas (Schwanitz).

78. **Ober-Mois**, Dorf am gleichnamigen Bache. 291 Einw. Obst- und Gemüsebau. Chamottefabrik. Station der Nebenbahn Löwenberg—Greiffenberg. Das angrenzende Hartevorwerk gehört nach Siebeneichen.

Flurnamen: Die Dämme. Gelände zwischen Ober- und Niedermois, ehemalige Fischteiche, jetzt in Acker verwandelt, aber noch den Flurnamen „Teiche“ tragend. Mit der Ausbreitung der Reformation ließ allmählich die Beobachtung der strengen kirchlichen Abstinenzgebote nach, der Fischverbrauch ging zurück, mit ihm die Einnahmen, die die Teiche brachten. Sie wurden deshalb in Ackerland verwandelt. Spuren der Dämme sind noch zu sehen. In den Steinen, Weg rechts des Dorfbaches, ehemal. Viehtrieb. Viehbig, Viehweg von der oberen Ober-Moiser Brücke bis an das Ende des Dorfes am Weg nach Siebeneichen. Anschließend daran „das

kahle Pischl", kleiner Waldbestand, meistens Birken, am Ende der Dorfmark zu beiden Seiten der Siebeneichener Straße. Während des 30-jährigen Krieges wurde das dort stehende Kalte Vorwerk zerstört und nicht mehr aufgebaut. Der rote Grund. Schindelgraben, Schindergraben, Schinderanger. Lange Wiese. In a Henzn (In den Henzen?), Spukort. Der Zwickker, das große Wald- und Feldgebiet zwischen Moiz, Schmotzseiffen und Görisseiffen.

79. **Mühlseiffen**, Dorf am Winterseiffen, östlich vom Greiffenstein, 527 Einw. Zwei Vorwerke. Granitbruch. Station der Schlesiſchen Gebirgsbahn.

Flurnamen: Kieſermühlteich, Fuhslöcher, Wiesen und Gebüſche am untern Langwasserbache. Im Winterseiffen. Herrenreich, trockengelegter in Wiesen verwandelter herrschaftlicher Teich am Fußwege nach Rabishau. Straßenteich, Wiesen in dem trockengelegten Teiche an der Straße Mühlseiffen-Kreuzschenke. Bauerngraben.

80. **Mühlwalde**, Kolonie von Wiesenſthal. Wurde im Jahre 1823 vom Mühlenbeſitzer Müller aus Schönwaldbau gegründet.

81. **Neuland**, Dorf am Iveniß (Weidenbach) oder dem Flutgraben. 504 Einw. Schönes Schloß. Kalk- und Gipsbruch. Zerſtreute Lage. Der nordweſtliche Teil des Ortes wird auch Alt-Neuland genannt. Der Ortsteil Stöckigt gräßlich liegt getrennt an der Straße nach Gießmannsdorf. Wallfahrtsort Simonishäuser in romantischer Lage auf dem Harteberge. Station der Nebenbahn Hirschberg-Löwenberg-Siegersdorf.

Flurnamen: Eichgaſſe. Die Aue, ein von der Dorfstraße abzweigender Weg, der die Verbindung mit einem etwas abſeits liegenden Dorfteil herſtellt. Veilchengrube, ein verlassener Steinbruch (Gips), in dem Veilchen in Menge wachsen. Gänsehals, eine langgestreckte Wiese in vielfach gewundenem Talgrund. Kohlwiese, ein breites Wiefengelände zwischen Alt-Neuland und Stöckigt. Man ſoll dort in früherer Zeit Kohlen gegraben haben. Hier geht der Kohlochse um, eine Spuckgeſtalt, die nächtliche Wanderer erſchreckt. Das Brandholz, ein Wald zwischen Neuland und Gießmannsdorf, hochgelegen; ein Teil davon iſt Gemeindewald. Wiebig, das Gemeindegundstück, das lang und ſchmal am Gemeindewald entlang geht. Schindergrube, am Fuße der Harte. Raſenwinkel, Tannengrund, Bornſilke ſind Waldgebiete auf der Harte. Pandurengewände, ein Ackerstück des Dominiums zwischen Neuland und Hartelangenvorwerk. Hier zeigt ſich der Pandur, eine Spuckgeſtalt. Das Alte Feld, die Alten Wiesen, enfliegene Geländeteile. Der Fichtelteich neben den uralten Bettelſichten. Die Hohle, ein Weg. Der

Freiweg, ein öffentlicher Weg von Stöckigt nach Klein-Neundorf. Der Seiffen, ein Wiesengrund mit einem Bächlein, das einer immerfließenden Quelle entspringt. Der weiße Berg, Teil der Harte. Teufelsgrund, Wiesen- und Waldschlucht. Kinderdamm, ein von uralten Eichen beschatteter, auf einem hohen Damme an herrschaftlichen Parke entlang führender Fußweg. Tirpenteich, eine Wiese. Würfelwiese, Wernerwiese, nach ehemaligen Besitzern benannt. Schafwiese, Kuhwiese, Kranichberg, eine Höhe. Urgehänge, wohl urbar gemachtes Gehänge. Die Stirn, ein Ackerstück an der Harte. Meilensteingewände, am alten Meilenstein an der Straße Löwenberg-Naumburg a. Qu. Weinberg. Prinzeßberg. Die Am d, Amwand, ein Feldweg, der an vielen kleinen Feldparzellen vorüberführt, die an kleine Landwirte verpachtet sind. Kesselwiese, nach ihrer Form benannt. Hirschgarten, früher Wildgehege. Leichensteingewände in der Nähe der Bettelstichen. Die Siebenwege, Stelle auf der Harte, von der sieben Wege nach verschiedenen Richtungen führen. Die Scheibe, Ackerstück mitten im Orte, hochgelegen und flach (Siehe „Einführung“).

82. Neundorf gräßlich, Dorf bei Greiffenstein. 448 Einw. Granitbruch. Ortsteil Ziegelhäuser. Alter Hammerkretscham. Auf dem Kapellenberge die weithin sichtbare Leopoldskapelle. Station der Nebenbahn Greiffenberg—Friedeberg.

Flurnamen: Kalkofenstücke, Kalkwege; früher holten die Neundorfer die Kalksteine aus Schmottseiffen und Klein-Röhrsdorf und hatten auf einzelnen Flurstücken eigene kleine Kalköfen. Der Hammerberg ist der nordöstliche Abfall des Greiffenstein, den die Chaussee Greiffenstein-Kreuzschenke hinabzieht, benannt nach der sehr alten Bergschmiede „Hammer Schmiede“. Das Goldwasser, ein Gelände nach dem Queis zu wird von mehreren Gräben des Goldwassers, eines Bächleins, das in den Queis fließt, durchzogen. — Eine Anzahl verfallener Brunnen und Mauerreste am Queis lassen schließen, daß das Dorf sich in früheren Zeiten tiefer zum Queis hinabgezogen hat.

83. Klein-Neundorf, Dorf mit Schloß nördlich von Welkersdorf. 358 Einw. Schöne Lage. Ortsteil Friedrichshöh. Alte Kirche. Die „große Buche“, ein Naturdenkmal. Fundort von Versteinerungen.

Flurnamen: Der Blißer, ein Wiesen- und Waldstück. Das Mädelgründel, eine tiefgelegene Wiese. Der Simons teich, nach einem Manne genannt, der sich hier das Leben nahm und nach alter Sitte auch dort bestattet wurde. An der großen und kleinen Kapelle, so wird die Lage einiger Ackerstücke bezeichnet; wahrscheinlich standen Kapellen dort. Der Galgenberg.

84. **Neundorf-Liebethal**, Dorf an der Görre. 242 Einw. Döringsvorwerk. Alter Kreisam. Die Viehweghäuser. Obstbau.

85. **Neumühl**, im Becken der Bobertalsperre versunkene kleine Kolonie von Riemendorf.

86. **Neusorge**, Kolonie von Birngrüß. Sie ist zur Zeit des Ausbruchs des 30 jährigen Krieges gegründet worden und war für das Dorf, wie die Ueberlieferung sagt, eine „neue Sorge“. Der Brandberg.

87. **Nonnenwald**, Vorwerk am Nonnenwasser, zu Kunzendorf gräflich gehörig. Ehedem Besitz des Jungfrauenklosters zu Liebethal.

88. **Ottendorf** (Ottoni villa, Ottos Dorf), Dorf am Winterseiffen, südwestlich von Liebethal. 418 Einw. Altes Vorwerk.

Flurnamen: Der Glaubitzberg mit einzelner, weithin sichtbarer Linde und wundervoller Fernsicht. Die Kreuzlinden an der Straße Greiffenberg—Liebethal. Die Harte. Der Anderberg, dem Glaubitzberg gegenüber auf der Südseite des Dorfes.

89. **Petersdorf**, Dorf bei Zobten. 211 Einw. Vorwerk. Obstbau. In der Nähe der Heiligeberg, nach der Ueberlieferung eine altheidnische Opferstätte. Der Ort wird im Volksmunde Pitschdorf genannt.

Flurnamen: Der Rote Berg. Die Zeche, Waldgebiet zwischen Petersdorf und Höfel, das Arbeitsfeld mittelalterlicher Goldgräber. Sankilke. Münnichseiche. Ziegelscheunenbusch. Kaltes Büschel. Hube, waldige Talsenke. Die Gründe, Wiesental zwischen Petersdorf und Langneundorf. Dickicht. Geiersberg. Cholerastieg, Fußweg außerhalb des Dorfes, begangen in Seuchenzeiten, da die Luft außerhalb des Dorfes reiner sein sollte. Harfensichte, umgefahrene alte Fichte, deren Aeste wie die Seiten einer Harfe senkrecht nach oben wuchsen.

90. **Plagwitz**. (Name slavischer Herkunft), Dorf am Bober. 1549 Einw. Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt. Altes Schloß. Grünzeugbau. Kolonien Warffe und Saubornhäuser. Der Steinberg mit Denkmal (1813) und altem Ringwall. Der Blocksberg, eine vorgezeichnete Begräbnisstätte. Gefechte August 1813. Station der Nebenbahn Goldberg—Löwenberg—Greiffenberg.

Flurnamen: Sauborn, Brunnen, der der Kolonie den Namen gab. Qual, ein Weg, der von der Zobtener Chaussee zu den Saubornhäusern führt. Daran liegt eine Quelle. Der Berg daneben heißt Qualberg, Quellberg. Das warme Loch, Wasserstelle auf dem Steinberg. Der Schnee hält sich hier nicht lange. Schosgrund führt am Nordende des Dorfes zum Stein-

berg hinauf. Früher Weideplatz der Gutschafe. Ofenloch, Talmulde in der Mitte des Hirseberges. Die sogenannte Warffe. Kolonie von Plagwitz, wurde 1746 auf der aufgetheilten alten Scholtisei von dem Baron von Hohberg gegründet und „Warffe“ genannt. (Siehe Einführung). Erlicht, sumpfige Gegend hinter der Warffe.

91. **Nieder- und Ober-Poßenberg** (Poßenburgk, Boßenberg), seit 1893 Ortsteile von Nieder-Görisseiffen. Bis dahin selbständiger Guts- und Gemeindebezirk. Im Löwenberger Stadtwalde bei Hagendorf liegt der Poßenberg mit der alten Wallburg Poßenburg (Prezin = Pfahlburg).
92. **Querbach**, Dorf am Vogts- und Quer- (Querbicht-) bache. 801 Einw. einschl. der Sommergäste. Ortsteil Hegewald. Obstbau. Sommerfrische. Alter Kretscham. Im Vogtsbachtale die Ruine der alten Wolfgangkapelle. Ort der sagenhaften Maleiche. In der Nähe der Hirschstein mit großartiger Fernsicht. Reste des früheren Bergbaues auf Kobalt. (Alte Gruben: „St. Maria-Anna“ und „Drei Brüder-Zeche“).

Flurnamen: Wolfstor, Flur zwischen dem Hüttenhübel und dem Walde am Wege zwischen Querbach und Kunzendorf gelegen. Fohlgurta, Fohlengarten, große Feld- und Wiesenflur unterhalb des Wickensteins, ehemdem zum Kretscham in Querbach gehörig, dessen Besitzer zur Zeit des Bergbaues einen großen Fuhrnenbetrieb unterhielten. Franzosenloch, Wald- und Feldflur unterhalb des blau markierten Weges zur Kesselschloßbaude im Forstrevier Querbach. Franzosen sollen dort 1813 Holz zum Lager am Märzberg bei Friedeberg geholt haben. Eine andere Ueberlieferung ist die: fahnenflüchtige Soldaten der französischen Armee sollen sich dort eine Zeitlang verborgen haben. — Flurnamen im Forstrevier: Kaspern-Stäcke, Hohle Gasse, Hirschstein, Quetsch-Steine, Scheibenberg, Birkenbrand, Alte Frau, Ura (Uhorn), Alte Tanne, Hegewald, Scheibental, Kapelle, Kirchhof, ebener Platz in der Nähe der ehemaligen Kapelle, jedenfalls ehemal. Begräbnisstätte. Kreuztanne, Der weiße Brand. Steingeröll, Ruhstein. Drachenwiese (Sage vom Kampf mit dem Vogel Greif). Christwiese.

93. **Rabishau**, Dorf am Vogtsbach und Nonnenwasser. 1433 Einw. Altes Vorwerk. Torfbruch. Zerstreute Lage (das siebenzipflige Rabishau). Ortsteile: Ober- und Niederwinkel und Mühl Dorf. Im Niederdorfe lag das sagenhafte „Fünfsäuser schloß“. Im Mühl Dorf das „Puchbrig“ (Pochwerk) und die Bergschmiede als Reste des früheren Bergbaues. Auf einer Anhöhe die weithin sichtbare Kaiserlinde. Der Wik-

kenstein, ein zerklüfteter Basaltfelsen. Station der Schleibergsbahn. Dazu noch folgende Flurnamen: Kirchberg, Viebig, Gutje, Schwarzwinkel, Stufwiesen, Sedhübel (Heidehübel).

94. **Groß-Rackwitz**, Dorf unweit des Bobers nordwestl. von Löwenberg. 369 Einw. Altes Lehngut, das schon 1287 urkundlich erwähnt wird. Schöne Boberwiesen. Früher Bergbau auf Eisen. Station der Nebenbahn Hirschberg—Löwenberg—Siegersdorf. Fundort von Urnen (1923).

Flurnamen: Viebigacker. Viebigweg; Hornigwiese; Teufelslache; im vorigen Jahrhundert soll hier ein schwarzes Ungefüm gefangen worden sein, das mit einem Schrein Wasser zurückwich (vermutlich ein Fischotter). Franzosenlache, soll 1813 mit toten Franzosen gefüllt gewesen sein.

95. **Wenig-Rackwitz** (slawischer Name, Rakowice = Krebsdorf). 305 Einw. Altes Schloß. Der Steinberg mit großem Sandsteinbruch. In den „schwarzen Bergen“ Bergbau auf Kohlen. Alte Gruben: „Gottes Segen“ und „Georg Wilhelm“. Kohlberg, Fundort von Kohlen. Schufertgarten, Scheuchstelle.

96. **Radmannsdorf**, Dorf an der alten Klingelstraße. 169 Einw. Obstbau. Früher mächtige Torflager.

Flurnamen: Der Beerberg; das Niederdorf zieht sich halbkreisförmig um den Berg. Das Torfloch, ein sumpfiges Stück Wiese an der Süßenbacher Grenze. Der Fuchswinkel. Das Erbe, entlegenes, zur Scholtisei gehöriges Grundstück. Die Ueberfähre (Siehe „Einführung“).

97. **Regensberg**, Dorf bei Giehren. 189 Einw. Sanatorium. Auf dem Kesselberge die geringen Leberreste des alten Kesselschlosses. Glimmerschieferbruch. Der Hellbrunnen. Der Ort wird im Volksmunde „Kessel“ genannt.

98. **Riemendorf**, (Rymesdorf), Dorf westlich der Bobertalsperre bei Mauer. 232 Einw. Vorwerk. Weidengenossenschaft. An der Mündung des Kemnitzbaches liegt in wildromantischer Umgebung der vielbesuchte Bernskenstein. Die Kolonie Neumühl ist der Bobertalsperre zum Opfer gefallen.

Flurnamen: Der Fährlich, von gefährlich, steiler nach Mauer hinabführender Fußweg. Wald zu beiden Seiten führt den gleichen Namen. Mühlwiesen, Fuchswiesen. Talwiesen. Akazienwiese. Kälberwiesen. Schloßwiesen. Kemnitzwiesen. Bornwiesen. Hohe Wiese. Langer Grund. Pfassenteufe, Pfassentiefe, jetzt Beckengebiet vor der Sperrmauer der Talsperre. Kosaken-

graben; ganz in der Nähe zwei Kosakengräber aus dem Jahre 1813. Am Krümmergraben, Waldtal nach der Kemnitz zu, das heute noch vielen Raubvögeln (Krümmern) als Aufenthalt dient. Eichelpfütze, Die Fischerei, dem früher auf der Scholtisei wohnenden Fischer gehörig. Die krummen Beeke. Wiebig. Fichtenstück. Pappelstück. Güntherleide. Ischer, von Eschen, die ehemals dort gestanden; Ischer ist eine Bergwiese, die rechts vom Adolarweg (schönster Weg von Riemendorf bezw. Talsperre nach dem Bernskenstein) ansteigt. Das Hintererbe. Hofengewende, Ackerstück, verhofstes Gewende. Das Gewende ist öfter mit Klee besät worden, aber auf ihm ist so gut wie gar kein Samen erzielt worden. Der Volksmund bezeichnet die Samenhüllen, die Spreu, wegen ihrer wirklichen Formähnlichkeit mit „Hosen“. Das Hofengewende hat also nur Kleehefen, aber keinen Samen enthalten. Käsebreck, ebenes, höher als die Umgebung gelegenes Ackerstück. Hirschlehne. Tiefe Lehne. Krähenhübel. Hokaberg, Hakenberg. Am Bernsken. Vogelschau. Spitzberg. Voberberg. Schäferberg. Gräßelberg, Grasberg, hohe Bergwiese südwestlich vom Vorwerk Charloftental. Wiekamm = Viehkamm, Schafweide. Limplsteine, jetzt unter Wasser. Am Kalkofen; seit den achtziger Jahren außer Betrieb; heute ein idyllisches Plätzchen zwischen Weidefläichen und schattigen Bäumen gegenüber der Sperrmauer. Böhmensteig, heute rot-weiß markierter Weg von der Talsperre bis zu den Birkensteinen über Riemendorf—Sanatorium Berthelsdorf.

99. **Röhrsdorf gräflich** (Rudigersdorf, Radegiersdorf), Dorf am Queis, der Stadt Friedeberg gegenüber. 702 Einw. Altes Vorwerk. Spinnerei. Kolonie Hainhäuser. Langwasser-Stauweiherr. Der Märzberg.

Flurnamen: Die Hölle, Einsenkung zwischen Märzberg und Hainberg. (Siehe „Einführung“). Kuhreich, ein Teich im Stauweiherrgebiet. Mäuselwiese. Flutgrabenwiese. Ochsenwinkel, Stelle, wo das Langwasser in den Queis fließt.

100. **Klein-Röhrsdorf**, Dorf am Hellbach, östlich von Liebenthal. 540 Einw. Obstbau. Alter Kalkofen. Westlich vom Dorfe liegt der Kaltebrunnen, die Quelle des Kupferbaches. Die Folgemühle und die Feldschmiede bei Karlsihal gehören hierher. In dem nach Schmottseiffen zu gelegenen Walde liegt die alte Umwallung des sogenannten „Raubschlosses“.

Flurnamen: Der Kückner, Höhe 428. Butterhübel. (Siehe „Einführung“). Loag-Berg. Der Koamm, eine bewaldete Höhe. Rusaberg, Rosenberg. Ospa-Berg, Espenbestand. Platta-Berg, unweit der Feldhäuser.

Mäuselbeerberg, Uftaberg, Otterberg. Der Baillier, ein Teil der zur Erbscholtisei gehörigen Kirchenallee, in der sich ein Bettler erhängt haben soll. Der Schwefelbrunnen, ein nie versiegender Brunnen im Niederdorfe an der Chaussee, in dem zur Franzosenzeit bei allgemeinem Wassermangel eine Schwadron Pferde getränkt werden konnte. Sein Wasser fließt ab im Schwefelgraben. Der Wurzugrund, eine Wiese an der Hufsdorfer Grenze. Fundort von Baldrian. Die Hoakschoar, eine Wiese. Blaue Pfüße, ein tiefer Teich mit bläulichem Wasser; Irrlichterort, Spukort. Unweit davon der Tiergarten, der Tierzwinger eines verschwundenen Schlosses. Der schwarze Busch, Wäldchen mit dichtem Baumbestand zwischen Kleinröhrsdorf und Schmottseiffen. Schindelbusch, Schindelgraben. Das faule Wasser. Pals-Teich, Luz-Teich. Das Loch, die Talenge vor der Ullersdorfer Höhe. Der Weg zum Kalkofen, bei der Niederschmiede beginnend, heißt die Zech. An dem Eingange zu einem Wasserstollen der Hufsdorfer Gruben fließt das faule Wasser. Bei Karlsthal im Röhrsdorfer Gemeindebusche liegen die Hundsgruben. Der Bommert ist ein Gebüsch mit reichem Mairglöckchenwuchs. Schlundweg, Pappelloch, beides Hohlwege. Schlundwiese, Ausgang eines Hohlweges. Schützenrand, ein hügeliger Wiesenrand; Geschützstellung in der Franzosenzeit. Die Kirchhofswiese, ein französisches Massengrab an der Wünschendorfer Grenze.

101. Sandau, Kolonie von Dippelsdorf, unweit des Bobers gelegen. Obstbau. Fundort von Bergkrystall und Amethyst. Alte Kolonie, deren Grundstücke oft durch die Ueberschwemmungen des Bobers verandeten. Eine Besitzung gehört nach Arnsberg.
102. Saubornhäuser, Kolonie von Plagwitz an der Lehne des Stein- und Lettenberges, dem Gefechtsfelde vom 29. August 1813, gelegen. Der Sauborn, ein stark quellender Brunnen mit vorzüglichem Trinkwasser. Die historische Windmühle brannte 1905 nieder.
103. Schellenberg, Kolonie von Kleppelsdorf. Obstbau.
104. Schiefer, Dorf am Kupferbache. 318 Einw. Liebliche Lage. Orts- teile: Lehnhaus und Hinterschiefer. Obstbau.
Flurnamen: Der Humprich, Hundsberg, ein Bergzug mit alten Steinbrüchen. Im Kesselgrunde. Unterm Scholzenberge. Bei der Hagwiese. Karwadj. Hellkeuse (Teuse = Tiefe, teusen = in die Tiefe gehen). Am Hagenberge. Langes Gewende. Bornbusch. Folgen (Siehe „Einführung in die Flurnamen“).
105. Schmottseiffen (Smotinsifen, Smodisshffen, Smotensseiffen, Schmotteseiffen), Villa St. Matthei. — „Schmottseiffen“ ist ent-

weder deutsch und dann wohl abgeleitet von smoten = schmutzig sein (mitteldeutsch im 12. bis 15. Jahrhundert) bezw. von Smodder = Schmutz (niederdeutsch) oder der Dorfname ist, wie vielleicht auch Görisseifen, slavisch-deutsches Mischwort. Die Silbe „smot“ geht dann vielleicht zurück auf „smet“ = hinabfegen). 1756 Einw. Obst- und Gemüsebau. Kolonien: Grenz-, Feld-, Straßen- und Viehweghäuser. Früher Kalk- und Eisenbrüche. Pestfäule. Fundort von Amethyst. Auf den westlichen Höhen das Kriegslager Friedrichs des Großen im Jahre 1759. Drei Stationen der Nebenbahn Löwenberg—Greiffenberg.

Flurnamen: Warfen, trichterfeldähnliches Gelände, wo man früher nach Gold gegraben haben soll. (Siehe „Einführung“). Galgenberg-Zeche. Harke. Mönchskreuz und Frauenbusch (beide Flurnamen weisen auf Beziehungen zum Kloster Liebenthal hin). Strumpfgarten. Hunhaus, hohes Haus Hoppeberg und -bach. Butterberg. Napoleonsfichte, Pickettweg, Reitergrund. Hellgraben. Steinberg. Bleiberg. Heideberg. Beerberg. Katzenberg. Ueberschar. Fuchslöcher. Schalasterpüschel = Elsterbusch. Escheriche. Pferdewiese. Laubberg, gemischter Holzbestand. Brandberg, Brachland. Bergfelder, herrührend von dem aufgeteilten Berggute. Die Hopfenseite, Besitzer hat den Namen Hoppe geführt; hier lagerten französische und italienische Truppen während des Waffenstillstandes 1813. Lindenbergl. Wallachei oder Teufelei, abgelegen im Walde. Eselswiese, Spukort. In den Zwickern. Die Teiche, Wiesen im ersten Zwickertal, früher Teiche. Benenkendorf, im 30 jähr. Kriege verschwundene Siedlung im 1. Zwickertal. (Siehe „Einführung“). Das Bergknappenloch, Eingang in die Bergseite im Zwickertal, wahrscheinlich von Goldgräbern herrührend. Tannenbergl, mit Tannenwald bestandene Zwickertal. Der schwarze Graben, Wiese mit Erlengebüsch im 2. Zwickertal.

106. **Schoszdorf** (Schoffdorf, Schoßdorf), Dorf am Delse- oder Erlerbache (lange Delse) 2354 Einw. Fabriken. Drei Dominien: Kessel-, Mittel- und Niederschoszdorf. Kolonien: Spiller, Roter Saum und Euphrosinenthal. Alte kathol. Kirche. Station der Schles. Gebirgsbahn.

Flurnamen: Scheunenbergl, Felder oberhalb der alten „Hofemühle“, wo früher die Scheunen des alten Obergutes gestanden haben. An den neuen Häusern (Euphrosinental). Waldbergl. Buttermilchstraße = Straße nach Krummbls. Vor der Aufteilung des alten Obergutes besaßen die Häusler in Oberschoszdorf kein Beet Acker; sie waren nicht in der Lage, sich Vieh zu halten. Ihren Unterhalt fanden sie durch Gutsarbeit, Spinnen und Weben. Den Bedarf an Lebensmitteln lieferte das

Bauerndorf Krummöls. Viele arme Häusler gingen nun regelmäßig dorthin, um Buttermilch zu erbitten. Daher der Name. Auf dem Schar. Flurstücke des Kesselgutes. (Siehe „Einführung“). Wüstlich, Hellerberg, Birnbaumstück, Brechhauswiese, Rusinkaberg, Käßenschwemme, Käsebreck. (Siehe Einführung). Schindergruben, Gebüsch an einem Feldweg nach Welkersdorf. Hundsteich, Hundsteichlehne. Der Kirchhof, ein Ackerstück. Sickersberg (Siehe „Einführung“).

107. **Seiffenhäuser**, Kolonie von Cunzendorf u. W. am Seiffenbache. Obstbau. Sie wurde 1760 vom Grafen Wenzel von Nostiz auf Neuland gegründet. In der Nähe der Poitzenberg. Bei Hagendorf liegt die Kolonie Schönau oder Neuhäuser, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts von demselben Grundherrn errichtet und nach seiner Gemahlin, einer Freiin von Schönau, benannt wurde.

108. **Seitendorf**, Dorf nordöstlich von Löwenberg. 416 Einw. In der „Zeche“ einst Bergbau auf goldhaltigen Sand. Alter Burgwall. Kolonie Zechenhäuser. Das Dorf wird im Volksmunde „Sektendorf“ genannt.

Flurnamen: Schwarzbusch, ein mitten im Laubwald gelegenes Fichtenwäldchen. Ziegenhals, ein schmaler Waldstreifen. Kuckucksbusch. Rotkappenbusch. Ameisenberg. Die Worsten oder Warsten. Die Blänke, kahles, feuchtes Waldstück. Kirchbusch, der kath. Kirche zu Giersdorf gehörig. Lindwiese. Lerchenberg. Fuchsberg. Gutje. Viebig. Mühlberg. Pfassenbusch, früher zur kath. Pfarre in Deutmannsdorf, gehört z. T. nach Seitendorf. Schreibekel. Auf diesem Ackerstück war während eines Lagers 1813 eine Schreiberei eingerichtet, wo sich die Leute ihre Lieferzettel abholen mußten (Flurname auf Gut Nr. 56).

109. **Siebeneichen**, Dorf mit altem Schloß südöstlich von Löwenberg nahe am Bober, 534 Einw. Bobermühle. Kolonien: Höllau und Siebenhäuser. Das hierher gehörige Hartevorwerk liegt bei Ober-Mois. Station der Nebenbahn Hirschberg-Löwenberg-Siegersdorf.

Flurnamen: Roter Berg. Burgsberg. Weinberg, früher Weinbau. Heidelberg, Johannisberg, Stacheliger Berg. Habichtsborg. Galgenberg. Kienbodenberg; in der Nähe früher das Kienvorwerk (Siehe Kienberg bei Greiffenberg). Breite Heide. Kaltes Büschel, kaltwindige Lage. Sautilke. Kretschamtilke (Siehe Einführung). Lips, Feldabschnitt des Dominiums; Name von einem früheren Besitzer. Gänsehals, Feldweg. Reizerbusch, Reskabusch, Reizerkerbusch. Hirskensteg, Hornissensteg.

110. **Simonishäuser** (Hartehäuser, Berghäuser), Kolonie von Neuland auf dem Harteberge. Armen- und Krankenanstalt (Gräflich von Nassau'sche Stiftung). Die Bergkirche wurde im Jahre 1703 von Grafen Christoph Wenzel von Kostiz erbaut. Zum Bergfeste wird zweimal im Jahre, 14 Tage vor und 14 Tage nach Ostern gewaldfahrt. Im Simonishause die Darstellung des Abendmahls Christi.

111. **Sirgwiß** (slawisch: Sircowice). Dorf am Bober unterhalb Löwenberg. 285 Einw. Ortsteile: Ober- und Nieder-Sirgwiß. Alte Kirche. Basalt- und Sandsteinbruch. Bobermühle. Das Dorf wird in Volksmunde „Sirbs“ genannt.

Flurnamen: Kolomel, koahle Meel = kable, kalte Meile (Flur an der Chaussee zwischen Braunauer und Sirgwißer Berge). Die Harte, niederes Buschholz. Der Ruppel, sehr feuchtes Wiesengelände (Siehe „Einführung in die Flurnamen“). Die Fritschen, ebenfalls feuchte Boberwiesen. Rodeland, Fluren am Bober. Da die Boberniederung nur wenig Raum für Ackerflächen bietet, haben die Sirgwißer Bauern ihre Felder nach der Hohlsteiner und Ludwigsdorfer Seite angelegt. Sie stecken ihre Rüben „im Teiche“, säen ihren Weizen „im großen Gewende“, holen das Grünfutter „im großen Luch“, ernten das Korn im vorderen und hinteren Breckteiche (breiter Teich) und fahren am „Mittelwege“ hinaus. Wiebig. Vurbig (Vortwerk). Anger oder Angel.

112. **Spiller** (Spillersyffen), Dorf an der Straße Greiffenberg—Hirschberg. 765 Einw. Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen. Der Ort bestand früher aus zwei Anteilen, dem Kemnitzer und Maßdorfer Anteil. Im Jahre 1821 wurde die Friedensstiftung errichtet. Haynvorwerk.

Flurnamen: Kapellenstein, Felsen im Walde südlich des Ortes. Ziegenhöhe. Deich, ein Stück Wald zum Maßdorfer Forst gehörig. Popelstein. Schnappenteich. Weiberwiese. Pfarrbusch, Eigentum der Pfarre in Langwasser. Schöckelsteine, nach dem Besitzer genannt. Johnsdorfer Höhe, Gänsebusch.

113. **Spiller**, Kolonie von Schosdorf. Um 1660 von Heinrich von Spiller, dem Besitzer von Mittel- und Kessel-Schosdorf, gegründet. In der Nähe der „Kalte Brunnen“, eine starke Quelle mit eiskaltem Wasser (Siehe Sage vom Kalten Brunnen).

114. **Nieder-Stammisdorf**, seit 1893 Ortsteil von Nieder-Görisseifen. Obst- und Gemüsebau. In den Jahren 1778 bis 1790 von einem Oberamtmann Stammis angelegt und nach ihm benannt.

115. **Ober-Stammisdorf**, seit 1893 Ortsteil von Hartlangenvorwerk. Die kleine Gemeinde Nieder-Poitzberg gehörte früher hierher. Der Ort wurde in den Jahren 1763 bis 1800 von dem vorgenannten Besitzer gegründet und auch nach ihm benannt.

116. **Steine**, Dorf am Queis oberhalb Friedeberg. 222 Einw. Kautlinwerk.

Flurnamen: **Totenstein**, ein Quarzfelsen östlich vom Orte. **Teichhäuser**, Ortsteil an einem jetzt verforsteten Teiche. **Am Kesselweg**, Aecker am Fußwege nach Regensberg (Kessel). Ein Bauer ist unter dem Namen „Schlösselbauer“ bekannt.

117. **Steinhäuser**, Kolonie von Blumendorf. Sie liegt östlich davon, dicht an der Hirschberger Kreisgrenze, und wurde um das Jahr 1700 gegründet. Die Steinschenke, ein alter Kretscham.

118. **Groß-Stöckigt** (Stöckigt-Liebenthal), Dorf am Winterseiffen zwischen Greiffenberg und Liebenthal. 528 Einw. Alter Kretscham. Kolonien: **Kreuzschenke** und **Berghäuser**. Letztere, weiterhin sichtbar auf dem Buchberge liegend, sind in den Jahren 1793 bis 1806 erbaut worden. Der Ort gehörte ehemals unter das Kloster Liebenthal. Das uralte Vorwerk, das Stöckigter Lehngut, einst eine Vogtei der Herren vom Greiffenstein, wurde 1861 der Gemeinde einverleibt.

Flurnamen: **Im Hain**, Grundstück im Oberdorse, wo früher ein Laubwald stand. **Waldgasse**. **Hainweg**, **Hainbusch**. **Tumpfüße**, Grundstücke am Wege nach Krummöls, ehemals Sumpf. **Am Winterseiffen**. **Am Kreuzwege**, Grundstücke bei der Kreuzung der Straßen Greiffenberg—Hirschberg und Löwenberg—Friedeberg; hier steht die Kreuzschenke. **Wiebig**, zwei öffentliche Wege. **Buchberg** mit der **Molkereiche**. **Mühlberg**. In den **Torfblöchern**, Wiesen am Rostgraben, wo früher Torf gegraben und gestrichen wurde. **Beiden Steinkreuzen**, **Sühnekreuz** am Wege Greiffenberg—Krummöls. **Zipperei**, an der Krummölscher Grenze gelegenes Grundstück, nach dem ehemaligen Besitzer benannt. Die **Harte**, ein hügeliges Sumpf- und Waldgebiet mit seltenen Pflanzen (Siehe „Einführung in die Flurnamen“).

119. **Stöckigt gräflich**, seit 1894 ein Ortsteil von Neuland. Hohe Lage. Die sechs Besitzungen bilden ein Zeilendorf, da sie sämtlich in einer Zeile an der Dorfstraße liegen.

120. **Süßenbach** (Sufinbach), Dorf am Fuße des Probsthainer Spitzberges und an der alten Klingelstraße. 330 Einw. Obstbau. An der Schönwaldauer Grenze die **Schnelle Deichsa**.

Flurnamen: Klingelstraße (Siehe „Alte und neue Verkehrswege“). Mühlstraße (Süßenbach-Dippelsdorf). Querweg (Süßenbach—Radmannsdorf). Kesselberge. Rote Höhe. Hundshübel. Hainbusch. Aspenbusch, Espenbusch. Grenzbusch. Zigeunerbusch. Sieben-schuhwald, Besitzname. Gänsehals, Wiese. Seiffen-wiese. Torfwiesen. Ochsen-gewende. Die neue Wiese, früher Acker. Siebenruten. Seiffenbach. Ameisenteich. Schilfteich. Schafränke. Scholzenberg.

121. **Tschischdorf** (slav. Ortsname), Dorf an der Kunststraße Hirschberg—Lähn. 609 Einw. Kirchenruine (1821). Vorwerk. Alter Kalk-Ofen. Früher Fischzucht.

Flurnamen: Quandlawiese, Quendelwiese. Pots-wiese, Jägerwiese, Omsawiese, Hofawiese, Hasen-wiese. Teichwiese, Schofsgrundwiese. Lange Wiese. Aschwiese. Lahnwiese, Wiese an der Lehne. Keilwiese. Sawiese. Tränkawiese, sumpfige Wiese. Kreuzwiese; ein Kreuz steht dort. Brechla, eine ebene Wiese. Kasebratl, Käse Brett, eine kleine ebene, recht-eckige Wiese mitten im Walde. (Siehe „Einführung“). Köhler-ei, Wiese. Name nach einem früheren Besitzer. Bergwerks-wiese; vor einigen Jahren suchte man dort nach Erz. Scheibe. Rodeland. Sandstiesel. Hanschka, von Handschuh-form. Lahnseite, Acker an der alten Straße von Tschischdorf nach Waltersdorf. Schofstrebe. Runder, ein rundes Wald-stück, ringsum Acker. Uhuwinkel. Hoin, Hain. Stein-wald. Puschzwinger, Koppel am Walde. Prinzge-wände. Leidasticke. Hoarta, Harte. Hellaloch, tiefe Schlucht. Grindla. Kirschbaumtiske. Schlung, lang-gezogenes Tal. Wolfsloch, Schlucht bei der Talsperre. Ufa-loch. Nordsbrunnen. Tschischgraben. Eulen-steg. Birkenweg. Huweg, Hofweg. Neumühlsteg, Weg nach der Neumühle, die jetzt im Staubecken liegt. Katzen-buckel. Wirtsberg; oben steht ein Gasthaus. Echhibl, Eichhübel. Steenhübel, Steinhübel. Kroahibl, Krähen-hübel. Beerberg. Säuhibl. Bornhibl. Golphahibl. „Drei Kronen“, drei kleine Häuser oben an der Straße.

122. **Allersdorf gräflich** (Ulrichsdorf), Dorf am Queis. 463 Einw. Vorwerk. Große Queismühle. Ruine „Altes Schloß“, ein Fundort von alten Waffen und Urnen (1730). Papierfabrik. Großgärt-nerie.

Flurnamen: Das Schaumfloß (Siehe Sage). Hasen-berg. Hasensteine. Hasengründel. Hasengasse. Feueresse, Schneise am Osthang des Hasenberges. Null-

weg, auf dem Hasenbergkamm. Zwitter- oder Mittelweg, Weg vom „Eichenbusch“ nach der Hernsdorfer Straße. Schmiedsbergel. Janzelberg. Bördel, Born, Quelle eines Grabens zum „hl. Wasser“ neben der „Feueresse“ und dem „Steinloch“, Spukort: Reiter ohne Kopf. Wiebig. Mühlweg. Torsteiche, heute Wiesen, Irrlichterort. Eulfluß. Scheibengranz, Grenze zwischen Ullersdorf und Altseebe. Schwabes Lump. Wehr-Lump. Das „Brantweinhaus“ steht seit dem 15. Jahrhundert.

123. **Ullersdorf-Liebenthal**, Dorf an der Krummen Delse. 933 Einw. Früher dem Kloster zu Liebenthal zinspflichtig. Alte Mineralquelle. Neu erschlossen ist die „Hannaquelle“. Luisensichte. Balfbruch.

Flurnamen: Popelberg, Signalberg in mittelalterlichen Kriegszeiten. (Siehe „Einführung“). Viehweg, eine Häusergruppe nach Klein-Röhrsdorf. Taubengasse, der Ausgang des Dorfes nach Liebenthal.

124. **Vor-Hußdorf** (Eichhäuser), kleine Kolonie am Wege von Hußdorf nach Lähn.

125. **Groß-Walditz**, Dorf am Bober nördlich von Löwenberg. 613 Einw. Bobermühle. Früher Bergbau auf Kohlen. Kolonie Waldhäuser.

Flurnamen: Husarensprung, auch Gloriette genannt, senkrecht zum Bober abfallende Quadersandsteinwand, liegt bei Sirgwitz, gehört aber zur Gemarkung Groß-Walditz. Nördlich davon lag bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts einsam die berühmte Eichhornsenke. Die Verlängerung des hinteren Viehweges heißt Teichstraße; sie führt durch ehemalige Teichanlagen der Herrschaft Hohlstein. Senkloch, ein kleiner Teich; im 30 jährigen Kriege soll die größte der drei evangel. Kirchenglocken hier versenkt worden sein. Hopfengarten, Flurstück auf dem ehemals Hopfen für die herrschaftl. Brauerei angebaut wurde. Der Wolf, Berg zwischen Großwalditz und Sirgwitz, früher ganz bewaldet.

126. **Wenig-Walditz** (einst slav. Siedlung), Dorf am Bober, nordwestlich von Löwenberg. 222 Einw. Kolonie Schwedenhäuser. Die Schwedenränke an der Straße nach Ottendorf wurde 1728 von Tobias Hübner aus Groß-Walditz erbaut. Er hatte sich 1706 beim Durchmarsch der schwedischen Truppen anwerben lassen und war nach 20 Jahren aus dem schwedischen Kriegsdienst zurückgekehrt. Vorwerk Johanneshof.

Flurnamen: Der Galgenbusch westlich der Schwedenränke. Hertelborn, eine Quelle an dem Wege nach

Neuen, besser Herdelborn, Herdenborn. Kirchweg, Stadtbrücke.

127. **Waltersdorf**, Dorf am Bober südlich von Lahn mit altem Schloß, das im 30jährigen Kriege eine Schutzwehr hatte. Auf dem Burgberge stand in alter Zeit eine Burg. 331 Einw. Kolonie Wiefenhäuser. Obstbau. Steinbruch. Mauer-Waltersdorf = Station der Nebenbahn Hirschberg—Löwenberg—Siegersdorf.

Flurnamen: Rote Höhe zwischen Waltersdorf und Lahn. Viehspeize, höchste Erhebung zwischen Waltersdorf und Langenau. Auf den Grenzen. Der rote Bruch, der größte Sandsteinbruch im Engetale. Auf dem Sande, Flurstücke auf der linken Boberseite. Aue, Felder rechtsseitig des Bobers.

128. **Walze**, oberer Teil von Flinsberg, am Walzenberge gelegen und vom Walzenloß in die obere und niedere Walze geteilt. Flinsberg—Forst, Endstation der Kleinbahn Friedeberg—Flinsberg.

129. **Warffe**, Kolonie von Plagwitz, nordwestlich vom Dorfe. Sie wurde 1746 vom Baron von Hohberg auf Plagwitz auf dem sogenannten „Warffenstücke“ gegründet.

130. **Nieder- und Oberweinberg**, Kolonien von Braunau, aufwärts vom Orte am Bober und auf der Höhe des Luftenberges gelegen. In alter Zeit Weinbau.

131. **Welkersdorf** (Wolfskersdorf, Wolkersdorf), Dorf am Welkebache nördlich von Greiffenberg. 1127 Einw. Schloß. Alte Kirche. Ortsteile: Wüstegut, Grasehau und Talkenhäuser. Nördlich vom Dorfe liegt auf einem Gneisfels die Burgruine Talkenstein (1479). Walddenkmal. Alte Kalkbrücke.

Flurnamen: Der Windmühlenberg mit herrlicher Aussicht (Siehe Aufsatz „Auf der Wasserscheide“). Die Buche, höchste Erhebung der Straße Greiffenberg—Löwenberg. Wiebig. Galgenstraße, alte Laubaner Straße, Spukort. Galgenberg. Galprich. Die Seiffen, zwei Gemarkungstellen; an beiden Stellen werden die kleinen Bäche „Seiffen“ genannt. (Siehe „Einführung“). Husarenfeld: 1813 sollen dort französische Reiter gefallen und begraben worden sein. Hoppgründel. Kuhfrühstück, eine Wiese am Dominium. Stiefelknecht, ein Ackerstück. Läuferich, eine Wiese mit viel Ameisen. Trebe, eine Wiese. (Siehe „Einführung“). Uberschare (Siehe „Einführung“).

132. **Wiefenhäuser**, Kolonie von Waltersdorf am Engelbache. Sie wurde um 1400 auf Dominialwiesen erbaut. Obstbau.

133. **Wiesenthal**, Dorf am Würfelbache. 697 Einw. Kolonien: Würfelhäuser und Mühlwalde. Zwei Dominien. Auf der Altarstätte der abgebrochenen katholischen Kirche ein Kreuz. Schöne Wiesen.

Flurnamen: Pfaffenberg. Silberberg. Glaserberg. Raumberg. Pohlsberg. Klinkberg. Langer Berg. Harteberg. Seiffenwiese. Geiersnase (ein Berg). Ziegenhalswiese. Hoppenwiese. Pestwiese. Schwarzer Graben. Höllentilke. (Ueber „Tilke“ siehe „Einführung in die Flurnamen“).

134. **Wünschendorf** (Windischendorf), Dorf am Kirchbach zwischen Liebenthal und Lähn. 344 Einw. Vorwerk. Alte Mineralquelle. Kalksteinbruch. Leiden im 30jährigen Kriege. Das Dorf besteht aus zwei Teilen, die durch einen Höhenzug getrennt sind. Alte Kirche.

Flurnamen: Die Harte. Der Hoin, Hain. Der Stöckigt, Rodeland. Der Stein, steiniger Acker. Die Scheibe. Der Strumpf. Der Grund. Fuchsgewende. Die Kohlstatt, schwarzer Boden. Hofesieler. Lochstück. Trebe, Viehtreibe. Buchbergwiese. Hellbornwiese. Große Quer, liegt quer zu den andern Feldern. Ziegenberg. Kroahübel. Galgenberg. Birkenberg. Der Seiffen (Siehe „Einführung“).

135. **Würfelhäuser**, Kolonie von Wiesenthal am Würfelbache. Sie werden nach ihrer ursprünglichen Zahl auch „Neumhäuser“ genannt. Bei ihrer Gründung (1713) soll, wie die Sage erzählt, ein Totschlag durch einen Würfelwurf als Gottesurteil entdeckt worden sein.

136. **Zechenhäuser**, Kolonie von Seitendorf; in der „alten Zeche“ im Jahre 1780 vom Grafen Karl von Röder auf Hohlstein gegründet. Die Zechenstraße.

137. **Zobten** (slavisch: Sobota), Czobotendorf. Dorf am Jordan, südöstlich von Löwenberg. Schönes Schloß. 646 Einw. Anfang der Klingelstraße. Ortsteil Klingelberg. St. Josephsstift. Jordansmühle. Wohlgebauter Ort. Obstbau.

Flurnamen: Galgenberg, auf dem Wege nach Dippelsdorf; hier stand bis 1819 ein steinerner Galgen. Roter Berg. Kirchberg. Scheibeberg. Klingelberg, Ortsteil, aus wenigen Häusern bestehend östlich vom Dorfe. (Siehe „Einführung in die Flurnamen“). — Zobten war früher Marktflecken. Darauf weisen die Namen Säuberg und Schusterfleck hin. Auf ersterem wurden die Schweine zum Verkaufe aufgetrieben,

auf letzterem hielten die Schuhmacher ihre Waren feil. Läusehübel, vorgeschichtliche Begräbnisstätte. (Siehe „Einführung“). Die Gasse, Grundstücke im Dorfe an der Chaussee von Löwenberg nach Langneundorf. Steingründe, ein Waldstück mit reicher Quellenbildung am Wege nach Radmannsdorf. Lehmgruben. Lämmerwiese, am Bober vor der Brücke. Sautilke, eine Waldschlucht auf dem Wege nach Höfel. Hackers Lilke, Waldschlucht, in der ein Musiker in einer Märznacht 1823 durch Schneewehen ums Leben kam. Gedenkstein, Schrift kaum zu entziffern, noch oorthanden. (Ueber „Lilke“ siehe „Einführung in die Flurnamen“). Der Stelzer, Wald zwischen Sobten und Petersdorf. Hier soll der Räuber Stelzer vor Jahren sein Versteck gehabt und die Gegend unsicher gemacht haben.

A. und R. Groß.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Vorwort.	
II. Heimat	Hofst 5
III. Die heimatliche Erde und ihre Schätze.	
1. Die Entstehung des Bodens der Heimat	K. Groß 6
2. Der geologische Aufbau des Kreises Löwenberg Prof. Dr. Zimmermann	15
3. Der Bober	A. Groß 21
4. Der Queis	A. Groß 25
5. Die Iser	A. Groß 28
6. Land- und Forstwirtschaft	A. Groß 29
7. Landwirtschaftliche Nebenbetriebe	A. Groß 34
8. Der Schmotteiffener Obstbau	B. Becker 36
9. Höfeler Kirschen	Werner 37
10. Die Pflanzenwelt des Kreises	Hohmann 38
11. Der Pilzreichtum unserer Wälder	A. Groß 43
12. Von der Tierwelt des Kreises	Przibilla 46
13. Naturdenkmäler im Kreise Löwenberg	A. Groß 50
14. Die Torfgewinnung bei Rabishau	Steiner 57
15. Der Bergbau bei Giehren und Querbach	A. Groß 58
16. Seltene Mineralien der Heimat	A. Groß 61
17. Der Windmühlenberg bei Wünschendorf mit seiner Kalkindustrie und den Huhzdorf-Wünschendorfer Erzgruben	Habura 63
18. Die Erdschätze im nördlichen Teile des Kreises Löwenberg .	Kärgel 66
19. Die Gipswerke in Neuland	Möbus 70
IV. Aus der heimischen Industrie.	
1. Bedeutende Industriezweige im Kreise Löwenberg . .	Volkmann 77
2. Ein Gang durch die Köhrsdorfer Spinnerei	Volkmann 83
3. Aus der Geschichte der Papierindustrie im Kreise Löwenberg	Merkel 85
4. Die Kaolin- und Tonwerke in Steine bei Friedeberg . .	Matiba 89
5. Die Talsperre und das Kraftwerk bei Mauer	Hirsch 93
6. Auf südlichen Gefilden im Isergebirge	Dr. Siebelt 96
V. Wanderungen im Kreise Löwenberg.	
1. Von der Tafelfichte zum Hochstein	Dr. Siebelt 98
2. Bad Flinsberg	Ellger 104
3. Winter in Flinsberg	Dr. Siebelt 109
4. Durch Sommerfrischen am Kemnigkamm . . .	Rüger, Volkmann 112

	Seite
5. Von Norden nach Süden	Holzbecher 117
6. Von Ost nach West	Holzbecher 121
7. Auf der Wasserscheide	A. Groß 124
8. Eine Wanderung durch die westlichen Ausläufer des Bober-Ragbach-Gebirges im Kreise Löwenberg	K. Groß 128
9. Schloß Hohlstein	A. Eimert 132
10. Theodor Körners Wanderung durch den Kreis Löwenberg	A. Groß 135
11. Löwenberg	E. Ritter 141
12. Greiffenberg	K. Groß 148
13. Friedeberg	Volkmann 155
14. Liebenthal	Hohaus 164
15. Lähn	Reimann 168

VI. Aus der Geschichte des Kreises Löwenberg.

1. Aus der Vorgeschichte des Kreises	Koch 173
2. In germanischer Zeit	K. Groß 179
3. In slavischer Zeit	
a) Die Siedelung	K. Groß 181
b) Burg- und Ringwälle	A. Groß 185
4. Unsere Heimat im Streit der Slavenstämme	K. Groß 187
5. Die Anfänge der deutschen Zeit	K. Groß 188
6. Die Burgen im Kreise Löwenberg	A. Groß 190
7. Burgruine	Kadeck 197
8. Wie unsere Heimat christlich und deutsch wurde	
a) Löwenbergs Gründung	Schüffner 198
b) Die ländliche Besiedelung	K. Groß 201
c) Das Dorf unserer Heimat	Holzbecher 206
9. Pfälzenzwist und Fehdenot	K. Groß 208
10. Unsere Heimat zur Zeit der Glaubenskämpfe	
a) Hussitenzeit	Schüffner 213
b) Glaubensspaltung	K. Groß 215
11. Das Lager Friedrichs des Großen bei Schmottseiffen im Jahre 1759	A. Groß 222
12. Im Freiheitskampfe 1813	K. Groß 225
13. Aus der Geschichte der Kreisverwaltung	A. Groß 232

VII. Aus dem Volksleben der Heimat.

1. Aberglauben, Sitten und Gebräuche in unserer Heimat . .	Rüger 235
2. Johannisfeuer	Scholz 241
3. Trachten und Mundarten im Kreise Löwenberg	A. Groß 242
4. Der Bienenstand „Die 12 Apostel“ in Höfel	Werner 248
5. Bedeutende Männer unserer Heimat Holzbecher, Prof. Dr. Kleber	249
6. Die Pestsäule in Schmottseiffen	Becker 263
7. Ein Wallfahrtsort im Kreise Löwenberg	Schüffner 265
8. Die Bethäuser im Kreise Löwenberg	K. Groß 267
9. Alte und neue Verkehrswege	A. Groß 270

VIII. Wohlfahrtseinrichtungen.

- | | | |
|--|----------|-----|
| 1. Das Jungfrauenkloster in Liebenthal | Görlisch | 274 |
| 2. Das Graf von Schlabrendorff'sche Waisenhaus in Liebenthal | Moser | 278 |
| 3. Das Evangelische Kreisrettungshaus in Löwenberg . . | Mühlner | 281 |
| 4. Die Provinzial-Heil- und Pfllegeanstalt Plagwitz am Bober | Herde | 283 |

IX. Am Sagenborn der Heimat.

- | | | |
|---|-----------------|-----|
| 1. Sagen, Erzählungen und Spukgeschichten | A. Groß | 286 |
| 2. Die Zwerge vom Bernskenstein | Schulze | 323 |
| 3. Der Amtmannstein. Die Teufelsmauer | A. L. Mikolajek | 324 |

X. Statistisches.

- | | | |
|--|----------|-----|
| 1. Allgemeines | A. Groß | 325 |
| 2. Oberflächenform, Ausdehnung, Klima, Pflanzenwuchs . . | A. Groß | 325 |
| 3. Die Verwaltung des Kreises | A. Groß | 327 |
| 4. Gerichts- und Polizeibehörden | A. Groß | 330 |
| 5. Kirchen- und Schulverhältnisse | Görlisch | 331 |

XI. Ortsverzeichnis und Flurnamen.

- | | | |
|--|----------------|-----|
| 1. Zur Einführung in die Flurnamen | K. Groß | 333 |
| 2. Orts- und Flurnamenverzeichnis | A. und K. Groß | 350 |

XII. Inhaltsverzeichnis 393

XIII. Karte des Kreises Löwenberg.



KSIĘGARNIA

ANTYKWARIAT

DOM
KSIAZKI
DOM

N^o 108952

53



3/4
17/2